… DENN EIN HAUS, DAS GESPALTEN IST, KANN NICHT BESTEHEN

Amerikas Kampf um die Einheit der Nation
1861 - 1865

Gundula Wessel

für Claudia, die mit mir um die Wette spann

Private Buchmanufaktur Gundolf von Turmesch

Tornesch (Hauptsitz) – Ibelin – Jerusalem – Port Royal – San Cristobal –Troja (Luftschlösser)

Dieses Buch dient ausschließlich dem privaten Gebrauch. Es darf nicht weitergegeben werden!

Verkauf oder Vermietung, insbesondere zu gewerblichen Zwecken, ist ausdrücklich untersagt!

Gundula Wessel

…denn ein Haus, das gespalten ist, kann nicht bestehen
Amerikas Kampf um die Einheit der Nation 1861 -1865

3. überarbeitete und erweiterte Auflage 2016

Satz, Druck, Bindung: Private Buchmanufaktur Gundolf von Turmesch
25436 Tornesch

… DENN EIN HAUS, DAS GESPALTEN IST, KANN NICHT BESTEHEN

Roman

Gundula Wessel

Inhalt

Prolog 8
Kapitel 1 17
Der Neujahrsball .....
Kapitel 2 35
Colonel Bennetts Regiment .....
Kapitel 3 55
Flucht in den Süden .....
Kapitel 4 69
Die neue Einheit.....
Kapitel 5 90
Gefallene Würfel.....
Kapitel 6 106
Captain Cabot.....
Kapitel 7 123
Feuertaufe .....
Kapitel 8 142
Ein falscher Verdacht und seine Folgen.....
Kapitel 9 164
Versetzungen.....
Kapitel 10 185
Feindschaft.....
Kapitel 11 202
Dover/Tennessee - Heimkehr in die Fremde .....
Kapitel 12 219
Desaster am Bull Run .....

Kapitel 13 236
Antietam.....
Kapitel 14 262
Um Leben und Tod .....
Kapitel 15 281
Kleine Wunder .....
Kapitel 16 305
Neuer Beginn .....
Kapitel 17 321
Vicksburg.....
Kapitel 18 339
Der Preis der Hilfe .....
Kapitel 19 356
In der Falle .....
Kapitel 20 375
Rettungsaktion .....
Kapitel 21 391
Fort Payne .....
Kapitel 22 410
Wiedersehen in Taylor’s Mill .....
Kapitel 23 427
Begegnungen.....
Kapitel 24 446
Ausgetrickst .....
Kapitel 25 462
Ein unmöglicher Plan.....
Kapitel 26 479
Vorbereitungen .....

Kapitel 27 496
Partisanenjagd .....
Kapitel 28 518
Väterliche Denkzettel .....
Kapitel 29 534
Kriegsgericht .....
Kapitel 30 555
Einsichten .....
Kapitel 31 572
Wilderness .....
Kapitel 32 588
Shenandoah .....
Kapitel 33 606
Verfehlte Rache .....
Kapitel 34 626
Bitterer Sieg .....
Kapitel 35 648
Neue Pläne und Karfreitagsschock .....
Kapitel 36 671
Abrechnung am Cumberland .....
Kapitel 37 690
Good Bye, Tennessee! .....
Anhang I 701
Glossar 701
Anhang II 708
Militärische Begriffe 708
I. Dienstgrade 708
II. Uniformen 712

III. Truppenbezeichnungen 714
Anhang III 715
Maße, Gewichte, Temperatur..... 715
I. Gewichte: 715
II. Maße 716
III. Temperatur 718
Anhang IV 719
Prozess I 720
US-Army versus Captain Robert Christopher Bennett .....
Prozess II..... 731
US-Army versus Major (CSA) Philip Frederick Bennett.....
Prozess III 748
US-Army versus Brigadier-General Frederick Bennett .....

Prolog

Es war der 20. Dezember des Jahres 1860.

Im Kasino der Militärakademie West Point feierten die Kadetten des Abschlussjahrgangs die bestandene Prüfung. Der Jahrgang 1856 war ein außergewöhnlich guter Jahrgang gewesen. Von den im Mai 1856 aufgenommenen einhundert Anwärtern hatten fünfundneunzig die Abschlussprüfung bestanden. Am Nachmittag war eine feierliche Zeremonie in der Schulaula gewesen, in der sie ihre Offizierspatente erhalten hatten und zum Second-Lieutenant befördert worden waren. Jetzt veranstalteten die Ex-Kadetten eine eigene Feier, zu der sie auch die meisten Lehrer eingeladen hatten.

Aber dieser 20. Dezember 1860 war kein normaler 20. Dezember für die Vereinigten Staaten von Amerika. Es war der Tag, an dem die Union der Vereinigten Staaten nach dem Willen des Konvents von South Carolina aufgelöst werden sollte!

South Carolina war einer der Staaten der USA, in denen Sklavenhaltung nicht nur erlaubt war, sondern als Grundlage des Wirtschaftslebens betrachtet wurde. Die Frage, ob es einem Menschen erlaubt sein sollte, einen anderen sein sächliches Eigentum zu nennen, entzweite die Bürger der USA bereits seit etwa dreißig Jahren. Es hatte sich im Laufe der Zeit eine Zweiteilung des gewaltigen Landes herausgebildet: Der Norden bestand im Wesentlichen aus Staaten, in denen die Sklaverei verboten war oder Sklaven jedenfalls nicht gehalten wurden. Der Süden mit seinen Monokulturen von Baumwolle und Tabak lebte hauptsächlich von der Sklaverei. Die Sklaverei stellte wirtschaftlich den günstigsten Weg für die Südstaatler dar, weil ein Sklave nur den Anschaffungspreis kostete und später außer Kost und Logis keine weiteren pekuniären Belastungen verursachte.

Zwar war den Verfassungsvätern das Gewissen nicht leicht gewesen, als sie die Sklaverei weiterhin zuließen; schließlich stand sie in grundlegendem Gegensatz zur Unabhängigkeitserklärung, in der es hieß, dass alle Menschen gleiche Rechte besäßen, die unveräußerlich seien, so das Leben, die Freiheit und das Streben nach Glück. Thomas Jefferson, der Architekt der amerikanischen Unabhängigkeit, hatte die Sklaverei denn auch mehr als – wirtschaftlich – notwendiges Übel betrachtet. Doch so wie er sahen es nicht alle Sklavenhalter. Seit den Zeiten George Washingtons waren es die reichen Söhne der Südstaaten gewesen, die den Präsidenten gestellt hatten.

Und sobald sich im Senat oder im Repräsentantenhaus Opposition gegen die Sklaverei regte, drohten die Sklavenhalterstaaten regelmäßig mit der Sezession, dem Ausscheiden aus der Union. An einer Verselbstständigung der Südstaaten war in den letzten dreißig Jahren keinem Parlamentarier in Washington D.C. gelegen, denn der Süden war reich, sehr reich. Erst mit der Vergrößerung der Industrie im Norden hatte sich der Widerstand der Abolitionisten – wie die Leute genannt wurden, die für die Freiheit der Schwarzen eintraten – eine solidere Grundlage verschaffen können. Doch trotz der im Norden wachsenden Ablehnung der Sklaverei wollte niemand ernsthaft die Auflösung der Union riskieren, und so kam es immer wieder zu Kompromissen im Parlament, die ein Weiterbestehen der Sklaverei im Süden ermöglichten und den Bestand der Union als solcher garantierten. Einer dieser Kompromisse besagte, dass die Sklaverei auf eine Linie südlich von 36° 30’ nördlicher Breite beschränkt sein sollte.

1854 jedoch hatte das Kansas-Nebraska-Gesetz das Parlament passiert, das der Bevölkerung die Entscheidung über Sklaverei oder nicht überlassen sollte. Pikant an diesem Kompromiss war, dass die vom Kansas-Nebraska-Gesetz betroffenen Territorien nördlich dieser Linie lagen, die Mason-Dixon-Linie genannt wurde. Die auf den ersten Blick positive Regelung beschwor Unruhen herauf, als die Anhänger der Abolitionisten und der Sklavenhalter in die fraglichen Territorien zogen, um der jeweils eigenen Seite bei den bevorstehenden Abstimmungen Gewicht zu geben und dabei aneinander gerieten. In Kansas herrschte Aufruhr, Mord und Totschlag, so dass der Staat bald als *Bloody Kansas* bezeichnet wurde.

Hinzu kam, dass der Präsident der Vereinigten Staaten bisher stets mit massiver Unterstützung des reichen Südens gewählt worden war. Wenn er selbst schon nicht direkt aus dem Süden kam, war er doch sehr abhängig von der Gunst der Südstaatler. Am 4. November 1860 war aber etwas geschehen, das in der kurzen Geschichte der USA kein Beispiel kannte: Abraham Lincoln, ein Anwalt aus Kentucky, der seine politische Karriere in Illinois begonnen hatte, war im Jahr zuvor zum Präsidentschaftskandidaten der Republikaner gekürt worden und am Wahltag zum 16. Präsidenten der USA gewählt worden. Das Besondere daran war, dass er nicht eine einzige Wahlmännerstimme aus den Südstaaten bekommen hatte. Lincoln hatte sich zum Ziel gesetzt, den Siedlern im Norden und Westen und der einheimischen Industrie zu helfen. Zu diesem Zweck wollte er neue Schutzzölle einführen, die gerade erst in einem der vielen Kompromisse abgebaut worden waren. Vor allem aber war Lincoln gegen die Sklaverei und vertrat die

Auffassung, dass ein Volk nicht glücklich sein könnte, wenn ein Teil frei und der andere unfrei sei. Lincoln hatte dennoch nicht die Absicht, die Sklaverei sofort abzuschaffen, weil ihm durchaus bewusst war, dass er zum einen nicht die Macht hatte, einen solchen Schritt zu tun, zum anderen, dass ein solches Gesetz die Sklaven haltenden Staaten in ihrer Gesamtheit aus der Union treiben würde. Lincoln war weit blickend genug, zu erkennen, dass eine Spaltung des Landes den Untergang des Ganzen bedeuten konnte. In einer Rede im Senatswahlkampf 1858 gab er diesen Bedenken Ausdruck, indem er sagte:

„Ein Haus, das in sich uneins ist, kann nicht bestehen!“

Der Süden glaubte sich durch Lincolns Wahlprogramm vernachlässigt und in seinen Privilegien bedroht. Es kam zu dem Bruch, der von den dreizehn Sklaven haltenden Staaten schon mehrfach angedroht worden war. South Carolina tat den entscheidenden Schritt, wählte einen Konvent, der die Verfassung der Vereinigten Staaten passend auslegte und den Bruch vollzog, indem er an jenem 20. Dezember, an dem diese Geschichte beginnt, eine Verordnung ratifizierte, die alle Beziehungen an die Vereinigten Staaten auflöste.

Die jungen Männer, die im Schulkasino ihren Abschluss feierten, waren nicht ahnungslos. Die echten Yankees, die Nordstaatler, prügelten sich häufig mit den ebenso echten Dixies, den heißblütigen Südstaatlern, von südlich der Mason-Dixon-Linie. Zwar gab es auch Ausnahmen unter den Ex-Kadetten, die sich lieber auf die Ausbildung konzentriert hatten, statt sich zu raufen – aber Ausnahmen bestätigen die Regel. Und die Regel war, dass Nord und Süd sich nicht vertrugen. Für diesen Tag allerdings war eine Art Waffenstillstand vereinbart worden. Selbst die, die sich sonst die Köpfe eingeschlagen hätten, blieben friedlich, aber eine gewisse Spannung lag in der Luft.

Vier der genannten Ausnahmen hatten sich zu einem Billardspiel am grünen Tisch eingefunden.

Robert Christopher Bennett, Thomas Steven Craig, Martin Luther Moore und Mark Zachary Ashley hatten nicht die Absicht, sich zu streiten, nur, weil Bennett und Craig aus dem Norden, Ashley und Moore aus dem Süden waren. Robert stützte sich auf sein Queue und wartete auf seinen

Einsatz. Er war jetzt einundzwanzigdreiviertel Jahre alt, hochgewachsen und schlank, trug das dunkle, leicht krause Haar sehr kurz geschnitten und hatte wache, intelligente Augen, die braun wie Haselnüsse waren. Um die Augen bildeten sich Lachfältchen, die bewiesen, dass der oft ernste junge Mann durchaus herzlich lachen konnte. Im Moment blickte er eher etwas skeptisch. Auf der Stirn bildete sich über der spitzen Nase eine steile Falte.

„Was du vorhast, geht daneben, Tom“, warnte er seinen Freund und Mannschaftskameraden Thomas Craig, der eben die weiße Kugel anvisierte.

„Halt’ dich ‘raus, du mathematischer Blindgänger“, knurrte Tom, ohne aufzusehen, und führte seinen geplanten Stoß aus. Die weiße Kugel verfehlte die Elf knapp und rutschte auch an allen anderen noch auf dem Tisch befindlichen Kugeln vorbei. Thomas seufzte.

„Hab’ ich dir doch gesagt“, grinste Robert schelmisch. Thomas richtete sich auf. Er war ebenso groß wie Robert, hatte blaue Augen, war strohblond und trug einen noch leicht flaumigen Oberlippenbart. Es gab viele, die Robert und Thomas für Brüder hielten, so ähnlich waren sie sich. Tatsächlich bestand eine entfernte Verwandtschaft, da beide ihre Abstammung auf den im 17. Jahrhundert in die Neue Welt eingewanderten Dänen Dag Merrild zurückführten. Craig schüttelte den Kopf und sah Bennett vorwurfsvoll an.

„Du weißt genau, dass ich nicht zielen kann, wenn du mir auf die Finger siehst, Bob“, sagte er und gab Martin Moore einen Wink. „Du bist dran, Martin.“

Moore war ein dunkelhaariger junger Mann von zwanzig Jahren, mathematisch ein wahres Genie, der gute Aussichten hatte, bei der Artillerie Karriere zu machen. Moore stammte aus Virginia. Sein Vater hatte eine Tabak- und Baumwollplantage, die von rund zweihundert Schwarzen bewirtschaftet wurde. Im Gegensatz zu den eher wenig bemittelten Offizierssöhnen Craig und Bennett schwamm Martin geradezu im Geld. Wegen der Sklaven auf der Plantage waren Robert und Martin häufiger aneinander geraten, aber es war stets bei einer hitzigen Diskussion geblieben. Die Hitzigkeit war jedoch regelmäßig verpufft, wenn einer von beiden für eine Arbeit nicht gelernt hatte. Der andere hatte ihm mit Sicherheit rechtzeitig den entsprechenden Schummelzettel zugeschoben.

Jetzt suchte Martin sich seinen Platz sorgfältig aus und stieß die auf der Platte verbliebenen Kugeln seiner Mannschaft mit einer yankeehaften Präzision in die Löcher.

„Kapierst du das, Bobby?“, fragte Tom entsetzt. Bennett nickte.

„Martin ist in Mathematik besser als wir“, erwiderte er lächelnd. Moore sah nur kurz hoch, grinste Bennett freundlich an – und räumte die Platte ab. Zufrieden brummend richtete er sich auf und sah Robert und Thomas herausfordernd an.

„Was ist, Yankeeboys? Revanche?“, fragte er.

„Sicher. Kann man ja nicht mit ansehen, dass die Dixies hier alles abräumen“, erwiderte Bennett lachend.

„Willst du’s noch mal mit Thomas riskieren, oder ziehst du einen anderen Partner vor, Bob?“

„Nichts gegen dein mathematisches Genie, Martin, aber Billard spiele ich grundsätzlich mit Tom zusammen“, erklärte Robert. „Das werde ich nicht am letzten Tag auf West Point ändern.“

Moore justierte das Dreieck mit den fünfzehn bunten Elfenbeinkugeln und wandte sich an Ashley:

„Lassen wir die Verlierer anfangen, Mark?“

„Keine Einwände, Martin“, erwiderte Ashley. Auch er war aus dem Süden, genauer: Aus Georgia. Sein Vater besaß eine Baumwollkämmerei und eine Sägemühle in Atlanta und hatte in Savannah noch eine Textilfabrik. Wie Vater Moore war Vater Ashley zu den Reichen des Landes zu zählen.

Martin gab Robert einen Wink. Robert rieb sein Queue mit Kreide ein, zielte kurz und eröffnete mit einem ebenso kurzen wie harten Stoß. Mit zufriedenem Lächeln sah er der Elf nach, die gemächlich in ein Eckloch kullerte.

„Die Halben, Tommy“, sagte er. Sein Hinweis bezog sich darauf, dass die Kugeln, die mit den Ziffern ab der Neun bezeichnet sind, schmale Ringe um den Äquator haben und *Halbe* genannt werden, während die Kugeln mit den niedrigeren Ziffern einfarbig sind und nur die Ziffer selbst in einem weißen Kreis steht. Diese werden deshalb auch *Volle* genannt. Thomas sah seinem Freund mit triumphierender Miene zu, als der eine Kugel nach der anderen in den Löchern verschwinden ließ. Ashley und Moore sahen sich betreten an.

„He, Moment mal, das gilt nicht!“, protestierte Mark. „Wieso spielst du eigentlich so gut Billard, wenn du in Mathematik so eine Niete bist?“

„Weil ich mit der Praxis mehr anfangen kann als mit Theorie“, brummte Bennett.

Gerade wollte er anfangen, auch die Vollen abzuräumen, als lautes Gepolter von der Tür die Aufmerksamkeit der Spieler forderte.

„Extrablatt!“, tönte es von dort. „He, Jungs, hört mal alle her!“

Steve Graham, ebenfalls ein Ex-Kadett aus dem Abschlussjahrgang, sprang auf die Theke und schwenkte eine dünne Sonderausgabe der *New York Times*.

„Hört mal, ihr Politikbanausen. Wird vor allem die Jungs aus South Carolina interessieren. Hier steht: *Eilmeldung! Konvent von Charleston/South Carolina ratifiziert Unabhängigkeitserklärung! South Carolina tritt aus der Union der Vereinigten Staaten aus und erklärt alle Bindungen an die USA für gelöst!* Ende des Zitats. Jungs, Eure Landesväter haben unserer Verfassung gerade einen Fußtritt versetzt“, rief er.

Einen Moment war eine Stille im Kasino, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören können. Dann begannen die Leute aus South Carolina zu jubeln. Es waren nur wenige. Die anderen Südstaatler waren verunsichert, wussten im Moment nicht, wie sie sich verhalten sollten. Die meisten machten ihren Standpunkt vom künftigen Verhalten ihrer Heimatstaaten abhängig.

Ein leises, aber deutliches Räuspern störte den Jubel der Männer aus South Carolina.

„Ihr solltet nicht zu früh jubeln, Freunde“, warnte Robert. „Euch ist doch hoffentlich klar, dass die Union eine Sezession nicht einfach hinnehmen wird. Das gibt ‘ne Menge Ärger.“

„Wer sollte uns wohl dazu bringen, diese schwachsinnige Union *nicht* aufzukündigen?“, fragte Andrew Newport. Er war aus South Carolina.

„Der Präsident, sei es der amtierende – Buchanan – oder der gewählte – Lincoln. Weder der eine noch der andere kann zulassen, dass ein oder mehrere Staaten wie beleidigte Schuljungs davonschleichen. Lasst euch gewarnt sein. Die Einheit unseres Landes ist lebenswichtig für uns. Ein Zerbrechen können wir uns nicht leisten“, erklärte Bennett.

„So etwas kann auch nur ein feiger Yankee von sich geben. Ohne uns mutige Südstaatler kommt ihr wohl nicht aus. Gib’s zu, Bennett: Du hast die Hose jetzt schon gestrichen voll“, spottete Newport. Der vierschrötige Riese aus Charleston schob sich nach vorn. Robert war klar, dass er bei einer Schlägerei gegen Newport keine Chance hatte. Andrew ließ ihn am ausgestreckten Arm verhungern. Er hatte buchstäblich einschlägige Erfahrungen aus dem Boxunterricht. Mark Ashley überblickte die Situation und

wusste sofort, dass der junge Mann aus dem Nebraska-Territorium Newport körperlich nicht gewachsen war.

„Newport – du suchst Streit“, bremste Ashley. „Hier und heute ist nicht der richtige Ort dafür. Hauen könnt ihr euch immer noch, wenn es zu einem offenen Konflikt kommt. Aber davon abgesehen, glaube ich nicht, dass es wirklich Krieg gibt. Wetten?“, warf Ashley seinen Köder aus. Für Wetten waren die Kadetten immer zu haben gewesen. Daran änderte auch die Beförderung zum Second-Lieutenant nichts. Bennett warf Ashley einen dankbaren Blick zu. Die Situation war gerettet.

„Ich wette, dass der Krieg ausbleibt“, sagte Mark. „Sollte es trotzdem zu einem Krieg zwischen den amerikanischen Staaten kommen, dann werde ich – so wahr ich Marcus Zachary Ashley aus Georgia bin – diesen Krieg mit dem Rang durchstehen, mit dem ich hineingehe – oder mir damit die Radieschen von unten ansehen“, machte Mark sein Wettangebot.

„Und was soll das bedeuten?“, fragte Newport ebenso abschätzig wie immer noch herausfordernd.

„Newport, du bist ebenso lang wie vernagelt“, schalt Ashley beinahe sanft. „Welcher gute Offizier lässt seine Karriere sausen? Ich meine es ernst: Ich halte einen Bürgerkrieg für so unwahrscheinlich, dass ich meine Karriere drauf verwette.“

„Wer hält dagegen?“, fragte Graham, zückte ein Stück Kreide und eröffnete an der Tafel, an der sonst die Getränkepreise standen, ein Wettbuch. Der von Ashley ausgestreute Funke zündete. Die wettfreudigen Ex-Kadetten hielten eifrig mit. Alle verpflichteten sich, im Falle eines Sezessionskrieges auf ihre Karriere zu verzichten, wenn sie zu Ashleys Meinung tendierten. Robert Bennett und Thomas Craig hielten sich lange zurück, aber schließlich trat Robert doch an den ‚Wettschalter’.

„Heute haben wir den 20. Dezember 1860“, sagte er langsam. „Am 4. März tritt unser neuer Präsident sein Amt an. Spätestens dann muss der Süden Farbe bekennen. Ich glaube, so lange werden die Sklavenstaaten nicht warten. Ich bin überzeugt, dass wir bis zum 4. März die Keilerei längst haben. Sollte ich mich irren, lasse ich mich im nächsten Krieg, den die Vereinigten Staaten führen, nicht befördern“, erklärte er. Graham zögerte, Roberts Wetteinsatz zu notieren.

„Das ist ‘n Wort!“, rief es irgendwo von hinten.

„Bravo, du Kriegsprophet!“, höhnte ein anderer. Robert stand noch an der Bar, als ihm jemand von hinten auf die Schulter tippte.

„He, Bennett!“

„Du schon wieder, Andrew?“, fragte er, ohne sich umzudrehen.

„Du willst doch unbedingt Krieg, Bennett, oder?“, fragte Newport. Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte Newport Bennett um und schlug einen rechten Haken.

„Bitte, da hast du ihn!“, lachte er dröhnend. Der Schlag warf Robert über die Theke. Newport ging um den Tresen herum, schob Graham sachte beiseite und stellte Bennett am Kragen wieder auf die Beine. Sein Grinsen wurde breiter.

„Und noch mal, weil ‘s so schön war!“, knurrte er und brachte einen unangenehmen Tiefschlag an. Robert japste noch einmal, sackte zusammen und blieb liegen.

Thomas Craig wurde es jetzt zu viel. Er mochte nicht zulassen, dass sein bester Freund verprügelt wurde und keiner eingriff, um Robert zu helfen. Eilig drängte er sich zur Theke durch und knuffte den Riesen aus South Carolina in den Rücken, worauf der sich umdrehte. Tom rieb sich kurz die geballte Faust, holte aus und platzierte eine rechte Gerade auf Newports Kinnspitze. Ohne lange zu überlegen fügte er noch einen mächtigen Hieb in die Magengegend hinzu. Aber der fleischgewordene Panzerschrank aus Charleston zeigte nur ein mildes Lächeln.

„Hast du schon geschlagen, Tommy?“, fragte er sanft. Thomas sah völlig verblüfft auf – und dann bezog Craig Dresche wie seit seiner Collegezeit nicht mehr. Weil er sich aber noch halbwegs decken konnte, gelangen Newport bei ihm nicht solche Treffer wie bei dem völlig überraschten Robert.

Moore hatte inzwischen Bennett wieder zu sich gebracht.

„Oh, Gott im Himmel, hat der einen Schlag am Leib!“, stöhnte Robert.

„Stimmt“, grinste Martin. „Tom bekommt auch grade sein Teil ab.“

„Wie?“, Robert war mit einem Schlag wieder wach. „Steve, gib mir den Putzlappen“, verlangte er.

„Das Ding ist nass!“, warnte Graham.

„Eben!“, knurrte Robert. „Das ist das Einzige, was Newport zur Vernunft bringen kann!“

Er nahm Graham den nassen Putzlappen ab, der etwa die Größe eines Handtuchs hatte, schwang den Lappen wie ein Lasso und ließ ihn in Richtung des Riesen fliegen. Die Drehung vor dem Start bewirkte, dass das lange Tuch sich dreimal um Newports Kopf wickelte und ihn zu Boden

warf. Baldwin und Gordon fingen Tom auf, der unter Newports Hieben zu Boden ging.

„Jesus, wo bin ich?“, fragte Thomas, als er gleich darauf aus der gewaltsamen Narkose erwachte. „Und wo sind die Trümmer von dem Haus, das mir auf den Kopf gefallen ist?“

„Im Kasino, Tommy“, lachte Ronald Gordon. „Und die Trümmer liegen da drüben!“, wies er tränenlachend auf Newport, der sich am Boden wälzte und verzweifelt versuchte, den Putzlappen loszuwerden. Er schaffte es einfach nicht. Schließlich griff Robert ein, weil sich seine Kameraden nur vor Lachen die Seiten hielten, aber dem mit dem Ersticken ringenden Newport nicht halfen.

„Jetzt reicht ‘s! Du bist genug gestraft, Andy“, sagte er, klemmte den Riesen am Boden fest und wickelte ihn wieder aus. Ein Knie hatte er auf Newports Brust. „Aber wenn du nicht vernünftig bist, mach’ ich die Windel wieder zu!“, drohte er.

„Verd...!“

„Newport!“, warnte Robert. „Vorsicht – Putzlappen!“

„Bloß nicht! Lass’ mich hoch, Bennett!“

„Unter einer Bedingung.“

„Ich tu’ alles, was du willst, Bob, aber bleib’ mir mit dem Lappen vom Leib“, versprach Andrew.

„Du spielst jetzt ganz friedlich eine Partie Billard mit mir.“

„Okay.“

„Gut.“

Robert nahm Newport bei der Hand und zog ihn hoch.

„Und keinen Streit mehr, bis es wirklich ernst wird“, warnte er noch.

„Streit? Ich streite doch nie, Bennett“, brummelte Newport gemütlich, ließ ein Queue geben und spielte ganz friedlich Billard mit Robert.

Am folgenden Tag, nach der Abschlussparade, trennten sich die frischgebackenen Lieutenants und machten sich auf den Weg in ihre Heimatstaaten, ohne sich noch einmal im Frieden zu begegnen.

Kapitel 1

Der Neujahrsball

Am folgenden Tag fand die Abschlussparade der Absolventen auf dem großen Exerzierplatz der Akademie statt. Unter den Besuchern der Veranstaltung, die ausnahmsweise öffentlich war, waren auch Dr. Lucas Craig und Benjamin Bennett.

Dr. Craig war Chirurg, der in einem Krankenhaus in Brooklyn arbeitete. Er plante jedoch, sich selbstständig zu machen und im folgenden Jahr eine Praxis in Dover/Tennessee von einem alten Kommilitonen zu übernehmen. Er besuchte die Parade für seinen älteren Bruder Richard, Thomas Craigs Vater. Mit dem Militär hatte er wenig im Sinn. Im Gegensatz zu seinem Bruder hatte er keinen Militärdienst geleistet und hatte auch nicht vor, es zu tun. Er war der Meinung, dass er als Arzt schon in Friedenszeiten mehr als genug zu tun hatte. Von einem Krieg erwartete er nur Unheil.

Benjamin Bennett war Rechtsanwalt in Boston. Wie alle Männer der Familie Bennett hatte er wenigstens eine Zeitlang Militärdienst geleistet, hatte aber erkannt, dass ein Leben in Uniform nicht seinem Wesen entsprach.

Die Tatsache, dass er Rechtswissenschaften studiert hatte und Anwalt geworden war, hatte ihn von seinem Bruder Frederick, Roberts Vater, getrennt. Die Brüder waren schwer zerstritten, weil Frederick Bennett nichts mehr hasste als Indianer und Rechtsanwälte. Der Familienzwist mit dem Bruder hinderte Benjamin Bennett aber nicht daran, seine Neffen Robert und Philip wie Söhne zu lieben. Robert hatte eine sehr gute Abschlussprüfung abgelegt – sah man von indiskutablen Leistungen im mathematischen Bereich ab, was ihn nicht gerade für eine Karriere als Pionier oder Artilleristen empfahl. Benjamin, der gute Leistungen sehr schätzte, hatte sich deshalb einen Tag frei genommen, um seinem Neffen gleich nach der Parade zu gratulieren. Aus ähnlichen Beweggründen war Lucas Craig in West Point erschienen.

„Danke, dass du gekommen bist, Onkel Ben“, bedankte Robert sich später.

„Wenn dein Vater schon keine Zeit hat, seinen ganzen Stolz abzuholen, muss ich es wohl tun“, erwiderte Benjamin. „Bleibst du über Weihnachten?“

„Tom Craig hat mir eine Einladung seines Onkels Lucas aus New York gegeben. Onkel Lucas hat uns für Weihnachten eingeladen und Thomas’ Eltern über Neujahr. Ich werde erst zum Dienstantritt nach Fort Randall zurückkehren.“

„Hast du schon eine Einheit, mein Junge?“

„Ich habe mich zur Kavallerie verpflichtet, genau wie Tom. Aber unsere Zuordnung ist noch nicht geklärt. Es könnte sein, dass wir dem Regiment meines Vaters zugeordnet werden. Paps baut in Randall eine neue Truppe auf, von der aber noch keiner weiß, ob der Kongress sie überhaupt haben will. Entweder wird es ein Milizregiment oder ein siebentes US-Kavallerie-Regiment. Papa weiß es noch nicht. Miliz würde mir – ehrlich gesagt – quer durch den Hals gehen. Mit Sonntagssoldaten hab’ ich’s nicht so“, erklärte Robert.

„Hast du was von Phil gehört?“, fragte Benjamin. Robert nickte.

„Er hat mir geschrieben. Wenn ich ihn recht verstanden habe, will er den Dienst quittieren und ein Jurastudium anfangen. Ich kann mir vorstellen, was Daddy dazu sagt. Der wird vor Wut die Wände hochgehen.“

„Ja, Philip hat mir das auch geschrieben. Er hatte schon immer die Neigung zur Jurisprudenz, aber euer Vater hat ihn in die Uniform gesteckt. Was ist eigentlich mit dir? Was wolltest *du* eigentlich machen?“

Robert lachte herzlich.

„Du wirst es kaum glauben, Onkel Ben: Ich habe nie etwas anderes im Sinn gehabt, als Soldat werden zu wollen. Im Gegensatz zu Philip bin ich nun mal unter Uniformen aufgewachsen. Das hinterlässt gewisse Spuren.“

„Was hältst du von Juristerei?“

„Der zweitschönste Job, den ich mir denken könnte“, grinste Robert. „Ich habe jeden Rechtskurs belegt, den ich auf der Akademie erwischen konnte. Wenn Daddy das spitz bekommt, setzt es Ohrfeigen. Aber ich muss es ihm nicht auf die Nase binden.“

Wenn Robert und Thomas Benjamins Einladung, zum Weihnachtsfest zu bleiben, auch nicht annahmen, so besuchten sie ihn doch noch kurz in Boston, bevor sie nach New York reisten, mochte es zunächst auch einen Umweg bedeuten. Von dort schickte Tom eine Depesche nach Topeka, wo seine Eltern und Geschwister lebten, mit der Ankündigung, er und Robert würden pünktlich am 31. Dezember eintreffen.

KAPITEL 1 - DER NEUJAHRSBALL

Der Telegrammbote klopfte morgens um sieben am Haus von Richard Craig. Der Captain a. D. öffnete noch recht verschlafen.

„Guten Morgen, Sir. Ein Telegramm für Sie“, grüßte der Bote freundlich.

„Danke, Mr. Marcus. Das wär’s gewesen, wenn sie um zehn gekommen wären“, gähnte Richard Craig. „Trotzdem – fröhliche Weihnachten“, setzte er hinzu und gab dem Boten ein gutes Trinkgeld, der freudestrahlend weiterging. Craig öffnete das Depeschensiegel und las das Telegramm seines ältesten Sohnes:

„ANKOMME DEZEMBER 31. ROBERT KOMMT MIT. ERWARTE GROSSE PORTION KRAPFEN! TOM“

Richard lachte herzlich. Gwendolyn, seine Frau, hatte Thomas angedroht, keine Silvesterkrapfen zu backen, wenn er Robert Bennett nicht zu Neujahr mitbrächte. Silvester ohne Mutters Krapfen war für Thomas kein Silvester.

Die Craigs kannten Robert Bennett schon so lange, wie er lebte. Richard Craig war ein guter Freund von Frederick Bennett und Roberts Taufpate. Richard Craig und Frederick Bennett hatten lange Jahre in derselben Einheit gedient, waren deshalb in denselben Forts stationiert gewesen. Die enge Freundschaft der Väter hatte dazu geführt, dass die Kinder die Eltern der anderen als eine Art Verwandtschaft ansahen.

Sechs Jahre zuvor hatte Richard aber seinen Abschied genommen und war in den Holzhandel gegangen, hatte eine Stelle in Topeka/Kansas angenommen. Die Familien waren getrennt worden, als Frederick 1854 in die neu gegründete Stadt Omaha im Nebraska-Territorium versetzt worden war. Der Kontakt hatte ein wenig gelitten, was aber nicht hieß, dass er völlig abgebrochen war. Richard und Gwendolyn Craig hatten jedenfalls darauf bestanden, dass Robert Bennett das Neujahrsfest in Topeka feiern sollte.

„Gwendy!“, rief Craig.

„Ja, Dick?“

„Tom hat telegrafiert! Er kommt Silvester nach Hause!“

„Bringt er Robert mit?“

„Ja. Er schreibt, dass der junge Bennett mitkommt. Und du sollst auf keinen Fall deine Krapfen unterschlagen!“, rief Richard. Aus dem ersten Stock kam nur das fröhliche Lachen seiner Frau.

Im Hause der Craigs begannen fleißige Vorbereitungen für die Ankunft der Lieutenants. So eifrig wie jetzt hatten Susan und Frank, Toms jüngere Geschwister, ihren Eltern schon lange nicht mehr geholfen.

Am frühen Nachmittag des 31. Dezember 1860 trafen die jungen Männer in Topeka ein. In Warrensburg hatten sie die Eisenbahn verlassen und waren den Rest des Weges geritten.

„Hübsche kleine Stadt. Immer noch richtig verträumt“, bemerkte Robert, als sie in den Ort hineinritten. Seit er mit seiner Familie 1854 nach Omaha gezogen war, hatte er Topeka nicht mehr gesehen.

„Oh, das ist nicht immer so. Wenn hier Abolitionisten und Sklavokraten zusammenstoßen, ist man als Normalsterblicher besser nicht auf der Straße. Ich hoffe, dass sich das in den letzten vier Jahren etwas beruhigt hat. Und dann hat Vater mir geschrieben, dass geplant ist, die Eisenbahn von Warrensburg über Kansas City nach Topeka und darüber hinaus Richtung Westen zu verlängern. Dann ist es mit der Ruhe ohnehin vorbei“, erwiderte Tom mit einem Anflug von Melancholie.

„Wo ist euer Haus?“

„Das weiße Gebäude da vorn ist es schon.“

Sie ritten auf das bezeichnete Haus zu, banden ihre Pferde an der Veranda fest. Tom sprang die drei Stufen bis zur Tür mit einem Satz hoch und klopfte. Es dauerte auch nur wenige Augenblicke, bis sich die Tür öffnete und Gwendolyn ihren ältesten Sohn glücklich umarmte.

„Tommy, endlich bist du wieder da! Willkommen zu Hause!“

„Danke, Mom“, erwiderte Tom und gab seiner Mutter einen Begrüßungskuss. „Ich hoffe, es gibt Krapfen?“

„Wie immer, wenn du heimkommst.“

Gwendolyns Blick fiel auf Robert, der unten an der Treppe stand.

„Herzlich willkommen, Robert!“, sagte sie. „Du bist ja eine Ewigkeit nicht mehr bei uns gewesen.“

Er stieg die Treppe hinauf und machte einen höflichen Diener.

„Danke für die Einladung, Tante Gwendy. Tom hat nicht viel Mühe gehabt, mich zu überreden.“

„Ma, wo sind die Kleinen eigentlich?“, fragte Tom.

„Die sind in die Stadt gefahren, um noch einige Sachen einzukaufen“, erwiderte Gwendolyn. „Kommt doch erst mal ‘rein. Bei der Kälte braucht ihr nicht draußen zu stehen“, lud sie dann ein.

„Danke, aber ich will mein Pferd erst versorgen. Wo kann ich den Burschen unterstellen?“ fragte Robert. Thomas winkte ihm.

„Komm mit.“

Als sie die Pferde in den Stall gebracht hatten, zeigte Richard Robert sein Zimmer und verband gleich eine Hausführung damit. Solange die Familie in Topeka wohnte, war noch niemand von den Bennetts zu Besuch gewesen.

„Was macht dein Vater Robert?“, fragte Richard, als er mit seinem Taufpaten wieder im Wohnzimmer angekommen war.

„Er ist immer noch Soldat, ist vor einem Jahr zum Lieutenant-Colonel befördert worden und hat jetzt den Auftrag, oben in Nebraska ein neues Regiment aufzustellen, hat er mir geschrieben. Aber der Auftrag kam noch von Kriegsminister Floyd unter Präsident Buchanan. Wer weiß, ob der neue Minister die Truppe überhaupt noch will.“

„Wie geht’s ihm sonst?“

„Abgesehen von der Unsicherheit mit seiner Truppe geht’s ihm gut. Er lässt schöne Grüße bestellen. Betty hat mir allerdings noch verraten, dass die Lausekälte zu Hause Papas Bein arge Schwierigkeiten macht. Sie behauptet, Daddys rechtes Bein wäre der beste Wetterprophet.“

„Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie er sich die Verletzung damals in Mexiko 46/47 eingefangen hat“, geriet Richard in Erinnerungen. „Wir lagen gerade...“

„Stopp, die Geschichte kenne ich auswendig!“, bremste Robert. „Papa erzählt sie beinahe alle Tage.“

„Dann werde ich dich damit nicht belämmern“, lachte Richard auf. Thomas kam herein.

„Wenn du erlaubst, Papa, werde ich dir Robert jetzt für eine Weile entführen und ihm die Stadt zeigen“, sagte er.

„Geht nur. Aber seid zum Abendessen zurück.“

Kaum waren die Freunde fort, kehrten Thomas’ jüngere Geschwister Susan und Frank von ihrem Einkauf zurück.

„Das nächste Mal bestelle ich eine zweite Kutsche!“, protestierte Frank. „Ein Wagen fasst das alles nicht, wenn Susan ohne eindeutige Anweisungen einkaufen will.“ Er grinste frech. „Und ich glaube, wir haben noch nicht alles bekommen. Susy hat ein Gesicht gemacht wie dreizehn Tage Regenwetter!“, petzte er.

„Ekel!“, fauchte seine Schwester und sprang die Treppe hinauf ins erste Stockwerk. Richard folgte seiner Tochter besorgt.

„Fehlt noch etwas? Soll ich Tom noch mal losschicken?“

„Nein, nein, Papa. Was ich einkaufen wollte, haben wir bekommen“, widersprach Susan.

„Und warum machst du so ein Gesicht?“

„Ach, Paps, ich hab’ keine Lust, heute zum Neujahrsball zu gehen.“

„Das ist ja ganz was Neues! Seit wann hast du keine Lust mehr zum Tanzen, Susy?“, wunderte sich Richard.

„Roger O’Malley ist doch vor zehn Tagen weggezogen. Ohne Roger macht mir kein Tanz richtig Spaß, Daddy. Außerdem habe ich ohne Roger keinen Tischherrn und ersten Tanzpartner mehr. Und ohne Tischherrn zum Ball zu gehen, ist völlig unmöglich. Nein, ich mag nicht.“

„Und wenn ich einen passenden Ersatz auftreibe?“

„Den kannst du doch nicht aus dem Hut zaubern, Paps. Kann Tom das nicht machen, wenn ich unbedingt mitmuss?“

„Thomas ist an Miss Covington vergeben. Das weißt du doch“, erinnerte Richard.

„Ausgerechnet diese Zicke?“, ereiferte sich Susan.

„Susan, bitte!“, bremste der Vater den aufkommenden Wutanfall seiner Tochter. „Ich werde einen Ersatz finden, und ich erwarte, dass du dich anständig benimmst. Sonst hast du eine Menge Ärger, meine liebe Tochter!“

Susan nickte brummig, aber sie sagte nichts mehr. Sie wusste, wann es besser war, den Vater nicht weiter zu reizen.

Richard Craig ging nachdenklich hinunter. Susan konnte unausstehlich sein, wenn ihr Tischpartner ihr nicht passte. Sie hatte es oft genug bewiesen. Vater Craig stellte sich also die Frage, wem er die Kratzbürste Susan anvertrauen sollte – oder sollte er besser *andrehen* sagen? Trotz angestrengten Nachdenkens wollte ihm kein passender Partner für Susan einfallen. Schließlich fragte er seine Frau um Rat.

„Gwendy, Susan will nicht zum Neujahrsball mitkommen“, sagte er, als er die Küche betrat.

„Und warum nicht?“

„Sie hat keinen Tanzpartner mehr, seit O’Malley weggezogen ist. Ich müsste ihr wohl einen suchen.“

„Und warum bist du dann noch nicht weg? Um acht beginnt die Veranstaltung“, erinnerte Gwendolyn, beinahe uninteressiert.

„Gwendy, du kennst unsere Tochter mindestens so gut wie ich, wenn nicht noch besser. Wenn sie sich seit dem großen Ball zum Unabhängigkeitstag in Fort Larned nicht völlig verändert hat, kann sie unausstehlich sein. Denk' mal daran, wie sie den armen Lieutenant Parker fertig gemacht hat. Susan kann richtig widerlich sein, wenn ihr derjenige, mit dem sie am Tisch sitzt, nicht gefällt. Ich hätte wirklich Gewissensbisse..."

„Lass' nur, Dick, ich mache das schon. Bis jetzt habe ich immer noch jemanden gefunden", beruhigte Gwendolyn ihren Mann.

„Bis jetzt war auch immer Roger O'Malley zur Stelle. Aber der hat sich plötzlich erinnert, dass er aus South Carolina ist und hat sich lieber den Rebellen da unten angeschlossen!", schnaufte Richard. „Ich wüsste nicht, wer sonst mit unserer Tochter fertig werden könnte, ohne von ihr unmöglich gemacht zu werden", gab er zu bedenken.

„Lass' dich überraschen, Dick. Du wirst sehen, dass ich den Richtigen gefunden habe – spätestens um Mitternacht", lächelte Gwendolyn. Ihr war gerade eine Idee gekommen...

Einige Zeit danach kehrten Thomas und Robert aus der Stadt zurück. Gwendolyn Craig packte die Gelegenheit beim Schopfe, ihre Idee gleich zu verwirklichen und bat Robert ins Wohnzimmer. Sie schloss die Tür und fragte:

„Robert, tanzt du noch so gut wie früher?"

Der junge Mann war sehr überrascht.

„Ich hatte nicht viel Gelegenheit, es in den letzten vier Jahren auszuprobieren. Es langt grade noch für English Waltz, Polka und eine Square Dance. Ich hoffe, dass es für einen Garnisonsball reicht."

„Bestimmt, mein Junge. Du hast doch sicher für heute Abend noch keine Tischdame oder?"

„Nein, ich hatte gehofft, Tommy würde mir behilflich sein. Schließlich bin ich hier fremd."

„Wärst du einverstanden, Susan heute Abend zum Ball zu begleiten?"

Robert erinnerte sich an ein Mädchen, das er zuletzt vor sechs Jahren gesehen hatte. Susan war gerade vierzehn Jahre alt gewesen, als er sie in Omaha verabschiedet hatte. Der junge Mann war nie sehr zu Mädchen hingezogen gewesen, sie hatten ihn bisher einfach nicht interessiert. Zudem hatte er oft erlebt, wie sehr seine Mutter geweint hatte, wenn sein Vater auf einem Feldzug gewesen war. Er wollte nicht, dass sich jemand um ihn Sorgen machte. Aber der Name Susan Craig löste eine ganz seltsame Empfin-

dung bei Robert Bennett aus. Das Besondere daran war, dass ihm zwar viele Mädchen schöne Augen gemacht hatten, die ihm absolut nicht gefielen, nur Susan hatte ihn nie mit diesem ‚verliebte-Katzen-Blick' bedacht, den Robert so gar nicht mochte. Und genau das war es, was Robert so an ihr schätzte.

„Es wäre mir eine Ehre", sagte er lächelnd.

„Hast du Susan schon gesehen? Sie ist richtig erwachsen geworden."

„Nein. Als ich ankam, war sie noch einkaufen", erwiderte Robert.

„Dann warte einen Moment", sagte Gwendolyn und verließ eilig das Wohnzimmer.

Es war inzwischen sieben Uhr abends und Susan war dabei, sich für den Silvesterball fertig zu machen. Gerade kämmte sie ihre halblangen, braunen Locken, als es klopfte und sie die Stimme ihrer Mutter hörte:

„Susy, mach' bitte auf."

„Sofort, Mama!", rief sie, einen Kamm zwischen den Zähnen. Eilig sprang sie auf und öffnete die Tür.

„Was ist denn? Fehlt doch noch etwas?", fragte sie erschrocken.

„Nein, im Gegenteil, mein Kind: Es ist jetzt wirklich alles komplett. Ich habe für heute Abend einen Begleiter für dich gefunden", strahlte Mutter Craig. Susans Miene war alles andere als glücklich.

„Mama, du hast doch nicht etwa einen Fremden...?"

„Nein, Unsinn. Du kennst ihn, aber du hast ihn schon lange nicht mehr gesehen. Mach' dich fertig, dann stelle ich ihn dir vor."

Kaum fünf Minuten später war Susan im Wohnzimmer. Völlig verblüfft erkannte sie Robert Bennett.

„Bobby, du?", fragte sie verwirrt nach. Der Lieutenant sprang auf, als er Susan sah. Wenn das nicht die Frau seiner Träume war! Gwendolyn Craig lächelte viel sagend und nahm Susan bei der Hand.

„Susan, Bob Bennett wird heute Abend dein Tischherr sein", sagte sie. Dann wandte sie sich an den jungen Mann: „Robert, ich vertraue dir Susan an. Pass' bitte gut auf sie auf."

„Selbstverständlich Tante Gwendy. Es ist mir eine Ehre, Susan."

Er lächelte Susan warm an und bedachte ihre Hand mit einem höflichen Handkuss.

„Ganz meinerseits, Robert", erwiderte sie mit nicht zu übersehender Röte im Gesicht.

Viertel vor acht hielt eine Kalesche von Fort Leavenworth vor der Haustür. Ein Soldat in großer Uniform hielt die Wagentür auf. Richard Craig hatte seine alte Uniform aus dem Schrank geholt und hatte sich vom biederen Holzkaufmann wieder in den schneidigen Captain Craig verwandelt. Sämtliche Orden, die er sich in seiner Karriere verdient hatte, waren fein säuberlich aufgesteckt. Er half seiner Frau in den Wagen. Gwendolyn Craig war anzusehen, dass ihr Mann es mit Holzhandel zu Geld gebracht hatte. Ihr Mantel war mit allerfeinstem Biberfell besetzt. An den Ohrläppchen glitzerten diamantbesetzte Ohrringe, die allein ein Vermögen wert waren. Ohne es eigentlich zu wollen, verglich Robert Susan mit ihrer Mutter. Was die Mutter aufgedonnert war, war die Tochter bescheiden. Sie trug nicht einmal einen Ring, geschweige denn solches Geschmeide wie diamantene Ohrringe. Auch ihr Mantel war nicht von der Pracht wie der ihrer Mutter, was nicht hieß, dass er seinen Zweck nicht erfüllte. Vorsichtig half Robert Susan in die Kalesche und stieg dann selbst als Letzter ein. Tom war zu den Covingtons geritten, um mit Captain Covington, dessen Frau und Tochter Angela zum Ballhaus zu fahren. Richard Craig klopfte an die Wagenfront und der Kutscher fuhr los.

Eine Viertelstunde später saßen die Gäste im Ballhaus. Das Organisationskomitee der Garnisonen Riley und Leavenworth veranstaltete den Neujahrsball als gemeinsames Fest der Garnisonsangehörigen, zu dem auch alle ehemaligen Mitglieder der Garnisonseinheiten eingeladen wurden. Da Topeka ziemlich genau in der Mitte zwischen beiden Garnisonsstandorten lag, hatte das Komitee den *Stars and Stripes Saloon* in Topeka für das Fest gemietet. Die Organisatoren hatten sich alle Mühe gegeben, deutlich zu machen, dass dieses Fest von Soldaten für Soldaten gemacht war. Der Saal war mit Girlanden und Rosetten in den Staatsfarben Rot, Weiß und Blau geschmückt, dazu hatten sie sämtliche Regimentsfahnen und Schwadronswimpel gut sichtbar aufgehängt. Der Kommandant des Forts Riley eröffnete den Ball und die Kapellen der Garnisonen spielten abwechselnd Tanzmusik, die in die Beine ging und bewies, dass die Musiker mehr konnten, als nur Märsche blasen.

Robert kam sich recht unbeholfen vor. Er brachte es weder fertig, mit seiner Tischdame ein Gespräch anzuknüpfen, noch war es ihm beschieden, mit ihr zu tanzen. Irgendwie hatte sie immer eine passende Ausrede. Aber schließlich kam ihm der Zufall zu Hilfe: Susan begann zu niesen und konnte ihr Taschentuch nicht finden.

„Nimm meins, Susan. Es ist ganz sauber“, bot er an. „Gesundheit!“, setzte er hinzu, als sie nochmals herzhaft nieste.

„Tschii! Danke, Bob. Oh, ich glaube, ich habe mich ganz scheußlich erkältet. Kein Wunder, wenn Petrus nicht weiß, ob nun Herbst oder Winter sein soll.“

Sie schnupfte aus und wollte Robert sein Taschentuch zurückgeben, als ihr die Stickerei in der Ecke des Tuchs auffiel.

„Oh“, sagte sie, „das ist aber hübsch. Noch von deiner Mutter?“

„Nein, das hat Betty mir zum Geburtstag geschickt. Sie hat die Stickkunst unserer Mutter offensichtlich geerbt.“

Der Anfang war gemacht. Das Gespräch entwickelte sich nun rasch und nahm die jungen Leute völlig in Anspruch; so sehr, dass sie die Zeit und das Tanzen vergaßen. Schließlich schlug es elf.

„Was? Schon elf?“, wunderte sich Robert. „Ich denke, wir sollten doch noch ein Tänzchen wagen, ehe es Mitternacht ist. Würdest du mir die Ehre des nächsten Tanzes geben, Susan?“

Im gleichen Moment stimmte die Kapelle von Fort Leavenworth einen English Waltz an. Susan zögerte einen Moment.

„Ja, gern“, sagte sie dann und ließ sich auf die Tanzfläche führen. Robert hatte das Gefühl, eine Feder in den Armen zu halten, so leicht schwebte Susan mit ihm dahin. Der junge Lieutenant war sicher, noch nie mit einem Mädchen getanzt zu haben, das so perfekt Walzer tanzte. Schließlich konnte er nicht mehr umhin, ihr das auch zu sagen:

„Du tanzt wundervoll Walzer. Du bist so leicht wie eine Feder“, lächelte er warm. Die Reaktion, die darauf folgte, hatte er allerdings überhaupt nicht erwartet: Susan wurde weiß und rot und blieb plötzlich stehen.

„Was ist? Ist dir nicht gut?“, fragte er besorgt nach.

„Oh, du... du Ekel!“, zischte Susan giftig, machte sich von dem völlig verblüfften Lieutenant Bennett frei und rannte hinaus. Robert brauchte einen Moment, um sich zu fassen.

„Susan!“, rief er hinter ihr her. „Susan, bleib’ da!“

Er drängte sich durch die Gäste auf der Tanzfläche, die den Eklat gleichfalls überrascht beobachtet hatten. Aber Susan war verschwunden. Nach einiger Zeit traf er auf Tom.

„Was war das?“, fragte Tom entsetzt.

„Das wüsste ich auch gern. Wir haben uns prächtig vertragen, bis ich ihr gesagt habe, wie schön sie Walzer tanzt. Hat sie öfter solche Anwandlungen?“

„Komisch, immer wenn ihr jemand sagt, dass sie eine Walzerfee ist, macht sie dasselbe Theater. Ich weiß nicht warum, aber es ist so. Ich hätte dich warnen sollen“, erwiderte Tom.

„Hast du eine Ahnung, wo sie sein könnte?“

„Bei uns zu Hause wäre sie garantiert in ihrem Zimmer. Wo sie sich hier verkrochen haben könnte, weiß ich nicht. Aber diesmal warne ich dich gleich: Mach’ dir keine Hoffnung, sie wieder in den Ballsaal zu lotsen. Meine Schwester kann unausstehlich sein, wenn sie schmollt. Und ich fürchte, *dass* sie jetzt schmollt. Alles, was du jetzt erreichst, ist, dass sie dich unmöglich macht.“

„Das hat sie bereits“, seufzte Robert. „Danke für die Warnung, Tommy, aber schlimmer kann es nicht mehr werden. Ich will es wenigstens versuchen.“

Während Robert weiterhin Susan suchte, setzte Thomas sich zu seinen Eltern.

„Ich hab’s ja geahnt. Robert mit Susan zusammenzuspannen, konnte nicht gut gehen. Susan ist ‘ne Kratzbürste. Mama, so blamiert man keine Gäste!“, sagte er vorwurfsvoll. Gwendolyn lächelte freundlich.

„Warte es ab, mein Junge, warte es ab“, beruhigte sie ihren ältesten Sohn. „Ich glaube Robert hat mehr Erfolg mit ihr als Roger O’Malley, glaub’ mir“, orakelte sie dann.

Robert hatte den Saloon erfolglos abgesucht und wandte sich schließlich an den Wirt.

„Haben Sie Miss Craig gesehen?“

„Miss Craig? Ja, die ist vor einer Viertelstunde ‘rausgegangen. Sie war ganz bleich und sagte, ihr wäre nicht gut. Sie hat ihren Mantel allerdings nicht mitgenommen. Ich habe angenommen, sie wäre durch den anderen Eingang zurückgekommen.“

Robert schüttelte den Kopf.

„Nein, ist sie nicht. Könnte ich meinen Mantel und den von Miss Craig haben?“

„Gewiss.“

Der Wirt gab Bennett die beiden Mäntel. Schon im Hinausgehen zog er seinen Mantel an und nahm den von Susan über den Arm.

Draußen im Garten musste er noch eine ganze Weile suchen, bis er sie endlich schmollend und frierend hinter einem Baum fand.

„Hier steckst du? He, was soll das?“, sprach er sie an.

„Oh, lass’ du mich zufrieden! Du bist wahrhaftig nicht besser als die anderen! Fast hätte ich es geglaubt! Lass’ mich allein!“, schnaubte sie.

„Kompliment zu deinem Versteckspiel. Ich habe dich geschlagene zwanzig Minuten gesucht. Mädchen, wenn du dir nicht die Kripilz holen willst, ziehst du das nächste Mal den Mantel an, wenn du schon ausreißt“, sagte Robert sanftmütig.

„Ach was, ich bin selten ... Tschii!“

„So siehst du aus!“, lachte Robert auf. „Ich habe deinen Mantel mitgebracht – und den ziehst du jetzt bitte an! Komm.“

Widerstrebend ließ Susan sich von Robert in den Mantel helfen und drehte sich dann wieder brüsk um.

„Ich finde, du bist mir eine Erklärung schuldig, Susan“, sagte er leise. Sie wollte wieder davonlaufen, aber diesmal bekam Robert sie rechtzeitig am Arm zu fassen.

„Stopp! Hier geblieben, Miss Craig!“, sagte er und drehte sie mit sanfter Gewalt um. „Gestatte mir die Frage, was so ungewöhnlich daran ist, wenn ein junger Mann einer jungen Dame ein Kompliment über ihre Tanzkünste macht, dass sie gleich davonläuft?“, fragte er.

Sie blitzte ihn wütend an.

„Dieses *Kompliment*, wie du es nennst, Robert, ist mir schon oft gemacht worden – es ist nur nie ernst gemeint gewesen, wie ich weiß. Wir haben uns lange unterhalten. Denk’ nicht, ich hätte nicht bemerkt, wie ironisch du sein kannst. In Bezug auf meine Tanzkünste vertrage ich nicht sehr viel Spaß, Sir! Und jetzt lass’ mich endlich allein!“, giftete Susan.

„Oh, nein!“, widersprach Robert. „Kommt gar nicht in Frage! Du kannst recht kratzbürstig sein, Susan, aber damit wirst du mich nicht los. Ich weiß, ich kann ironisch sein – aber was ich einer Dame beim Tanz sage, ist ernst gemeint.“ Ohne ihre Gegenwehr zu beachten, zog er sie vorsichtig an sich. „Darum sage ich es dir noch einmal:“, setzte er dann hinzu, „Du tanzt wunderbar, Susan. Ich habe noch niemals erlebt, dass eine Dame so schön tanzt.“ Er machte eine kurze Pause. „Ich meine es absolut ehrlich, Susan“, sagte er leise. Susan sah auf und entdeckte einen warmen, verständnisvollen Schimmer in seinen Augen. Seine Nähe war ihr lieber, als sie zugeben mochte und sie gab ihre Gegenwehr auf.

„Das ist nett gesagt, aber schwer zu glauben“, sagte sie dennoch abweisend. Es hörte sich beinahe flehend an. Aber sie ließ es zu, dass er sie umarmte und ihr sanft über das Haar strich.

„Ich bin nicht nur ironisch, sondern auch ganz widerwärtig neugierig. Warum fällt es dir so schwer, mir zu glauben“, fragte er leise. Ein eisiger Luftzug brachte sie dazu, sich dicht an seine Mantelpelerine zu kuscheln. Es war warm dort und Roberts Nähe gab ihr eine Sicherheit, die sie bisher nicht gekannt hatte.

„Na gut“, seufzte sie, „da du so penetrant fragst, muss ich es dir wohl erklären. Aber versprich mir eines: Erzähle es niemandem und lach’ bitte nicht darüber!“

„Versprochen.“

„Vor vier Jahren nahm mein Vater mich zum ersten Mal mit auf einen Ball. Einer meiner Tanzpartner war ein junger Captain, der wie ein junger Gott tanzte. Er machte mir das gleiche Kompliment wie du, aber er hatte so einen merkwürdigen Unterton dabei. Wenig später beobachtete ich, wie er mit einigen Kameraden zu mir hinschaute, einige zweideutige Bewegungen machte und dann mit ihnen zu lachen begann. Auf längeren Umwegen fand ich heraus, dass ich mit den Beinen durcheinander geraten war und mit ihm in einer mehr als zweideutigen Position getanzt hatte. Seitdem renne ich davon, wenn mir einer ein Kompliment über meine Tanzkünste macht, weil ich fürchte ich könnte wieder...“, Sie brach ab und machte sich heftig von ihm frei. „Ach, wieso erzähle ich dir das eigentlich? Du wirst sowieso nichts Besseres zu tun haben, als das brühwarm...“

Weiter kam sie nicht. Robert hielt sie fest und drehte sie grob zu sich.

„Susan!“, erboste er sich. Er fühlte sich jetzt in seiner Ehre gekränkt. „Es gibt auch bei *mir* einen Punkt, an dem der Spaß aufhört: Nämlich dann, wenn jemand an meinem Wort zweifelt! Ich habe dir mein Wort gegeben, nichts weiterzuerzählen und dich nicht auszulachen. Ich habe nicht vor, es zu brechen!“, stellte er zornig klar. Susan erschrak. Plötzlich tat es ihr Leid, ihm misstraut zu haben, ja ihn überhaupt so behandelt zu haben.

„Es tut mir Leid, Bob. Entschuldige bitte“, bat sie leise um Verzeihung. Er umarmte sie und zog sie ganz nah an sich.

„Ist gut. Tu’ es nur nie wieder“, erwiderte er sanft. Susan spürte, dass seine behandschuhte Hand vorsichtig eine Träne fortwischte. Sein warmes Lächeln verzauberte das Mädchen.

„Susan, wenn ich nicht fürchten müsste, dass du wieder das Weite suchst, würde ich dich jetzt küssen“, flüsterte er vertraulich. Augenblicklich loderte wieder Zorn in Susans dunkelblauen Augen auf. Sie stemmte die Hände in die Hüften.

„Du Wüstling!“, schalt sie wütend. Sie kam nicht zum Davonlaufen, denn Robert hielt sie sanft, aber unnachgiebig fest.

„Genau deshalb lasse ich es ja auch“, grinste er jungenhaft. Es hatte ihn einige Beherrschung gekostet, zu unterlassen, was seine Lippen unbedingt tun wollten. Er griff in seine Hosentasche und zog seine Taschenuhr hervor.

„Schon zwanzig vor zwölf“, sagte er. „Ich denke, wir haben genug frische Luft geschnappt. Außerdem willst du bestimmt mit deinen Eltern auf das neue Jahr anstoßen, oder?“

Susan nickte.

„Ist dir jetzt wohler?“, fragte Robert.

„Ja. Danke, dass ich mit dir reden konnte.“

Er bot ihr den Arm, in den sie sich gern einhakte. Langsam gingen sie zum Festsaal zurück. An der Garderobe half Robert Susan aus dem Mantel und kehrte mit ihr in den Saal zurück. Am Eingang wartete Gwendolyn Craig schon aufgeregt.

„Mein Gott, wo warst du so lange, Kind?“

„Ihr war nicht gut, Tante Gwendy. Der Wirt hat mir gesagt, sie sei ganz blass und ohne Mantel nach draußen gegangen. Ich habe ihr den Mantel gebracht und wir haben einen kleinen Spaziergang gemacht. Sie hat sich wieder erholt.“

„Und der Krawall vorhin?“, hakte Gwendolyn mit strengem Blick auf ihre Tochter nach.

„Hängt damit zusammen“, erklärte Robert. „Bei Kreislaufzusammenbrüchen kann so etwas vorkommen, hat mir jedenfalls Onkel Lucas erklärt.“

„Wie bitte?“

„Oh, als ich mit Tom bei Onkel Lucas war, hatten wir das Thema *Kreislaufkollaps*. Er hat dabei erklärt, dass es bei einem Kollaps durchaus zu so etwas wie Halluzinationen kommen kann. Wer weiß, welche Albtraumgestalten Susan vorhin gesehen hat“, schwindelte der Lieutenant. Gwendolyn nahm das zur Kenntnis.

„Es ist gleich zwölf. Verträgst du schon Sekt, Susan?“

„Vielleicht.“

„Ich bin in ihrer Nähe, Tante Gwendy. Es wird nichts passieren“, versprach Robert. Mit deutlichen Zweifeln im Gesicht brachte Gwendolyn ihrer Tochter und Robert den Sekt. Fast im gleichen Augenblick schlug es

zwölf Uhr. Der Wirt des Saloons und einige Soldaten löschten rasch die Kerzen im Raum, neben den Kerzenständern postierten sich Soldaten mit brennenden Dochten, um später die Kerzen wieder zu entzünden. Als es dunkel war, stimmte der Kapellmeister das Lied *Auld Lang Syne* an, in das die Gäste einstimmten.

Susan stand immer noch neben Robert und bemerkte, dass er ganz sanft seinen Arm um ihre Schultern legte. Es war ein wunderbares Gefühl und sie lehnte sich an ihn.

„Danke“, sagte sie leise. „Und ein frohes Neues Jahr.“

„Ein frohes Neues Jahr. Wofür *danke*?“

„Dafür, dass du mich zurückgeholt hast, und dafür, dass du für mich geschwindelt hast, dass sich die Balken bogen.“

„Für dich würde ich fast alles tun, Susan“, hörte sie ihn leise sagen. „Ich mag dich sehr“, setzte er flüsternd hinzu.

„Noch ist es dunkel, Bobby“, erwiderte sie im gleichen Ton.

„Ist das eine Einladung?“

„Ja.“

Eine weitere Aufforderung war unnötig. Robert nutzte umgehend die sich ihm bietende Chance und küsste Susan. Als der Wirt wieder Licht machen ließ, ahnte niemand etwas von der soeben angebahnten Romanze zwischen Robert Bennett und Susan Craig. Die Gäste stießen mit den Gläsern an, wünschten sich ein gutes Neues Jahr, sprachen über die Ereignisse des vergangenen Jahres. Gwendolyn Craig sah zu Robert und Susan hinüber und entdeckte einen deutlichen Blick, den die jungen Leute tauschten. Erst das beginnende Feuerwerk, das von den Sprengmeistern der Riley-Garnison veranstaltet wurde, rief sie wieder in die Wirklichkeit zurück.

Als die Gäste vom Feuerwerk in den Festsaal zurückkehrten, sah Richard Craig nachdenklich auf die Riesentorte, die der Wirt mit seinem Chefkoch gerade anschnitt. Die Torte war vierstöckig, auf jedem Stockwerk war eine Ziffer. Sie bildeten zusammen die Jahreszahl 1861.

„Ich werde das dumme Gefühl nicht los, dass dies erst einmal das letzte friedliche Neujahr sein wird“, murmelte Richard pessimistisch. Thomas hörte seinen Vater sinnieren und lachte auf.

„Paps, du bist ein Schwarzseher! Ich glaube nicht, dass die Sezession eine so ansteckende Krankheit ist. South Carolina kann alleine nicht viel ausrichten. Du wirst sehen: In ein paar Monaten ist die Sezession nur noch Geschichte.“

„Oder der Spuk fängt erst richtig an“, unkte Richard. „Was meinst du, Robert?“

„Ich habe mich noch nicht so recht damit befasst“, antwortete Bennett zurückhaltend. Aber dann sprudelte es aus ihm heraus: „Aber wenn *das* Beispiel Schule macht – und das werden die kommenden Wochen und Monate zeigen müssen – laufen uns bald sämtliche Sklavenstaaten aus der Union weg, vorausgesetzt, wir hindern sie nicht daran.“

„Muss diese Fachsimpelei sein?“, fragte Gwendolyn Craig erbost. Im Geiste sah sie die Männer schon hitzig diskutierend um die Tische sitzen. Ob es allerdings beim Diskutieren bleiben würde, stand in den Sternen, denn es gab noch immer einige Soldaten und Offiziere aus den Südstaaten in den Einheiten, die ausgesprochen hitzig veranlagt waren. Bevor es zur Saalschlacht kam, musste das Thema *Sezession* unbedingt beendet werden.

„Meine Güte, Gwendy!“, entfuhr es Richard Craig. „Man muss doch mal über politische Dinge reden! Schließlich leben wir in einer Demokratie.“

„Aber doch nicht ausgerechnet zehn Minuten, nachdem ein neues Jahr begonnen hat, Dick!“, gab Mrs. Craig zurück. Damit ließ sie ihren Mann stehen und bahnte sich einen Weg zum Kapellmeister.

„Tambourmajor Masterson!“, rief sie. Don Masterson drehte sich um.

„Mrs. Craig? Was kann ich für Sie tun?“

„Die Männer fangen an zu fachsimpeln. Tun Sie was dagegen und veranstalten Sie zwei oder drei Tänze Damenwahl, Donald.“

Don Masterson grinste.

„Selbstverständlich, Mrs. Craig“, sagte der Kapellmeister und ließ einen Tusch blasen. Die Gespräche verstummten sofort.

„Ich erbitte der Kameraden geschätzte Aufmerksamkeit! Meine Damen, meine Herren: Drei Tänze mit dem Herrn Ihrer Wahl - Damenwahl!“, rief Masterson.

Zunächst war Stille. Die Damen waren etwas schüchtern. Schließlich machte Gwendolyn Craig den Anfang und forderte Captain Covington auf. Der Bann war gebrochen und die Damen holten sich die Soldaten und Offiziere auf das Parkett – Ende der Politik! Susan Craig war noch unschlüssig, als sie Angela Covington geradewegs auf Robert Bennett zu rauschen sah.

‚Augenblick, werte Dame!’, dachte sie. ‚Da habe ich auch noch ein Wörtchen mitzureden!’

Sie fasste sich ein Herz und ging die drei Schritte zu ihm.

„Darf ich um diesen Tanz bitten, Robert?“, fragte sie mit hochrotem Kopf.

„Gern, Susan“, erwiderte er lächelnd und ließ sich von ihr auf das Parkett führen. Angela hatte das Nachsehen und tröstete sich mit Richard Craig

Der Ball dauerte bis in den frühen Morgen an. Gegen vier Uhr morgens verabschiedeten sich die ersten Gäste. Um fünf Uhr verließen auch die Craigs und ihr Gast den Festsaal. Gwendolyn und Richard Craig bemerkten, dass zwischen Robert und Susan etwas begonnen hatte, was sie zunächst erschreckte, was sie aber letztlich weder unterbinden wollten noch konnten. Zudem war es Richard nur recht, wenn der Sohn seines besten Freundes sich vielleicht in seine Tochter verliebt hatte.

„Hat es dir gefallen, Robert?“, fragte der Captain a. D. Der junge Mann nickte.

„Ich glaube, ich habe noch kein schöneres Neujahrsfest erlebt“, antwortete er. Er sah Susan an. „Und schuld daran ist meine so bezaubernde Tischdame“, setzte er hinzu. Susan spürte, dass sie rot wurde. Zu ihrem Glück stoppte die Kalesche in diesem Moment vor dem Haus der Craigs. Die Ankunft entband sie von einer Antwort, die sie im Augenblick noch nicht geben konnte. Der Kutscher stieg vom Bock und öffnete den Wagenschlag. Robert stieg aus und bot Susan die Hand, um ihr beim Aussteigen zu helfen.

„Galant, der junge Mann“, flüsterte Gwendolyn Craig ihrem Mann zu.

Schon wenig später ging Gwendolyn Craig durch das Haus, um die letzten Lichter zu löschen. Als sie Susan eine gute Nacht wünschte, zupfte Susan ihre Mutter am Ärmel.

„Du, Ma... ?“

„Was ist denn?“ fragte Gwendolyn sanft.

„Mama, ich hab’ so ein Gefühl wie Ameisen in Händen und Füßen und schwindlig ist mir auch. Ma, ist das immer so, wenn man einen Menschen sehr gern hat?“

„Zu meiner Zeit war es jedenfalls so“, lächelte die Mutter. „Er gefällt dir wohl, der Robert Bennett, hm?“

„Jaaa! Ach Mom, er hat so hübsche Augen und er sieht so gut aus in der Uniform. Mama, er tanzt einfach hinreißend. Oh, ich hab’ ihn so gern!“

„Dann träum’ schön von deinem Herzenshelden, mein Kind. Gute Nacht, Spatz.“

„Gute Nacht, Mama“, erwiderte Susan. Ein deutliches, sehr zufriedenes Seufzen mischte sich unter den Gruß.

Ein paar Zimmer weiter wünschte Thomas seinem Freund eine angenehme Nachtruhe.

„Danke, Tom“, erwiderte Robert. „ Tommy –“, setzte er dann an.

„Ja?“

„Tom, ich glaube, ich habe mich verliebt.“

„Wie bitte?“ fragte Tom erschrocken. „*Was* hast du gesagt? Ich habe nicht richtig gehört!“

„Doch, du hast völlig richtig gehört. Ich habe mich verliebt, Thomas – und zwar in deine Schwester Susan“, wiederholte Bennett. „Du hast Recht: Sie kann ein Biest sein, ohne Zweifel – aber ein sehr nettes Biest“, lächelte er versonnen.

„Wenn ich mich recht erinnere, hast du dich nie ...“

„Nein, für die dummen Gänse, die du und George mir unterjubeln wollten, gewiss nicht, stimmt. Aber deine Schwester, Tommy, das ist ganz was anderes. Du hast nicht untertrieben, als du sie als Schwan beschrieben hast.“

Thomas grinste über das ganze Gesicht.

„Tut’s weh?“

„Bitte? Mir geht’s prächtig nach diesem wundervollen Abend. Was sollte wehtun?“

„Na, Amors Pfeil!“, lachte Thomas auf. Robert sah ihn verblüfft an, bis Tom auf einen Gegenstand hinter ihm wies. Robert drehte sich um und entdeckte eine Gipsfigur in der Ecke über dem Ofen, die Gott Amor als Putte mit Pfeil und Bogen darstellte. Die Figur schien ihn schelmisch anzugrinsen. Fehlte nur noch, dass Amor den Daumen hob, um anzuzeigen, dass er wieder einmal mitten ins Schwarze getroffen hatte. Gott Amor hatte zugeschlagen ...

Kapitel 2

Colonel Bennetts Regiment

Robert blieb noch zehn Tage nach Neujahr in Topeka, dann machte er sich auf den Weg nach Fort Randall, wo sein Vater und seine Geschwister auf ihn warteten. Tom hatte noch länger Urlaub und würde Anfang Februar nachkommen. Als Robert am 15. Januar 1861 nach Fort Randall zurückkehrte, glaubte er, diese zehn Tage müssten für immer einen besonderen Platz in seiner Erinnerung haben. Ganz besonders die wundervolle Schlittenfahrt mit Susan ... Ihm wurde *noch* ganz warm, wenn er daran dachte.

Die Armeekalesche, die ihn von der Postkutschenstation abgeholt hatte, passierte das Tor und stoppte dann so hart, dass der junge Mann aus seinen Träumen gerissen wurde. Er stieg steifbeinig aus und ließ sich vom Fahrer sein weniges Gepäck heruntergeben. Die Tür des Kommandantenbüros öffnete sich und Lieutenant-Colonel Frederick Bennett trat heraus. Er blinzelte in die ebenso strahlende wie tief stehende Wintersonne. Robert war versucht, sofort zu ihm hinzustürzen und ihn zu begrüßen, wie es sich für einen Sohn gehörte, der nach vier Jahren Abwesenheit heimkehrte, aber er besann sich rechtzeitig. Er war in Uniform, betrachtete sich also als im Dienst befindlich und hatte sich entsprechend zu verhalten. Sein Vater war Soldat vom Scheitel bis zur Sohle und erwartete von einem Soldaten ein militärisches Verhalten. Es war jetzt nachmittags kurz nach drei Uhr, also noch Dienstzeit. Robert winkte einen Soldaten herbei, drückte ihm seine Tasche in die Hand und ging dann zur Kommandantur. Unten an der zweistufigen Treppe blieb er stehen, stand stramm und salutierte, wie man es ihm auf West Point beigebracht hatte.

„Second-Lieutenant Robert Bennett meldet sich zum Dienst, Sir!“

„Danke, Lieutenant Bennett. Melden Sie sich beim Quartermaster Sergeant. Er wir Ihnen Ihr Quartier zuweisen. Ich erwarte Sie zur Eintragung in die Regimentsstammrolle um vier Uhr. Wegtreten!“, antwortete Frederick Bennett im selben militärischen Tonfall. Robert salutierte erneut, sein Vater erwiderte den Gruß. Der Lieutenant drehte auf dem Absatz um und

marschierte zu dem Soldaten zurück, der mit seiner Tasche erwartungsvoll neben der Kutsche stand.

„Trooper, begleiten Sie mich zum Quartermaster Sergeant!“, forderte Robert den Mann auf.

„Ja, Sir! Darf ich vorangehen, Sir?“

Robert sagte nichts, sondern machte nur eine auffordernde Handbewegung.

„Soll ich, Sir?“

„Ja, Trooper, nun gehen Sie schon!“

Der Trooper ging voraus und brachte den Lieutenant zu einem am nördlichen Wehrgang gelegenen Blockhaus. An der Tür war ein Holzschild angebracht, auf dem in weißen Buchstaben *Quartermaster Sergeant* geschrieben stand. Der Trooper klopfte an und öffnete die Tür, ohne eine Antwort abzuwarten.

„Sir, der neue Lieutenant ist da“, meldete er Robert an.

„Danke, Elliot“, kam es von drinnen. Elliot machte eine einladende Handbewegung und Robert trat ein.

„Second-Lieutenant Robert Bennett meldet sich zum Dienst und möchte sein Quartier beziehen“, sagte er.

„Willkommen, Sir. Ich bin Quartermaster Sergeant Van Dyke. Das ist Trooper Elliot. Ich habe eine gute Stube für Sie reserviert. Elliot wird Ihr Gepäck gleich ‘rüberbringen. Sie haben Stube fünfzehn, direkt neben Ihrem Bruder, Sir. Wenn Sie einen Burschen brauchen, empfehle ich Trooper Elliot, Sir.“

Van Dyke reichte Robert den Stubenschlüssel.

„Danke, Mr. Van Dyke. Ich werde mich zunächst einrichten. Wie ist die allgemeine Lage hier?“

„Ich denke, Sir, der Colonel sollte Sie in die allgemeine Lage einweisen. Es steht mir nicht zu, Offiziere einzuweisen, Sir.“

Robert nahm die Worte des Sergeants mit einem Kopfnicken zur Kenntnis.

„Bringen Sie mich bitte in mein Quartier, Mr. Elliot“, sagte er zu dem Trooper und verließ die Quartiermeisterei mit einem freundlich-lässigen Gruß, den der Sergeant zackig erwiderte.

„Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben dürfte, Sir ...?“, setzte Elliot an, als sie über den Exerzierplatz gingen.

„Ja?“.

„Sie haben wenig Gepäck, Sir. Second-Lieutenant Gordon hatte wesentlich mehr, Sir.“

„Second-Lieutenant Gordon benötigt eine Menge Zivilkleidung, wenn er sich in Omaha amüsieren will. Ich besitze praktisch keine Zivilkleidung“, gab Robert zurück.

„Wollen Sie sich in Uniform amüsieren, Sir? Ich würde davon abraten. Die Spielhöllenbesitzer in Omaha mögen keine Uniformierten im Lokal.“

„Stört mich nicht weiter. Ich neige nicht dazu, mich abendlich zu beschlucken.“

„Sie kennen Lieutenant Gordons Gewohnheiten, Sir?“

„Ich kenne ihn von der Schule.“

Elliot öffnete die Tür zu Roberts neuer Stube und stellte die Tasche auf dem Bett ab.

„Ich heize gleich ein, Sir“, versprach er dann und wollte gehen.

„Sind Kohlen, Anzünder und Spanholz vorhanden, Mr. Elliot?“

„Ja, Sir.“

„Danke, Sie können gehen. Ich heize selbst ein.“

„Aber, Sir, ich ...“

„Schon gut, Mr. Elliot. Ich habe in den letzten vier Jahren auch selbst geheizt.“

„Sir, Sie sind jetzt Offizier“, erinnerte der Trooper erschrocken.

„Offizier, aber kein König“, erwiderte Robert grinsend. „Ich werde Sie noch häufig genug brauchen, Elliot, aber Sklavenarbeiten brauchen Sie für *mich* nicht zu tun.“

„Danke, Sir. Wann soll ich mich wieder bei Ihnen melden?“

„Wo finde ich Sie, falls ich Sie brauche?“, fragte Robert ohne auf die Frage einzugehen.

„Mein Quartier ist in der dritten Mannschaftsbaracke, Sir.“

„Danke, Mr. Elliot. Sie können gehen.“

Elliot salutierte zackig, machte eine vorschriftsmäßige Kehrtwendung und schloss hinter sich die Tür.

Bennett packte seine wenigen Sachen aus und verstaute sie in einem Schrank, der der vierfachen Menge von Kleidung Platz geboten hätte. Zurzeit besaß er nur einen Uniformrock, den Wintermantel mit der großen Pelerine, zwei Hosen, zwei Hemden, zwei Paar Strümpfe, zwei Sätze Unterwäsche und ein Paar Stiefel.

Zu guter Letzt nahm er ein kleines Ledersäckchen aus der Tasche, von dem er sich schon seit Jahren nicht mehr trennte. Es enthielt eine Kräuter-

mischung, die Zwei Schlangen, der Medizinmann der Assiniboins, hergestellt hatte. Die Assiniboins waren ein Prärieindianerstamm, mit dessen Häuptling Gelbe Wolke Robert gut befreundet war. Die Freundschaft reichte weit zurück in ihre gemeinsame Kinderzeit, als Robert dem jungen Indianer einmal das Leben gerettet hatte. So sehr die Assiniboins die Weißen allgemein hassten – und die weißen Soldaten unter Lieutenant-Colonel Bennett im Besonderen – so sehr mochten sie den jüngeren Sohn des Häuptlings der Blauröcke, wie sie Bennett senior nannten. Robert hatte ihre Sprache gelernt, hatte viel Zeit bei ihnen verbracht, konnte Spuren lesen wie ein Trapper und hatte gelernt, dass man von einem Büffel nichts übrig lassen brauchte, weil alles in irgendeiner Form verwendbar war.

Nachdenklich sah er auf das kleine Säckchen, das ihm schon manch guten Dienst erwiesen hatte. Die Kräuter waren ein wahres Wundermittel gegen Entzündungen. Im Laufe der letzten vier Jahre auf der Akademie hatte er sich häufiger einen Kräutertee machen müssen, wenn er beim Fechten oder Boxen Verletzungen gehabt hatte. Der Inhalt war bedrohlich knapp geworden. Aber Robert konnte nur vage hoffen, seinen Freund besuchen zu können. Bevor er auf die Akademie gegangen war, hatte er wohl der familiären, aber nicht der militärischen Befehlsgewalt seines Vaters unterstanden. Nun war er Soldat und hatte seinem Vorgesetzten zu gehorchen. Früher hatte er eine Woche Hausarrest bekommen, wenn er verbotenerweise seine indianischen Freunde besucht hatte, jetzt würde es mit einem Disziplinarverfahren enden, wenn er wieder Kontakt zu Gelbe Wolke suchte. Mit einem Seufzer packte Robert das Säckchen in den Schrank und sah auf die Uhr. Es war kurz vor vier und sein Vater hasste Unpünktlichkeit.

Der Posten vor dem Amtszimmer des Lieutenant-Colonels riss die Tür mit zackigem Salut auf und Robert trat ein.

„Second-Lieutenant Robert Bennett meldet sich zur Stelle, Sir!“, sagte er, stand stramm und salutierte. Frederick Bennett stand von seinem Schreibtischsessel auf und trat zu seinem jüngeren Sohn.

„Ich benötige Ihr Offizierspatent, Second-Lieutenant Bennett“, erwiderte er. Robert griff in die Jacke, nahm die Urkunde heraus und gab sie seinem Vater.

„Meine Beförderung zum Second-Lieutenant, Sir!“

Frederick kehrte zu seinem Schreibtisch zurück und nahm einen Folianten heraus, in den er eine Eintragung machte. Dann schob er Robert die Urkunde wieder zurück.

„Letztes Zeugnis der Akademie?“

„Verzeihung, Sir, aber das Abgangszeugnis ist nicht Bestandteil der Personalunterlagen.“

Frederick Bennett lächelte zum ersten Mal, seit sein Sohn sich bei ihm vorgestellt hatte.

„Weiß ich, mein Junge, aber dein Vater wird doch hoffentlich erfahren dürfen, wie sein Sohn die Schule beendet hat“, erwiderte er beinahe sanftmütig.

„Ich hab’ s drüben, Pa. Soll ich es holen, oder willst du mir erst meine Aufgabe vorstellen?“, antwortete der junge Mann im gleichen vertraulichen Ton.

„Second-Lieutenant Bennett!“, herrschte Frederick seinen Sohn an. „Sie sind im Dienst! Solche Respektlosigkeiten dulde ich nicht!“

Robert stand augenblicklich wieder stramm.

„Dann ersuche ich Sie, Sir, das Dienstreglement ebenfalls einzuhalten und private Dinge auf die dienstfreie Zeit zu verschieben!“, gab er zurück. Bennett senior knurrte unwillig. Der Junge hatte auch noch Recht!

„Kommen wir zu Ihren künftigen Aufgaben, Lieutenant. Sie übernehmen den ersten Zug der Schwadron C unter dem Kommando von Captain Barry Bruce. Das heißt, sofern die entsprechenden Rekruten dafür gefunden sind. Mein Regiment besteht zurzeit nämlich nur aus den Schwadronen A und B“, erklärte Lieutenant-Colonel Bennett. Er sah Robert prüfend an.

„Und ich erwarte, dass diese Schwadron C die beste Schwadron wird, die dieses Land jemals gesehen hat! Habe ich mich klar genug ausgedrückt, Lieutenant Bennett?“

„Ja, Sir!“

„Es werden Frischlinge sein, die nicht wissen, wo bei einem Gewehr vorn und hinten ist, die keine Ahnung haben, wie man ein Pferd besteigt, geschweige denn, wie man es sattelt. Außerdem wird es Ihre Aufgabe sein, Pferde für das Regiment einzukaufen. Quartermaster Sergeant Van Dyke wird Ihnen über den Jahresetat für solche Anschaffungen Auskunft geben. Bevor ich Ihnen weitere Aufgaben zuteile, warte ich die weitere Entwicklung sowohl des Regimentes als auch Ihrer Befähigung ab. Ich sehe, Sie haben noch die dunkelblaue Uniformhose. Beschaffen Sie sich beim Zeugmeister umgehend die vorschriftsmäßigen neuen himmelblauen Hosen und die erforderlichen Regimentsabzeichen. Ich erwarte Sie heute Abend um sechs Uhr zum Privatdinner in neuer Uniform, Second-Lieutenant Bennett. Und mit Ihrem Abgangszeugnis. Verstanden?“

„Ja, Sir!“

„Wegtreten!“

Robert salutierte und verließ die Kommandantur.

Wie befohlen, suchte er zunächst den Zeugmeister auf, der ihm die neuen Hosen gab. Sergeant Quaid kannte Robert schon, seit er ein kleiner Junge gewesen war. Entsprechend ungezwungen war ihr Umgang miteinander.

„Gott, was bin ich froh, dass sie dich auf der Akademie nicht so verbogen haben wie deinen Vater, Bob. Als du hier eben ‘reinkamst, habe ich fast ‘nen Herzanfall bekommen, so militärisch hast du ausgesehen“, seufzte Sergeant Quaid erleichtert, als Robert alles andere als militärisch grob seine vorschriftsmäßigen Hosen erbeten hatte.

„Jeff, wir kennen uns zu lange und duzen uns zu lange, als dass ich dir gegenüber den Vorgesetzten herauskehren könnte. Außerdem war in diesem Fort eigentlich noch nie ein zu stark militärischer Ton an der Tagesordnung. Jedenfalls nicht unter den Soldaten, wenn mein Vater nicht in der Nähe war. Was ist eigentlich mit Philip? Ich habe ihn den ganzen Tag noch nicht gesehen“, erwiderte Robert freundlich lächelnd. Es war dieses Lächeln, das den jungen Mann deutlich von seinem Vater unterschied.

„Dein Bruder und dein Vater liegen wieder mal im Dauerclinch. Vorgestern hat Euer Vater Phil zur Strafe auf eine Dreitagespatrouille geschickt. Er müsste heute Abend zurück sein.“

„Sag’ Jeff: Seit wann ist Barry Captain? Als ich auf die Akademie ging, war er noch Sergeant und hatte nicht die Absicht, Offizier zu werden.“

„Barry ist dazu gekommen wie die Jungfrau zum Kind. In den letzten vier Jahren ist hier der Teufel los gewesen. Du warst der Einzige, der die Sprache der Assiniboins konnte – außer Barry Bruce. Dein Vater brauchte einen Dolmetscher, als er mit Gelbe Wolke verhandeln musste, weil der die Einhaltung der von seinem Vater Roter Bison geschlossenen Verträge einforderte, und dein Vater extra jemanden aus Washington kommen ließ, um die Verhandlungen zu führen. Der Politiker wollte aber nur mit einem Offizier zu den Roten, keinesfalls mit einem simplen Sergeant. Also bekam Barry die gelben Schulterspangen angeheftet und war damit Lieutenant. Er fühlt sich nicht besonders wohl in der Rolle. Jetzt soll er auch noch eine Schwadron übernehmen. Aber Barry ist nicht so wie du oder Philip. Euch

beide würde ich für die geborenen Offiziere halten, auch wenn Phil das selbst nicht glaubt. Nein, Barry ist damit nicht glücklich.“

„Warum steigt er dann nicht aus?“

„Dasselbe Problem wie bei Philip. Dein Vater unterschreibt kein Abschiedsgesuch. Außerdem ist bei Barry der Nachteil, dass er seine Dienstzeit als Offizier noch nicht erfüllt hat. Du weißt: Drei Jahre mindestens. Und er hat erst zwei hinter sich.“

„Daddy hat mich Barry als Zugführer zugeordnet.“

„Warst du schon bei ihm?“

„Nein. Wo finde ich den Knaben?“

„Stube sechzehn. Ich denke, er wäre glücklich, wenn du tatsächlich sein Lieutenant wirst. Aber eines garantiere ich dir, mein Junge: Die Schwadron hast *du* am Hals! Barry wird sicher dich vorschieben.“

„Macht nichts. Ich hab’s gelernt, Jeff. Oh, bevor ich das vergesse: Beschaff’ mir für den Sommer blaue Hemden mit Plastron. In den dicken Jacken hält man’ s nicht aus.“

„Wird ‘ne Weile dauern, Bobby. Aber zu Ostern habe ich sie hoffentlich da. Du weißt, dass du die selbst bezahlen musst?“

Robert nickte nur und verließ die Zeugmeisterei. Es war bereits dunkel geworden, aber im Schein einiger Lampen erkannte Robert etwa zehn Reiter, die gerade das Tor passierten. Er blieb stehen und wartete in der Nähe der Kommandantur, erkannte in dem führenden Offizier seinen Bruder Philip. Noch bevor Robert aus dem Schatten treten konnte, tat sich die Tür der Kommandantur auf und der Lieutenant-Colonel kam heraus.

„First-Lieutenant Bennett zurück von Patrouille. Keine besonderen Vorkommnisse, Sir!“

„Danke, Lieutenant. Führen Sie die Leute in die Quartiere und erstatten Sie mir genauen Bericht.“

„Wenn Schnee, Schnee und nochmals Schnee einen Bericht hergeben würden, würde ich einen schreiben, Sir“, gab Philip zurück. „Es gibt nichts zu berichten.“

„Dann werden Sie genau *das* berichten, Lieutenant!“, grunzte Frederick. „Die Disziplin wird nicht versäumt! Ich erwarte Sie um sechs Uhr zum Privatdinner – in Uniform!“

„Zum Privatdinner in Uniform!“, knurrte Roberts Bruder bitter.

„Sie haben etwas vergessen, Lieutenant!“, stoppte Bennett senior seinen älteren Sohn. Philip drehte sich um.

„Sir?“

„Wenn Sie mit Ihrem Vorgesetzten sprechen, Lieutenant, haben Sie die Rede mit *Sir* zu beenden. Das nächste Mal gibt es dafür Arrest, verstanden, Lieutenant?“

„Ja, *Sir*!“

„Wegtreten!“

„Danke, *Sir*!“

Robert fühlte sich plötzlich an der Schulter angetippt und drehte sich erschrocken um.

„Neugierig, Lieutenant?“, fragte ihn eine tief vermummte Gestalt, die offensichtlich einen Offiziersmantel trug. In der Dunkelheit war die Stärke der schwarzen Schnüre auf dem dunkelblauen Stoff, die den Dienstgrad markierten, nicht zu erkennen.

„Wer sind Sie, Sir?“, fragte Robert mit erzwungener Kühle.

„Unerheblich. Warum grüßen Sie nicht, Lieutenant?“

„Weil ich nur bei zweifelsfrei höherem Rang zum Gruß verpflichtet bin, Sir. Also, mit wem habe ich das Vergnügen?“

Aus dem Mantel schälte sich Ronald Gordon, Roberts Schulkollege.

„Schade, du bist nicht ins Bockshorn zu jagen. Woher nimmst du bloß diese Abgebrühtheit her?“

„Daher, dass ich das Reglement im Gegensatz zu dir seit Kindertagen beten kann.“

„Wie lange lauschst du schon?“

„Lange genug, um zu wissen, dass mein Vater immer grimmiger wird. Er war schon immer ein Reglementsfanatiker.“

„Mit dem Alten ist nicht gut Kirschen essen. Wenn er so weitermacht, geht Philip eher stiften, als dass er länger als unbedingt nötig hier bleibt“, orakelte Ronald.

„So schlimm?“

„Noch schlimmer! Philip wollte sich wegversetzen lassen, um von einer anderen Einheit seinen Abschied zu nehmen. Dein Vater gibt ihn einfach nicht frei.“

Schlag sechs erschien Robert zum Abendessen. Sein Vater und seine jüngere Schwester Elizabeth, genannt Betty, saßen bereits am Tisch. Frederick Bennett zog die Taschenuhr und warf einen vorwurfsvollen Blick darauf.

„Gerade noch pünktlich!“, knurrte er.

„Guten Abend, Paps. Du hattest gesagt, dass ich um sechs zum Privatdinner kommen soll, und ich bin pünktlich da. Was grämst du dich?“, erwiderte Robert ruhig. Er trat zum Tisch und nahm Bettys Hand.

„Grüß dich, Betty. Du siehst süß aus. Tom wäre begeistert.“

Er gab ihr einen brüderlichen Kuss. Betty umarmte ihn.

„Bobby, endlich bist du wieder da! Kommt Tom auch?“, fragte sie mit leuchtenden Augen.

„Er hat noch Urlaub und kommt in etwa zwei Wochen“, erwiderte Robert. „Hier, das hat er mir für dich mitgegeben. Kleines Weihnachtsgeschenk.“

Er zog aus der Hosentasche ein schwarzes Kästchen und überreichte es Betty. Sie öffnete es und fand eine kleine Opalbrosche.

„Vater, sieh nur, was Tommy mir schickt!“

Frederick Bennett warf einen flüchtigen Blick auf die Brosche.

„Tand!“, grunzte er unfreundlich.

„Daddy, was ist eigentlich los mit dir? Hast du Schmerzen im Bein oder welche Laus ist dir über die Leber gekrochen? Du benimmst dich wie die Axt im Wald“, wies Robert seinen Vater zurecht. Doch Frederick Bennett antwortete nicht, sondern polterte gleich drauflos:

„Philip, ich hatte dich in Uniform her befohlen! Wie kannst du es wagen dich dem Befehl zu widersetzen? Außerdem bist du drei Minuten zu spät!“

Philip stand in der Tür und trug einen zivilen Anzug, der offensichtlich maßgeschneidert war und wie angegossen saß. Philip hakte die Daumen in die Uhrtaschen seiner grauen Weste und maß seinen Vater mit einem abschätzenden Blick.

„Du hast mich zum privaten Dinner gebeten, Pa. Es ist nach sechs Uhr, ich bin nicht mehr im Dienst, also bin ich nicht verpflichtet, Uniform zu tragen. Du bist jetzt mein Vater, nicht mehr mein Vorgesetzter. Und von meinem Vater lasse ich mir als Volljähriger nicht vorschreiben, was ich anzuziehen habe, insbesondere dann nicht, wenn meine Kleidung dem Anlass durchaus angemessen ist!“, gab Philip kalt zurück. Robert spürte Betroffenheit. Es war ihm sichtlich peinlich, sich diesen Eklat anhören zu müssen.

„Philip!“, brauste Frederick auf. „Solange du deine Füße unter meinen Tisch stellst, tust du genau das, was ich dir sage, verstanden?“, fauchte er.

„Die Sachlage ließe sich ganz schnell ändern, wenn ich dieses gastliche Haus verlassen dürfte. Ich will dir ja gar nicht zur Last fallen! Lass’

mich mein eigenes Leben führen und du brauchst dich nicht über meine Unpünktlichkeit und Disziplinlosigkeit zu beschweren.“

„Aha, es ist also Absicht, dass der Herr Sohn sich meinen Anordnungen widersetzt!“, schnaufte Frederick. „Ich werde dich morgen exerzieren lassen, dass dir das Wasser in der Nase kocht!“, drohte er dann.

„Du kannst mir den Buckel herunterrutschen!“, versetzte Philip eisig. „Du weißt genau, dass du kein Recht ...“

„*Komm’ mir nicht mit irgendwelchen Gesetzen, du Paragrafenhengst!*“, donnerte Bennett senior.

Robert sah den bittenden Blick seiner Schwester.

„Unternimm was!“, bat sie ihn leise. „Die bringen sich noch gegenseitig um.“

Robert hatte für einen Moment dem Gezeter seines Vaters und seines Bruders nicht zugehört. Er nahm seine Schwester am Arm.

„Komm, Betty, wir gehen“, sagte er leise. Betty stand auf und wollte mit Robert das Zimmer verlassen. Aber so heftig Philip und Frederick sich auch stritten, das leise Davonstehlen der jüngeren Kinder hatte der alte Bennett doch bemerkt.

„Hier geblieben! Wer hat euch erlaubt, einfach aufzustehen und das Zimmer zu verlassen?“, fuhr er Robert und Elizabeth an.

„Vater, du hast mich zu einem privaten Dinner eingeladen“, erwiderte Robert an der Tür. „Da es offensichtlich nicht stattfindet, weil du dich lieber mit Philip um des Präsidenten Bart streitest, ziehen Betty und ich es vor, in der Kantine zu essen, weil wir allmählich Hunger bekommen und dort in Ruhe essen können, ohne dies Gezeter in den Ohren zu haben“, erklärte Robert ruhig.

„Ihr bleibt hier!“, keifte Frederick. Dann wollte er sich wieder an Philip wenden, um weiter zu streiten, aber Robert ging dazwischen.

„*Es reicht jetzt!*“, befahl er barsch. Lieutenant-Colonel Bennett war es nicht gewohnt, dass ihm jemand Befehle gab. Der barsche Befehlston verschlug ihm zunächst die Sprache. Philip schwieg genauso verblüfft, weil er seinem kleinen Bruder eine derart tragfähige Stimme nicht zugetraut hatte.

„Sagt mal, seid ihr eigentlich von allen guten Geistern verlassen?“, fuhr Robert Vater und Bruder an. „Ich komme nach vier Jahren Akademie nach Hause und was erlebe ich? Mein Vater verkehrt nur noch im Befehlston mit mir und meinen Geschwistern. Ihr keift euch an wie die Kampfhähne, weil du, Philip, von Natur aus die Opposition in Menschengestalt bist und du, Vater, einen völlig unerklärbaren Rochus auf Rechtsanwälte hast –

oder solche Leute, die es werden wollen. Ihr seid doch *beide* nicht ganz dicht! Vater, nimm bitte zur Kenntnis, dass Philip außerhalb der Dienstzeit nicht deiner disziplinarischen Gewalt unterliegt. Falls es dir Reglementskenner entfallen sein sollte, lies dir bitte deine Befugnisse im Reglement mal wieder durch. Ferner solltest du zur Kenntnis nehmen, dass es für dich ganz böse Folgen haben könnte, wenn du Philip wegen seiner Kleidung bei einem privaten Dinner außerhalb der Dienstzeit morgen exerzieren lassen willst. Ich werde das nicht zulassen, weil ich mich *so* gut auch im Reglement auskenne, dass ich sofort eine Beschwerde schreiben werde, wenn ich feststelle, dass du Philip zwiebelst, weil er außerhalb des Dienstes etwas getan hat, was dir als Privatmann widerstrebt. Und du, Phil, stell' deine Daueropposition endlich ein und wende dich an Stellen, die dir helfen können, Vater dazu zu bringen, dich endlich aus dem Dienst zu entlassen. Entweder ist mit dem Gekeife jetzt sofort Schluss, oder Betty und ich gehen wirklich 'rüber in die Kantine. Dort essen wir mit Sicherheit in besserer Gesellschaft als hier!"

Frederick und Philip saßen mit offenem Mund da. Der Colonel fing sich als erster.

„Was erlaubst du dir eigentlich? Hast du keinen Respekt vor deinem Vater?"

„Wenn mein Vater sich wie ein Hanswurst aufführt, nicht. Dein Benehmen ist eines Lieutenant-Colonel nicht würdig, Pa."

Der Streit hörte zwar schlagartig auf, aber das gemeinsame Abendessen verlief in einer unschönen, gespannten Stimmung, in der sich eigentlich nur noch Robert und Betty unterhielten.

Einige Tage lang beruhigte sich das Verhältnis zwischen Philip und Frederick Bennett. Robert hatte wegen der Gereiztheit seines Vaters zunächst darauf verzichtet, ihm mitzuteilen, dass er von der Akademie mit Sonderzeugnis den Magistergrad der Rechte hatte. Der Hass seines Vaters auf jeden, der sich mit den Gesetzen auskannte, war Robert nur zu gut bekannt. Bettys Bedrücktheit blieb. Nicht einmal Robert konnte sie mit Spaziergängen und Schlittenfahrten aufmuntern. Er schob es darauf, dass Betty hoffnungslos in Thomas Craig verschossen war und er ihr sehr fehlte.

Knapp zwei Wochen nach seiner Ankunft in Fort Randall verfügte Robert über einen ‚Zug' von fünf Mann. Jeder, der neu zum Regiment kam, wurde in Roberts entstehenden Zug gesteckt. Zu seinem Leidwesen konnten die Neuen kaum reiten, hatten von Waffen überhaupt keine Ahnung.

Robert hatte schon viel Geduld investiert, um seine Neulinge in die Geheimnisse des Soldatenberufes einzuführen. Einer seiner Rekruten war Umberto Cologgia, ein italienischer Einwanderer, der nur wenig Englisch sprach. Robert hatte seine liebe Not mit ihm.

„Mr. Cologgia!“, schnaufte er, als er morgens im Stall mit dem Italiener Pferde putzte. „Im Italienischen mag meine Rangbezeichnung *Sottotenente* sein. Hier ist es *Second-Lieutenant*! Kapieren Sie das endlich!“

„Si, Sotto..., permesso, Second-Lieutenant.“

„*Sir* reicht völlig“, grinste Bennett, in der Meinung, Cologgia habe es endlich begriffen.

„Si, Signore Sottotenente“, machte Cologgia die Bemühung im Einzelunterricht wieder zunichte. Robert lehnte sich vornüber an das Pferd, das er gerade striegelte.

„Womit hab’ ich das verdient?“, seufzte er resigniert. „Collie, Sie lernen’s nie!“

„Ah, Signore, ich bin fertig mit meinem cavallo. Was soll ich jetzt tun?“

Robert zog die Uhr aus der Tasche.

„Es ist Weckzeit. Schmeißen Sie Mattson, Elders und Andersson aus dem Bett und holen Sie Brennecke vom Donnerbalken, falls er nicht schon festgefroren ist. Sie sollen sich hier im Stall melden.“

„Si, Signor Sottotenente“, grinste Cologgia.

Robert sah ihm kopfschüttelnd nach. Einerseits schien Cologgia ihn aus purer Nichtswürdigkeit italienisch anzureden, andererseits tat er für den Lieutenant nahezu alles, war immer zur Stelle, wenn Robert jemanden brauchte, der nicht ganz angenehme Arbeiten übernahm. Collie war die Gutwilligkeit in Person und machte das, was man ihm auftrug immer richtig, vollständig und schnell. Vor allem schien er besser zu begreifen, als er mit seiner offenbar gewollt falschen Anrede glauben machen wollte. Robert schätzte den kleinen Italiener sehr. Cologgia war um die Stallecke verschwunden, und Robert nahm sich den rechten Vorderhuf seines Dienstpferdes, eines großen Armeeschimmels, vor.

Plötzlich hörte er eilige Schritte in der Stallgasse, die zu keinem seiner Rekruten passten. Vorsichtig sah Robert um die Kruppe seines Schimmels und erkannte Philip, der im hinteren Teil des Stalles eilig seine Stute sattelte.

„Guten Morgen, Philip. Hat Paps dich schon wieder auf Patrouille geschickt?“, fragte er.

„Nein“, kam es von hinten. „Und ein *guter* Morgen ist es auch nicht! Ich habe eben ein Telegramm vom Kriegsminister bekommen. Er meint, er kann nichts für mich tun, ich sollte mich an seinen Nachfolger wenden. Ich sehe keine andere Chance mehr. Ich muss handeln“, erwiderte Philip. Robert legte sein Putzzeug beiseite und ging zu seinem Bruder hin.

„Was hast du vor?“, fragte er. Philip seufzte.

„Es hat keinen Zweck mehr Bob. Vater unterschreibt mein Abschiedsgesuch nicht, will mich auch nicht zu den 2nd Dragoons lassen, und der amtierende Kriegsminister Floyd verweist mich auf seinen Nachfolger, der erst im März sein Amt antritt. Mir reicht’s. Ich sehe keine andere Möglichkeit das Sommersemester noch zu erreichen, als einfach abzuhauen.“

„Philip, mach’ keinen Blödsinn! Du fängst dir mit Fahnenflucht mehr Ärger ein als im Stall Fliegen mit dem Fliegenfänger! Tu’s nicht! Mach’ dich nicht unglücklich!“, beschwor Robert den fünf Jahre älteren Bruder.

„Das bin ich schon. Robert, ich bin in die Army eingetreten, weil Paps mich einfach beim Virginia Military Institute angemeldet hat, ohne mich zu fragen, ob ich das überhaupt wollte. Und als ich dann gegen meinen Willen Soldat war, hat er Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um mich in seinen Haufen zu bekommen – so wie er auch dafür gesorgt hat, dass *du* in sein Regiment gekommen bist. Und jetzt lässt er uns nicht mehr aus den Klauen. Nein, Bob, wenn ich legal offenbar hier nicht wegkomme, kann ich auch türmen.“

„Philip, lass’ es bleiben! Ich habe an den Armeechef geschrieben und von Vaters Kapriolen berichtet. Warte wenigstens die Antwort noch ab!“

„Nein, zu spät, Robert. Ich gehe *jetzt*!“

„Wie?“ fragte Robert gedehnt.

„Ich haue ab! Ich de – ser – tie – re, kapiert?“

Robert wollte noch etwas einwenden, aber er kam nicht mehr dazu. Philip schlug so schnell und hart nach der Schläfe seines Bruders, dass der nicht mehr ausweichen konnte und bewusstlos zu Boden ging.

„Tut mir Leid, Bobby. Ich hatte keine andere Wahl“, murmelte Philip, sattelte sein Pferd fertig und verließ den Stall.

Cologgia und Roberts übrige Rekruten sahen First-Lieutenant Philip Bennett den Stall verlassen und dachten sich nichts dabei. Philip ritt öfter allein fort. Aber als sie in den Stall kamen, war der Second-Lieutenant Robert Bennett wie vom Erdboden verschluckt.

„Sottotenente!“ rief Cologgia besorgt. „Signor Bennett? Roberto?“

Keine Antwort. Schließlich suchten sie die langen Stallungen ab und fanden Robert besinnungslos neben dem Stand, in dem sonst Philips braune Stute stand. Einige Momente waren sie völlig verblüfft, dann fasste Cologgia sich ein Herz und klopfte den Lieutenant wach. Allmählich kam er zu sich.

„Collie, was ist mit dem Lieutenant?“

„Non lo so, scusi, ich weiß nicht. Eh, Lieutenant!“

„Bah! Das klingt ja *noch* grausiger als Sottotenente, Collie!“, beschwerte sich Robert, der in diesem Moment aufwachte.

„Bene, Sottotenente. Come sta? Permesso, wie geht’s?“

Robert richtete sich ruckartig auf und packte Cologgias Arm.

„Wo ist mein Bruder?“, fragte er hastig.

„First-Lieutenant Bennett ist vor ein paar Minuten weggeritten, Sir“, gab Trooper Andersson Auskunft.

„Schon jemand hinter ihm her?“

„Nein, Sir. Weshalb, Sir?“

„Weil mein Bruder gerade dabei ist, Fahnenflucht zu begehen. Los, sattelt eure Pferde!“

„Sie wollen Ihren eigenen Bruder verfolgen, Sir?“, fragte Mattson entgeistert.

„Das ist nicht der Moment, dumme Fragen zu stellen, Trooper Mattson! Los, beeilt euch, bevor Lieutenant-Colonel Bennett seine Hofhunde in Gestalt der Militärpolizei loslässt!“, schnauzte Robert ungewohnt barsch. Cologgia legte den Kopf schief.

„Si, Sottotenente, ich bin dabei“, sagte er. Die anderen vier sahen ihn verstört an.

„Collie, bist du übergeschnappt?“, keuchte Andersson.

„No! Ich glaube, ich weiß, was der Sottotenente vorhat. Andiamo!“, erwiderte Umberto mit listigem Grinsen. Mehr oder weniger laut murrend folgten die Reiter Cologgia zu den Ständen ihrer Pferde.

Frederick Bennett sah die kleine Truppe aus dem Fort reiten.

„Robert holt ihn zurück, da bin ich sicher. Captain Stanfield, Sie können die Verfolgung abblasen“, sagte er.

„Sie meinen ernsthaft, dass Ihr Sohn seinen Bruder ans Messer liefert?“, fragte Stanfield verblüfft. „Sir!“, setzte er eilig hinzu, als er Bennetts strafenden Blick bemerkte.

„Ja, Captain Stanfield, das glaube ich. Robert ist der beste Spurenleser, den ich kenne und er ist Soldat von Herzen. Deserteure gehen ihm genauso gegen den Strich wie mir.“

Am Platte-River stürmte es eiskalt direkt aus der kanadischen Eiswüste herunter. Der aufkommende Blizzard drohte alle Spuren zu verwischen, einschließlich denen, die Roberts Patrouille hinterlassen hatte. Robert sah sich nach seinen Leuten um. Sie hingen mit offensichtlich schmerzenden Hinterteilen in den Sätteln. Die Spur auf dem gegenüberliegenden Ufer des Platte war für Robert noch deutlich erkennbar, aber er konnte annehmen, dass seine Leute sie nicht wahrnehmen würden. Er beschloss, die Probe aufs Exempel zu machen.

„Trooper Andersson! Ich sehe keine Spur mehr. Können Sie noch was entdecken?“

Andersson schloss zu Robert auf, sah angestrengt auf die andere Seite.

„Nein, Sir. Ich sehe nichts mehr. Der Schneesturm muss die Spur verweht haben.“

„Sehe ich auch so“, erwiderte Robert, schelmisch grinsend. „Los, zurück, bevor uns der Blizzard wegpustet!“, befahl er dann.

Sie machten kehrt. Andersson, ein Mann, der aus Schweden eingewandert war, ritt neben Cologgia.

„Du hattest Recht, Collie“, murmelte er.

„Was meinst du, Arne?“, fragte Cologgia harmlos.

„Collie, ich bin Jäger. Die Spur war klar wie die Sonne. Der Lieutenant *wollte* sie nicht sehen!“

Cologgia grinste, dass sich sein schwarzer Schnurrbart sträubte.

„Er ist kein schlechter Kerl, unser Lieutenant“, sagte er. „Aber wenn du ihn verpfeifst, setzt es heiße Ohren!“, warnte Cologgia den Schweden in nahezu akzentfreiem Englisch. Robert grinste in sich hinein. Der kleine Kerl wollte ihn also *doch* nur aufziehen, wenn er italienisch radebrechte. Andererseits lag in seiner Anrede immer so viel Respekt, dass Bennett sich langsam von der italienischen Titulatur angenehm berührt fühlte. Er mochte Cologgia. Und seine *Jungs* waren in Ordnung.

Frederick Bennett machte aus seiner Enttäuschung keinen Hehl, als Robert ihm meldete, er habe die Spur am Platte-River verloren.

„Seit wann verlieren Sie eine Spur, Lieutenant Bennett?“, fauchte er.

„Am Platte ist ein Blizzard über uns hereingebrochen, der jeden Hauch von Spur vernichtet hat. Ich kann nur annehmen, dass Philip ein Stück durch den Fluss geritten ist und erst später auf dem linken Platte-Ufer weitergeritten ist. Es hat so einen Schneesturm gegeben, dass wir unsere eigenen Spuren bald verloren haben. Wenn Sie mir nicht glauben, Sir, dann fragen Sie meine Männer“, erklärte Robert. Lieutenant-Colonel Bennett winkte ab.

„Ich seh’s ein. Sie haben getan, was Sie konnten. Ist gut, Lieutenant Bennett, Sie können gehen.“

Robert salutierte, drehte sich um und wollte gehen, als Frederick ihn noch einmal ansprach:

„Was meinst du? Was wird er jetzt machen? Wohin wird er gehen?“

Verblüfft über die ungewohnt vertrauliche Anrede, drehte Robert sich wieder langsam um.

„Als Privatmann gefragt oder als Offizier, Sir?“, fragte er zurück. Sein Vater wandte sich vom Fenster ab, aus dem er die ganze Zeit hinaus gestarrt hatte, als könne er seinen älteren Sohn mit Blicken herbeiholen. Jetzt wirkte er müde, alle dienstliche Strenge, die er bis vor wenigen Sekunden noch gezeigt hatte, war gewichen.

„Wir sind allein, Robert. Was meinst du?“, wiederholte der Colonel seine Frage.

„Sorry, Sir, das ist noch keine Antwort auf meine Frage. Darf ich den Colonel im Dienst duzen, ohne mit drei Tagen Arrest rechnen zu müssen?“, fragte Robert erneut.

Frederick Bennett seufzte schwer und setzte sich an seinen Schreibtisch. Er hatte das dunkle Gefühl, dass er mit seiner Forderung nach Disziplin, die er auch seinen Söhnen ohne Nachsicht abverlangt hatte, einen schweren Fehler gemacht hatte. Jetzt wollte er diesen Fehler revidieren, aber er stieß auf Misstrauen, das er erst abbauen musste.

„Vergiss es“, sagte er. „Es ist einfach Blödsinn, von den eigenen Söhnen Ehrenbezeigung zu fordern, selbst wenn man allein mit ihnen ist. Es ist Dummheit, private Unterhaltungen nur auf die eine oder zwei Abendstunden zu beschränken. Ich möchte das jetzt ändern, mein Junge. Ich frage dich als meinen Sohn, Robert.“

Robert zog sich den schweren Mantel aus und hängte ihn mit dem schwarzen Hardeehut an die Garderobe im Amtszimmer seines Vaters. Dann setzte er sich auf die andere Seite des Schreibtisches und sah seinen Vater einen Moment an. So bedrückt, wie sein Vater ihn ansah, hatte er viel

Ähnlichkeit mit Philip an diesem Morgen im Stall. Kein Zweifel, Frederick Bennett war das Ebenbild seines älteren Sohnes – nur grauhaarig und mit eisgrauem Bart um die jetzt zusammengekniffenen Lippen und das Kinn.

„Ich weiß, dass dir Disziplin über alles geht, einschließlich der eigenen Familie, Dad. Mom hat darunter gelitten, Onkel Ben hat darunter gelitten, Betty, Phil und ich auch. Jetzt hast du das Ergebnis davon“, sagte Robert leise. „Was Philip tun wird? Ich nehme an, er wird weggehen, soweit wie nur irgend möglich. Er wird sich einen Staat suchen, in den der Arm unseres Gesetzes nicht ohne weiteres reicht und wo er in Ruhe studieren kann. Zu denken wäre an Kanada oder die in Sezession befindlichen Staaten, wobei das Letztere wenig wahrscheinlich sein wird. Eher noch England. Aber du kannst es verhindern, indem du sein Gesuch einfach unterschreibst und ihn für derzeit in Urlaub befindlich erklärst“, schlug der junge Mann vor.

„Wenn es so einfach wäre, mein Junge! Ich habe heute Morgen, gleich, nachdem klar war, dass Philip flüchten wollte, an die Armeeführung telegrafiert und seine Desertion angezeigt“, erwiderte Frederick müde.

„Und wenn du noch mal telegrafierst, dass ein Irrtum vorliegt, weil der Urlaubsschein verlegt war?“, versuchte Robert es weiter. „Es ist doch kein Problem, ihm einfach Urlaub zu geben.“

„Das *ist* ja mein Problem!“, seufzte Frederick. „Die Streiterei geht schon seit fast zwei Jahren. Ich habe General Scott geschrieben und mit ihm dieses Signal ausgemacht. Er hat die Maschinerie schon in Gang gesetzt.“

„Na, großartig, Daddy. Warum hast du es nur soweit kommen lassen, dass du als Vater deinem Sohn eine Anzeige wegen Fahnenflucht an den Hals hängst? Du weißt doch, was passiert, wenn die Militärpolizei ihn schnappt. Die spicken ihn *erst* mit elf Stücken Blei und fragen *dann*, ob sie den richtigen erwischt haben!“

„Du weißt doch, wie stur Philip ist.“

„Wohl wahr – genauso wie sein Vater!“, versetzte Robert grinsend. Frederick wollte etwas einwenden, aber Robert schüttelte den Kopf. „Vater, wir sind beide deine Söhne, auch wenn wir unterschiedliche Mütter haben. Philip hat schon äußerlich viel Ähnlichkeit mit dir. Du kannst verdammt stur sein. Aber nachdem, was Philip mir von seiner Mutter erzählt hat, und was ich von dir von deiner ersten Frau weiß, wusste sie auch ihren Kopf durchzusetzen. Bei *der* Kombination solltest du dich über Philips Sturheit

nicht wundern“, sagte er lächelnd. Sein Vater bekam einen beinahe wehmütigen Ausdruck in den Augen.

„Wie biege ich das wieder gerade?“ fragte er.

„Versuch’ es beim Provost Department. General Howard, der Oberste Richter, ist eigentlich ein vernünftiger Mensch. Vielleicht kann er die Verfolgung, die nach deiner Anzeige von Amts wegen aufgenommen wurde, stoppen“, empfahl Robert. Die Art, *wie* er es sagte, ließ bei Frederick den Verdacht aufkommen, sein jüngerer Sohn verstünde etwas von Recht. Eine furchtbare Vorstellung für jemanden wie Frederick Bennett, der kaum etwas mehr hasste als Rechtsanwälte und Indianer.

„Du verstehst doch nicht etwa was von Gesetzen? Das tust du mir nicht an!“, keuchte er.

„Papa, ich habe mich kundig gemacht, weil auch ein Soldat heute nicht mehr ohne Paragrafen auskommt. Ich habe einen Magistergrad in Jura.“

Frederick schnappte heftig nach Luft und war im ersten Impuls versucht, in seine alte Gewohnheit zurückzufallen und heftig zu zetern, aber er beherrschte sich rechtzeitig, weil ihn im Augenblick die Sorge drückte, auch Robert könnte den Dienst quittieren.

„Womit habe ich das nur verdient?“, seufzte er nur. Robert grinste breit.

„Vermutlich hast du so heftig auf Anwälte gewettert, dass Phil und ich unbedingt wissen wollten, ob Jura wirklich ein so widerliches Fach ist“, erwiderte er.

„Wenn du schon den Leuten das Wort im Munde herumdrehen kannst, könntest du eigentlich für mich ans Provost-Department schreiben.“

„Wenn du unterschreibst, mache ich das sofort“, bot Robert an. Sein Vater nickte und der junge Mann schrieb gleich folgenden Brief:

Fort Randall, 30. Januar 1861

General Simpson T. Howard
c/o Provost Department
Washington D.C.
-per Kurier -

Dear Sir,

mit Telegramm vom heutigen Tage hatte ich bei General Scott, Commander-in-Chief, angezeigt, dass First Lieutenant Philip Bennett, Cavalry Reserve West, die Truppe unerlaubt verlassen hat und fahnenflüchtig ist.

Bei der Anzeige handelte es sich um einen bedauerlichen Irrtum, der sich nun bei der täglichen Kontrolle der Personalakten aufgeklärt hat. Versehentlich wurde der Urlaubsschein für First-Lieutenant Philip Bennett in der Akte von Second-Lieutenant Robert Bennett abgelegt, der gleichfalls meinem Kommando angehört. Ich bitte deshalb darum, eventuell eingeleitete Fahndungsmaßnahmen einzustellen.

Darüber hinaus teile ich mit, dass First-Lieutenant Philip Bennett mir als seinem Kommandeur seine Kündigung zum 1. Februar 1861 vorgelegt hat. Bei dem jetzt angetretenen Urlaub handelt es sich um noch ausstehenden Resturlaub bis zum Ablauf der Dienstzeit.

Hochachtungsvoll

(Frederick J. Bennett, Lieutenant-Colonel)

Frederick Bennett las das Schreiben durch, brummte zufrieden und unterschrieb.

„Es wäre mir noch lieber, wenn du noch eine Depesche gleichen Inhalts an das Provost Department absenden würdest“, sagte er dazu.

„Wird gemacht, Sir“, bestätigte Robert.

„Den Brief hast du so locker aus dem Handgelenk geschüttelt, mein Junge. Philip war mein Adjutant. Jetzt bin ich ihn auf jeden Fall los. Willst *du* die Position übernehmen?“

„Ich schlage so ein Angebot ungern aus, Paps. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich wirklich zum Schreibtischhengst tauge. Aber wenn du meinst, dass sich der Job mit meiner neuen Stellung als Zugführer verträgt, mache ich es“, erwiderte Robert.

„Noch besteht dein *Zug* aus ganzen fünf Mann. Solange der Zug nicht vollständig ist, kannst du auf jeden Fall mein Adjutant sein. Danach sehen wir weiter“, bot der Lieutenant-Colonel an. Robert nickte und verließ das Amtszimmer. Draußen schüttelte er sich zunächst, wie um ein Traumbild loszuwerden. War das wirklich sein Vater, mit dem er gerade gesprochen hatte? Wenn ja, hatte Frederick Jefferson Bennett sich von einer Sekunde auf die andere um hundertachtzig Grad gedreht.

Der Lieutenant eilte zum Telegrafen und ließ die Nachricht durchgeben, bevor er Trooper Morgan aus Philips Zug mit der Beförderung des Original-Schreibens beauftragte. Aber die Antwort, die er schon zwei Stunden später in der Hand hielt, war niederschmetternd: Das Provost Department hatte die Ermittlungen von Amts wegen aufgenommen und wollte einer Rücknahme der Anzeige nicht zustimmen. Man verwies darauf, dass im anstehenden Prozess ausreichend Gelegenheit sei, ein entsprechendes Missverständnis aufzuklären.

Robert gab seinem Vater die Antwort des Militärgerichtes mit einem Blick, der Bände sprach. Frederick las die Antwort und raufte sich nur noch die Haare. Er hatte seinen ältesten Sohn verraten!

Kapitel 3

Flucht in den Süden

Philip hatte hinter einigen Bäumen versteckt die Patrouille beobachtet und festgestellt, dass es ausgerechnet sein Bruder Robert war, der ihn verfolgte.

‚Ich hätte ihn nicht niederschlagen sollen. Das war ein Fehler. Er ist bestimmt sauer', bedauerte Philip in Gedanken seine Tat im Stall. Aber zu seiner Verblüffung blieb die Patrouille auf der rechten Seite des Platte. Philip hatte mit Robert oft gejagt und wusste, dass es in dieser Gegend außer Schwarzer Adler vom Stamm der Assiniboins keinen besseren Spurenleser gab als seinen jüngeren Bruder. Umso mehr wunderte es ihn, dass die Truppe den Fluss nicht überquerte. Zwar waren seine Spuren verweht, aber für einen geübten Fährtensucher wie Robert *mussten* sie zu sehen sein. Philip nahm vorsichtig sein Fernglas aus der Satteltasche und sah nach drüben. *Den* Ausdruck im Gesicht seines Bruders kannte er. Kein Zweifel, Robert konnte die Spur sehen wie eine im Wind flatternde Fahne! Philip konnte erkennen, dass Robert sich kurz mit einem seiner Männer unterhielt und dann ein überdeutliches Zeichen zum Umkehren gab. Robert hatte die Spur absichtlich verloren!

„Teufelskerl!“, murmelte Philip. „Wie mache ich das nur wieder gut?“

So von seinem Bruder geschützt, reiste Philip unbehelligt zunächst nach Boston, zu seinem Onkel Benjamin Bennett.

„Bist du des Teufels?“, fuhr Ben seinen Neffen an. „Robert und ich schreiben uns die Finger wund, um dich aus der Army zu holen – und du kneifst einfach aus! Hast du den Verstand verloren?“

„Vielleicht“, räumte Philip ein. „Onkel Ben“, sagte er dann, „seit einem vollen Jahr versuche ich, meinen Dienst legal zu quittieren. Paps leitet meine Gesuche nicht weiter, von ihm nicht abgezeichnete Briefe bekomme ich von General Scotts Adjutanten mit der Bemerkung zurück, ein Abschiedsgesuch nur mit dem Vermerk der Kenntnisnahme meines Kommandeurs vorzulegen. Daddy lässt nicht einmal eine Versetzung zu einer anderen Einheit zu, vom amtierenden Kriegsminister bekomme ich die freundli-

che Empfehlung, mich doch an seinen Nachfolger zu wenden, der ihm aber leider noch nicht namentlich bekannt ist. Ich gehe jede Wette ein, dass auch weder der amtierende Präsident Buchanan noch der gewählte Präsident Lincoln willig sind, mir behilflich zu sein! Es sieht doch so aus, dass ich die Army nicht legal verlassen kann, wenn sich mein Kommandeur weigert, meine Kündigung zur Kenntnis zu nehmen! Onkel Ben ich sehe keine andere Chance mehr, als mich französisch zu verabschieden!“, versetzte Philip bitter.

„Zugegeben, in gewisser Weise hast du Recht, Phil. Aber wir hätten noch die Möglichkeit gehabt, deinen Vater vor Gericht zur Kenntnisnahme deiner Kündigung zu zwingen“, erwiderte Ben Bennett. „Durch deine Fahnenflucht hast du jetzt aber alles zunichte gemacht.“

„Onkel Ben, ich hätte mit Sicherheit ein weiteres volles Jahr auf der Universität verloren, wenn ...“

„Und durch diesen Blödsinn von Desertion verlierst du jetzt alles!“, unterbrach Benjamin seinen Neffen barsch. „Philip, du bist doch sonst nicht so kopflos!“, schüttelte er den Kopf. Philip ließ sich müde in den Sessel fallen, vor dem er stand.

„Seit ich zum ersten Mal die Absicht geäußert habe, den Dienst quittieren zu wollen, schikaniert mein Vater mich nach Strich und Faden. Die Schikanen werden immer schlimmer. Bob hat versucht, sich als Puffer zu betätigen, aber er kann mich auch nicht schützen. Dazu müsste er wohl Papas Vorgesetzter sein. Aber bevor mein Vater zulässt, dass einer seiner Söhne ihm vor die Nase gesetzt wird, läuft der Missouri in die Quelle zurück. Onkel Ben, ich hab’s einfach nicht mehr ausgehalten.“

Benjamin Bennett seufzte.

„Das Beste wäre, wenn du jetzt wirklich nicht mehr greifbar wärst. Du solltest das Land verlassen. Geh’ nach England oder Kanada“, empfahl er nach einigem Nachdenken.

„Dann suche ich mir am besten gleich eine Passage nach England. Dann kann ich wenigstens in Oxford studieren.“

„Komm, wir machen uns gleich auf den Weg, damit du möglichst weit auf hoher See bist, wenn die Steckbriefe ausgehängt werden“, sagte Benjamin, nahm seinen Mantel und verließ mit seinem Neffen die Kanzlei.

Auf dem Weg zum Hafen kamen sie an einem Polizeirevier vorbei, bei dem Steckbriefe in einem Schaukasten an der Straße hingen. Philips Name stand in großen Lettern auf einem der Steckbriefe – und eine Belohnung von zweihundert Dollar war auf seine Ergreifung ausgesetzt. Benjamin

ging näher heran. Der Steckbrief enthielt zwar nicht die übliche Porträtzeichnung des Gesuchten, aber eine deutliche Personenbeschreibung: Sechs Fuß, zwei Inch groß, kurzes, dunkles Haar, grüne Augen, Oberlippenbart, bekleidet mit Kavallerieuniform und den Rangabzeichen eines First-Lieutenant.

„Hmm“, brummte Benjamin. Er sah seinen Neffen an. „Unsere Idee können wir vergessen. Los, komm mit.“

„Was meinst du?“, fragte Philip erschrocken.

„Du brauchst neue Sachen. Wir gehen zu meinem Schneider und zum Friseur, mein Junge. Der Bart muss ‘runter“, erwiderte Benjamin und schob Philip in den nächsten Friseurladen. Beim Schneider fanden sich passende Sachen, die Philip kaufte und gleich gegen seine Uniform tauschte. Dann kehrten sie in die Kanzlei zurück.

„Du kannst dich nicht direkt von Boston aus einschiffen. Von hier aus kommst du nicht ins Ausland. Du solltest nach Süden reisen und von Virginia oder noch besser von South Carolina fahren“, schlug Ben vor.

„Onkel Ben, als Nordstaatler reist man besser nicht freiwillig in einen vor Yankeehass brodelnden Süden“, gab Philip zu bedenken.

„Du kannst den virginischen Zungenschlag kaum verbergen, mein Junge. Nutze ihn. Du kennst Virginia wie deine Westentasche.“

„Jeder Virginier würde sofort merken, dass ich nicht von dort bin“, entgegnete Philip.

„Möglich. Aber jemand aus South Carolina oder aus Texas könnte *deinen* virginischen Dialekt nicht vom tatsächlichen Idiom unterscheiden. Du fährst mit der Bahn über Lynchburg und Danville in Virginia nach Florence in North Carolina, dort steigst du nach Charleston, South Carolina, um. In Charleston findest du mit Sicherheit ein Schiff, das nach England geht. Dein Steckbrief dürfte Charleston noch nicht erreicht haben, weil die Regierung von South Carolina sämtliche Beziehungen zum Bund gelöst hat.“

„Gut, dann besorge ich mir sofort eine Fahrkarte, bevor die Personenbeschreibung noch geändert wird“, erwiderte Philip und verließ eilig die Kanzlei.

Philip hatte Glück. Noch am selben Nachmittag fuhr ein Zug nach Lynchburg. North Carolina und Virginia hatten sich noch nicht zur Sezession entschlossen, weshalb es noch problemlos möglich war, per Zug dorthin zu reisen. In Charlotte, North Carolina, hatte der Zug längeren Aufenthalt, weil es Probleme mit dem Grenzübertritt gab. Beamte der Staatspoli-

zei von North Carolina durchsuchten den Zug nach möglichen flüchtigen Gesetzesbrechern. Philip sah sein letztes Stündlein gekommen, als ihn ein Zugschaffner beiseite nahm und ihn ins Gepäckabteil lotste.

„Sie wollen bestimmt nicht von den Burschen kontrolliert werden, Sir“, mutmaßte der Mann.

„Wie kommen Sie darauf?“, fragte Philip verblüfft.

„Sie haben sich zu deutlich nach einem Fluchtweg umgesehen. Was haben Sie ausgefressen? Bankraub? Überfall?“

„Nein, ich habe nur meinen letzten Arbeitgeber heimlich, still und leise verlassen“, erwiderte Philip.

„Das war dann wohl die Army, was? He, Sie sind in guter Gesellschaft, Mister. Ich hab’s genauso gemacht“, lachte der Schaffner. Er überlegte einen Moment. „Ich geb’ Ihnen eine Bahnuniform. Unter *der* Verkleidung vermutet kein Polizist einen Ausreißer von der Army“, schlug er dann vor, und Philip nahm an.

Die Polizisten fielen auf seine neue Tarnung prompt herein und der Zug überquerte die Grenze nach South Carolina.

„Herzlich willkommen in den Confederate States of America“, sagte der Schaffner, als der Zug über die Staatsgrenze von South Carolina rollte. Philip bedankte sich mit einem Kopfnicken.

„Was haben Sie vor, Sir?“, fragte der Schaffner dann.

„Ich suche eine Passage nach England, um dort Jura zu studieren.“

Der Schaffner winkte ab.

„‘Rausgeschmissenes Geld, Mister. In Texas, das sich der Konföderation angeschlossen hat, können Sie das genauso gut.“

Philip lachte bitter.

„Ja, bis der Spuk zu Ende ist. Ich glaube nicht, dass die Konföderation langen Bestand haben wird.“

Der Schaffner stemmte die Hände in die Hüften.

„Das kann nur ein Yankee von sich geben, Mister!“, schnaubte er. „Wir Südstaatler sind einzeln mehr wert als fünf Yankees.“

Philip zog spöttisch eine Augenbraue hoch.

„Und den Blödsinn, den Sie da gerade faseln, den glauben Sie, ja?“, fragte er. Der Schaffner senkte den Kopf und war kurz davor, auf Philip loszugehen, als ein hochgewachsener Mann, etwa in Philips Alter, das Dienstabteil betrat. Er trug die Uniform der Eisenbahngesellschaft.

„He, Read, wo bleiben Sie denn? He, Moment mal, wer is’n das?“, stockte er, als er den ihm fremden Mann in der Eisenbahnuniform sah.

„Verzeihung, Sir, wir hatten noch keine Zeit, uns vorzustellen“, erwiderte Read. „Dieser Herr hier ist bei der Yankeearmee ausgerückt. Ich habe ihm eine neue Tarnung verschafft.“

Der Mann sah Philip einen Moment an.

„Mein Name ist Morrows, Yancey Morton Morrows. Mit wem habe ich das Vergnügen?“, stellte er sich vor.

„Philip Bennett.“

„Nun, herzlich willkommen im besten Land, das die Erde bieten kann, Mr. Bennett.“

„Mr. Morrows, ich habe nicht vor zu bleiben, denn ich glaube weder an den Bestand der Konföderation noch an die Sklaverei“, erwiderte Philip mit einem freundlichen Lächeln.

„Sir, ich hoffe, die Konföderation wird Sie eines Tages eines erheblich Besseren belehren“, gab Morrows zurück.

„Mr. Read erwähnte gerade die interessante Theorie, dass ein Südstaatler fünf Yankees aufwiege – woran ich denn doch meine Zweifel hätte, Mr. Morrows. Davon abgesehen, denke ich, dass die Südstaatler ein paar mehr als Stücker fünf erledigen müssten, wenn sie denn gegen den Norden wirklich durchhalten wollen. Ihnen ist sicher bekannt, dass im Norden etwa dreißig Millionen Menschen leben, während sich für den Süden vermutlich um die vier Millionen Weißer streiten würden – rechnet man Frauen, Kinder und Greise mit ein“, lächelte Philip verbindlich. Morrows sah Bennett interessiert an.

„Nun, Mr. Bennett, ich glaube, solche Leute wie Sie könnte der Süden gut brauchen. Wir hoffen zuversichtlich, dass sich auch die übrigen Sklavenhalterstaaten der Revolution anschließen werden. Nichtsdestoweniger können wir auch Leute brauchen, die aus dem Norden sind, wenn sie unsere Ideen von Freiheit und Selbstbestimmung vertreten“, lockte Morrows.

„Danke, Sir, ich bin bedient. Ich habe der Armee der Vereinigten Staaten einige Jahre gedient, was mir für den Rest meines Lebens reicht. Ich bin absolut sicher, dass Lincoln eine Abspaltung des Südens nicht dulden wird, weil er sich das nicht leisten kann. Zum anderen bin ich allergisch dagegen, dass manche Leute meinen, sie könnten von einer anderen Person schon deshalb Besitz in Form von Eigentum ergreifen, weil diese andere Person schwarzer Hautfarbe ist“, versetzte Philip kühl. Morrows lächelte freundlich.

„Sie werden es kaum glauben, Sir, aber es gibt auch im Süden Leute, die Ihrer Auffassung hinsichtlich der Sklaverei sind. Ich halte diese beson-

dere Einrichtung für eine derzeit noch notwendige Übergangslösung. Aber es wird auch im Süden für Dauer keine Sklaverei geben. Davon jedoch abgesehen, Mr. Bennett, glaube ich, dass es die weitaus meisten Sklaven in den Südstaaten es wesentlich besser haben, als manche Arbeiter im Norden. Der Arbeiter im Norden mag nominell frei sein, tatsächlich ist er es nicht. Von den Sklaven im Süden wird kaum einer so schlimm behandelt, wie die Arbeiter im Norden."

„Die Arbeiter im Norden, verehrter Mr. Morrows, können sich frei entscheiden, ob sie bei diesem oder bei dem Fabrikanten arbeiten wollen. Und wenn ihnen ihr Arbeitgeber nicht passt, haben sie durchaus die Freiheit, sich einen Arbeitgeber zu suchen, der ihren Ansprüchen eher gerecht wird", erwiderte Philip schluckend. Der Mann trieb ihn in eine Ecke, die ihm unangenehm war. Morrows lächelte gewinnend.

„Die Arbeitgeber im Norden, Mr. Bennett, behandeln ihre Leute schlechter als Sklaven. Ein Sklavenhalter käme nicht auf die Idee, seine Leute, wenn sie zu alt und zu schwach sind zum Arbeiten, einfach 'rauszuschmeißen, wie es im Norden tägliche Übung ist. Ein altgewordener Sklave bekommt sein Gnadenbrot, bis der Herrgott meint, es sei nun genug mit dem irdischen Dasein. Ein Arbeiter im Norden wird auf die Straße gesetzt und weiß künftig nicht, wovon er leben soll. Sagen Sie selbst, ist *das* System perfekt?"

„Kein System, Mr. Morrows, das auf die Ausbeutung von anderen Menschen setzt, ist perfekt. Der Arbeiter im Norden hat jedenfalls die Möglichkeit, auszuprobieren, ob es nicht einen besseren Arbeitgeber gibt. Der Sklave im Süden schmachtet unter der Peitsche seines Aufsehers, hat keine Wahlmöglichkeit. Ich will nicht ausschließen, dass es im Süden anständige Leute gibt, die ihre Sklaven vernünftig und gut behandeln. Solche Fabrikanten gibt es auch im Norden. Das Gegenteil werden Sie mir nicht beweisen. Selbstverständlich bestreite ich nicht, dass es auch im Norden Fabrikanten gibt, denen das Leben eines an sich freien Arbeiters weniger wert ist, als das einer Katze. Aber für mich steht die persönliche Freiheit des Einzelnen deutlich höher als das Ansehen, das er als Individuum vielleicht bei jemandem hat, der ihn beschäftigt. Mich stört am System der Sklaverei einfach, dass ein Mensch einen anderen als sein Eigentum betrachtet. Warum muss Sklaverei sein? Warum können die Pflanzer des Südens die Schwarzen nicht einfach als normale Arbeiter beschäftigen?"

„Ein Sklave, Mr. Bennett, kostet seinen Besitzer den Anschaffungspreis und die laufenden Lebenshaltungskosten – sonst nichts."

„Ich gebe zu, ich weiß nicht, was ein Sklavenhalter für seine Leute bezahlt und wie viel er ihnen zu essen gibt, aber diese Rechnung sieht doch sehr danach aus, dass der Sklavenhalter einen noch besseren Reibach macht, als ein Fabrikant im Norden, wenn er die Leute kauft und sie ihm persönlich gehören bis zum Ende ihrer Tage.“

Morrows seufzte.

„Sie sind ein Yankee und ein Abolitionist. Aber Sie scheinen wenigstens jemand zu sein, der sich mit dem Problem halbwegs wertneutral beschäftigt. Geben Sie mir die Chance, Sie zu überzeugen, dass unser System besser ist als Ihres?“

„Wie meinen Sie das, Mr. Morrows?“

„Nun, ich habe Verbindungen, die Ihnen einen Einblick in das Geschehen hier im Süden vermitteln können. Ich bin mit einem Pflanzer in Georgia befreundet, der über eine große Anzahl von Sklaven verfügt und der Ihnen gewiss gerne seinen Betrieb zeigen würde“, schlug Morrows vor. Philip dachte einen Augenblick nach. Er wollte verdammt sein, wenn er Sklaverei guthieß. Aber er wollte genauso verdammt sein, wenn er nicht jemandem die Chance gab, ihn von seiner vielleicht vorgefertigten Meinung abzubringen. Er lächelte Morrows gewinnend an.

„Gut, Mr. Morrows. Überzeugen Sie mich.“

Morrows grinste freundlich.

„Aber mit dem größten Vergnügen, Mr. Bennett.“

Yancey Morrows’ Bekannter, ein gewisser Edmund Mitchell, besaß in der Nähe von Savannah, Georgia eine Baumwollplantage, die von gut einhundertfünfzig Negersklaven bewirtschaftet wurde. Wenn Morrows die *besondere Einrichtung* namens Sklaverei einem Yankee wie Philip Bennett nahe bringen wollte, ging er mit der Plantage von Mitchell das geringste Risiko ein. Mitchell gehörte zu der vorbildlichen Art Sklavenhalter, die ihre Leute zwar auf dem Sklavenmarkt kauften, sie aber nicht wie Vieh, sondern wie Menschen behandelten. Auf der Plantage, *Cotton Belle* genannt, existierte wohl eine Peitsche, aber die hing im plantageneigenen Museum und war seit fast dreißig Jahren, seit Edmund die Plantage von seinem Vater übernommen hatte, unbenutzt. Er war ein wirtschaftlich denkender Mann, der ungern verschwenderisch mit Arbeitskräften umging. Auspeitschung oder gar Brandmarken bedeutete mindestens eine Woche Arbeitsunfähigkeit des Sklaven – und das konnte man sich in wirtschaftlich schwierigen Zeiten wie diesen nicht leisten. Mitchell war gut zu seinen Sklaven und es hieß, dass seine Sklaven die zuverlässigsten und ruhigsten in ganz Georgia

waren. Er hatte ein System entwickelt, das die Sklaven unter Kontrolle hielt, ohne sie mit körperlichen Strafen bedrohen zu müssen. Im Wesentlichen setzte er schwarze Vorarbeiter ein, die alle Vorfahren im Hochadel ihrer Stämme hatten. Diese Stammesautorität hielt sich auch noch nach zwanzig Generationen und dreihundert Jahren. Edmund hatte auch nichts dagegen, seinen Betrieb als Vorzeigeplantage herzugeben, um Gegnern der Sklaverei die Vorzüge dieser Institution aufzuzeigen. Das Telegramm, das er von Yancey Morrows bekommen hatte, hatte ihn inspiriert, wieder ein Austernrösten zu veranstalten. Es war Februar, also eine gute Jahreszeit, um Austern zu essen. Er bat Yancey und seinen Yankee-Bekannten, doch zu Washingtons Geburtstag, dem 22. Februar, zum Austernrösten[1] zu kommen.

Morrows selbst lebte in den eher bescheidenen Verhältnissen, die der Verdienst eines Bahnangestellten mit sich brachte. Er war Wachmann für Werttransporte bei der Wilmington & Manchester Railroad Company, führte manche Transporte aber auch bis nach Savannah auf der Charleston & Savannah Railroad. Wie sich herausstellte, besaß er eine kleine Farm in Kentucky und eine kleine Wohnung in Florence, South Carolina, wo er wohnte, wenn er Dienst hatte. Den wenigen Urlaub verbrachte er meist im Sommer zur Erntezeit auf der elterlichen Farm, die die meiste Zeit des Jahres von seiner Schwester Pamela bewirtschaftet wurde. Sklaven hatte Morrows nicht. Als Kleinfarmer und Eisenbahnangestellter konnte er sich Arbeitskräfte nicht leisten. Mit Edmund Mitchell war er deshalb so gut bekannt, weil die Charleston & Savannah Railroad den größten Teil der Baumwolle transportierte, die Mitchell exportierte. Zudem war Morrows außer seinem Job als Wachmann auch für die Baumwolltransporte als Disponent zuständig. Da er über gute Manieren verfügte – oder wenigstens eine Art an sich hatte, die manche Südstaatler für solche hielten – hatte Mitchell ihn häufig zu solchen Festlichkeiten eingeladen. Dass Morrows als Nichtsklavenbesitzer anderen Nichtsklavenhaltern die Sklaverei schmackhaft machen wollte, empfahl ihn zusätzlich.

---

[1] Die nachfolgende Beschreibung des Austernröstens ist – mit anderen Namen und Orten – weitgehend übernommen aus „Der Amerikanische Bürgerkrieg in Augenzeugenberichten“, S. 30 -33, dtv 1973; dort zitiert aus Richard Barry „*Mr. Rutledge of South Carolina*“, New York 1942.

Edmund Mitchell hatte alles aufgeboten, was notwendig war, um ein Austernrösten zum unvergesslichen Erlebnis zu machen. Washingtons Geburtstag, seit den Kindertagen der Vereinigten Staaten ein besonderer Festtag, wurde auf *Cotton Belle* im Morgengrauen mit drei Salutschüssen aus alten, spanischen Salutkanonen eröffnet. Das war gleichzeitig für das Küchen- und Bedienungspersonal das Zeichen, mit Wagen und Karren die benötigten Zutaten aus allen möglichen Teilen der Plantage zusammen zu holen. Das Festmahl sollte auf dem gepflegten, englischen Rasen vor dem Herrenhaus stattfinden. Der Platz wurde von uralten Eichen gesäumt, zwischen denen das für die amerikanischen Südstaaten so typische spanische Moos wie eigens für das Fest aufgehängte Girlanden hing.

Einige Feldsklaven gruben am Rand der Rasenfläche Löcher und stellten in zwei parallelen Reihen Öfen auf, wobei die Ofenreihen ungefähr zweihundert Yards auseinander lagen. Zwischen den Ofenreihen stellten Zimmerleute – ebenfalls Sklaven – lange Tische aus Zypressenholz auf. Die Dienstmädchen deckten diese Tische unter Aufsicht des schwarzen Butlers Henry mit kostbarem, feinem Leinenzeug, das bereits seit fünfzig und mehr Jahren auf *Cotton Belle* von Generation zu Generation weitervererbt wurde. Auf die strahlend weißen Leinentücher wurde wertvolles Porzellan, altes Tafelsilber und kostbares Kristall gedeckt.

Gegen zwölf Uhr inspizierte Edmund Mitchell zusammen mit seiner Frau Edwina die gedeckten Tische, um sich zu vergewissern, dass der Butler und seine Hilfskräfte den Anordnungen des Hausherrn gefolgt waren. Nachdem das Ehepaar Mitchell die Tischdekoration zur Zufriedenheit des Butlers abgenommen hatte, verpackten die Dienstmädchen Gläser, Geschirr, Tafelsilber und Damast in bereitstehende, große Weidenkörbe und legten statt dessen auf die nun blanken Holztische vor jeden der gut hundert Plätze eine kleine Leinendecke, auf die sie je eine hölzerne Austernschüssel und ein großes Glas stellten. Daneben kam ein Austernmesser zu liegen. Zusätzlich befestigten die Zimmerleute für jeden Gast eine Armstütze am Tisch.

Die Gehilfen des Kochs setzten die Holzkohlen in den Öfen in Brand, deren Rauch bald über die Kronen der mächtigen Eichen zog und den Eindruck eines Großbarbecues verbreitete. Edmund Mitchell hatte den Beginn des Essens auf ein Uhr mittags angesetzt. Die Gäste erschienen auch alle vor dieser Zeit, weil bekannt war, dass Pünktlichkeit eine Voraussetzung für eine gut geröstete Auster war.

Edmund Mitchell war in seiner Jugend Kavallerieoffizier gewesen und hatte während seiner Ausbildung auch Trompetensignale gelernt. Schlag ein Uhr blies er auf der Treppe des Herrenhauses das Kavalleriesignal *Attacke*, worauf die Sklaven an den Öfen die Austern aus Tonnen auf die glühenden Kohlen schütteten. Die Gäste setzten sich und der Butler ließ durch seine Hilfskräfte heiße Getränke verteilen: Whiskypunsch für die Herren und Eierpunsch mit Muskatnuss und einem Schuss karibischem Rum für die Damen. Die Gäste – unter ihnen auch Yancey Morrows, seine Schwester Pamela und deren neuer Bekannter Philip Bennett – sahen den Hausherrn erwartungsvoll an. Es schickte sich nicht, von den gereichten Getränken zu probieren, bevor nicht der Gastgeber selbst sein Glas erhob. Mitchell wartete, bis seine Gäste saßen und jeder ein Glas Punsch vor sich hatte. Dann erhob er seines und sagte:

„Ein herzliches Willkommen unseren Freunden, Nachbarn und Neubürgern des Staates Georgia auf *Cotton Belle*. Lassen Sie uns auf die Freiheit unserer Nation trinken, meine Freunde."

Die Gäste stießen miteinander an, prosteten sich zu und nahmen den ersten Schluck ihres Punsches. Die Sklaven an den Feuern brachten nun die ersten Platten mit noch vor Hitze zischenden Austern herbei und bedienten die Gäste. Jeder Sklave hatte dabei jeweils zwei Gäste zu betreuen, was hieß, dass er stets dafür zu sorgen hatte, dass *seine* Gäste immer eine frische, prasselnde Auster vor sich hatten. Die Austern mussten immer einzeln serviert werden, da sie vom Feuer sofort in den Mund kommen mussten. Nur dann waren sie noch saftig.

Morrows unterwies den Yankee Bennett im Umgang mit dem Austernmesser. Philip hatte noch nie Austern gegessen, geschweige denn ein Austernmesser in der Hand gehabt. Aber er war gelehrig und konnte nach der dritten Auster mit dem fremden Gegenstand umgehen.

Das Essen dauerte etwa eine Stunde, dann gab einer der männlichen Gäste in der Nähe des Gastgebers ein Zeichen, und die Herren stiegen über die starren Bänke, um sich zurückzuziehen. Für den Gastgeber selbst wäre es unfein gewesen, das Essen zu beenden. Philip fühlte sich von Yancey am Ärmel gezogen, als er Pamela helfen wollte, die Bank zu überklettern.

„Halt! Sie lösen einen Skandal aus, Mr. Bennett, wenn Sie sich nicht augenblicklich abwenden", warnte Morrows leise.

„Warum? Ist man hier nicht ritterlich zu den Damen?", fragte Philip ebenso leise, aber völlig verblüfft.

„Selbstverständlich ist man ritterlich zu den Damen, Mr. Bennett. Aber die Ritterlichkeit besteht darin, dass die Herren sich von den Damen abwenden, um auch nicht den Schatten eines Strumpfes über den Schuhen zu entdecken. Es ist schwierig, mit diesen unpraktischen Krinolinen über so eine scheußlich steife Bank zu klettern, aber es wäre absolut unmöglich, wenn Sie meiner Schwester helfen würden und dabei noch ihren Strumpf entdecken“, erklärte Morrows. Philip seufzte.

„Das spanische Hofzeremoniell ist dagegen Ringelreihen“, murmelte er. Er musste sich zwingen, sich nicht umzudrehen. Doch als er einen Stolperschritt und einen erschrockenen Aufschrei hörte, hielt ihn nichts mehr. Philip drehte sich um und konnte Pamela Morrows gerade noch stützen, die sich mit der auch für sie ungewohnten Krinoline verhakt hatte und ins Straucheln gekommen war.

„Vielen Dank Mr. Bennett. Beinahe hätte ich mir das Kleid zerrissen“, bedankte sie sich. Philip lächelte.

„Ich fürchte, sie hätten sich noch erheblich mehr getan, Miss Morrows“, erwiderte er. Er half ihr auf und erlaubte sich die Freiheit eines Handkusses.

„Yancey?“, wandte sie sich an ihren Bruder.

„Ja?“

Morrows drehte sich jetzt erst um.

„Yancey, würdest du erlauben, dass Mr. Bennett für heute mein Begleiter ist?“

Morrows seufzte.

„Pam, wir sind hier nicht in Kentucky. Hier sind Manieren angebracht. Ich will keinen Skandal – und Mr. Bennett auch nicht. Du weißt doch, was es bedeutet, wenn eine Südstaatlerin ohne Begleitung eines Familienmitgliedes mit einem ihr offiziell fremden Mann zusammen ist. So gern ich es tun würde, ich kann es nicht erlauben.“

„Yancey, die Frauen hier sind mir wesentlich unbekannter als Mr. Bennett, den ich wenigstens einige Tage kenne“, widersprach Pamela.

„Du kannst dich bei mir einhaken, wenn du möchtest“, bot ihr Bruder an. Beinahe widerwillig tat sie es.

Der Gastgeber, Edmund Mitchell, kam auf sie zu, und begrüßte Yancey mit einem herzlichen Handschlag.

„Ich hatte leider noch keine Gelegenheit, mit Ihnen persönlich zu sprechen, Mr. Morrows. Wie geht es Ihnen?“

„Danke der Nachfrage, Mr. Mitchell. Ich kann nicht klagen, meine Arbeit bei der Bahn nimmt mich zwar in Anspruch, aber schließlich will ich mich auch nicht langweilen. Darf ich Ihnen meine Schwester Pamela vorstellen?“

„Ich bin entzückt, Miss Morrows“, erwiderte der Plantagenbesitzer und hauchte einen formvollendeten Handkuss auf Pamelas schmale Hand.

„Und dies ist Mr. Philip Bennett, der auf der Durchreise nach England ist und sich dabei die Schönheiten des Südens nicht entgehen lassen wollte“, stellte Morrows auch Philip vor. Mitchell reichte ihm die Hand.

„Willkommen, Mr. Bennett. Sie sind aus Virginia?“

„Ja.“

„Darf ich fragen, weshalb Sie von hier aus nach England reisen wollen? Von Norfolk wäre das doch auch möglich.“

„Sagen wir, ich habe Probleme mit den Behörden in meinem Heimatstaat, weil ich nicht so lange bei der Armee geblieben bin, wie die Army sich das vorgestellt hat. Ich habe vor, Rechtswissenschaften zu studieren und denke, dass ich das besser außerhalb der USA oder der konföderierten Staaten tue.“

„Oh, die Konföderation kann Ihnen eine Reihe ausgezeichneter Universitäten bieten. Mr. Bennett. Und bis hierher reicht der Arm des Yankee-Gesetzes nun einmal nicht mehr“, entgegnete Mitchell.

„Mr. Mitchell, ich bin weit davon entfernt, Ihren Enthusiasmus hinsichtlich des Bestandes der konföderierten Staaten von Amerika zu dämpfen, aber ich gestehe, dass ich meine Zweifel habe, ob die Konföderation tatsächlich bestehen bleibt“, sagte Philip ruhig. Mitchell war kein Hitzkopf. Auch er neigte dazu, eine Angelegenheit in Ruhe zu besprechen.

„Was bringt Sie zu dieser Meinung, Mr. Bennett?“

„Sehen Sie, die Industrie konzentriert sich fast vollständig im Norden. Bis auf einige Werften in Virginia findet der Schiffbau im Norden statt. Der Süden hat wohl Sägemühlen, Baumwollkämmereien, Textilindustrie allgemein – aber keine Waffenproduktion. Der Norden wird wirtschaftliches Potential wie die Südstaaten nicht einfach davongehen lassen, denn Baumwolle ist bares Geld. Sie können sich denken, dass der Norden irgendwann versuchen wird, die Südstaaten in die Union zurück zu zwingen. Bei der Übermacht von Menschen und Material bin ich nicht sicher, dass der Süden einen Krieg gegen den Norden tatsächlich gewinnen kann. Davon abgesehen: Wenn sich Virginia der Konföderation anschließt, bin ich auch in South Carolina nicht mehr sicher“, gab Philip zu bedenken.

„Ich sehe es etwas anders, Mr. Bennett. Zum einen haben wir mit Jefferson Davis einen Präsidenten, der einmal Kriegsminister war und der selbst Soldat gewesen ist. Er versteht also etwas von Kriegführung. Zum anderen sind wir hier fest davon überzeugt, dass England und Frankreich zu unseren Gunsten eingreifen würden, da beide sich den Ausfall der Baumwolle aus dem Cotton-Belt hier in den Südstaaten nicht leisten können. England und Frankreich *und* die Südstaaten, das sind Gegner, mit denen der Yankeenorden nicht fertig werden kann, Mr. Bennett“, versetzte Mitchell.

„Gut, nehmen wir einmal an, der Süden gewinnt tatsächlich den – nennen wir’s mal Unabhängigkeitskrieg – gegen die Yankees. Dann wäre mein Hals damit noch nicht aus der Schlinge. In den Südstaaten, die sich der Konföderation noch nicht angeschlossen haben, besteht ein Haftbefehl gegen mich wegen Fahnenflucht“, erwiderte Philip. Mitchell klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter.

„Da lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen, junger Mann“, sagte er jovial. „Ich habe eine Menge Einfluss im Konvent, bin mit dem Gouverneur persönlich befreundet. Das können wir regeln.“

„Mr. Mitchell, Sie sind sehr freundlich, aber ich möchte nicht, dass meinetwegen jemand in Schwierigkeiten gerät. Jeder, der in meiner Familie etwas ausgefressen hat, hat immer für sich selber eingestanden und die Suppe selbst ausgelöffelt. Deshalb möchte ich Amerika vorerst verlassen“, wehrte Philip ab. Mitchell schüttelte den Kopf und zog ihn vorsichtig aber bestimmt in eine ruhige Ecke der Plantage. Dort sah er sich vorsichtig um.

„Hier können wir offen reden, Mr. Bennett. Hat Ihre Fahnenflucht etwas mit Ihrem Wunsch nach dem Jurastudium zu tun?“, fragte Mitchell. Philip überlegte einen Moment. Dann nickte er. Mitchell sah ihn durchdringend an.

„War vielleicht Ihr Vater Ihr letzter Kommandeur?“

Philip stutzte. Kannte der etwa seinen Vater? Katastrophe!

„Was, wenn dem so wäre?“, erkundigte er sich. Mitchell lächelte breit.

„Wissen Sie, ich war als junger Mann selbst Kavallerist und ich habe mit einem Mann zusammen gedient, der nichts mehr hasste, als Indianer und Rechtsanwälte. Das mit den Indianern kann ich noch verstehen, nachdem er zweimal verheiratet war und er beide Frauen jeweils bei einem Indianerangriff verloren hat. Das mit den Rechtsanwälten habe ich nie ganz verstanden. Auf jeden Fall haben Sie viel Ähnlichkeit mit diesem Mann,

der in seiner Tapferkeit gewiss wert wäre, ein Südstaatler zu sein. Wenn Ihr Name Bennett ist, dürfte Ihr Vater Frederick Jefferson Bennett sein.“

Philip schwieg. Röte stieg ihm ins Gesicht. Er war ertappt.

„Seien Sie unbesorgt, Mr. Bennett. Ich werde nicht verraten, dass Sie nicht aus dem Süden sind. Aber eingedenk meiner alten Freundschaft zu Ihrem Vater wäre es unbillig, dass ich Sie in die Fremde ziehen lasse, wenn Sie hier in Georgia oder in Virginia genauso gut studieren können. Doch so sehr ich meinen Freund Frederick schätze, so sehr möchte ich ihm eins auswischen, weil er mir beim Pokern einmal fast tausend Dollar abgeknöpft hat. Und wenn ich es damit tue, dass ich seinem Sohn zu einem Beruf verhelfe, den sein Vater wie sonst nichts auf dieser Welt hasst.“

Philip sah in die untergehende Sonne und traf seine Entscheidung. Es war riskant, wenn er sich für den Süden entschied, aber nach England zu gehen hatte ihm nicht recht behagt, wie er sich jetzt eingestand.

„Gut, Mr. Mitchell. Es wäre wohl feige, den Schwanz einzuziehen und davonzulaufen. Ich danke für Ihr Angebot und nehme es an.“

„Sie bleiben zunächst bei mir auf der Plantage. Dabei können Sie sich auch gern davon überzeugen, dass es meinen Schwarzen wirklich gut geht. Denn deshalb sind Sie doch eigentlich gekommen, oder nicht?“

Philip musste lachen. Er war Tausende von Meilen gereist und wen traf er? Einen ehemaligen Kameraden seines Vaters! Wenn der *das* wüsste ...

Gegen drei Uhr kamen die Gäste von ihren kleinen Ausflügen auf der Plantage oder vom Mittagsschlaf aus den Schlafzimmern des Herrenhauses zurück, um sich wieder zu Tisch zu setzen. Jetzt erstrahlten die langen Tische in weißem Leinen, glitzerndem Kristall, kostbarem Porzellan und teurem Tafelsilber. Als die Küchenbediensteten als Vorspeise einen Hummer in Aspik servierten und später Backfisch mit Bordeauxsauce auftrugen, schien es unpassend, dieses Fest *Austernrösten* zu nennen. Nach einer weiteren Zwischenmahlzeit in Form von Schildkrötensuppe wurden noch Wildpasteten mit Palmblattherzenpüree und Süßkartoffeln gereicht. Hauchdünne, kleine, knusprige Kekse ergänzten das festliche Mahl. Dazu wurde den Herren Madeirawein angeboten, den Damen Likör oder der leichtere Bordeauxwein.

In der milden Wintersonne, die das Fest beschien, begann Philip, sich im Süden wohl zu fühlen.

Kapitel 4

Die neue Einheit

Es war März geworden. Selbst in den nahezu baumlosen Ebenen des Mittelwestens, die der Winter meist noch länger im Griff hielt, als die eher windabweisenden Gebirgszüge im Westen und Osten der USA, machte sich der beginnende Frühling bemerkbar. Die Zeitungen berichteten in großer Aufmachung vom Amtswechsel im Weißen Haus in Washington. Zwar erreichten die Blätter aus Sioux City in Iowa das abgelegene Fort Randall erst mit einwöchiger Verspätung, aber da die Soldaten sonst keine weiteren Informationsquellen hatten, waren die Zeitungsnachrichten immer noch aktuell genug.

Frederick Bennett legte seine letzte Ausgabe des *Sioux City Morning Telegraph* mit einem Seufzen beiseite und trank den Rest Kaffee aus.

„Was hast du, Daddy?“, fragte Elizabeth, als sie das Frühstücksgeschirr abräumte.

„Der neue Präsident Lincoln ist vereidigt und wird nun hoffentlich bald sein Kabinett vorstellen. Bin gespannt, wer Kriegsminister wird“, sagte ihr Vater.

„Warum?“

„Weil ich erst dann weiß, ob der Haufen, den wir gerade mühevoll aufbauen, als Regiment zusammenbleibt, oder ob die Männer in alle Richtungen verstreut werden. Gerade für Bruces Schwadron wäre es wichtig, dass sie erhalten bleibt – mitsamt den jetzigen Offizieren“, erwiderte Frederick und nahm sich einen Zigarillo. Betty gab ihm Feuer.

„Und warum wäre dir das so wichtig?“, hakte sie nach.

„Robert und Tom wenden viel Mühe auf, um aus den Männern Soldaten zu machen. Ich hätte nicht gedacht, dass sie in so kurzer Zeit so gute Erfolge haben würden. Toms Leute sind großenteils Spezialisten für Sprengstoffe und Pionierarbeiten, Robert hat aus seinen Jungs die besten Schützen gemacht, die ich je gesehen habe. Ich bin froh, dass ich ihnen freie Hand gelassen habe.“

Elizabeth Bennett musste lachen.

„Aber auch erst nach langem Ringen mit dir“, kicherte sie.

„Was meinst du?“, fragte Frederick verblüfft.

„Daddy – Robert hat mit dir zehn Tage lang einen erbitterten Kampf geführt, bis du ihm die Scharfschützenausbildung erlaubt hast. Und mit Thomas’ Idee, die Begabung einiger seiner Leute für Pioniertätigkeiten zu nutzen warst du überhaupt nicht einverstanden“, lächelte Betty freundlich.

„Nun, ich habe mich eben überzeugen lassen“, versetzte der Colonel. „Alles, was den Männern jetzt noch fehlt, ist Kampferfahrung. Eine kleine Expedition gegen die Assiniboins wäre genau das Richtige.“

„Es wäre das Falscheste, was du tun könntest“, erwiderte seine Tochter. „Dank Roberts Bemühungen halten sie Ruhe. Ich weiß nicht, was du von den armen Indianern willst, Daddy.“

„Indianer sind einfach überflüssig, Betty. Sie sind den weißen Siedlern, die in immer größer werdenden Strömen aus dem Osten kommen, im Weg. Sie widersetzen sich der neuen Zeit“, erklärte der Colonel.

„Paps, du weißt genau, dass das nicht wahr ist, was du sagst. Gelbe Wolke und vor ihm Roter Bison haben viel Land abgegeben, damit hier Weiße siedeln können. Ich weiß, dass du die Indianer hasst, weil sie dir beide Frauen getötet haben. Du weißt aber auch, dass es jedenfalls bei meiner Mutter ein Versehen war“, entgegnete Betty. „Robert und ich ...“

„Betty, halt’ den Schnabel! Du weißt ja nicht wovon du redest!“, fuhr ihr Vater sie an.

„Ich weiß es sehr gut, Vater!“, gab Betty eben so scharf zurück. „Und ich weiß auch, dass nur Roberts Besuch bei Gelbe Wolke vor einer Woche verhindert hat, dass die Krieger der Assiniboins wieder auf den Kriegspfad gehen.“

„Robert ist *wo* gewesen?“, fragte Frederick nach. Elizabeth stutzte, wurde dann feuerrot. Robert hatte seinem Vater offenbar verschwiegen, dass er einen Besuch bei seinem Freund gemacht hatte. Jetzt hatte sie ihn verraten!

„Ich sag’ nichts mehr“, murmelte sie und stürmte eilig aus dem Raum, ohne darauf zu achten, da ihr Vater ihr die augenblickliche Rückkehr befahl. Als Betty nicht reagierte, rief Frederick Bennett die Ordonnanz.

„Sir?“

„Holen Sie mir Lieutenant Bennett her – sofort!“, schnauzte der Lieutenant-Colonel den Ordonnanzsoldaten an.

„Ja, Sir!“, bestätigte der Mann und eilte davon.

Robert war mit seinem Zug beim Schießtraining. Eine Viertelmeile vom Fort entfernt hatte Tom aus Grassoden von seinem Zug einen Kugelfang bauen lassen – zu Übungszwecken, um Pionierbauten zu lernen. Toms Spezialisten hatten richtige Schießbahnen gebaut, auf denen das komplette, noch kleine Regiment üben konnte. Keine andere Einheit verfügte über eine solche Einrichtung.

„Elliot, Sie wollen immer noch nur mit dem Korn zielen“, knurrte Robert, als Trooper Elliot wieder mal nur die Luft traf.

„Hab’ ich nicht, Sir!“, protestierte Elliot. „Ich hab’ genau gezielt!“

„Gib’ mal her!“, forderte der Lieutenant, nahm dem Trooper das Springfield-Gewehr Baujahr 1850 ab und zielte sorgsam auf das Zentrum der Scheibe, die gut hundert Yards entfernt war. Sein Schuss klatschte rechts neben der Scheibe in den Kugelfang, obwohl er hundertprozentig auf die Scheibe gezielt hatte.

„Ja, zum Donner, was ist das für ein Mistgewehr?“, fluchte er, lud erneut und zielte diesmal direkt links neben die Scheibe – und traf mitten ins Schwarze. Seine Leute, die eben doch schadenfroh gegrinst hatten, raunten bewundernd.

„Der Lauf ist krumm. Das Ding hat eine Streuung, die ist nicht mehr feierlich“, bemerkte der Lieutenant. „Gut, Jungs, Schluss für heute. Ich muss erst unserem Ordnance-Sergeant die Ohren lang ziehen, damit wir anständige Waffen bekommen. Aufsitzen, in Zweierreihe zurück zum Fort!“, kommandierte Robert. Seine Männer erhoben sich von der Schießbahn, saßen befehlsgemäß auf und formierten sich ohne weiteren Befehl ihres Lieutenants zur angeordneten Formation. Vom Fort kam Trooper Thiemann geritten, der Ordonnanzdienst hatte.

„He, Thiemann, wo wollen Sie denn hin?“, fragte Robert. Thiemann hielt sein Pferd an und salutierte preußisch korrekt.

„Ordonnanz Thiemann, Sir! Lieutenant-Colonel Bennett befiehlt Ihr umgehendes Erscheinen, Sir“, meldete Thiemann.

„Wir sind unterwegs, Thiemann.“

„Second-Lieutenant Robert Bennett zur Stelle, Sir!“, meldete Robert sich kaum zehn Minuten später bei seinem Vater.

„Ich habe gehört, Sie waren ohne ausdrücklichen Befehl bei den Rothäuten, Lieutenant! Was hat das zu bedeuten?“, bellte Frederick, seinen Sohn korrekt siezend, weil mit Trooper Thiemann ein weiterer Soldat anwesend war. Nach dem Schock von Philips Desertion hatte Bennett senior

diese überkorrekte Anredeweise abgeschafft, wenn er mit seinem Sohn allein war.

„Nachdem ich auf meiner letzten Patrouille festgestellt hatte, dass wieder Büffel gewildert wurden, habe ich die Assiniboins von mir aus aufgesucht und dort um Einhaltung des Vertrages nachgesucht, Sir. Gelbe Wolke versprach mir, Frieden zu halten. Über die Büffelwilderei habe ich schriftlich berichtet, Sir.“

„Und warum haben Sie nicht über den Besuch bei den Assiniboins berichtet?“

„Ich habe es nicht für notwendig gehalten, Sir. Es gab keinen Zwischenfall mit den Indianern.“

„Lieutenant Bennett, ich warne Sie: Besuche bei den Rothäuten ohne ausdrücklichen Befehl werde ich in Zukunft als unerlaubtes Entfernen von der Truppe betrachten und entsprechend bestrafen. Ich stelle fest, dass Sie Ihren Patrouillenbericht nicht wahrheitsgemäß gemacht haben, da Sie den Besuch bei Gelbe Wolke unterschlagen haben. Ich bestrafe Sie mit drei Tagen Arrest, Lieutenant! Geben Sie Ihre Waffe ab! Ordonnanz!“, donnerte der Colonel. Robert öffnete sein Holster und gab seinem Vater wortlos den Dienstrevolver. Er wusste, wie weit er gehen konnte, und hier hatte er die Grenze seiner Kompetenz überschritten. Thiemann trat vor.

„Sir?“

„Lassen Sie die Wache kommen! Lieutenant Bennett steht unter Arrest“, sagte Frederick. Thiemann salutierte und verschwand.

Der Colonel wandte sich an seinen Sohn.

„Irgendwann treibe ich dir diese Freundschaft zu den verdammten Rothäuten noch aus“, knurrte er.

„Werde ich jetzt wegen meines falschen Berichtes bestraft oder wegen meiner Freundschaft zu Gelbe Wolke, die hier schon manche Katastrophe verhindert hat, Pa?“, fragte Robert ruhig.

„In erster Linie wegen des falschen Berichtes“, gab sein Vater mit wütend vorgerecktem Kinn zurück. „Aber ich werde dir auch noch wegen deiner Anhänglichkeit an diese verdammten Wilden einen Denkzettel verpassen!“, drohte er dann.

„Meine Freundschaft zum Häuptling der Assiniboins ist meine Privatsache, Vater. Ich lasse mir in dieser Hinsicht keine Vorschriften machen“, erwiderte Robert kühl. Bevor Lieutenant-Colonel Bennett antworten konnte, traten vier Mann der Wache ein.

„Sie haben uns rufen lassen, Sir?“

„Sergeant Henry, Lieutenant Robert Bennett steht für drei Tage unter Arrest, weil er einen falschen Patrouillenbericht abgegeben hat. Bringen Sie ihn in den Arrestbereich!“, befahl Frederick.

„Ja, Sir! Kommen Sie freiwillig mit, Sir, oder müssen wir Gewalt anwenden?“, fragte Henry den Lieutenant.

„Ich komme mit, Sergeant Henry. Oh, Sir, wer hat Ihnen eigentlich gesagt, dass ich bei Gelbe Wolke war?“

„Meine Informationsquellen gebe ich nicht preis! Raus!“

Wenig später hatte Sergeant Henry die Gittertür im Arrestblock abgeschlossen. Robert legte sich auf die harte Pritsche und dachte nach. Der Besuch bei Gelbe Wolke hatte sich durchaus gelohnt. Er hatte sich so viel von der Kräutermischung mitgebracht, dass es für wenigstens fünf Jahre reichen würde, wenn ihn keine außergewöhnlichen Krankheiten plagen würden. Dafür konnte er schon drei Tage Arrest in Kauf nehmen. Ärgerlich war der Arrest aber insofern, als sich in den nächsten Tagen wohl entscheiden würde, ob die Schwadron bestehen bleiben würde. Wenn er dann noch in Arrest war, konnte sein Vater leicht einen anderen als First-Lieutenant favorisieren. Robert hatte zu viel Arbeit in die Neuen gesteckt, als dass sich ein anderer ins gemachte Nest setzen sollte. Ein Klopfen an den Gittern machte ihn aufmerksam. Tom Craig stand vor der Tür.

„He, was hab’ ich gehört? Du brummst?“

„Wie du siehst“, erwiderte Robert, ohne aufzustehen.

„Darf man fragen, warum?“

„Ich habe meinem alten Herrn verschwiegen, dass ich meine Patrouille letzte Woche genutzt habe, um meinen Medizinschrank aufzubessern und um die Assiniboins von Dummheiten abzuhalten. Wilderer haben schon wieder Büffel geschossen und einfach liegenlassen. Es hat mich eine Menge Überredungskunst gekostet, damit sie Frieden halten. Ich hab’s im Bericht nicht erwähnt, weil ich meinen Vater nicht heiß machen wollte. Wenn er erfährt, dass bei den Roten was im Busch ist, sitzt er mit scharrenden Hufen da und wartet nur darauf, losschlagen zu können. Möchte nur wissen, wer ihm das überhaupt geflüstert hat.“

„Kann ich dir sagen: Betty hat sich heute Morgen verplappert. Sie hat sich vorhin bei mir ausgeweint.“

„Und warum hat sie geheult? Weil ich sitze?“

„Sie macht sich Vorwürfe, weil sie dich verpfiffen hat.“

„Betty konnte nicht wissen, dass ich Paps nichts erzählt habe und meinen Bericht hat sie auch nicht gesehen. Sag' ihr, dass ihr das nicht leidtun muss. Ich muss nur in Zukunft aufpassen, wem ich was erzähle", erwiderte Robert. Er schwang die Beine von der Pritsche, reckte sich und stand auf.

„Gibt's irgendwas Neues zum Regiment?", fragte er dann. Tom schüttelte den Kopf.

„Nein. In der Ausgabe vom 5. März war nur die Antrittsrede des Präsidenten abgedruckt. Er will wohl einen Mittelkurs zwischen Konfrontation und Versöhnung mit dem Süden steuern. Hast du was von Philip gehört?"

Robert nickte und seufzte tief.

„Ja, ich habe einen Brief von ihm bekommen. Er ist in Georgia und studiert in Atlanta Jura", sagte er.

„In *Georgia*?", entfuhr es Tom entsetzt.

„Genauso habe ich auch reagiert. Ich bin fast vom Stuhl gefallen. Onkel Ben hatte er gesagt, dass er nach England wolle. Er schreibt, er habe auf einer Plantage Arbeit gefunden. Der Plantagenbesitzer finanziert ihm sein Studium und zum Ausgleich arbeitet Phil als sein Privatsekretär. Ich bete, dass es gut geht", erwiderte Robert.

„Philip und Plantage? Bob, das passt nicht zusammen! Philip verabscheut die Sklaverei!"

„Sicher tut er das. Aber er ist an Edmund Mitchell geraten. Vater kennt Mitchell aus Mexiko. Sie waren zusammen in derselben Einheit. Er hat mir gesagt, dass Mitchell einer der Sklavenhalter ist, die mit den Schwarzen vernünftig umgehen. Ich habe nur Sorge, dass es zum ernsthaften Bruch mit dem Süden kommt und man Philip im Süden in die Armee zwingt oder ihn dann als Yankee ausweist", mutmaßte Robert.

„Er ist doch schon mal ausgerissen", bemerkte Tom.

„So viel Glück hat er nicht noch mal, Tommy. Vor allem hätte er dann weder im Norden noch im Süden die Chance ins Ausland zu entkommen, weil ihn beide Seiten dann wegen Fahnenflucht suchen würden", gab Robert zurück.

Tom nickte.

„Hör mal ...", sagte er dann, „Barry hat dich als First-Lieutenant vorgeschlagen."

„Und du möchtest den Posten lieber selber haben, oder?"

Thomas lächelte freundlich.

„Du warst immer der Bessere von uns beiden. Mir wäre es lieber, wenn *du* der Captain wärst und Barry oder ich der First-Lieutenant. Barry hat nicht deine Qualitäten.“

„Tom, Barry *ist* bereits Captain. Er verdient eine Chance. Außerdem wird mein Vater mir noch einen kleinen Denkzettel extra verpassen wollen – wegen des Ausflugs zu Gelbe Wolke. Deine Chancen auf den First-Lieutenant steigen, Freund.“

„Übrigens, Bobby: Wir beide haben unsere Wette verloren. Der 4. März ist vorbei und es ist kein Krieg mit dem Süden ausgebrochen“, stellte Tom fest.

„Weiß ich, mein Junge, weiß ich. Gerade deshalb könnte es für uns beide wichtig sein, noch ein bisschen in der Hierarchie aufzusteigen, sonst ist’s mit der Karriere im nächsten Krieg aus. Also vermute ich, dass du den Job haben möchtest“, erwiderte Robert grinsend.

„Sei ehrlich: Glaubst du noch an Krieg?“

„Ja.“

„Und warum?“, bohrte Tom.

„Die Union weigert sich zwar offiziell, den Süden als unabhängiges Staatsgebilde anzuerkennen, aber die meisten Forts wurden im Süden mehr oder weniger ohne Rangeleien an Miliztruppen der rebellischen Staaten abgegeben. Wenn der Präsident auch Fort Sumter in Charleston ohne weiteres freigibt, ist das praktisch die Anerkennung der Konföderation. Tut er es nicht, frage ich mich, wie lange Davis noch stillhält. Unternimmt Davis nichts, um Sumter in die Hand zu bekommen, bedeutet das, dass der Süden zurücksteckt und militärische Präsenz eines nach seiner Lesart fremden Staates auf seinem Territorium duldet. Ich fürchte, dass sich der Süden das nicht leisten kann, ebenso wenig wie wir es uns leisten können, Sumter aufzugeben“, erklärte Robert.

„Hoffen wir, dass du zu schwarz siehst“, flüsterte Tom.

Robert hatte das Glück, dass in den drei Tagen seines Arrestes keine Entscheidung zum Status des Regiments und damit zu seiner Schwadron eintraf. Am 28. März 1861 erschien unangemeldet eine Prüfungskommission des Kriegsministeriums. Lieutenant-Colonel Bennett war sichtlich nervös, als er die Herren die Front seines angetretenen Kleinregiments abschreiten ließ.

„Gut, gut, Lieutenant-Colonel Bennett. Ihre Truppe ist zwar kaum ein Bataillon, aber wenn die Prüfung insgesamt positiv ausfällt, werden wir

darauf dringen, dass Ihre Einheit weiter aufgebaut wird. Wir möchten einen praktischen Test sehen und werden die Schwadron dafür auslosen“, erklärte der Kommissionschef, Brigadier-General Compson. Er winkte seinem Adjutanten, der fünf Lose mit den Schwadronsbezeichungen in seinen Hardeehut warf und dem General den Hut hinhielt. Compson mischte und zog eines der Lose heraus.

„Schwadron C ist zum Test ausgewählt. Veranlassen Sie bitte, dass die Truppe zur Vorführung hinausreitet.“

„Jawohl, Sir. Captain Bruce, lassen Sie Ihre Männer aufsitzen und führen Sie sie vor das Fort.“

„Ja, Sir!“, bestätigte Bruce zackig und drehte ebenso zackig um.

„Schwadron C, Achtung!“, kommandierte er. Die Soldaten standen stramm. „Schwadron – aufsitzen!“

‚Jetzt kommt’s drauf an! Robert, lass’ mich nicht im Stich!’, durchzuckte es Frederick Bennett. Bruces Soldaten stiegen fast gleichzeitig auf. Auch der Captain saß auf.

„Schwadron – rechts um!“, kommandierte er. Achtzig Pferde drehten sich in Richtung Tor.

„Schwadron in Zweierreihe – Marsch!“

Die Truppe formierte sich kurz, ritt dann an wie ein Eisenbahnzug, der sich in Bewegung setzt.

„Torposten – Tor auf!“, rief Bruce der Torwache zu, die augenblicklich den Balken vom Tor wegnahm und das große Tor weit öffnete. Bruce ritt mit seiner Schwadron bis zum Schießstand und ließ dort halten und die Schwadron in Linie antreten. Er sah sich vorsichtig um. Die Kommission war noch nicht da.

„Danke, dass du die Kommandos noch mal mit mir geübt hast, Robert. Ich verlasse mich auf dich“, sagte Bruce mit leicht belegter Stimme.

„Barry, du bist der Chef dieses Haufens. Ich helfe dir, so gut ich kann. Pass’ bloß auf, die wollen formalen Dienst sehen. Spielen wir ihnen Theater vor“, versprach Bennett leise und zwinkerte Bruce und Tom zu, die gleich verstanden.

Die Kommission kam hinterher geritten.

„Captain, lassen Sie einen Zug zum Schießen absitzen!“, befahl General Compson.

„Ja, Sir“, antwortete Bruce. „Lieutenant Bennett, lassen Sie absitzen!“

„Ja, Sir!“, bestätigte Robert und wendete sein Pferd.

„Zug 1 – Achtung!“, kommandierte der Lieutenant. Die Männer saßen in Hab-Acht-Stellung im Sattel.

„Zug fertig machen zum Absitzen! – Absitzen!“, befahl Robert. Die Männer schwangen sich befehlsgemäß aus den Sätteln und blieben neben den Pferden stehen.

„Trupp A – Achtung! In Dreierlinie in Stellung gehen!“, kam das neue Kommando. Die zehn Mann – einschließlich ihres Corporals Somerset – formierten sich: Drei Mann legten sich an die Schießbahn, drei Mann knieten dahinter nieder, drei Mann stellten sich hinter die knienden Soldaten. Somerset stellte sich rechts neben seine Soldaten.

„Corporal Somerset, übernehmen Sie das Kommando zum Pelotonschießen!“, wies Robert Somerset an.

„Ja, Sir!“, erwiderte Somerset salutierend und drehte sich auf dem Absatz zu den Männern um.

„Peloton – Achtung! Legt an!“

Die neun Soldaten legten auf die Zielscheiben in etwa zweihundert Yards Entfernung an.

‚Himmel hilf, dass die neuen Gewehre genauer sind als der Schrott, mit dem wir vor zwei Wochen geübt haben!’, schickte Robert ein Stoßgebet zum Himmel. Seine Männer hatten drei Tage zuvor fabrikneue Waffen der Marke Springfield bekommen. Die Gewehre waren kaum eingeschossen.

„Feuer!“, kommandierte Somerset. Die Salve wurde abgefeuert. Das Krachen der Schüsse betäubte jeden Gehörgang, der nicht entsprechend geschützt war.

„Corporal, überprüfen Sie die Scheiben!“, befahl Bennett.

Bevor Somerset den Befehl ausführen konnte, griff Major Baladier, der Kommandeur des Bataillons ein:

„Halt! Danke, Lieutenant Bennett. Die Überprüfung der Scheiben wird Major Horrocks von der Prüfungskommission vornehmen“, bremste er.

„Ja, Sir! Kommando zurück, Corporal Somerset!“

„Ja, Sir!“, bestätigte Somerset und stand stramm, wie die Männer des Trupps auch. Major Horrocks ritt die zweihundert Yards bis zu den Scheiben, besah sie und notierte das Ergebnis. Dann saß er wieder auf und kehrte zu der wartenden Kommission zurück.

„Lieutenant-Colonel Bennett, wann sind hier zuletzt Schießübungen gemacht worden, Sir?“, fragte Horrocks.

„Vorgestern, Major. Lieutenant Gordons Zug hat die Scheiben gestern ausgewechselt“, gab Baladier auf Anweisung von Colonel Bennett Auskunft. Horrocks nickte beifällig. Er reichte General Compson das Blatt, auf dem er die Ergebnisse notiert hatte.

„Alle neun Schüsse innerhalb des inneren Ringes, vier im Zentrum. Gratuliere, Corporal Somerset!“, gab Compson das Ergebnis bekannt.

„Äh, Sir, die Ausbildung an den Waffen hat Lieutenant Bennett gemacht, Sir“, wehrte Somerset ab. Compson maß den jungen Lieutenant mit einem seltsamen Blick.

„Lieutenant?“

„Sir?“

„Seit wann ist es üblich, dass ein Offizier die Grundausbildung der Mannschaften vornimmt?“, fragte er scharf.

„Sämtliche Soldaten in dieser Einheit sind neu, Sir. Ich habe daher zunächst die Ausbildung der späteren Corporals durchgeführt und sie dann bei der gesamten Truppe vorgenommen, als sich herausstellte, dass mit Springfield-Gewehren noch niemand geschossen hatte, Sir“, erklärte Robert ruhig.

„Ihr Stolz als Offizier und Gentleman sollte Ihnen den direkten Umgang mit Mannschaftsdienstgraden verbieten, Lieutenant! Wo haben Sie Ihr Offizierspatent gemacht?“

„Auf West Point, Sir.“

„Hat man Ihnen dort nicht beigebracht, dass der Vorgesetzte nur den jeweils direkt Untergebenen ausbildet?“, schnauzte Compson.

„Man hat mir beigebracht, dass der, der etwas weiß, sein Wissen denen, die es nicht haben, weitergeben soll. Der direkte Vorgesetzte kann nur ausbilden, wenn er selbst über genügend Kenntnisse verfügt, Sir. In unserem Fall sind uns Männer als Corporals und Sergeants geschickt worden, die nicht wussten, wo bei einem Gewehr vorn und hinten ist. Also war ich gezwungen, die Grundausbildung selbst zu machen, Sir“, erklärte Robert.

„Nun gut, es mag eine Sondersituation sein, Lieutenant. Ich hoffe, dass Sie später entsprechenden Abstand zwischen sich und den Mannschaften wahren werden“, grunzte der General.

„Erlauben Sie eine Frage Sir: Mit welcher Begründung besteht ein Klassenunterschied zwischen dem Offizier und dem einfachen Soldaten? Wir sind alle Bürger eines freien Landes, Adel gibt es hier nicht, Sklaven kennt man hier im Norden nicht. Im Zivilleben gäbe es keinen Unterschied zwischen dem Trooper Elliot und mir. Warum sollte ein Unterschied –

außer in der Befehlskompetenz – im militärischen Bereich in einer solchen Weise bestehen, dass mein Stolz, wie Sie es ausdrücken, mir den direkten Umgang mit diesem Mann verbieten sollte?“, fragte Robert. Compson lief rot an.

„Ihre Frage zeugt von mangelnder Reife, Lieutenant Bennett. Man sollte Ihnen ein Semester Nachhilfe auf West Point geben, wenn Sie es denn wert sind, diese ehrwürdige Schule zu besuchen!“

„Ihre Antwort ist nicht sehr überzeugend, Sir. Sie ...“

„Es reicht, Lieutenant Bennett! Schweigen Sie!“, fuhr Frederick seinen Sohn an. Robert salutierte.

„Ja, Sir!“, sagte er.

General Compson grunzte viel sagend.

„Ich will die ganze Schwadron schießen sehen!“, befahl er. Bennett senior seufzte leise. Dann gab er den Befehl entsprechend weiter.
‚Formalismus auf die Spitze getrieben!’, fluchte er in Gedanken. Im Westen ging man lockerer miteinander um, auch unter Soldaten. In Frederick Bennetts Regiment wurde zwar auf Einhaltung des Reglements streng geachtet, aber so etwas wie Offiziersstolz, der dem Offizier den Umgang mit Mannschaften einfach verbot, den gab es in diesem Regiment nicht. Schließlich stand im Reglement nichts davon, dass der Offizier mit Mannschaften nicht zu verkehren hatte. Im Osten allerdings hatte sich ein solcher Standesdünkel herausgebildet und Compson war von diesem Bazillus offensichtlich schwer befallen.

Die gesamte Schwadron trat nach und nach zum Schießen an, erfüllte die hohen Erwartungen, die die Kommission in dieser Hinsicht offenbar hatte. Auch die Prüfung auf der *Zitronenbahn*, einer halbmeilenlangen Strecke, an deren Seite etwa fünf Fuß hohe Pfähle standen, auf die Zitronen gesteckt wurden und die die Reiter im vollen Galopp mit dem Säbel abschlagen mussten, bestanden die sorgsam ausgebildeten Soldaten gut.

Den ganzen Tag über ließen sich Compson und seine Begleiter Vorführungen machen, die den Ausbildungsstand der C-Schwadron belegen sollten: Reitdemonstrationen, Säbelfechten zu Fuß und zu Pferd, Schießübungen auch zu Pferd, Auf- und Abbau von Zelten, Ausheben von Schützengräben – was Frederick Bennett sehr verwunderte. Schließlich hatte er ein Kavallerieregiment, das wohl selten in die Verlegenheit kommen würde, sich eingraben zu müssen. Aber Toms Männer ließen sich nicht aus der

Ruhe bringen und gruben einen Schützengraben mit so exakt geraden Wänden, dass General Compson seine Verblüffung nicht verbergen konnte.

„Haben Sie Artillerie, Colonel?“, fragte Major Horrocks schließlich.

„Ja, wir haben zehn Stücke Feldartillerie der leichteren Bauart. Wir benutzen sie hier im Fort als Ersatz für Festungsartillerie, nehmen sie aber aufgeprotzt mit ins Feld.“

„Dann soll die C-Schwadron eine Vorführung an den Geschützen auf dem Wehrgang machen“, forderte Compson.

„Mit Verlaub, Sir: Meine Soldaten sind zu Kavalleristen ausgebildet worden, nicht zu Artilleristen“, wehrte Frederick erschrocken ab.

„Ich habe wohl gesehen, dass Ihre Männer als Kavalleristen ihren Mann stehen, Colonel. Ich möchte aber wissen, ob sie ausschließlich zu Pferde zu verwenden sind. Also, bitte.“

„Captain Bruce: Befehlen Sie Ihre Männer an die Geschütze!“

„Ja, Sir!“, entgegnete Bruce und gab die vorgeschriebenen Befehle, die Robert und Thomas weitergaben, die die Sergeants wiederholten und die von den Corporals schließlich den Troopern gegeben wurden. Robert schüttelte kaum merklich den Kopf. Wenn die Befehle auf dem Schlachtfeld in selbiger Manier erteilt wurden, kamen sie bei den einfachen Soldaten an, wenn alles zu spät war! Man würde ihn vor ein Kriegsgericht zerren müssen, bevor er seinen Soldaten die Befehle nicht mehr selbst gab!

Frederick Bennett war bei der Artilleriedemonstration nicht wohl. Robert und Thomas waren auf der Akademie in Mathematik keine Leuchten gewesen, mochten sie sonst auch einen guten Abschluss erreicht haben. Und Bruce hatte es als ehemaliger Unteroffizier nie gelernt, ballistische Mathematik anzuwenden. Man hatte ihn einfach zum Offizier ernannt, ohne ihn entsprechend zu prüfen. Während einige Hilfskräfte der Prüfungskommission Holzfässer als Ziele aufbauten, berieten die Offiziere der Schwadron.

„Jetzt hauen sie uns in die Pfanne, Bob“, mutmaßte Tom.

„Kann sein“, erwiderte Robert. „Wir sind keine Artilleristen, merkt euch das. Wir haben die beste Ausrede, wenn es danebengeht. Wir haben hier nichts zu verlieren, nur zu gewinnen.“

„Robert, du bist ruhig genug. Mach’ du das“, bat Bruce.

„Barry, du wirst mir den oberoffiziellen Befehl geben das Kommando zu übernehmen. Compson ist ein Formalienreiter, dem offenbar der gebellte Befehl wichtiger ist, als dessen korrekte Ausführung. Also, brüll los“, raun-

te Bennett mit einem Seitenblick auf den stocksteif im Sattel sitzenden General. „Lackaffe“, murmelte er.

Barry Bruce erteilte Robert den Befehl, die Geschütze richten zu lassen. Robert hatte die Entfernung nach Augenmaß geschätzt und befahl eine bestimmte Stellung der Geschützrohre, die von den Soldaten schon durchgeführt wurde, bevor Sergeants und Corporals den Befehl wiederholt hatten. Compson lief schon wieder rot an, als der Feuerbefehl kam – und die Holzfässer in Stücke gerissen wurden.

„Salve ist Volltreffer, Sir!“, jubelte Sergeant Dickson.

„Sergeant!“, mahnte Robert streng. „Machen Sie mir ordnungsgemäße Meldung!“, befahl er – aber er zwinkerte Dickson zu. Dickson verstand, salutierte zackig und sagte:

„Sir, ich melde: Ziel bekämpft!“

„Danke, Sergeant Dickson, gut gemacht!“, nahm Robert die Meldung entgegen, machte eine elegante Kehrtwendung und gab mit zusammenknallenden Hacken die Meldung in ebenso steifem Militärton an Bruce weiter, der zu Colonel Bennett stapfte und Roberts Meldung laut wiederholte. Colonel Bennett legte die Hand an den Paradezweispitz, drehte sich zu General Compson um und machte eine überkorrekte Meldung.

„Danke, Lieutenant-Colonel. Die Vorführung ist beendet. Lassen Sie die Leute wegtreten“, befahl Compson.

„Ja, Sir!“, schnarrte Bennett senior, wandte sich an Captain Bruce:

„Captain Bruce, die Vorführung ist beendet. Lassen Sie die Leute wegtreten!“

Bruce salutierte zackig, fast auf englische Art, machte eine Kehrtwendung auf dem Absatz, dass ein tiefer Kratzer im Sandboden des Exerzierplatzes zurückblieb und marschierte im Paradeschritt zum Wehrgang zurück, gab dort Robert und Tom eine Anweisung im gleichen Wortlaut, wie er ihn erhalten hatte, die Lieutenants setzten die Befehlskette über Sergeants und Corporals fort. Nach wenigstens einer – gefühlten – Viertelstunde war der Befehl auch offiziell beim letzten Trooper angekommen. Die Männer standen noch einmal stramm und verließen dann den Paradeplatz ohne eine besondere Ordnung.

„Colonel, ich erwarte Sie und Ihre Offiziere zur Manöverkritik in einer Viertelstunde in der Messe“, knurrte der General und verließ ebenfalls den weiten Platz zwischen den Baracken.

Bennett senior schlenderte, die Hände wahrhaftig in die Hosentaschen gesteckt, zu den Offizieren der Schwadron hinüber.

„Ich habe selten erlebt, dass Offiziere meines Kommandos einen General derart veräppeln!“, sagte er – mit einem viel zu zornigen Gesichtsausdruck, fand Robert.

„Wie belieben, Sir?“, fragte Bruce verblüfft. Frederick begann schallend zu lachen.

„Ich kenne euch drei und weiß, dass ihr euch für gewöhnlich sogar von euren Leuten duzen lasst. Ich habe euch noch nie derart Theater spielen sehen!“, jauchzte der Colonel. „Jungs, ihr wart toll!“, setzte er hinzu. Barry, Robert und Tom wurden rot bis unter die Haarwurzeln.

„Woran haben Sie das bemerkt, Sir?“, fragte Robert gemessen. Frederick Bennett hielt sich vor Lachen an einer Verandastange fest.

„Wenn du, gerade *du*, Robert, stramm stehst und so grauslich förmlich wirst, verjuxt du deinen Vorgesetzten. Das muss *ich* doch wohl wissen. Lieutenant! Hahaha! Mit mir machst du das dreimal täglich!“, lachte er. „Bleibt bloß, wie ihr seid, Leute! Lasst euch von den Reglementsfuchsern nicht ins Bockshorn jagen“, empfahl er dann und wischte sich die Lachtränen, immer noch kichernd ab. „Hihihi, das war Sondervorstellung!“, kicherte er noch im Davongehen. Bruce sah ihm nach.

„Haben wir die Fetthälse so offensichtlich verarscht?“, fragte er dann, in den groben Sergeantenjargon fallend. Robert schüttelte den Kopf.

„Nein, aber Daddy kennt uns eben zu gut – vor allem uns drei. Er flucht zwar wie ein Droschkenkutscher, wenn wir ihn nicht ordnungsgemäß anreden, aber er macht sich oft genauso einen Spaß daraus“, erwiderte er. „Das Problem bei Daddy ist nur, dass man nicht immer auf Anhieb erkennt, ob er zum Scherzen aufgelegt ist oder nicht. Bei *oder nicht* geht’s böse aus, wenn du ihn veräppeln willst“, setzte er hinzu. „Kommt, ziehen wir uns um. Die Fetthälse von der Kommission erwarten sicher geschniegelte Offiziere“, sagte er dann

Zum befohlenen Zeitpunkt fanden sich die Schwadronsoffiziere in tadellos gebügelten Ausgehuniformen in der Messe ein. Den Hardeehut unter den rechten Arm geklemmt, standen sie so vorschriftsmäßig stramm, das Lieutenant-Colonel Bennett schon wieder kurz vorm Prusten vor Lachen war. Er behielt sich nur mühsam im Zaum, aber es gelang ihm, seine Fröhlichkeit vor den Kommissionsmitgliedern zu tarnen. General Compson war

erschienen, gefolgt von seinen Begleitern, ebenfalls in frisch gebürsteten Uniformröcken.

„Danke, Gentlemen, Sie dürfen Platz nehmen“, sagte Compson. Dann packte er den Manöverbericht aus.

„Lieutenant-Colonel Bennett, ich muss Ihnen zu dem Regiment, das Sie hier aufbauen, gratulieren. Noch nirgendwo habe ich einen so hohen Grad an Ausbildung gefunden wie in Ihrer Einheit. Bedenklich stimmt mich dabei nur, dass Ihre subalternen Offiziere sehr wenig Distanz zu ihren Männern halten. Es scheint ein geradezu vertrauter Ton in Ihrem Regiment zu herrschen. Stellen Sie das ab! Offiziere haben sich ihres Wertes bewusst zu sein und deutliche Distanz zu ihren Mannschaften zu halten! Für die Befehlsübermittlung sind Unteroffiziere da! Ein Offizier hat es nicht nötig, einem einfachen Soldaten selbst einen Befehl zu geben! Ansonsten bin ich mit ihrem Regiment sehr zufrieden und werde dem Kriegsminister dringend empfehlen, die Einheit als viertes US-Kavallerie-Regiment in die Stammrolle des Kriegsministeriums aufzunehmen.“

„Danke, Sir. Möchten Sie eine Zigarre?“, lächelte Frederick Bennett so charmant, dass Compson der Versuchung nicht widerstehen konnte und in die einladend dargebotene Zigarrenkiste griff. Robert war sofort zur Stelle und gab dem General Feuer.

„Sagen Sie, Sir, waren Sie eigentlich in Mexiko?“, fragte Bennett senior und sah einer blauen Wolke nach, die er eben in Ringen geblasen hatte.

„Nein, ich hatte nicht die Ehre, zum Expeditionskorps zur Befreiung von Texas zu gehören“, erwiderte der General.

„Schade, wirklich schade, Sir. Dann wüssten Sie nämlich, wie es auf einem Schlachtfeld wirklich zugeht“, grinste Frederick. Robert sah seinen Vater verblüfft an. Der Colonel war kurz davor, den General hochzunehmen. Robert hatte an seinem oft verbittert wirkenden Vater noch nie bemerkt, dass der offenbar die gleiche ironische Ader hatte, wie er selbst.

„Ich bin sehr interessiert, Colonel. Erzählen Sie doch“, forderte Compson Frederick auf.

„Gut. Wir lagen vor Monterrey und warteten auf den Befehl zur Attacke. In den letzten zehn Minuten, bevor das Signal kam, habe ich an alles Mögliche gedacht: An meine Frau, an meine Kinder, an meine Stute, die gerade gefohlt hatte. Nur an den bevorstehenden Kampf dachte ich überhaupt nicht. Ich habe mit allen Mitteln versucht, den Gedanken daran zu verdrängen, weil ich entsetzliche Angst vor der mexikanischen Artillerie hatte, die mit ausgesprochen fiesen Kartätschen schoss und bereits drei

Schwadronen meines Regiments vollständig aufgerieben hatte. Als ich den Befehl bekam, mit meiner Schwadron anzugreifen, habe ich mir vor Angst in die Hosen gemacht!

Mein Freund und damaliger Lieutenant Edmund Mitchell bemerkte meinen Ausfall und übernahm das Kommando, bis ich mich soweit erleichtert hatte, dass ich mit einer kleinen Eskorte hinterher konnte. Am Ende dieses Tages, an dem meine Schwadron drei oder vier Sturmattacken geritten hatte und mehr als die Hälfte der Mannschaftsstärke eingebüßt hatte, das Pferdematerial komplett ausgetauscht worden war, da lagen Edmund und ich mit zitternden Knien im Gras und hatten mehr Angst als Vaterlandsliebe.

Am folgenden Tag wurde Edmund schwer verwundet und fiel damit aus. Meine drei Sergeants, die den Vortag lebend und einsatzfähig überstanden hatten, fielen im Abstand von einer halben Stunde den Granaten der Mexikaner zum Opfer. Sergeant Mulberry hat es vor meinen Augen zerrissen. Ich habe auf der Stelle mein Frühstück wieder vorgebracht, einschließlich des einzigen Tequila vom Abend zuvor! Ich entsinne mich noch gut, dass Reste von Mulberrys Hirn an meiner Uniform klebten.

Keine zwei Stunden später waren auch die letzten beiden Corporals meiner Schwadron tot. Wie sollte ich meinen Männern nun Befehle geben? Unteroffiziere hatte ich ja keine mehr! Ich habe meine Befehle also direkt an meine Soldaten gegeben – und ich habe keine Ecke aus meinen Balken dabei verloren!

Als ich, kurz bevor die Mexikaner das Feld räumten, noch von einem Kartätschensplitter getroffen wurde, der mir das rechte Bein aufriss, dass der Knochen bloßlag, haben meine Soldaten mich vom Feld getragen, haben einen Armeearzt, der mir das Bein am liebsten abgeschnitten hätte, mit vorgehaltener Waffe gezwungen, die Wunde zu reinigen und sie ordentlich zu vernähen. Sie haben mich bewacht wie die Nationalbank, damit niemand auf die Idee kam, doch noch Wundbrand zu diagnostizieren und mir das Bein abzunehmen.

Es waren die letzten zehn Männer einer ehemals hundert Mann zählenden Schwadron, die für mich mit dem Teufel persönlich Square Dance getanzt hätten, wenn es nötig gewesen wäre. Diese Männer hätten mich auf dem Schlachtfeld wie einen Hund verrecken lassen, wenn ich die Distanz zu ihnen gehalten hätte, die Sie verlangen, General! Mein vertrauter Umgang mit den Männern hat mir das Leben gerettet. Ich habe mich mit dem einfachen Soldaten genauso geduzt, wie mit meinen Lieutenants.

Heute führe ich ein Regiment von Soldaten und ich habe die große Ehre, dass mein Sohn, der einen guten Abschluss auf der Akademie gemacht hat, mit seinen besten Freunden, die ebenfalls West Pointer sind, für mich ein ganzes Regiment Soldaten ausgebildet hat und ein Freund seiner Männer geworden ist, weil er mit ihnen einen sehr normalen Umgangston pflegt.

In diesem Regiment ist formale Ausbildung genauso selbstverständlich wie in anderen Regimentern, aber sie ist nicht der Hauptinhalt des Soldatenlebens. Meine Männer sind gute Fechter, gute Schützen, gute Reiter, brauchbare Artilleristen, aber noch bessere Kameraden.

Ich unterstütze das, weil ich selbst erfahren habe, dass ein Offizier ohne seine Soldaten nur ein lamettabehängter Ordensständer ist. Für die Tapferkeit meiner Männer, tot oder lebendig, bin ich nach Monterrey ausgezeichnet worden. Ich, der ich die Hosen gestrichen voll hatte, als meine braven Jungs dem Attacke blasenden Trompeter und ihrer flatternden Fahne gefolgt sind, die verstümmelt wurden, die von Kartätschen zerrissen wurden, denen die Köpfe weggeflogen sind, die von ihren Pferden zerquetscht wurden, von denen ganze zehn überlebt haben und die – außer von mir – kein Wort des Dankes gehört haben. Ich wurde als Held gefeiert, sie sind leer ausgegangen, obwohl sie die Arbeit getan haben. Ich habe es knapp – und sehr viel später – geschafft, dass die Männer wenigstens befördert wurden.

Genau deshalb, Sir, fördere ich den Zusammenhalt meiner Leute in diesem Regiment. Ich erwarte von meinen Offizieren, dass sie sich mit ihren Männern anfreunden! Dieser Umstand ist nicht der Mangel dieses Regiments, er ist sein großer Vorzug. Ich werde deshalb keine Distanz fordern, sondern im Gegenteil darauf dringen, dass der Kontakt noch enger wird, weil eine Einheit nur dann richtig funktioniert, wenn jeder in dem Haufen weiß, worum es geht!“

Brigadier-General Compson blieb der Mund offen stehen. Bennetts drastische Erzählung hatte ihm zunächst die Sprache verschlagen. Major Horrocks grinste in sich hinein, wie auch die meisten anderen Offiziere am Tisch. Compson erhob sich, verbeugte sich gemessen und sagte:

„Ich werde veranlassen, dass Ihr Regiment ein US-Regiment wird, nicht etwa eine Milizeinheit, Colonel. Das verspreche ich ihnen, so wahr mir Gott helfe!“

Noch blass um die Nase setzte sich der Brigadier-General wieder.

„Ah, noch was: Mir ist aufgefallen, dass die C-Schwadron derzeit nur zwei Second-Lieutenants hat, obwohl ein Second- und ein First-Lieutenant vorgeschrieben sind. Hat das einen besonderen Grund, Colonel?“

„Das ist keine Besonderheit der C-Schwadron, Sir. Sämtliche Lieutenants, die ich bisher in meinem Regiment habe, sind neu; sie kommen entweder wie die Herren Bennett, Craig, Gordon, Graham, Prescott und Baldwin von der Militärakademie oder sind von der Miliz zur regulären Armee gekommen. Bevor ich in den Schwadronen den First-Lieutenant vorschlage, möchte ich sehen, wer dazu am ehesten geeignet ist.“

„Colonel, Ihnen wird nicht entgangen sein, dass Colonel Joseph Johnston von der 1st US-Cavalry, Colonel Robert Lee von der 2nd US-Cavalry und Colonel Stuart von den Mounted Rifles ihren Abschied genommen haben. Sichern Sie sich Ihre Leute, bevor sie Beförderungsposten bei den anderen Regimentern annehmen!“, warnte Horrocks. Frederick wurde bleich.

„Alle drei? Guter Gott, das ist eine Katastrophe! Das sind alles Südstaatler und ausgezeichnete Kavallerieführer. Wenn sie sich für Davis Sklavenhalterstaaten engagieren, werden wir große Probleme haben, die Sezession zu beenden“, entfuhr es dem Lieutenant-Colonel.

„Eben weil wir im Ministerium annehmen, dass eine kriegerische Auseinandersetzung mit den Rebellen nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, möchten wir die Vorschläge für eventuelle Beförderungen gleich mitnehmen“, sagte Horrocks.

„Sie werden morgen früh meine Vorschläge haben, Gentlemen“, versprach Bennett senior.

Sein Blick fiel auf seinen Sohn, der ihm gegenübersaß. Wenn Robert auf Beförderung spekulierte, ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken. Frederick wusste nur zu gut, dass die Schwadron eigentlich von Robert geführt wurde, dass Barry Bruce nur formal der Chef war. Barry konnte auf Robert nicht verzichten, hatte ihn sogar zum Schwadronschef vorgeschlagen, um selbst wieder in die zweite Reihe zu treten. Aber da war nach Fredericks Meinung noch ein kleiner Denkzettel nötig – wegen der Indianer. Nein, Captain würde Robert sicher nicht werden – aber First-Lieutenant schon. Tom Craig hatte Frederick zwei Tage zuvor definitiv erklärt, er wolle lieber noch ein Jahr Second-Lieutenant bleiben. Auch nach Thomas’ Meinung gab es keinen geeigneteren Captain für die C-Schwadron als Robert Bennett, aber da blieb der Denkzettel ... Frederick fasste seinen Entschluss.

„Aus ganz bestimmten Gründen möchte ich noch eine Nacht nachdenken, Sir“, sagte er, ohne den Blick von Robert abzuwenden. Compson folgte dem Blick des Colonels. Nach dem, was er an diesem Tag beobachtet hatte, war der Vorschlag zu erwarten, Bruce als Schwadronschef abzulösen, zum First-Lieutenant zu degradieren und den jungen Bennett zum Captain zu befördern. Dass Bruce sich häufiger an den Lieutenant um Rat gewandt hatte, war der Kommission nicht entgangen. Compson bekam einen Gesichtsausdruck, der einen gewissen Widerwillen ausdrückte. Ausgerechnet dieser grüne Bengel, der nicht mal Offiziersstolz hatte! Aber hatte das überhaupt jemand in diesem Regiment?

Am folgenden Morgen versammelten sich die Offiziere des Regiments in der Messe zum gemeinsamen Frühstück mit den Kommissionsoffizieren. Colonel Bennett führte den Vorsitz der Tafel und eröffnete sie, ohne seinem Sohn zu gratulieren, der an diesem Tage seinen zweiundzwanzigsten Geburtstag feierte. Robert war enttäuscht, aber er beherrschte sich. Er nahm an, dass die Anwesenheit der Kommissionsmitglieder seinen Vater, der persönliche Beziehungen nie in der Öffentlichkeit preisgab, einfach daran hinderte. Die sonst üblichen Gespräche am Tisch wollten ebenfalls nicht in Gang kommen. Oft wurden hier Dinge besprochen, die Außenstehende – dazu zählten die Offiziere der Prüfungskommission im Besonderen – nichts angingen. Nach dem Frühstück gab Frederick Bennett General Compson einen Umschlag. Compson öffnete ihn zu Bennetts Verblüffung.

„Colonel, der Minister hat mir Vollmacht erteilt, eventuelle Beförderungen, die anstehen, auf Ihren Vorschlag sofort vorzunehmen. Während Sie mit mir und einigen Mitgliedern meiner Kommission draußen bei der Vorführung waren, haben sich einige andere meiner Leute Ihr restliches Regiment angesehen. Wir haben uns deshalb bereits ein Bild gemacht“, sagte er.

Der General sah sich die Vorschläge an.

„Oh“, sagte er dann, „ich gebe zu, ich hatte für die C-Schwadron einen anderen Vorschlag erwartet. Aber dieser hier beruhigt mich doch“, grinste er dann mit einem anzüglichen Blick auf den jungen Bennett. Robert schloss in Gedanken mit einer möglichen Beförderung ab.

‚Schöner Geburtstag!’, dachte er. ‚Keine Gratulation von deinem Vater, Denkzettel für deinen Ausflug. Richtig schöner Geburtstag. Nicht mal Susan ist hier.’

Compson räusperte sich. Er hatte die Vorschläge schnell mit seinen Notizen verglichen.

„Major Horrocks, nehmen Sie Ihre Urkundenmappe und tragen Sie ein: Schwadron A: Second-Lieutenant Edward Baldwin wird zum First-Lieutenant befördert, Sergeant Chester Collins wird zum First-Sergeant befördert, Corporal Henry Megley wird zum Sergeant befördert, Corporal Melwin Hayes wird zum Sergeant befördert. Trooper William Anderson wird zum Corporal befördert, Trooper Zachary Stevens wird zum Corporal befördert. Schwadron B: Second-Lieutenant Michael Prescott wird zum First-Lieutenant befördert, Sergeant William Willoughby wird zum First-Sergeant befördert, Corporal Benjamin Kenneth wird zum Sergeant befördert, Trooper Miles Donovan wird zum Corporal befördert. Schwadron C: Second-Lieutenant Robert Bennett wird zum First-Lieutenant befördert, Sergeant Barry Klosman wird zum First-Sergeant befördert, Corporal Hank Somerset wird zum Sergeant befördert, Corporal Robin Idle wird zum Sergeant befördert, Trooper Simon Elliot wird zum Corporal befördert, Trooper Umberto Cologgia wird zum Corporal befördert. Schwadron D: Second-Lieutenant Rodney Ellison wird zum First-Lieutenant befördert, Sergeant Julien Lechette wird zum First Sergeant befördert, Corporal Janosz Krakowsky wird zum Sergeant befördert, Corporal Lester Higgins wird zum Sergeant befördert. Den hier anwesenden Lieutenants gratuliere ich bereits jetzt zu ihrer Beförderung. Bei den Unteroffizieren werde ich das nachher bei der Abschlussparade tun“, erklärte der General und packte seine Notizen wieder weg.

Die Beförderungen wandelten zunächst das disziplinierte Verhalten der Offiziere in eine stürmische Gratulation an die glücklichen neuen First-Lieutenants um. Lieutenant-Colonel Bennett erhob sich und ging, räuspernd, beinahe schüchtern, zu seinem Sohn. Einen langen Moment sahen Vater und Sohn sich an, dann umarmte Frederick Robert.

„Herzlichen Glückwunsch, mein Sohn. Zur Beförderung und zum Geburtstag. Ich bin stolz auf dich. Alles Gute für das neue Lebensjahr“, sagte er mit Freudentränen in den Augen. Zum ersten Mal zeigte Frederick Bennett in militärischer Öffentlichkeit Gefühl, gestand ein, wie sehr er seinen Sohn liebte. Major Horrocks lächelte und holte eine weitere Urkunde aus seiner Mappe, die er General Compson gab. Compson räusperte sich erneut, klopfte an seine Tasse.

„Gentlemen!“, röhrte er. Augenblicklich verstummte das Gemurmel unter den Offizieren.

„Eine Beförderung wollen wir nicht vergessen, die einzige, die nicht auf die Vorschläge Ihres Lieutenant-Colonels zurückzuführen ist. Lieutenant-Colonel Frederick Bennett wird zum Colonel befördert. Herzlichen Glückwunsch, Colonel.“

Er gratulierte Bennett senior mit Handschlag.

„Und noch etwas: Ihr Regiment wird nach Kansas verlegt, das als neuer Staat in die Union aufgenommen wird. Ihr neues Heimatfort wird Fort Leavenworth in der Nähe von Kansas City sein. Wir werden unsere Kavallerie allerdings vermutlich bald noch näher an Washington bringen müssen, denn Kriegsminister Cameron hält, wie unser neuer Präsident Lincoln, eine kriegerische Auseinandersetzung mit den Rebellen im Süden für unausweichlich. Fort Leavenworth wird für Sie nur eine Zwischenstation sein. Minister Cameron wäre es am liebsten, wenn Sie Fort Donelson oder Fort Henry beziehen könnten, aber leider liegen diese Forts auf dem Territorium des Staates Tennessee, das diese Festungen für Miliztruppen reklamiert hat. Ich werde dem Kriegsminister vorschlagen, dass alle Bemühungen darauf verwandt werden sollen, Tennessee zum einen in der Union zu halten und zum anderen zu erreichen, dass die Miliztruppen diese Forts umgehend räumen, damit reguläre Armee dort einrücken kann. Fort Leavenworth steht Ihnen ab dem 1.April zur Verfügung.“

Kapitel 5

Gefallene Würfel

Anfang April 1861 bezog die neue Einheit unter Colonel Bennetts Kommando – noch immer als *Cavalry Reserve West* tituliert – das Fort Leavenworth in Kansas. Roberts Zug, als Stabsschwadron missbraucht, hatte das renovierungsbedürftige Fort hergerichtet. Eine Baracke hatten sie völlig neu gebaut, weil sie die alte wegen Termitenbefalls sogar hatten abbrennen müssen.

Nachdem das Fort instand gesetzt war, fand Robert Gelegenheit, einen kurzen Besuch in Topeka zu machen, das etwa fünfzig Meilen von Fort Leavenworth entfernt am südlichen Ufer des Kansas-River lag. Colonel Bennett hatte sich großzügig gezeigt und seinem Sohn und dessen Freund Thomas Craig drei Tage Urlaub gegeben. Die Freunde ritten am 11. April 1861 schon morgens um vier Uhr vom Fort weg, in dem sicheren Wissen, Topeka erst im Laufe des Abends zu erreichen. Fünfzig Meilen waren eigentlich mehr als ein Tagesritt und nur mit leistungsfähigen Reitpferden an einem Tag zu schaffen. Sie kamen kurz vor sechs Uhr in Topeka an. Robert wollte nicht bei seiner Freundin erscheinen, ohne ihr Blumen mitzubringen. Er hatte Glück. Ein Händler in Craigs Nachbarschaft hatte noch eine gute Auswahl an Schnittblumen, wenn teilweise auch noch böse teuer. Schließlich hatte der Frühling gerade erst begonnen und manche Blumen waren zu dieser Zeit nur im Gewächshaus zum Blühen zu bringen. Robert entschied sich für die recht teuren gelben Rosen, von denen er wusste, dass Susan sie besonders liebte und nahm auch noch einen Biedermeierstrauß für seine – so hoffte er – künftige Schwiegermutter mit.

Susan hatte die jungen Männer von ihrem Zimmer aus kommen sehen. Nichts hielt sie mehr in ihrer Kammer. Sie eilte hinunter und hatte die Tür schon aufgerissen, bevor Tom überhaupt klopfen konnte.

„Hallo, Tom!“, grüßte sie ihren Bruder, gab ihm einen flüchtigen Kuss und umarmte einen glückstrahlenden Robert Bennett.

„Grüß’ dich, Kleines“, sagte er nach einem liebevollen Begrüßungskuss und drückte das hübsche Mädchen sanft an sich.

„Bobby, ich freu’ mich so, dass du kommst“, erwiderte Susan.

„He, ich bin auch noch da!“, protestierte Tom gespielt. Susan winkte ab.

„Du bist doch bloß mein Bruder!“, frotzelte sie mit glücklichem Lächeln zu Robert. „Kommt doch herein“, lud sie dann ein.

„Moment“, bremste Robert. Er holte hinter seinem Rücken den Rosenstrauß hervor.

„Für das schönste Mädchen westlich des Mississippi“, sagte er leise und überreichte ihr die Blumen.

„Danke, Robert. Wie lieb! Gelbe Rosen, meine Lieblingsblumen“, bedankte sie sich und drückte einen dankbaren Kuss auf Roberts Wange.

„Susan!“, mahnte eine männliche Stimme, die Richard Craig gehörte. „Das gehört sich nicht! Ich weiß, dass ihr schwer verliebt seid, aber auf der Straße wird nicht geknutscht. Ab ins Haus!“, kommandierte er. Robert salutierte militärisch.

„Ja, Sir!“, bestätigte er zackig, aber es klang nicht echt.

„Nun kommt schon!“, winkte Richard den Verliebten.

Tom war schon längst bei seiner Mutter, als Robert Susan höflich den Vortritt ins Haus ließ. Gwendolyn begrüßte den jungen Mann freundlich. Robert überreichte ihr den Blumenstrauß mit einem höflichen Handkuss.

„Danke, mein Junge. Lernt man so etwas auf der Akademie?“, fragte sie.

„Nein, Tante Gwendy, für solche Fälle habe ich meinen Onkel Benjamin, der Philip und mir Benimm beigebracht hat.“

Gwendolyn richtete für die von der Reise hungrigen Lieutenants rasch ein Abendessen her. Während Tom und Robert aßen, studierte Richard am Esstisch die Tageszeitung.

„Oh, wenn das nur gut geht!“, brummelte er.

„Was meinst du, Dad?“, fragte Tom mit vollen Backen.

„Der *Independent* berichtet, der Präsident habe ein Versorgungsschiff nach Charleston geschickt, um Fort Sumter Nachschub zu bringen. Gleichzeitig hat Präsident Lincoln diesen Usurpator, diesen Rebellenpräsidenten Davis, davon in Kenntnis gesetzt. Wenn das nur gut geht!“, orakelte Richard düster.

„Warum sollte das nicht gut gehen, Dick?“, fragte Gwendolyn verblüfft. „Sumter ist doch immer mit dem Schiff versorgt worden. Geht nun mal nicht anders“, stellte sie dann fest. Richard faltete die Zeitung mit deutlichem Stöhnen zusammen und sah seine Frau an.

„Du liest eben keine Zeitung, Gwendy“, seufzte er. „Fort Sumter ist eine, wenn nicht gar die letzte Garnison mit unionstreuen Truppen, die es in den sieben abgefallenen Staaten noch gibt. Sie liegt im Hafen von Charleston, South Carolina, wie du weißt. In Charleston wurde die Sezession ausgerufen, hat sich von dort wie eine Seuche über die Südstaaten ausgebreitet. Jetzt drohten Sumter die Vorräte auszugehen. Cameron und Lincoln standen vor der Wahl, Sumter aufzugeben und damit praktisch die Konföderation anzuerkennen – oder Sumter zu versorgen und eine Konfrontation mit dem Süden zu provozieren. Wenn der Präsident ein Schiff schickt und gleichzeitig Jeff Davis darüber informiert, dann schiebt er ihm den Schwarzen Peter zu.“

„Du meinst, Lincoln bringt Davis damit in Zugzwang, Dad?“, fragte Tom. Der Bissen rutschte ihm gerade quer durch die Kehle.

„Genau, Tom. Jetzt steht Davis vor der Entscheidung, welchen Schritt er jetzt geht. Lässt er die Versorgung zu, akzeptiert er die Präsenz der Union vor der Haustür der Chefsezessionisten. Das wird sich South Carolina als notorisch rebellischer Staat nicht gefallen lassen. Hindert Davis das Schiff an der Landung, könnte das als kriegerischer Akt ausgelegt werden. Lincoln hat ihn in eine üble Zwickmühle praktiziert. Ich habe ein richtig ungutes Gefühl“, erklärte Richard – und er sah dabei aus, als wäre ihm gar nicht wohl. Wie viele Amerikaner hatte auch Richard Craig gute Freunde im Süden. Er musste an Edmund Mitchell denken, mit dem er unter Frederick Bennetts Kommando in Mexiko gewesen war.

Zeitungen sind ein relativ langsames Medium. Gedruckte Nachrichten haben den Nachteil, einige Stunden alt zu sein – und damit möglicherweise nicht mehr aktuell zu sein. Diese Nachricht, die Toms Vater so beunruhigte, war in dem Moment, als er sie las, bereits von den sich nun überstürzenden Ereignissen überholt. Präsident Davis hatte Präsident Lincolns Nachricht erhalten und mit seinem Kabinett über das weitere Vorgehen beraten. Man war sich in der Sezessionsregierung einig, dass man eine Versorgung des Yankeeforts nicht zulassen konnte. Davis gab dem Gouverneur von South Carolina freie Hand, der sich wiederum mit seinem Oberbefehlshaber, General Pierre Gustave Toutant Beauregard, bis zum Februar noch Schulkommandant der Militärakademie West Point, beraten hatte. Und Beauregard war mit dem gerade in Charleston anwesenden Ursezessionisten Edmund Ruffin einhellig der Meinung, man müsse die verdammten Yankees aus der Festung holen – notfalls mit Gewalt, wenn sie sich wei-

gern sollten, das Fort zu verlassen.

Um zwei Uhr mittags stellte Beauregard Major Anderson, dem Kommandanten des Forts, ein Ultimatum, das der jedoch entrüstet telegrafisch zurückwies. In den frühen Morgenstunden des 12. April, um 03.20 Uhr, gab Beauregard eine letzte Warnung, man werde um 04.30 Uhr mit der Beschießung beginnen, wenn bis dahin nicht die Kapitulation erfolgt sei. Anderson und sein Stellvertreter Captain Doubleday hüllten sich in beredtes Schweigen – und das Unheil nahm seinen Lauf

Um 04.30 Uhr, mit dem ersten Morgenlicht des 12. April 1861, zerriss ein Kanonenschuss die freitagmorgendliche Stille im Hafen von Charleston. Der erste Schuss war gefallen, abgefeuert von einer Batterie des Forts Johnson, südwestlich von Fort Sumter. Binnen zwanzig Minuten spien sämtliche Batterien der vier anderen Hafenfestungen, die das mitten im Hafen gelegene Sumter umgaben, Feuer und Stahl auf die schweigende Unionsbastion.

Am Nachmittag des 12. April 1861 brachten die ersten Zeitungen Extrablätter über die Beschießung des Forts und machten so bekannt, dass der labile Frieden gebrochen war.

Susan und Robert waren nach dem Mittagessen in den Garten hinter dem Haus gegangen, hatten sich eine sonnige Bank gesucht, während Tom und Mutter Gwendolyn einen Mittagsschlaf vorgezogen hatten. Susan lehnte an Roberts Schulter und streichelte verliebt seine rechte Hand, die ihre Schulter sanft umfasste.

„Danke, dass du gekommen bist“, sagte sie leise.

„Es wäre mir völlig unmöglich erschienen, meine Garnison einen guten Tagesritt von hier entfernt zu beziehen und dich nicht wenigstens zu besuchen“, lächelte er und spielte mit einer Locke ihres weichen, braunen Haars.

„Susan ...“, setzte er dann an.

„Ja?“

„Susy, könntest du dir vorstellen, meine Frau zu sein?“, fragte der junge Mann. Susan sah ihn verblüfft an.

„Bob, ich ... ist das nicht noch zu früh? Ich ... ich bin noch nicht mal volljährig“, stotterte sie, völlig überrascht von seinem Antrag.

„Es muss ja nicht morgen sein. Ich will dich auch nicht drängen, Susy. Ich wollte dir nur Gelegenheit geben, darüber nachzudenken, ob du dir

vorstellen könntest, mich eines Tages zu heiraten“, präzisierte er. Seine nussbraunen Augen strahlten die Wärme eines kuscheligen Fells aus.

„Ich könnte es mir vorstellen, sehr gut sogar“, lächelte Susan. „Am liebsten ... ach nein, das wird nicht gehen!“

„Was wird nicht gehen?“, hakte Robert nach.

„Ich glaube nicht, dass meine Eltern eine Verlobung erlauben, solange ich nicht volljährig bin“, erwiderte sie mit tiefem Seufzen. Robert zog sie nahe an sich, sie legte den Kopf wieder an seine kräftige Schulter und schloss träumend die Augen.

„Susan, ich liebe dich. Es wird keine andere für mich geben“, versprach er leise und küsste sanft ihr Haar. Susan sah zu ihm auf, sie küssten sich voller Wonne und Verliebtheit, als Frank Craigs Schrei die nachmittägliche Stille um Garten zerriss:

„*Die Rebellen haben Fort Sumter beschossen!*“

Susan und Robert zuckten erschrocken über die plötzliche Störung ihrer trauten Zweisamkeit zusammen.

„Oh, dieser Laps!“, entfuhr es Susan. „Frank, du bist ein Ekel!“, schalt sie laut. „Uns so zu erschrecken!“

„Nein“, rief Frank aus dem hochgeschobenen Küchenfenster, „hier, ich hab’ ‘n Extrablatt vom *Independent*! Die Batterien von Charleston haben Fort Sumter zusammengeschossen! Man weiß noch nicht, ob einer von Andersons Männern überlebt hat!“, verkündete er und schwenkte das dünne Extrablatt.

„Um Gottes Willen!“, entfuhr es Robert. „Sind die denn von allen guten Geistern verlassen?“

Er und Susan sprangen auf und eilten ins Haus. Die Familie Craig war vollzählig und sehr verstört in der Küche versammelt.

„Da habt Ihr’s!“, schnaufte Richard Craig. „*Mir* wollte es ja keiner glauben!“

„Vater, glaubst du, dass es Krieg geben wird?“, fragte Frank. Seine Augen hatten jenes verdächtige Leuchten angenommen, das den jugendlichen Heißsporn kennzeichnete. Richard kannte seinen Jüngsten.

„So siehst du aus!“, platzte er heraus. „Du bist kaum achtzehn. Erst wird das College beendet, mein Freund, dann sehen wir weiter. Es reicht völlig, wenn Tom und ich unsere Köpfe hinhalten.“

Gwendolyn sah ihren Mann erschrocken an.

„Richard, du wirst doch nicht wieder eine Uniform anziehen?“, fragte sie ängstlich.

„Oh doch, liebe Gwendolyn! Ich habe einmal versprochen, dieses Land gegen jeden Feind zu verteidigen – das gilt für mich immer noch. Ich habe meine Ausbildung auf Staatskosten gemacht, also kann Vater Staat von mir erwarten, dass ich da bin, wenn er mich braucht.“

„Du nimmst doch hoffentlich nicht an, Pa, dass die Angelegenheit in vier Wochen erledigt ist?“, fragte Tom mit schiefem Grinsen.

„Was meinst du damit?“, erkundigte sich sein Vater erstaunt.

„Solange hättest du Urlaub im Jahr zu bekommen“, erwiderte Tom mit maliziösem Lächeln.

„Thomas, ich habe nicht gemeint, für vier Wochen bei der Miliz Soldat spielen zu wollen!“, versetzte sein Vater knurrig. „Ich gedenke, mich für die üblichen drei Monate als Captain zu verpflichten.“

„Und dein Job? Wer macht den?“, hakte Tom nach.

„Das Vaterland geht vor“, entgegnete Richard mit kernig vorgerecktem Kinn.

„Dad, du bist jetzt sechsundfünfzig! Das ist doch kein Picknick!“, warnte Tom.

„Na und? Roberts Vater ist genauso alt und ist immer noch Soldat!“, protestierte Richard.

„Eben: Immer *noch*“, grinste Tom. „Dad, du bist fast sieben Jahre ‘raus! Es hat sich vieles geändert.“

„Blödsinn. Ein Gewehr lädt man immer noch von vorn und die Marschordnungen, die zu meiner Zeit üblich waren, gelten auch immer noch. Schluss, sobald der Präsident Männer sucht, bin ich dabei. Ich werd’s euch jungen Pferden schon zeigen!“

Am 14. April gab die Besatzung von Fort Sumter auf. Sie hatten alle Munition verschossen, aber sie waren von vornherein im Nachteil gewesen, weil die Hafenbatterien ihr Feuer konzentrieren konnten, während die Kanonen des pentagonförmigen Forts mitten im Hafen ihr Feuer rund um verstreuen mussten. Es war Andersons Männern nicht gelungen, auch nur eine Kanone ihrer Gegner zum Schweigen zu bringen. Ohne Vorräte und Munition konnten sie nur kapitulieren. Als Anderson telegrafisch die Kapitulation anbot, erlaubte Beauregard den Unionssoldaten, mit dem persönlichen Gepäck, dem getrommelten *Yankee Doodle* und unter Gruß der Flagge auszuziehen. Sämtliches Kriegsmaterial mussten sie zurücklassen. Noblerweise entließ die Konföderation, die ihren ersten Sieg errungen hatte, die

unterlegenen Nordstaatler, die sich tapfer, wenn auch aussichtslos gewehrt hatten.

Das eigentliche Wunder aber war, dass es während der Beschießung keinen, aber auch nicht einen einzigen Verwundeten oder Toten gegeben hatte – ein seltenes Phänomen, wenn vier Küstenfestungen auf ein einsames Ziel einhämmern. Die ersten Verluste gab es beim Grüßen der US-Flagge. Eine der überstrapazierten Kanonen des Forts Sumter explodierte beim Flaggensalut, einer von Andersons Kanonieren wurde getötet, drei andere mehr oder weniger schwer verwundet. Die ersten vier in einer bald größer werdenden Masse ...

Und in Charleston tanzten die Menschen auf den Straßen, bejubelten den großen Sieg über die Yankees und feierten die Freiheit der Konföderation.

Hundert Meilen südlich von Charleston, in Savannah, nahm Edmund Mitchell die Nachrichten aus South Carolina mit unverhohlener Befriedigung zur Kenntnis.

„Gott sei Dank! Das Versteckspiel hat ein Ende“, sagte er und legte seine Zeitung zusammen.

„Sie sehen aus, als wäre Ihnen nicht wohl, Mr. Bennett“, bemerkte er, als er den versteinerten Blick seines Privatsekretärs sah.

„Nein, Mr. Mitchell, mir ist nicht wohl“, bestätigte Philip nervös und niedergeschlagen. „Ich dachte gerade an meinen kleinen Bruder. Er ist jetzt Offizier und ich halte ihn für einen guten Soldaten. Ich habe gehört, dass man hier im Süden der Meinung ist, jeder Südstaatler wöge fünf Yankees auf. Ich weiß nicht, wer damit genau gemeint ist, aber mit meinem Bruder wäre *ein* Südstaatler gut beschäftigt.“

„Sie meinen, diese Theorie sei nicht haltbar?“, fragte Mitchell nach. Philip nickte. Mitchell legte seine Zeitung weg.

„Mr. Bennett, Umstand ist, dass fast alle großen Führer unserer – äh, ehemals – US-Army aus dem Süden sind. Beauregard, der Anderson das Fürchten gelehrt hat, ist aus dem Süden, Colonel Lee, Colonel Johnston, Colonel Stuart, und so weiter und so weiter. Die Créme der Army sind Südstaatler, die allesamt über kurz oder lang ihren Dienst bei der Yankee-Army aufkündigen werden und ihre Heimatstaaten unterstützen werden. Die Army bestand aus sechzehntausend Mann. Was bleibt davon bei den Yankees? Der Bodensatz von gewöhnlichen Soldaten, die von Kriegführung keine Ahnung haben, denen gesagt werden muss, wer der Feind ist,

und wohin sie gehen sollen. Aber die Leute, die die Ahnung haben, Mr. Bennett, die werden bald hier sein und die Yanks daran hindern, ihre Nase zu weit zu uns hereinzustecken“, erklärte er.

Philip stand auf und ging zu einer großen Wandkarte in Mitchells Arbeitszimmer, die die gesamten Vereinigten Staaten von Amerika zeigten. Eine dünne rote Linie an den Grenzen von Texas, Louisiana, Mississippi, Alabama, Georgia und South Carolina zeigte den derzeitigen Grenzverlauf zu den Unionsstaaten oder Noch-Unionsstaaten, denn die Konföderierten waren fest überzeugt, dass sich Arkansas, Tennessee, North Carolina, Missouri, Kentucky, Maryland und Virginia dem neuen Staatenbund bald anschließen würden.

„Mr. Mitchell“, sagte Philip langsam, „ich bin am Virginia Military Institute ausgebildet worden. Dort – wie auch auf West Point, in Norfolk, in Annapolis und in San Marcos – wird die Theorie gelehrt, dass ein Staat, dessen Grenzen praktisch nur aus Meer bestehen – außer zum feindlichen Gebiet – durch eine Seeblockade vollständig abzuschnüren ist; es sei denn, es gelänge dem fraglichen Staat, die Seeherrschaft zu erringen. Selbst wenn wir unterstellen, dass sich Virginia der Konföderation anschließt, befindet sich das Gros der Flotte weiterhin in der Hand der Union. Mit Ausnahme von Norfolk sind sämtliche Kriegshäfen in Staaten, die sich mit einiger Sicherheit nicht zur Rebellion entschließen werden. Es gibt Pläne – vielleicht nicht direkt auf die Südstaaten bezogen –, die eine solche Blockade vorsehen. Einer Abschnürung durch die Flotte wäre der Süden nicht lange gewachsen, fürchte ich. Es gibt – soviel ich weiß –, nur in Galveston und in Charleston Schiffbauindustrie. Beide Häfen sind leicht abzuriegeln, selbst unter der Voraussetzung, dass Beauregards Truppen jetzt auch das Fort Sumter besetzen. Die Unionsflotte braucht den Hafen gar nicht zu erobern – es genügen zehn bis zwölf Wachschiffe, dass keine Ratte ‘rein und ‘raus kann.

Was den Landkrieg anbetrifft, mag es sein, dass die meisten bedeutenden Führer der US-Army den Weg nach Süden gefunden haben; aber einer unserer größten Vorzüge als Amerikaner ist unsere Individualität und unsere Lernfähigkeit. Außerdem soll es tatsächlich auch im Norden intelligente Menschen geben, die militärische Strategie umzusetzen wissen. Sie kennen meinen Vater, Mr. Mitchell. Er ist noch immer aktiver Soldat. Sie kennen auch Mr. Craig, der zwar inzwischen seinen Abschied genommen hat, der aber bei einer Bedrohung seines Landes umgehend nach dem nächsten Truppenbüro suchen wird. Das sind nur zwei Beispiele, von denen es sicher

mehr gibt. Nicht zu vergessen ist das rein menschliche Übergewicht des Nordens, das in krassem Missverhältnis zur Bevölkerung der Südstaaten steht. Nach allem bin ich der Überzeugung, dass der Süden sich gewiss tapfer schlagen wird, aber den Krieg gegen den Norden letztlich verlieren muss, weil der Norden technisch die besseren Voraussetzungen hat“, referierte Philip an der Karte. Es klang wie das Plädoyer eines Anwalts vor Gericht. Mitchell musste schmunzeln.

„Danke, Herr Anwalt, das Wort hat der Verteidiger“, grinste er. „Ihre Überlegungen sind grundsätzlich richtig, Mr. Bennett. Aber Sie vergessen eines: Die Baumwolle! Weder England noch Frankreich können es sich wirklich leisten, dass die Südstaaten keine Baumwolle mehr liefern können. Es würde das Aus für deren weit entwickelte Textilindustrie bedeuten. Deshalb sind wir hier fest davon überzeugt, dass sowohl England wie Frankreich zu unseren Gunsten eingreifen. Wir hatten schon darüber gesprochen, als Sie zum ersten Mal auf *Cotton Belle* waren.“

„Nicht auszuschließen. England und Frankreich führen Kriege um der Kaiser und Könige Bart, wie gerade der Krimkrieg vor acht Jahren gezeigt hat. Aber ich würde mich darauf nicht zu sehr verlassen, Sir. Ich könnte mir auch gut vorstellen, dass beide warten würden, bis wir uns gegenseitig soweit zerfleischt haben, dass wir uns gegen eine Rekolonialisierung nicht mehr wehren könnten. Ich hätte Magengrimmen bei der Vorstellung, dass die Franzosen die Südstaaten von Mexiko her angreifen und die Briten die Nordstaaten von Kanada aus. Bei einem Zweifrontenkrieg – das gebe ich Ihnen gern schriftlich –, sehen wir richtig alt aus, wenn ich das so salopp formulieren darf.“

Mitchell sah den jungen Mann eine Weile an. Philip Bennett war genau das, was man sich unter einem Rechtsanwalt vorstellte: Stets korrekt gekleidet, meist trug er dreiteilige Anzüge, redegewandt, gebildet – aber er sah auch noch unverschämt gut aus, was mit einem Anwalt nicht zwangsläufig in Verbindung zu bringen war. Sein dunkles Haar war kurz geschnitten, sein kurzgeschorener, äußerst gepflegter Vollbart täuschte über sein jugendliches Alter von nicht ganz siebenundzwanzig Jahren hinweg, gab ihm etwas gesetztes, ohne ihn älter zu machen. Er verstand es, den Ladies Komplimente zu machen, ohne anzüglich zu wirken. Fast alle weiblichen Bewohner von *Cotton Belle* seufzten mehr oder weniger heimlich hinter Philip her.

„Ich habe Sie mir gerade in einer blauen Uniform vorgestellt, Mr. Bennett“, sagte Mitchell dann. Philip schüttelte den Kopf.

„Nein, das ist vorbei. Ich habe der US-Army fünf Jahre lang gedient, nun bin ich *be*dient. Nein, Mr. Mitchell, in eine Uniform bekommt mich keiner mehr.“

Weit davon entfernt, in Kansas, verkündeten die Zeitungen am 15. April, dass Präsident Lincoln fünfundsiebzigtausend Freiwillige zu den Waffen rief. Alle bereits bestehenden Regimenter eröffneten Werbebüros in ihrer Umgebung. So schleppend die Anwerbeaktion im Osten zunächst anlief, so schnell waren die ehemaligen Soldaten im Westen zur Stelle. In New York zum Beispiel hatte es einiger Tricks bedurft, um die Männer zu patriotisieren. Bürger hatten einen einflussreichen Politiker dazu gebracht, seine Anhängerschaft in den Armenvierteln zu mobilisieren, ihnen eine amerikanische Fahne in die Hand zu drücken und sie mit Trommlern und Pfeifern von der Hafenbatterie zum Broadway marschieren zu lassen, was einen Auflauf auslöste, der in eine nicht mehr zu bremsende patriotische Euphorie mündete.

Colonel Bennett richtete in Topeka und in Leavenworth je ein Werbebüro ein. Die Offiziere des Regiments wechselten sich bei der Bürotätigkeit ab. Nur Robert und Tom verblieben im Fort, um die Neuzugänge aufzufangen und auf die Schwadronen zu verteilen. Das Büro in Topeka hatte noch nicht mal offen, als Richard Craig schon ungeduldig vor der Tür stand. An diesem ersten Tag hatte Second-Lieutenant Ronald Gordon Dienst im Werbebüro. Er schloss auf und wäre beinahe von Craig überrannt worden, der sofort hineinstürmte.

„Bin ich der Erste?“, fragte er grußlos.

„Gewiss, Sir, denn Sie haben mich nach dem Aufschließen mit der Gewalt einer berittenen Truppe überrannt“, lächelte Gordon schelmisch. „Da Sie so heftig hereingeplatzt sind, nehme ich an, Sie möchten ...“

„Keine Fragen, Junge, her mit dem Formular, bevor meine Frau hier ist und mich hindert!“, drängte Craig.

Gordon packte die Formulare aus, nahm sich eins und begann seine Eintragungen, fragte nach Namen, Geburtsdatum und Anschrift, eventueller militärischer Vorbildung.

„Oh, Sie waren schon Captain, Sir“, bemerkte Ronald.

„Ja, und jetzt hätte ich gern ein Bataillon.“

„Verzeihung, Sir, aber das sollten Sie dem Colonel überlassen. Ich notiere als Ihren letzten Rang Captain. Versprechungen mache ich lieber nicht, das ist Sache des Chefs“, erwiderte Gordon und machte seine Eintra-

gungen. Craig unterschrieb, zwei Sekunden später stürmte Gwendolyn in das Werbebüro.

„Richard! Lass' diese Dumme-Jungen-Streiche! Dafür bist du zu alt!", rief sie wütend.

„Zu spät, Gwendy, habe mich soeben verpflichtet", grinste Richard. Gordon ließ das Formular schnell in einer abschließbaren Kiste verschwinden, damit die zornige Frau es nicht noch zerriss. Alles Zetern half nichts, der Vertrag war rechtsgültig unterschrieben, Richard Craig war wieder Soldat. Mit dem Handgeld versehen, durfte er nach Hause, um seine Sachen zu holen. Zu seinem und Gwendolyns Schrecken war Susan allein zu Hause.

„Susan, wo ist Frank?", fragte Richard.

„Der wollte zu den Covingtons. Er sagte, er sei mit Daniel verabredet", erwiderte das Mädchen.

„Himmel, ich ahne, was der will!", entfuhr es Richard. „Gwendy, pack' meine Sachen. Ich gehe zu den Covingtons!", rief er, schon im Hinauslaufen.

Währenddessen nahm Lieutenant Gordon Franks Personalien auf.

„Du bist noch minderjährig", sagte er. „Ich brauche die Zustimmung deines Vaters."

„Kein Problem", erwiderte Frank, zückte ein Papier aus der Tasche, auf dem stand, dass sein Vater einverstanden sei, unterschrieben mit dem Namen Richard Craig. Gordon runzelte die Stirn, öffnete die Kiste mit den schon fertigen Formularen und holte das von Richard Craig hervor. Die Unterschrift glich der auf dem Papier, das der Junge ihm zeigte, verblüffend.

„Und das soll ich dir abkaufen?", fragte er den Jungen.

„Mehr kann mein Daddy nicht tun, als mir den Wisch da zu unterschreiben, Mister. Also, kann ich nun Soldat werden oder nicht?"

„Unbedingter Wille?"

„'Türlich, sonst wär' ich nicht hier", versetzte Frank in betont lässiger Sprache.

„Na gut, du wirst sehen, was du davon hast", seufzte Ronald und füllte das Formular weiter aus. Frank unterschrieb es und gab dem Lieutenant die angebliche Einverständniserklärung seines Vaters. Gordon zeichnete gegen und gab Frank das Handgeld.

„Sei morgen früh um acht hier, dann fährst du gleich mit dem ersten

Transport nach Leavenworth“, wies er den Jungen an.

„Kann ich nicht schon heute Abend hinreiten?“

„Wenn du unbedingt willst! Hier, das ist der Weg“, sagte Gordon und drückte Frank Craig eine schematische Karte in die Hand. Frank bedankte sich und war im nächsten Moment zur Tür hinaus.

Als Richard Craig kam, war Frank schon so weit fort, dass er nicht mehr zurückzuholen war.

„Sie sollten auf Ihren Sohn stolz sein, Mr. Craig“, sagte Ronald, als er dem entsetzten Vater gesagt hatte, dass sein jüngster Sohn sich hatte einschreiben lassen. Craig sah den jungen Lieutenant mit einer Mischung aus Ärger und Staunen an.

„Ich weiß nicht, warum *Sie* zur Army gegangen sind, Lieutenant, aber *ich* weiß, dass in einem Krieg für gewöhnlich nicht mit Pellkartoffeln geschossen wird. Wenn *ich* mich zur Army melde, dann weiß ich, worauf ich mich einlasse. Schließlich habe ich schon den Krieg gegen Mexiko mitgemacht. Aber Frank ist der typische Heißsporn, der einfach das Abenteuer sucht und keine Ahnung hat, was ihn wirklich erwartet“, versetzte Craig. Gordon setzte sich hinter den Schreibtisch und legte die Beine bequem auf den Tisch.

„Mr. Craig – ich kenne Ihren älteren Sohn Thomas, mit dem ich auf der Schule war. Tom hat recht klare Vorstellungen, was von ihm als Soldat erwartet wird. Was Frank anbelangt: Väter neigen manchmal dazu, ihre eigenen Kriegserlebnisse idealisiert darzustellen – meiner jedenfalls hat von der Kameradschaft in den höchsten Tönen geschwärmt. Wenn Frank keine reale Vorstellung von dem hat, was ihn erwartet, könnte das vielleicht daran liegen, dass Sie bei Ihren Erzählungen nicht ganz bei der bitteren Wahrheit geblieben sind“, stellte er fest. Richard ließ sich schwer auf den Stuhl vor dem Schreibtisch fallen. Der Lieutenant hatte sogar Recht.

„Ganz klar: Er hat meine Unterschrift gefälscht“, sagte er. „Damit müsste man ihn doch wieder herausbekommen.“

Gordon nahm die beiden Werbeformulare und legte sie Craig vor.

„Diese beiden Unterschriften gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Ich fürchte, es wird Ihnen schwer fallen, Ihrem Sohn nachzuweisen, dass er die Unterschrift gefälscht hat.“

Richard sah wie vom Donner gerührt auf die Unterschrift unter der Einverständniserklärung. Dann fiel ihm ein, dass Frank ihn einige Tage zuvor um eine Unterschrift gebeten hatte, weil er sich einen neuen Sattel

kaufen wollte und der Händler wegen des hohen Preises die Abzeichnung des Vaters verlangt hatte. Und genau diese Erklärung zeigte Gordon ihm nun im vollen Wortlaut, den Richard sich gar nicht vollständig durchgelesen hatte, bevor er sie unterschrieben hatte.

„Dieser Bandit!“, murmelte er. „Man sollte aufpassen, was man unterschreibt.“

Es war nichts mehr zu machen, Franks Vertrag war tatsächlich rechtsgültig.

Am Tag darauf hatte das Reserveregiment drei Angehörige der Familie Craig: Vater Richard war als Major eingestellt worden, Frank war Rekrut in der C-Schwadron, im Zug seines Bruders Thomas, der sich der Ausbildung des kleinen Bruders persönlich annahm und Frank nichts schenkte. Robert musste Thomas häufig bremsen, damit er Frank nicht überstrapazierte. Es vergingen keine zehn Tage, als Frank Versetzung in Roberts Zug beantragte – und bekam.

Am 17. April 1861 sagte sich Virginia von der Union los und schloss sich der Konföderation an, am 19. April gab es in Maryland die ersten Unruhen zwischen Sympathisanten der Konföderierten, die den Staat abspalten wollten und Unionstreuen, bei denen neun Sezessionisten und vier Unionstreue getötet sowie dreißig Nordstaatler verwundet wurden. Maryland war zwar ein Sklavenstaat, verblieb aber auch jetzt bei der Union. Rasch angeforderte US-Truppen verhinderten weitere Sezessionsversuche.

Dafür setzte sich die Seuche *Sezession* weiter westlich fort. Arkansas erklärte am 6. Mai seine Unabhängigkeit und schloss sich dem Staatenbund im Süden an. In Missouri zeigten sich bereits bedrohliche Sezessionstendenzen, denen die Unionsregierung am 10. Mai aber bei Kämpfen in Camp Jackson, dessen konföderationsgeneigte Besatzung gefangen genommen wurde, und in St. Louis wirksam begegnen konnte. Nur zehn Tage später folgte auch North Carolina und einen Monat später, am 20. Juni, entschloss sich auch Tennessee zur Sezession.

Nun standen elf Staaten in offener Rebellion zum Bund. Noch mehr Ausfälle konnte und wollte sich auch Präsident Lincoln nicht leisten. Kentucky zeigte ebenfalls die Neigung, der Union den Rücken zu kehren. Eilige Verlegung von Unionstruppen beendete die Abspaltungsversuche des Staates. Aber weder in Missouri noch in Kentucky konnten die US-Truppen die Bildung einer konföderierten Gegenregierung verhindern.

Die Unruhen in St. Louis am 10. Mai waren die ersten Kämpfe, bei de-

nen auch die neuen Reservetruppen vom Fort Leavenworth eingesetzt wurden. Vier Tote gab es dabei auf Seiten der Nordstaatler – und alle vier waren von der C-Schwadron des Reserveregiments. First-Sergeant Klosman, Sergeant Somerset, Trooper Andersson und Trooper Brennecke waren die Unglücklichen, die nicht einmal den ersten Kriegsmonat überlebt hatten. Bei der Rückkehr ins Fort blieb Captain Bruce so unglücklich am Sattel hängen, dass er schwer stürzte. Die Lachsalve, die sein unfreiwillig heftiger Abstieg ausgelöst hatte, verstummte schlagartig, als klar wurde, dass Barry sich das rechte Bein gebrochen hatte und für wenigstens sechs Wochen nicht dienstfähig sein würde. Colonel Bennett rief Robert und Thomas zu sich.

„Ihr habt mitbekommen, dass Captain Bruce längere Zeit dienstunfähig sein wird“, eröffnete er. Zwischenzeitlich hatte er es sogar aufgegeben, Robert in Anwesenheit anderer Offiziere zu siezen. Die jungen Männer nickten.

„Robert, ich möchte, dass du die Schwadron übernimmst – und zwar endgültig. In St. Louis hast du viel Übersicht gezeigt und eine Katastrophe verhindert. Tom wird dein First-Lieutenant und Van Dyke der Second-Lieutenant“, sagte Frederick dann.

„Ich hab’ dich richtig verstanden: Ich soll Captain werden?“, fragte Robert ungläubig nach. Frederick nickte.

„Vater, das kann ich nicht“, widersprach er. „Und Tom auch nicht“, setzte er noch hinzu. Frederick ließ sich verblüfft in seinen Schreibsessel fallen.

„Wie bitte?“, fragte er erschrocken.

„Nun, Sir, die Sache ist die, dass Robert und ich noch am letzten Tag auf West Point eine Wette verloren haben, die es uns unmöglich macht, eine Beförderung anzunehmen“, erklärte Tom.

„Moment. Das verstehe ich nicht ganz. Wenn ihr euch nicht befördern lassen wollt, warum habt ihr dann die Beförderung im März angenommen?“

„Also: Wir haben gewettet, dass der Krieg mit dem Süden bis zum Amtsantritt des neuen Präsidenten ausgebrochen ist, andernfalls würden wir im nächsten Krieg den die USA führen eine Beförderung nicht annehmen. Im März hatten wir noch keinen Kriegszustand, konnten die Beförderung annehmen. Aber mit Lincolns Aufruf *haben* wir Krieg. Wir fühlen uns an die verlorene Wette gebunden“, präzisierte Robert. Frederick schüttelte den Kopf.

„Ihr spinnt ja vollkommen! Wegen so einer Bierlaunen-Wette wollt ihr auf eine Karriere verzichten? Bei euch piept's wohl!", entfuhr es dem Colonel ebenso drastisch wie salopp.

„Sorry, Sir, wir können nicht!", bekräftigte Robert.

„Nun, gut, wenn ihr denn nicht wollt, muss ich mir etwas anderes einfallen lassen. Aber dass mir später Klagen kommen, wenn euch der neue Chef nicht passt", seufzte der Colonel. Die jungen Männer salutierten.

„Raus mit euch! Und sagt Cabot Bescheid, dass ich ihn sprechen will", knurrte der Colonel.

Fern davon, in Georgia, bekam Philip Bennett am selben Tag Besuch. Yancey Morrows hatte ohnehin auf *Cotton Belle* zu tun und nutzte die Gelegenheit, seinen Freund Philip zu visitieren.

„Schön, dass du vorbeikommst, Yancey. Wie geht's Pam?"

„Danke, es geht ihr gut. Sie lässt dir schöne Grüße bestellen. Ich komme aus Savannah. Eigentlich hatte ich vermutet, dich dort in einem der Werbebüros anzutreffen."

„Soldat? Ich? Ha, Yancey, eher läuft der Missouri in die Quelle zurück", lachte Philip.

„Philip, du weißt, dass der Haftbefehl gegen dich in den neuen Konföderationsstaaten noch gilt. Der Gouverneur hat aber eine Amnestie für diejenigen erlassen, die sich unserer Armee anschließen. Davon abgesehen: Du bist zwar der Privatsekretär von Edmund Mitchell, einem Mann, der gewiss viel Einfluss hat; aber wenn herauskommt, dass Mitchell einen Mann beschäftigt, der mit Haftbefehl gesucht wird – gleich aus welchem Grund – dann ist Mitchell selbst geliefert!", warnte Morrows. „Außerdem kannst du den Yankees, die uns an unserer Freiheit hindern wollen, eins auswischen. Wenn du schon von der Sklaverei nichts hältst, was hältst du von unserem Selbstbestimmungsrecht als Staaten?"

Philip sah seinen Freund eine Weile an.

„Nun, nach Auffassung der juristischen Fakultät der Universität von Savannah kann die Bundesregierung den Staat Georgia nicht an der Sezession hindern, rein rechtlich jedenfalls nicht", erwiderte Philip.

„Sie will es aber tun. Also haben wir als selbstständige Staaten doch das Recht, uns zu verteidigen, oder nicht?", hakte Yancey nach.

„Dem würde ich zustimmen."

„Gut. Wir werden jeden Mann brauchen, um unsere Freiheit zu verteidigen. Jeden, auch die Studenten der Rechte!"

„Yancey, ich tauge zum Soldaten wie ein Kaktus als Sessel! Das wird nichts!“

„Philip, du warst schon First-Lieutenant. Lass’ dir nicht noch vorwerfen, du würdest der Konföderation wertvolle Informationen vorenthalten. Das bringt dir erst recht einen Haftbefehl ein – wegen Spionage möglicherweise!“, drängte Morrows. Philip war betroffen.

„Na gut“, sagte er, „ich denke drüber nach.“

„Da gibt’s nichts nachzudenken! Philip, das haben wir bald geschafft! Die Yanks laufen wie die Hasen, wenn wir richtig loslegen. Es sind einfach Feiglinge.“

„Dann bin ich gewiss nicht der Richtige für euch, denn ich *bin* Yankee.“

„Quatsch! Du *warst* Yankee!“, widersprach Yancey. „Jetzt bist du ein gebildeter Südstaatler. In einen Yankee hätte Pamela sich nicht verlieben können.“

Drei Stunden später war Philip zusammen mit Yancey auf dem Weg nach Savannah, um sich bei einem der neuen Kavallerieregimenter einzuschreiben.

Kapitel 6

Captain Cabot

Colonel Bennett sah von seiner Arbeit auf, als Trooper Nott, der Ordonnanzdienst hatte, ihm Captain James Colin Cabot meldete. Cabot trat ein, salutierte korrekt und nahm Haltung an. Cabot war siebenundzwanzig Jahre alt, von Beruf Schifffahrtsagent, stammte aus einer mehr als nur reichen Familie aus New York und war seit wenigstens sechs Jahren bei der Staatsmiliz von New York, hatte sich dort den Rang eines Captains erworben. Die Milizsoldaten trafen sich aber meist nur einmal in der Woche, meist dienstags oder sonntags, gingen sonst ihren erlernten Berufen nach. Die Milizen waren in Kompanien organisiert, die zwar noch den Namen gemeinsam hatten, die sich aber in Ausbildung und Uniform stark voneinander unterschieden. Cabot kam von einer Milizkompanie, die getrost als *Sonntagssoldaten* zu bezeichnen war. Ihre sonntäglichen Treffen waren eher von Lagerfeuerromantik als von militärischer Ausbildung geprägt. Als das Reserveregiment der Kavallerie Leute angeworben hatte, hatte Cabot sich dort gemeldet und war – mehr probehalber – mit seinem Milizrang übernommen worden.

Seit dem Umzug nach Fort Leavenworth hatte Lieutenant Bennett die Arbeit mit seinem Zug so sehr in Anspruch genommen, dass er seine Tätigkeit als Adjutant nicht mehr länger zusätzlich machen konnte. Colonel Bennett hatte ein Einsehen mit dem überlasteten Robert gehabt und an seiner Stelle den in kaufmännischen und organisatorischen Dingen versierten James Cabot zu seinem Adjutanten ernannt. Als Adjutant war Cabot der perfekte Mann: Das Reglement hatte er in wenigen Tagen auswendig gelernt, die gesamte Organisation des Regiments, das inzwischen die Sollstärke von knapp tausend Mann erreicht hatte, lief unter seiner Aufsicht reibungslos.

Doch ein paar Tage zuvor hatte Cabot den Wunsch geäußert, einmal eine Schwadron zu führen. Bruces Ausfall und Roberts Weigerung, sich befördern zu lassen, hatte Colonel Bennett die Gelegenheit geboten, Cabots Wunsch zu erfüllen und gleichzeitig seinem Sohn vor Augen zu führen,

dass er, Robert, der geeignetere Schwadronschef wäre. Denn allzu viel traute Bennett senior dem unerfahrenen Milizcaptain nicht zu ...

„Sie wollten mich sprechen, Sir?“, fragte Cabot.

„Captain Cabot, Sie hatten mir vor ein paar Tagen gesagt, Sie wollten ein Truppenkommando haben, wenn sich die Gelegenheit böte. Die Gelegenheit ist da, weil Captain Bruce durch seinen Beinbruch für einige Wochen dienstunfähig ist. Ich möchte, dass Sie die C-Schwadron solange in Vertretung übernehmen“, sagte Colonel Bennett.

„Danke, Sir. Nur in Vertretung? Ich wollte gern ein Kommando auf Dauer haben“, erwiderte Cabot. Seine Enttäuschung war kaum zu überhören.

„Captain, in erster Linie sind Sie mein Adjutant. Ich habe bei Lieutenant Bennett feststellen müssen, dass sich Truppenkommando und Adjutantentätigkeit auf Dauer gegenseitig ausschließen. Ich möchte, dass Sie sich zunächst bewähren, bevor ich mich dazu entschließe, Ihnen eine eigene Schwadron zu geben, wenn Sie es denn unbedingt wollen. Mit der C-Schwadron machen Sie einen guten Griff zu Anfang Ihrer Tätigkeit als Schwadronschef, denn die Leute sind sehr gut ausgebildet. Sie werden sich einige Tage einarbeiten, bevor ich Sie ins Feld schicke.“

„Ja, Sir!“, bestätigte Cabot zackig.

„Gut. Sie übernehmen die Schwadron ab morgen.“

„Danke, Sir!“

„Danke, Captain, Sie können gehen.“

Cabot salutierte, machte eine absolut vorschriftsmäßige Kehrtwendung und verließ das Amtszimmer des Colonels.

„Ordonnanz!“, rief Colonel Bennett.

Nott riss die Tür auf.

„Ja, Sir?“

„Nott, holen Sie mir Lieutenant Bennett und Lieutenant Craig.“

„Ja, Sir.“

Nott verschwand eilig und kehrte bald mit den Gerufenen zurück, die sich korrekt meldeten.

„Ich habe einen Vertreter für Captain Bruce, meine Herren. Captain Cabot wird ihn für die Zeit seiner Dienstunfähigkeit vertreten.“

„Cabot?“, entfuhr es Robert. „Vater, der Mann ist ein Aktenhengst! Der hat von militärischen Dingen absolut keine Ahnung!“

Frederick grinste maliziös.

„*Du* wolltest den Posten ja nicht haben. Ich habe dir gesagt, dass du nicht maulen sollst, wenn dir der neue Chef nicht passt“, erwiderte er.

„Vater, das ist verrückt. Cabot ist der Aufgabe einfach nicht gewachsen, der geht unter wie ein leckes Boot“, warnte Robert.

„Genau deshalb schicke ich ihn ja auch mit euch beiden los. Ihr seid die Einzigen, die ihn entweder zum vernünftigen Schwadronschef erziehen oder ihm klarmachen können, dass sein Platz im Büro oder wenigstens weit weg vom Kampfgeschehen ist. Aber ich gebe zu, ich weiß noch nicht genau, was ich von dem Burschen halten soll. Ich möchte, dass ihr einen Test arrangiert. Lasst euch was einfallen!“

Robert grinste. Er hatte schon eine Idee.

„Ich weiß schon, was. Bis wann haben wir Zeit?“

„Cabot wird die Schwadron mit dem morgigen Frühappell übernehmen. Also beeilt euch“, entließ der Colonel die Lieutenants.

„Oh, Gott, was jetzt?“, keuchte Thomas, als sie über den Exerzierplatz gingen.

„Ich hab’ ‘ne Idee. Komm mit ins Kasino“, sagte Robert und zog Tom am Ärmel in Richtung Offizierskantine. Doch bevor sie das Kasino erreichten, stoppte sie ein herrischer Befehl:

„Craig und Bennett! Halt!“

Die Lieutenants sahen sich verwundert um und blieben stehen, als sie Captain Cabot erkannten.

„Hierher!“, kommandierte er.

„Was meinst du, gehorchen wir?“, fragte Tom, ohne den Blick von Cabot abzuwenden.

„Schadet weniger, als es nicht zu tun. Komm!“, gab Robert zurück. Gehorsam gingen sie zu ihm hin.

„Sir?“, fragte Robert. Cabot wurde bereits rot.

„Haben Sie nicht gelernt, dass ein Untergebener einen Vorgesetzten zu grüßen hat?“, herrschte er die Lieutenants an.

„Aus dem Exerzieralter sind wir ‘raus, Sir“, erwiderte Robert kühl. „Also, weshalb pfeifen Sie uns quer über den Platz, wenn Sie schon nicht wissen, ob wir in höherem Auftrag unterwegs sind?“

„Bennett, Ihre Respektlosigkeit werde ich Ihnen noch austreiben! Die Tatsache, dass Sie der Sohn des Kommandanten sind, gibt Ihnen keinesfalls das Recht, einen vorgesetzten Offizier den ihm zustehenden Gruß zu verweigern!“, schnauzte Cabot.

„*First-Lieutenant*, Sir, so viel Zeit muss sein!“, erwiderte Robert in einem so gefährlich ruhigen Ton, dass Tom zu frösteln begann. „Im Übrigen bilde ich mir nichts auf die Tatsache ein, der Sohn des Chefs zu sein. Ich entwickle daraus keine Privilegien – außer, dass Colonel Bennett sich von mir Dinge sagen lässt, bei denen er anderen das Wort abschneiden würde. Das hat aber nichts mit meinem Verhältnis zu anderen Soldaten dieser Einheit zu tun, Sir.“

„Dann werden Sie sich jetzt angewöhnen, sich mir gegenüber von nun an korrekt mit Namen und Dienstgrad zu melden, wenn ich Sie rufe! Verstanden?“

Die Lieutenants salutierten.

„Ja, Sir!“, bestätigten sie.

Cabot sah die beiden Männer vor sich von oben nach unten an.

„Und noch was: Sie werden in Zukunft in tadellos gebügelten Uniformen mit dem vorschriftsmäßigen Waffenrock Ihren Dienst versehen. Diese Lumpen, die Sie tragen, sind ja widerlich!“, keifte der Captain.

„Wie belieben, Sir?“, fragte Tom nach.

„Verdammt noch mal, Sie sollen gefälligst die vorgeschriebene, vollständige Uniform tragen! Ich dulde diese Gammlerhemden nicht!“

„Sir, diese Hemden sind zwar nicht vorgeschrieben, aber an heißen Sommertagen wie diesem laut Reglement ausdrücklich erlaubt“, protestierte Robert.

„Wenn der Schwadronschef es gestattet – und ich gestatte es nicht!“, versetzte Cabot barsch.

„Seit wann sind Sie unser Schwadronskommandeur, Sir?“, fragte Robert gespielt ahnungslos.

„Ab morgen früh, Bennett!“

„Dann dürfen Sie uns ab morgen früh Befehle geben, Sir. Also, was soll dieses Theater mitten auf dem Exerzierplatz?“

„Bennett, sehen Sie mal auf Ihre Schulter. Was entdecken Sie da?“, knirschte Cabot. Robert sah auf seine linke Schulter.

„Eine Schulterklappe der Kavallerie mit einem goldenen Balken, Sir.“

„Gut, was sehen Sie auf *meiner* Schulter?“

„Eine Schulterklappe der Kavallerie mit zwei goldenen Balken, Sir.“

„Dann erübrigt sich wohl jede weitere Frage, was das soll, Bennett! Ich bin ein Ihnen übergeordneter Offizier und Sie werden sich so verhalten, wie es mir als Vorgesetztem gebührt. Beim nächsten Anfall von Respektlosig-

keit stehen Sie unter Arrest – und für Sie, Craig, gilt das gleiche! Wegtreten!“

Die Lieutenants salutierten mit eisigen Mienen, machten kehrt und ließen den Captain stehen.

„Der braucht einen größeren Denkzettel, Tom“, knurrte Robert, als sie außer Hörweite des Captains waren. „Der Mann hat keine Ahnung von dem, was er zu tun hat. Barry hatte das auch nicht, aber Barry hat uns um Rat gebeten. Bevor *der* uns um Rat fragt, reiten die Pferde auf den Kavalleristen.“

„Was hast du vor?“

„Ihn mächtig zu erschrecken, aber ohne dass er uns an den Wagen fahren kann. Wir brauchen die Hilfe der anderen Schwadronen“, erwiderte Bennett. Er und Tom Craig eilten ins Kasino, wo jetzt, am frühen Nachmittag, die meisten Captains und Lieutenants versammelt waren.

„Leute, hört mal her!“, rief Robert, als die Tür hinter ihnen zu war. Tom blieb an der Tür, um Cabot zu beobachten, der noch immer auf dem Exerzierplatz herumstolzierte. Die Unterhaltungen im Raum verstummten schlagartig.

„Der Colonel hat Captain Cabot zum Chef der C-Schwadron ernannt, solange Bruce außer Gefecht ist.“

„Herzliches Beileid!“, wieherte Baldwin vor Lachen. „Ihr tut mir richtig Leid. Warum hat der Chef nicht einem von euch beiden die Schwadron gegeben?“, fragte er dann.

„Unerheblich“, entgegnete Robert. „Aber Cabot hat von Kriegskunst so viel Ahnung wie eine Kuh vom Square Dance. Wir möchten ihm einen kleinen Streich spielen, ohne dass Jimmy merkt, dass wir ihn veräppeln. Macht ihr mit?“

„Ich bin dabei!“, rief Graham.

„Ich auch!“, meldete sich Captain Stett. Fast alle versammelten Offiziere waren zu einer Schandtat bereit.

„Wir brauchen zwei andere vollständige Schwadronen – als Angreifer morgen auf dem Übungsplatz. Wir wollen Cabot Theater vorspielen. Der Chef hat’s genehmigt.“

„Kein Problem“, grinste Captain Carmody. „Schwadron B spielt die Angreifer. Mike Prescott macht bestimmt den Rebellenchef, was, Mike?“, lachte er. Mike Prescott lachte laut auf.

„Worauf du dich verlassen kannst, Hector“, rief er, im unverwechselbaren texanischen Dialekt. Prescott kam zwar aus Georgia, hatte aber lange

Zeit in Texas gelebt. Er war einer der wenigen aus dem Süden stammenden Soldaten, die sich zugunsten der Union entschieden hatten.

„Schwadron D macht ebenfalls als Angreifer mit“, erklärte Captain Henderson. „Was sollen wir tun?“

„Ihr verlasst morgen früh das Fort zu einem Übungsritt, irgendwo nach Osten, dreht über Atchison nach Westen ab und geht auf dem Übungsplatz im Wald in Stellung und verkleidet euch als Rebellen. Colonel Bennett wird morgen einen Übungsritt für die C-Schwadron ansetzen, damit Cabot sich einarbeiten kann; das regle ich mit ihm. Es wird ein Übungsritt mit angeblich scharfer Munition sein, die natürlich genauso falsch ist, wie euer Angriff. Ich werde Sergeant Quaid entsprechend impfen, damit er euch auch Übungsmunition gibt. Unfälle wollen wir schließlich vermeiden. Wir werden bei uns eine ganz bestimmte Reihenfolge festlegen, nach der wir umfallen wie die Fliegen. Ihr tut das auch. Nach zwanzig Minuten ist das Spiel vorbei, wenn Cabot entweder der Geistesblitz gekommen ist, zum Sammeln zu blasen und in den Stellungen am Übungsplatz Deckung zu suchen oder er mit fliegenden Fahnen untergegangen ist. Schafft er das, soll der Angriff nach spätestens fünf Minuten zurückgeschlagen sein. Gelingt ihm das nicht, hat er nach zwanzig Minuten keinen Mann mehr – außer sich selbst“, erklärte Robert die Spielregeln. Die Offiziere brüllten vor Lachen, schlugen sich vor Vergnügen auf die Schenkel. *Das* Theater wollte keiner verpassen! Zwei Stunden später hatte Robert alles arrangiert, jeder im Fort – außer Cabot – wusste Bescheid.

Der folgende Morgen kam schnell. Beim Morgenappell war die C-Schwadron in den dort inzwischen üblichen blauen Hemden angetreten. Den Befehl vom Vortag hatten Thomas und Robert absichtlich nicht befolgt, um das Umkleiden der ganzen Schwadron zu provozieren, damit Carmody und Henderson genug Zeit hatten, um den Übungsplatz vor der C-Schwadron zu erreichen und verkleidet in Stellung zu gehen. Colonel Bennett schritt die Reihen der mitsamt Pferden angetretenen Schwadronen ab. Der Colonel selbst trug die für einfache Soldaten vorgesehene dunkelblaue Feldjacke, die mit fünf goldfarbenen Knöpfen in einer Reihe verschlossen war. Die quer zur Schulter liegenden gelben, goldgefassten Schulterklappen mit dem silbernen Adler markierten seinen Dienstgrad. Dazu trug er die üblichen, hellblauen Hosen mit der dünnen, gelben Seitenpaspel, die in knielangen Reitstiefeln steckten. Der schwere Säbel hing an einem einfachen, aber kräftigen schwarzen Lederkoppel, dessen rechtecki-

ge Schließe mit dem Wappenadler in einem silbernen Kranz verziert war. Ein schräg über die rechte Schulter verlaufender, schmaler, schwarzer Ledergurt stabilisierte das Koppel und hielt es in der Waagerechten. Als Kopfbedeckung trug er die gewöhnliche Feldmütze mit einem gestickten Abzeichen, das nur die gekreuzten Säbel der Cavalry zeigte.

Captain Cabot, der hinter dem Colonel ging, hatte sich die große Uniform angezogen, was hieß, dass er den schwarzen Hardeehut mit Federbuschen und Kavallerieabzeichen trug, den fast knielangen dunkelblauen Gehrock aus Tuch anhatte, der mit neun Knöpfen in einer Reihe verschlossen wurde. Statt der Reitstiefel trug er unter der hellblauen Uniformhose schwarze Stiefeletten, die wie Lackschuhe glänzten und an denen gefährlich aussehende Radsporen befestigt waren. Unter dem Koppel hatte er die karmesinrote Wollschärpe angelegt, dazu kurze, weiße Handschuhe angezogen. Statt der quer liegenden, gelb unterlegten Schulterklappen hatte Cabot die längs befestigten Epauletten aufgesteckt, auf denen je zwei kleine Silberbalken seinen Dienstgrad anzeigten. Von weitem betrachtet, aus einer Entfernung, in der man die Rangabzeichen nicht unterscheiden konnte, musste Cabot eher wie der Regimentschef aussehen, so hatte er sich herausgeputzt.

„Sieh dir diesen Gockel an!“, raunte Thomas Robert zu, als er Cabots allzu prächtige Kleidung bemerkte. Wie alle ihre Leute trugen sie dunkelblaue, zweireihig mit je sieben kleinen goldfarbenen Knöpfen verschlossene Hemden, die laut Reglement den normalen Uniformrock im Sommer ersetzen konnten und die mit den vorschriftsmäßigen quer liegenden Schulterklappen versehen waren. Hosenträger in hellem Beige hielten die Uniformhosen. Unter den Hosenträgern trug das Koppel die Taschen für die langläufigen Revolver und die Zündhütchen sowie den Säbel. Auf die Verstärkung durch einen Schulterriemen hatten sie verzichtet. Tom trug kleine Tanzsporen, Robert verzichtete auf diese Marterinstrumente völlig. Er war ein so guter Reiter, dass er es nicht nötig hatte, seine Pferde mit Sporen um Gehorsam zu zwingen. Zu dieser im Rahmen des Erlaubten veränderten Uniform trugen beide die Feldmütze mit Kavallerieabzeichen ohne Regimentsnummer und Schwadronsbuchstaben.

Colonel Bennett und sein Adjutant erreichten die C-Schwadron. Robert trat als Stellvertreter des Captains vor und machte seine Meldung:

„Schwadron C angetreten! Schwadronschef revierkrank, Sir!“

„Danke, Lieutenant Bennett“, nahm Frederick die Meldung entgegen. Er drehte sich zu Cabot um.

„Captain Cabot: Bis zur Genesung von Captain Bruce übernehmen Sie das Kommando über die C-Schwadron!“, befahl er dann. Cabot salutierte zackig.

„Jawohl, Sir!“, bestätigte er und stellte sich auf den Platz des Schwadronschefs, nicht, ohne Robert einen Rippenstoß zu versetzen, um ihn weiter von sich wegzubringen. Colonel Bennett setzte den Morgenappell allein fort. Schließlich gab er den Tagesbefehl, der für alle Schwadronen Übungsritte vorsah. Dann übergab er den Befehl an die Schwadronschefs.

Cabot drehte sich um und musterte die Reihe *seiner* Soldaten.

„Bennett, was hatte ich Ihnen gestern gesagt?“, fuhr er Robert an, ohne ihn anzusehen.

„Bei allem Respekt, Sir, ich bin immer noch First-Lieutenant und ersuche Sie, mich dem Reglement entsprechend anzureden!“, erwiderte Robert scharf, ebenfalls demonstrativ geradeaus sehend.

„First-Lieutenant Bennett: Ich hatte Ihnen gestern den Befehl gegeben, vorschriftsmäßige Uniform zu tragen! Warum haben Sie diesen Befehl nicht befolgt, warum haben Sie ihn nicht an die Schwadron weitergegeben?“

„Unsere Uniformen *sind* vorschriftsmäßig, Sir!“

„Das sind sie nicht! Widersprechen Sie mir nicht, First-Lieutenant!“

„Sir, Cap...“

„Es ist mir völlig egal, welche Disziplinlosigkeiten mein Vorgänger hat durchgehen lassen! *Ich* dulde diese Maskerade *nicht*! Ich erteile Ihnen den dienstlichen Befehl, dass Sie und ihr ganzer müder Haufen augenblicklich die vorschriftsmäßige Uniform anziehen! In zehn Minuten stehen Sie wieder hier und sind ordentlich gekleidet! Wegtreten!“, schnauzte Cabot. Robert machte eine formvollendete Kehrtwendung.

„Schwadron Achtung! Ganze Schwadron weggetreten zum Umziehen – Marsch!“

„Ja, Sir!“, bestätigten die Soldaten wie aus einem Munde und verließen den Exerzierplatz ohne besondere Ordnung. Fast gleichzeitig rückten die Schwadronen von Henderson und Carmody zum Übungsritt ab.

Pünktlich zehn Minuten später stand die gesamte Schwadron in tadellosen, vorschriftsmäßigen Uniformen vor dem neuen Captain. Von Bennett und Craig vorgewarnt hatten die Soldaten am Abend zuvor eine etwas ältere Uniform auf Vordermann gebracht, alte Stiefel hochglanzpoliert, Knöpfe und Koppelschlösser mit Scheuerpulver blank gemacht. Robert hatte für die ganze Abteilung ausrangierte Waffen organisiert, die für das Prärietheater,

das sie planten, gerade noch gut waren. Aber diese Waffen blitzten frisch geputzt und geölt. Captain Cabot musste den Eindruck haben, die Schwadron habe die guten Sachen vor ihm verstecken wollen. Er inspizierte jeden Mann einzeln, was insgesamt etwa eine ganze Stunde Zeit kostete. Robert grinste, als Cabot es mit Sicherheit nicht sah.

„Gut, Männer. Ihr könnt also doch, wenn ihr wollt. Ich bin zufrieden mit euch.“

„Sir?“, meldete sich Robert zu Wort.

„Lieutenant Bennett?“

„Sir, die Übung findet in der staubigsten Ecke von Kansas statt. Wollen Sie wirklich in der großen Uniform zum Manöver reiten?“, fragte Robert. Cabot maß ihn mit einem abschätzenden Blick.

„Ich habe festgestellt, dass Sie nicht viel davon halten, in der vorgeschriebenen Uniform in den Kampf zu gehen, First-Lieutenant Bennett. Ihren Leuten haben Sie das bedauerlicherweise auch beigebracht. Wir sind Soldaten der Vereinigten Staaten von Amerika, wir repräsentieren die Staatsgewalt. Als solche haben wir kenntlich zu sein. Wir haben unsere Uniform mit Stolz zu tragen“, versetzte Cabot.

„Eine praktische Uniform zu tragen, heißt nicht, sie nicht mit Stolz zu tragen, so man darauf stolz sein soll, dass ein Beruf eine bestimmte Kleidung erfordert. Die große Uniform, Sir, ist nur für Paraden vorgesehen, nicht für das Feld“, entgegnete Bennett kühl.

„Wollen Sie mir Vorschriften machen, was ich zu tragen habe, Lieutenant?“

„Nein, Sir, ich gebe nur einen Rat“, erwiderte Robert.

„Wenn ich Ihren Rat hören will, frage ich Sie. Ansonsten haben Sie den Mund zu halten, bis ich Sie anspreche! Verstanden?“

„Ja, Sir!“, bestätigte Bennett militärisch. Cabot wandte sich an einen Soldaten, der eben mit zwei gefüllten Eimern über den Exerzierplatz in Richtung Stall ging. Offenbar war der Mann zum Pferdetränken eingeteilt.

„Halt, Trooper!“, rief Cabot ihn an. Der Soldat blieb wie angewurzelt stehen.

„Sir?“

„Komm’ her, hilf deinem Captain aufs Pferd!“, befahl Cabot. Der Soldat sah Hilfe suchend zu Bennett.

„Stopp, Captain! Bis hierher und nicht weiter! Erstens ...“

„Bennett! Halten Sie den Mund oder ich lasse Sie degradieren!“, fauchte Cabot erbost.

„Erstens ist es bei uns üblich, dass die Offiziere den Männern vormachen, was von ihnen verlangt wird – und das fängt beim Aufsitzen an. Und zweitens gehört der Mann, von dem Sie gerade Hilfestellung erwarten, zur E-Schwadron und hat von Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Schwadronsoffizier der C-Schwadron keinerlei Befehl entgegenzunehmen!“, donnerte Robert ihn ungerührt an. „Sir!“, setzte er noch verspätet hinzu. Captain Cabot wurde blass vor Wut.

„First-Lieutenant Bennett!“, keuchte er zornig. „Es ist genug, das Maß ist voll! Sie stehen hiermit unter Arrest! Erwarten Sie keinerlei Nachgiebigkeit von mir! Die Strafe haben Sie Ihrer Aufsässigkeit zuzuschreiben! Wache!“

Robert sagte nichts, nahm sein Pferd am Zügel und trollte sich in Richtung Stall.

„He, wo wollen Sie hin, Bennett?“, fuhr Cabot ihn an. Robert blieb stehen und sah den Captain mit einem enttäuschten Blick an.

„Vom Dasein eines Kavalleristen haben Sie wirklich keine Ahnung, Sir. Ich werde jetzt mein Pferd absatteln, es schön striegeln und danach gehe ich zum Arrestbereich und lasse mich einlochen. Wollten Sie nicht zum Übungsritt aufbrechen, Sir?“

Cabot blieb ob dieser Impertinenz die Sprache weg. Er brauchte einige Sekunden, um sich zu fassen, und diese Zeit reichte Lieutenant Bennett, im Stall zu verschwinden.

Der Captain wandte sich wieder der Schwadron zu.

„Schwadron – aufsitzen!“, kommandierte er. Keine Reaktion. Die Männer standen wie die Statuen.

„Aufsitzen!“, brüllte Cabot. Die Soldaten taten, als hätten sie nichts gehört – einschließlich Thomas Craig.

„He, steigt endlich auf!“, rief Bennett vom Stall. „Von Streik war nicht die Rede, Jungs!“

„Ja, Sir!“, tönte es hundertstimmig. Ohne weitere Aufforderung bestiegen die Kavalleristen ihre Pferde. Cabot drehte sich um, vor Wut fast schäumend.

„Bennett, Sie ...!“

Robert zuckte lächelnd die Schultern.

„Ich weiß nicht was Sie wollen, Sir. Die Männer sind genau da, wo Sie sie hinhaben wollen. *Mir* gehorchen sie jedenfalls“, grinste er. Cabot schnaubte, aber er sagte nichts mehr. Der Captain stieg mit einiger Mühe

auf sein Pferd. Er sah nicht, dass Robert Tom einen Wink gab, der bedeutete, weitere Faxen zu unterlassen.

„Schwadron rechts um! In Zweierreihe – Marsch!“, kommandierte Cabot – diesmal mit Erfolg. Die Schwadron trabte in geschlossener Formation aus dem Fort.

Kaum hatte der letzte Mann das Tor passiert, als die Tür der Kommandantur geöffnet wurde und Colonel Bennett kopfschüttelnd heraustrat. Er kam eilig über den Exerzierplatz zum Stall.

„Bist du des Teufels? Wie kannst du dich so mit einem Vorgesetzten anlegen?“, fragte er. „Tu’ das nie wieder, Junge!“, warnte er. „Wenn du dich in Virginia genauso bockig anstellst, endest du vorm Kriegsgericht!“

„Ich habe einen großen Fehler, Daddy: Ich kann den Mund nicht halten!“, erwiderte Robert mit einem angriffslustigen Funkeln in den braunen Augen.

„Robert, du stehst vor der Wahl, die Schwadron selbst zu übernehmen oder Cabot als deinem unmittelbaren Vorgesetzten zu gehorchen!“, erinnerte der Colonel.

„Du willst uns wirklich mit diesem Chaoten nach Virginia schicken?“

„Mit dir Chaoten oder mit dem Chaoten Cabot. Es liegt an dir“, erwiderte Frederick bissig. „Und jetzt wüsste ich gern, was du mit dem Kerl vorhast.“

Robert erklärte seinen Plan in kurzen Worten.

„Das will ich sehen!“, grinste der Colonel. „Du wirst dein Pferd nicht absatteln, sondern mit mir und dem Stab hinterher reiten.“

Zehn Minuten später galoppierte der Regimentsstab auf einer Abkürzung zum Übungsplatz und nahm auf einem Hügel, gut geschützt von Buschwerk, einen Beobachtungsposten ein. Sergeant-Major Eisner nahm seine Taschenuhr heraus.

„Sie müssten gleich hier sein, Sir!“, sagte er. Frederick Bennett nickte.

„Ist die Gegnertruppe schon da?“, fragte er. Robert griff in sein Sattelfutteral und nahm das Fernglas heraus. Er spähte zum Waldrand, der links vom Hügelfuß war.

„Ja, da sitzen sie. Von unten dürften sie nicht sichtbar sein.“

Fast im selben Moment kam die Schwadron in schöner Marschordnung – Schwadronschef vorneweg, dahinter der Wimpelträger und daneben der Hornist, dann die Truppe in Zweierreihe, Tom als Zugführer vorn rechts neben dem ersten Glied – in den Bereich des Übungsplatzes.

„Jeder normale Offizier würde ein Gelände erkunden lassen und jetzt zwei Mann als Spähtrupp vorschicken“, sagte Robert. „Tom wird jetzt gleich nach vorn reiten, und nach dem Spähtrupp fragen. Hier, nimm das Glas, Vater.“

Frederick grinste schief.

„Du bist noch hinterlistiger als ich. Na, die Antwort da unten kann ich mir gut vorstellen!“

Im selben Moment löste sich Tom unten von seinen Leuten und ritt zu Cabot an die Spitze.

„Warum sind Sie nicht an Ihrem Platz, Craig?“, fragte Cabot hochmütig.

„Ich wollte fragen, Sir, ob ich einen Späher ...“

„Unsinn!“, unterbrach Cabot ihn barsch. „Erstens schickt man grundsätzlich zwei Mann als Späher vor und zweitens brauchen wir hier keinen Späher. Das Gelände ist ja bekannt.“

Tom nickte nur und zog sich ohne Erwiderung nach hinten zurück, ritt neben seinen Bruder.

„Pass auf: Gleich geht der Tanz los. Gleich gibt dieser Vollidiot das Signal zum Angriff auf einen leider nicht sichtbaren Gegner“, warnte er. Tatsächlich:

„Abteilung – halt!“, kommandierte Cabot. Er wendete sein Pferd und brüllte: „Schwadron in einer Linie – angetreten! Fahnenträger vor! Trompeter – nein, Säbel auf! Trompeter Attacke blasen, sobald ich den Säbel senke! Craig, los, hierher!“

Tom ritt gehorsam zum Captain hin. Ob er nun dem Captain von der Seite ‘weggeschossen’ wurde, oder in der allgemeinen Verwirrung ‘fiel’, war gleich. Nach Roberts Ausfall war er ohnehin der Erste der ‘fallen’ sollte. Tom sah – mehr zufällig – zu dem Hügel hin, der den Übungsplatz überragte. Dort oben bewegten sich einige blaue Gestalten. Craig ahnte, dass Robert jetzt dort oben saß und sich schadenfroh die Hände rieb. Die Offiziere hatten als erste ‘fallen’ sollen, damit Cabot auch sicher auf sich allein gestellt war.

Cabot senkte den Säbel, nachdem er Tom ein Yard hinter sich verwiesen hatte. Kaum hatte der Trompeter das Signal beendet, als Schüsse aus dem Wald krachten und Tom laut schreiend aus dem Sattel fiel. Der Erste Hornist war der Nächste. Der Captain war völlig überrascht und viel zu erschrocken, um auf den unerwarteten Angriff zu reagieren. Verzweifelt

suchte er nach einem Orientierungspunkt, aber um ihn herum war nur Chaos, fallende Männer und Pferde, Krachen von Schüssen und das Schreien der angeblich getroffenen Soldaten und einiger Gegner. Schließlich war Cabot der Meinung, er müsse seine Männer jetzt mit einer mutigen Tat mitreißen. Er entriss dem Fahnenträger den Wimpel und preschte vor, in der Hoffnung, seine Leute würden ihren Schock überwinden und ihm folgen. Die jedoch hatten Befehl, auf solche Kapriolen nicht zu reagieren, sondern nur den Befehl, hinter den Feldbefestigungen in Deckung zu gehen und sich von dort aus zu verteidigen, anzunehmen. Als Cabot merkte, dass die Männer ihm nicht folgten, schlug er sich wieder nach hinten durch, weil ihm die Idee gekommen war, er könnte es mit der Deckung probieren. Doch sein Häuflein schmolz schnell dahin und als er den Zweiten Hornisten erreichte, waren die zwanzig Minuten um, der Mann griff sich ans Herz, ließ das Signalhorn fallen und stürzte in einer theaterreifen Darstellung aus dem Sattel, japste noch einmal und regte sich nicht mehr. Cabot stand allein da – umringt von zahlreichen ‘Feinden’.

„Ich ergebe mich!“, sagte er und übergab seinen Säbel einem Mann, der sich durch die Gegner drängte. Als er aufsah, hatte er die Waffe Robert Bennett in die Hand gedrückt. Er hatte sich seiner Uniformjacke entledigt und trug im Augenblick nur sein weißes Oberhemd zur Uniformhose – und das auch noch am Kragen offen und die Ärmel halb aufgekrempelt!

„*Sie!* Ich hab’s mir doch gedacht! *Verräter!“,* fauchte Cabot.

„Cabot, Sie sind genauso dumm wie Sie lang sind!“, fuhr Robert ihn an. „Sie hätten auf Lieutenant Craig hören sollen, als er Ihnen empfahl, Späher auszusenden. Dieses Desaster hätten Sie verhindern können, wenn Sie vernünftig reagiert hätten! In völliger Verwirrung einen ungeplanten Angriff gegen einen Feind zu starten, der überall und nirgends ist, ist Dummheit in Dosen! Merken Sie sich das!“

Cabot starrte ihn sprachlos an.

„Und wenn Sie sich die Leute näher ansehen, Captain Cabot, die hier um mich herum sind, werden Sie schnell feststellen, dass es alles Männer von der B- und D-Schwadron sind, die sich zwar abenteuerlich verkleidet haben, die aber genauso mit Platzpatronen geschossen haben wie Sie selbst“, setzte Robert dann hinzu. „Aber ich vermute, dass Sie einen Mann nur in Uniform erkennen können, weil Ihnen die Uniform offensichtlich wichtiger ist, als der Mann, der drin steckt. Kleidung, Cabot, ist austauschbar – Männer, vor allem *gute* Männer, nicht.“

Langsam fand Cabot wieder zur Sprache.

„Woher wissen Sie, was Lieutenant Craig mir empfohlen hat?“, fragte er.

„Weil wir vorher darüber gesprochen haben, Sir. Danach können Sie ihn gern selbst fragen. Aber Ihre nette Vorstellung sollten Sie zunächst dem Colonel erklären“, grinste Robert und zog sich zurück. Colonel Bennett drängte sich durch.

„Wir reden im Fort darüber, Captain Cabot. Solche Sachen beredet man nicht vor versammelter Mannschaft“, sagte Frederick Bennett. „Sammeln Sie Ihre Leute und kehren Sie zum Fort zurück!“

„Aber, Sir, meine Leute sind ... sind tot!“, stotterte Cabot.

„Brauchen Sie einen Nervenarzt oder sind Sie wirklich so blöd?“, entfuhr es Bennett senior gereizt. „Wie lange braucht bei ihnen der Nickel eigentlich, um zu fallen? Mann, Ihren Leuten fehlt nichts, außer, dass einige morgen Muskelkater im Zwerchfell haben werden, weil sie sich über Ihre Vorstellung schlappgelacht haben!“

Bennett drehte sich zu den Soldaten um.

„Zurück zum Fort! Zieht euch um, Jungs!“, befahl er dann. Die Schwadronen sammelten sich, formierten sich zur üblichen Zweierreihe und ritten zum Fort zurück. Cabot schäumte vor Wut, aber er hatte im Augenblick nicht den Mut, Lieutenant Bennett anzugreifen, weil sämtliche Männer der drei Schwadronen feixten.

Im Fort befahl Bennett senior den verschreckten Cabot gleich in sein Amtszimmer.

„Captain, was mache ich mit Ihnen? So, wie Sie die Schwadron heute geführt haben, kann ich Sie unmöglich nach Virginia lassen. Das kostet mehr Leute das Leben, als ich verantworten kann.“

„Sir, ich bin schamlos hereingelegt worden! Das war doch ein abgekartetes Spiel, in dem Ihr Sohn die Regeln gemacht hat, die ich aber nicht kannte. Damit war nicht zu rechnen, Sir!“, wehrte sich Cabot, der allmählich wieder zu sich kam.

„Ja, es war ein abgekartetes Spiel, das gebe ich ohne weiteres zu. Ein Spiel auf meine Anweisung. Mit mir hat man das gleiche Spiel getrieben, anno 1840, als ich meine erste Schwadron übernahm. Das habe ich mit meinen Söhnen gemacht, das habe ich mit meinen Majors gemacht. Ein Überraschungsschlag ist der beste Test, den man mit einem Offizier machen kann. So schlimm wie Sie ist noch keiner ins Fettnäpfchen getreten. Sie haben keinerlei Übersicht gezeigt, haben völlig wirr reagiert. Ich muss

von meinen Offizieren erwarten können, dass sie über die ihnen anvertrauten Soldaten den Überblick behalten, dass sie fähig sind, einen guten von einem törichten Rat zu unterscheiden. Andererseits hoffe ich, dass Ihnen der Schock von heute eine Lehre ist, die sie dazu veranlasst, Ihr Verhalten zu ändern. Ich habe heute Morgen bemerkt, dass Sie Ihren Leuten eine andere Uniform befohlen haben. Was gibt es an den Uniformen der Männer auszusetzen?“

„Sie waren nicht vorschriftsmäßig. Und unvorschriftsmäßige Monturen dulde ich nicht“, erwiderte Cabot markig.

„Sie haben heute Morgen mal auf das Thermometer gesehen?“, fragte Bennett listig.

„Ja, Sir.“

„Welche Temperatur hatten wir heute Morgen um halb sieben, als Sie die Männer in diese Heizanzüge gesteckt haben?“

„Knapp siebzig Grad Fahrenheit[2], Sir.“

„Siebzig Grad! Das bedeutet Mittagstemperaturen von fast hundert Grad, Sie Esel! Im Schatten, wohlgemerkt! Haben Sie auf dem Übungsplatz irgendwo Schatten bemerkt, außer *unter* dem Pferd? Wollen Sie mir die Leute umbringen, bevor sie überhaupt richtig eingesetzt werden?“

„Sir, ein Soldat muss mit Hitze wie mit Kälte fertig werden!“, widersprach Cabot.

„Aha. Das mag in der Theorie schön klingen, Mr. Cabot. In der Praxis werden Sie damit nicht allzu weit kommen, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Und wenn ich Sie mir so betrachte, Mr. Cabot, wären Sie nur fünf Minuten später aus dem Sattel gekippt. Ihre Uniform trieft vor Schweiß. Ein Soldat, Captain, muss unter Umständen tagelang auf einem sonnendurchglühten oder regentriefenden Schlachtfeld aushalten können, gewiss, ich gebe Ihnen Recht. Aber man kann von einem Soldaten nicht erwarten, dass er sich im Wintermantel in die Sonne stellt und bei Regen nicht seine Plane auspackt! Davon mal abgesehen, sollte der Rock, den Sie tragen, eher der Parade und anderen großen Anlässen dienen, weniger dem Dienst im Felde. Epauletten machen sich besser, wenn sie nicht so zerfetzt sind, wie Ihre. Gewöhnen Sie sich lieber eine praktischere Uniform für den normalen Dienst an. Was die Monturen Ihrer Schwadron anbelangt, sind diese eher vorschriftsmäßig, als Ihre zerrissene Affenjacke. Sie sind in der vorge-

[2] Grad Fahrenheit**:** Siehe Anhang III – Maße, Gewichte, Temperatur

schriebenen Farbe gehalten, sie tragen die vorschriftsmäßigen Rangabzeichen. Ich werde mir überlegen, ob ich Sie weiter in der Vertretung von Captain Bruce belasse, Captain Cabot. Meine Entscheidung lasse ich Sie morgen wissen. Das wäre alles."

Robert Bennett putzte seinem Pferd vor dem Stall die Hufe, als Cabot wie ein geprügelter Hund aus der Kommandantur schlich. Langsam kam ihm der Verdacht, dass er es mit Cabot vielleicht zu bunt getrieben hatte. Tatsächlich kam keine fünf Minuten später die Ordonnanz seines Vaters, um ihn in die Kommandantur zu bestellen. Sein Vater sah ihn einen Moment an, nachdem Robert sich zur Stelle gemeldet hatte.

„Ich hoffe, diese Vorstellung hat dir die Augen geöffnet, dass ich meine Leute mit jemandem wie Cabot nur ungern ins Feld schicken würde. Ich biete dir den Posten noch mal an."

„Dad, zum einen kann ich nicht, ..."

„Hör auf mit dem Blödsinn! Dumme-Jungen-Wette! Du bist doch nicht so grün, dass du das wirklich ernst nimmst!", unterbrach Frederick seinen Sohn barsch.

„... zum anderen ist es Barrys Schwadron. Wenn du mich nur als Vertretung für Barry schicken willst, ohne Beförderung, gern. Aber ich nehme Barry nicht seinen Haufen weg", entgegnete Robert ungerührt. „Außerdem habe ich Cabot wohl ein bisschen zu heftig auflaufen lassen", setzte er schuldbewusst hinzu. Frederick schüttelte den Kopf.

„Bruce wäre froh, wenn du ihm die Schwadron abnimmst. Du führst sie ohnehin. Bruce könnte deine Position einnehmen."

„Vater, er *ist* Captain. Um den Rang loszuwerden müsste Barry seinen Abschied nehmen. Das kann er nicht, weil er seine Mindestdienstzeit als Offizier noch nicht erfüllt hat. Um ihn zu degradieren, brauchst du einen Grund und den hast du nicht, denn Barry hat nichts verbrochen, was eine Degradierung rechtfertigen könnte. Wenn du mich also unbedingt zum Captain befördern willst, ginge das nur, wenn du mir eine andere Schwadron gibst. Und ich habe so viel in die Männer investiert, dass ich sie nicht hergebe."

„Barry könnte mein Adjutant werden."

„Willst du Cabot auf den Mond schießen? *Den* Job beherrscht er wenigstens, das ist unbestreitbar."

„Du stehst vor der Wahl: Cabot oder du. Einer von euch beiden wird diese Schwadron bei ihrem ersten wirklichen Einsatz führen."

„Ich weiß, dass ich es mit ihm zu weit getrieben habe. Gib ihm eine zweite Chance“, erwiderte Robert. Frederick seufzte.

„Man kann jedenfalls nicht behaupten, dass du karrieresüchtig wärst. Wozu hast du eigentlich vier Jahre auf West Point verbracht, wenn du nicht Karriere machen willst?“

„Wer sagt, dass ich das überhaupt nicht will? Ich möchte im Moment nicht. Aus bestimmten Gründen, die ich dir erläutert habe.“

„Also Cabot! Hoffentlich bereust du das nicht eines Tages, mein Junge!“, orakelte Frederick Bennett düster.

Kapitel 7

Feuertaufe

Die Hauptstädte der Kontrahenten befanden sich in fast greifbarer Nachbarschaft zueinander, da Richmond, das nach dem Beitritt Virginias zur Konföderation zur Hauptstadt des neuen Staatsgebildes erhoben wurde, nur knapp hundert Meilen fast direkt südlich von Washington lag. Der Potomac River trennte den District of Columbia am nördlichen Ufer vom Staat Virginia auf dem südlichen Ufer und bildete damit die Grenze zwischen der Union und der Konföderation. Direkt gegenüber der Bundeshauptstadt befand sich ein großer Landsitz am südlichen Ufer, der Arlington hieß und Eigentum des Colonels Robert E. Lee war. Lee hatte schon kurz nach Jahresbeginn seinen Dienst bei der 2nd US-Cavalry quittiert. Präsident Lincoln hatte dem als brillant geltenden Kavalleristen Lee den Oberbefehl über die Unionsstreitkräfte angeboten, doch Lee lehnte mit dem Hinweis darauf, dass er sich nicht in der Lage sähe, das Schwert gegen das eigene Volk zu erheben, dankend ab. Er hatte lange mit sich gerungen, so lange, bis Virginia sich der Konföderation angeschlossen hatte. Ebenso lange zögerte Lee, sich für die Sache der Sezession zu engagieren, aber schließlich siegte der Virginier über den Amerikaner und Robert E. Lee folgte dem Ruf des Präsidenten Davis.

An Stelle von Lee blieb General Scott (er war über fünfundsiebzig Jahre alt!) Oberbefehlshaber der Union. General McDowell übernahm den Befehl über die Army of the Potomac, jener Armee, deren Aufgabe es war, Washington zu schützen. McDowell sammelte Ende Mai, Anfang Juni 1861 um Washington eine ansehnliche Streitmacht, um Richmond anzugreifen. Der General forderte Kavallerie an und erhielt Abteilungen von den 1st und 2nd US-Dragoons und einen Teil des Bataillons A der Cavalry Reserve West. Major Richard Craig hatte Major Baladier abgelöst, der einen Beförderungsposten bei einem anderen Regiment angenommen hatte und kam mit den Schwadronen A, B und C seiner Einheit nach Washington. Colonel Bennett hatte seine Drohung wahr gemacht und die C-Schwadron unter das kommissarische Kommando von Captain James C. Cabot gestellt. Gleichzeitig hatte er aber Major Craig die Weisung gegeben,

mit der Schwadron C nichts zu unternehmen, ohne die Lieutenants dabeizuhaben.

Während General McDowell seine Truppen sammelte, stellten auch die Konföderierten eine große Armee zusammen, die zwischen Richmond und Washington, bei Manassas in Virginia am Flüsschen Bull Run lag. General Beauregard, nach dem Fall vom Fort Sumter zum Commander-in-Chief der konföderierten Truppen ernannt, wollte so bald wie möglich Washington angreifen und Disziplinierungsbestrebungen des Nordens gegenüber dem abtrünnigen Süden durch Einnahme der Bundeshauptstadt verhindern. McDowell plante ebenfalls einen Angriff auf Richmond, in der Hoffnung, dass die Konföderation mit dem Fall der Hauptstadt zusammenbrechen würde. Den Politikern in Washington war McDowells Haltung, zunächst eine wirklich große Armee zu versammeln und dann loszuschlagen, zu zögerlich. Abgeordnete und Lobbyisten steuerten die Presse geschickt dahin, dass die öffentliche Meinung immer lauter den Angriff auf Richmond forderte. Nach langem Zögern erklärte McDowell sich bereit, die Armee am 15. Juli in Richtung Richmond in Marsch zu setzen.

Die Soldaten der Nordarmee, die in den Zeltstädten um Washington lagerten, ahnten weder, wann noch wo die erste Schlacht des Krieges geschlagen werden sollte, von der die meisten annahmen, sie werde auch die Letzte sein. Was sich in den Militärlagern tummelte, waren zum blanken Entsetzen der wenigen Berufssoldaten Amateure, Abenteurer, Sonntagssoldaten. Abgesehen von den Abteilungen der 2nd, 3rd und 8th US-Infantry, den Batterien D, E, G und M der 2nd US-Artillery und den Abteilungen der 1st und 2nd Dragoons und der Cavalry Reserve West bestand die ganze riesige Armee nur aus Freiwilligen, die sich bei ihren Staatsmilizen gemeldet hatten.

In den langen Wochen des Lagerlebens war das Bataillon von Major Craig ein verschworener Haufen geworden. Selbst Captain Cabot zeigte erste Ansätze von Lernerfolg und schien sich allmählich in die Reihen der Berufssoldaten zu integrieren. Dass er keinen so vertrauten Umgang mit den Soldaten pflegte, war ihm nicht zum Vorwurf zu machen. Schließlich konnte man von einem Offizier nicht unbedingt erwarten, dass er sich von seinen Männern duzen ließ. Auch Henderson und Carmody zeigten eine gewisse Distanz zu den Mannschaften, beschränkten den vertraulichen Ton auf die Offizierskameraden. Cabot war und blieb hier die absolute Ausnahme, da er nicht einmal mit den Offizieren einen vertrauten Ton pflegte,

was aber nach dem bösen Streich, den sie ihm gemeinsam gespielt hatten, eher verständlich war. Immerhin wies er Roberts wohlgemeinte Ratschläge nicht mehr kategorisch ab, sondern probierte wenigstens aus, was der junge Lieutenant ihm empfahl.

Sechs Wochen nach ihrem Eintreffen vor Washington riskierte Major Craig es, die C-Schwadron unter Cabots Kommando auf Patrouille zu schicken, nicht ohne den Captain zu ermahnen, auf Bennett und Craig zu hören.

„Captain, Sie werden mit Ihrer Schwadron den Potomac überqueren und die Bahnlinie nach Manassas überprüfen. Stellen Sie sicher, dass die Linie in Ordnung ist. Wenn wir Richmond angreifen, wird die Linie eine wichtige Verbindung dorthin sein. Wir müssen sie deshalb unter Kontrolle behalten. Vermeiden Sie aber nach Möglichkeit den Kampf und fangen Sie von sich aus keinen an.“

Cabot stand die Enttäuschung im Gesicht geschrieben wie in einem offenen Buch.

„Ja, Sir!“, bestätigte er, unüberhörbar unzufrieden. Craig warf seinem Sohn und Robert Bennett einen viel sagenden Blick zu. Sie nickten verstehend.

Eine Stunde später war die Schwadron auf dem Weg nach Süden, folgte der Eisenbahntrasse der Baltimore & Ohio Railroad. Bei Alexandria machte die Linie einen nahezu rechtwinkligen Knick nach Westen, um dann über den Knotenpunkt Manassas im Bogen nach Richmond zu führen. Etwa eine Meile nördlich dieser Bahnlinie erstreckte sich ein Waldgebiet, das für mögliche Überfälle den besten Schutz für die Angreifer bot. Cabot sah sich den Wald nachdenklich an.

„Was meinen Sie, Bennett? Könnten sich dort Rebellen verstecken?“

„Durchaus möglich, Sir.“

„Schicken Sie einen Spähtrupp, um die Lage zu klären“, wies Cabot ihn an. Robert salutierte mit freudigem Gesichtsausdruck.

„Ja, Sir!“, bestätigte er, drehte sein Pferd um und ritt nach hinten.

„Freiwillige vor zum Spähtrupp!“, kommandierte er. Die Trooper Clifford, Pembroke, Nott, Short und Oaktree waren sofort zur Stelle. Als noch einige nachdrängten, stoppte Robert die Männer.

„Danke, Jungs, fünf Mann reichen“, rief er. „Gut, ihr seht euch in dem Wald drüben um. Stellt fest, ob die Luft rein ist.“

„Wird gemacht, Sir!“, sagten sie wie aus einem Munde und ritten zum Waldrand hinüber. Sie drangen in seitlichen Abständen von etwa zehn

Yards in das Unterholz ein, tasteten sich in der relativen Dunkelheit des Waldes vor.

Ohne jede Vorwarnung zerrissen Schüsse die Stille. Short wurde von vier oder fünf Kugeln getroffen und stürzte tödlich verwundet aus dem Sattel. Die anderen vier kehrten erschrocken um, ohne genau nachzusehen, mit wie vielen Gegnern sie es zu tun hatten. Eilig preschten sie zurück.

„Starke Einheiten der Rebellen im Wald, Sir!“, meldete Pembroke hastig.

„Was ist es, wie viele sind es?“, fragte Robert. Pembroke wurde rot.

„Äh, das kann ich nicht sagen, Sir“, murmelte er verlegen.

„Wozu schicke ich euch dahin?“, knurrte Robert. Aber Cabot hatte schon abgewinkt, den Säbel gezogen.

„Schwadron ausschwärmen, Säbel auf! Hornist, ...“

„Halt, Captain, wir sollen den Kampf vermeiden!“, erinnerte Robert.

„Halten Sie den Mund, Bennett! Trompeter, auf mein Signal blasen Sie Attacke!“, befahl Cabot.

„Captain, wir wissen weder, *wo* die Rebellen genau sind, noch *wie viele* es sind“, mahnte Thomas.

„Sie halten gefälligst auch die Klappe, Craig!“, schnauzte Cabot. „Hornist: Attacke!“

Nat Joshua blies das Signal, im gleichen Augenblick brachen die Rebellen aus dem Wald hervor. Geschätzt vier Kompanien Infanterie! Robert preschte zu Cabot.

„Verdammt, Sir, das geht schief! Das sind zu viele! Lassen Sie zum Rückzug blasen!“

„Rückzug? Was ist das? Kann man das essen? Ich *kenne* dieses Wort nicht, Bennett!“, brüllte Cabot zornig und stürmte vor.

„Idiot!“, knurrte Robert. „Joshua! Nathan Joshua! Stoß in dein Horn! Rückzug!“

Joshua gehorchte und blies das Rückzugssignal. Noch waren die Konföderierten so weit entfernt, dass die Nordstaatler sich hinter dem Bahndamm verschanzen konnten. Die Unionssoldaten machten kehrt – bis auf Cabot. Als er sich – mehr zufällig – umdrehte und feststellte, dass er als Einziger angriff, wurde ihm vor Schreck schwindlig, er fiel ohnmächtig aus dem Sattel.

Robert, der die Leute hinter dem Bahndamm verteilte, bemerkte Cabots Sturz und galoppierte sofort zurück, fing Cabots Pferd ein, klopfte ihn in aller Eile wach, schob ihn auf sein Pferd und jagte mit ihm zurück, nicht

ohne sich und dem Captain die schon sehr nahe gekommenen Infanteristen mit dem Revolver vom Halse zu halten. Im gestreckten Galopp jagten sie zum Bahndamm.

Die erste Reihe der Infanteristen kniete nieder, dahinter schloss die zweite Reihe auf, eine Salve krachte, die beiden Pferde brachen getroffen zusammen, Bennett und Cabot stürzten und kollerten einige Yards weiter. Zwischen ihnen und dem rettenden Bahndamm waren noch wenigstens zwanzig Yards – zu viel, wenn vierhundert Gewehre rollende Salven feuerten! Lieutenant Bennett bekam den Captain gerade noch am Kragen zu fassen, als der zum Damm laufen wollte und riss ihn hinter eines der toten Pferde in Deckung. Schüsse krachten. Sie konnten hören, wie die Kugeln in den Sattel des Kadavers einschlugen, hinter dem sie lagen.

„Tom!“, rief Robert „Gebt uns Feuerschutz!“

Craig winkte bestätigend, die Männer der Schwadron schossen, was die Läufe hergaben, die Infanteristen vor dem Wald hatten die ersten Verluste und mussten sich mangels Deckung zurückziehen. Die Feuerpause reichte aus, damit Bennett und Cabot ihre Gewehre aus den Sattelholstern mitnehmen konnten und hinter dem Bahndamm in Deckung gehen konnten. Die durch die Einordnung der beiden Offiziere entstehende Pause bei den Yankees nutzten die Konföderierten gleich für einen neuen Angriff.

Robert übersah geflissentlich, dass Cabot einen Balken mehr auf der Schulter hatte und befahl rollende Salve. Die Wirkung des Feuers war vernichtend. Der Angriff der Südstaatler blieb in den abwechselnd abgegebenen Schüssen der Nordstaatler stecken. Obwohl in der deutlichen Überzahl, zogen sich die aus dem Wald gekommenen Konföderierten nach schweren Verlusten zurück. Aber auch bei den Unionskavalleristen hatte es ernsthafte Verluste gegeben. Zehn Männer waren tot, fünfzehn verwundet, sechs Pferde waren gleichfalls den Schüssen der Infanteristen zum Opfer gefallen.

Die Lieutenants kümmerten sich mit den übrigen Männern um die Verwundeten, als Robert plötzlich einen heißen Revolverlauf im Nacken spürte.

„Heben Sie die Hände, Mr. Bennett! Ich verhafte Sie wegen Feigheit vor dem Feind!“, keuchte Captain Cabot. Der Hahn der Waffe knackte, als Bennett nicht sofort reagierte.

„Wird's bald?“, fauchte Cabot. Robert merkte, dass sich seine Nackenhaare langsam vor Schauder aufstellten. Langsam hob er die Hände bis in Brusthöhe.

„No! Capitano, tu sei stupido!“, fuhr Corporal Cologgia in seiner unnachahmlichen italienischen Tonart dazwischen. „Capitano, ohne Tenente Roberto wären Sie gar nicht hier, nachdem Sie vor Schreck aus dem Sattel gefallen sind! Er hat Sie geangelt von Schlachtfeld!“

Einen Moment war Cabot verblüfft, wie auch alle anderen durch das Handeln des Captains gelähmt waren.

„Wer sind Sie überhaupt?“, knurrte Cabot den kleinen Italiener an. Cologgia nahm Haltung an.

„Caporale Umberto Cologgia, Cavalry Reserve West, Squadrone C, 1. Zug!“, stellte er sich vor. Cabot nickte mürrisch und wandte sich wieder an Robert, der aufgestanden war und sich umgedreht hatte, die Hände immer noch erhoben.

„Ich sorge dafür, dass Sie an die Wand gestellt werden, Bennett!“

„Weshalb? Weil ich Sie zurückgeholt habe?“, fragte Robert.

„Wegen Meuterei und Feigheit vor dem Feind.“

„Meuterei? Feigheit vor dem Feind? Cabot, wie schreibt man das?“, erkundigte sich der Lieutenant und nahm die Hände wieder herunter, Cabot stieß mit der Waffe nach ihm, aber Robert griff beherzt zu und wand sie dem Captain aus der Hand. Ein Schuss löste sich, fuhr aber zum Glück wirkungslos in den Bahndamm.

„Cabot, Sie spinnen doch! Major Craig hatte Ihnen ausdrücklich befohlen, sich aus einem Kampf herauszuhalten, wenn er vermeidbar ist. Verdammt, wir sollen kundschaften, nicht abräumen!“

„Der Kampf war nicht vermeidbar, denn wir wurden angegriffen, oder haben Sie das bereits vergessen?“, erinnerte Cabot zornig.

„Ich behaupte, dieser Kampf wäre vermeidbar gewesen, wenn wir uns von vornherein zurückgezogen hätten ...“

„Bennett, Sie feige Socke – *jeder* Kampf ist vermeidbar, wenn man rechtzeitig den Schwanz einzieht“, erwiderte Cabot.

„Das erklärt aber immer noch nicht Ihren idiotischen Angriff, Cabot! Mag sein, dass die Dixies uns angegriffen haben, aber *Ihre* Attacke war mit dem Befehl, den Major Craig Ihnen gab, in keiner Weise vereinbar. Es ist unser Job, herauszufinden, ob sich hier Rebellen herumtreiben und falls ja, wie viele es sind! Es ist *nicht* unser Job, sie gleich zu bekämpfen, vor allem, wenn man überdeutlich sieht, dass sie in reichlicher Überzahl vorhan-

den sind!“, entgegnete Robert wütend. „Und noch was, Captain: Wenn Sie mich je wieder Feigling nennen, streiche ich den einen Balken, den Sie mehr haben, aus meinem Gedächtnis und haue Sie windelweich, klar?“

„Nehmen Sie zur Kenntnis, Lieutenant Bennett, dass es eine Menge Zeugen dafür gibt, dass Sie mir gedroht haben. Ich werde Sie melden.“

„Dann erzählen Sie die Begebenheit bitte vollständig, Captain, und reißen Sie meine Warnung nicht aus dem Zusammenhang.“

Cabot musterte Robert von oben bis unten.

„Ich habe bisher nicht feststellen können, dass Sie besonders mutig sind, Lieutenant. Insofern betrachte ich meine Behauptung nicht als widerlegt.“

„Wenn Ihnen das nächste Mal auf dem Schlachtfeld vor Schreck schlecht wird, Cabot, sehen Sie selber zu, wie Sie wieder in die eigenen Reihen kommen!“, versetzte Robert giftig. „*Ich* setze kein zweites Mal mein Leben aufs Spiel, um Sie herauszuhauen, wenn mir hinterher dafür mit dem Kriegsgericht gedroht wird!“, grollte Robert.

„Sie haben nicht mehr getan, als Ihre Pflicht gegenüber einem vorgesetzten Offizier zu erfüllen. Als Heldentat ist das nicht zu bezeichnen.“

„Helden, Captain Cabot, Helden gibt es nicht! Es gibt nur mehr oder weniger Verrückte. Insofern teile ich Ihre Meinung. Aber wenn ich meine Pflicht erfüllt habe, bin ich wohl kaum als Feigling zu bezeichnen! Also wagen Sie es nicht, mich je wieder so zu nennen“, erwiderte Robert mit mühsamer Beherrschung. Er war kurz davor, dem Captain an die Gurgel zu gehen. Allein Thomas Craigs Intervention hinderte ihn daran.

„Ist jetzt bald gut mit der Streiterei?“, fuhr Tom dazwischen. „Wir haben andere Probleme! Emerson und Mortensen müssen dringend ins Lazarett, wenn sie überleben sollen! Statt sich um des Kaisers Bart zu streiten, sollten Sie lieber die Rückkehr zum Lager anordnen, Captain!“

„Wollen Sie mir jetzt auch noch Befehle erteilen, Craig? Wann wir zurückkehren, bestimmen unser Auftrag und mein Befehl!“, schnauzte Cabot. Craig maß ihn abschätzend von oben bis unten.

„Captain Cabot, nehmen Sie bitte zur Kenntnis, dass ich Sie melden werde, weil Sie Ihren Verpflichtungen gegenüber den Ihnen anvertrauten Männern nicht nachkommen. Unser Auftrag ist erfüllt, weil wir festgestellt haben, dass an der Bahnlinie Rebellentruppen sind. Aber wenn Sie noch weitersuchen wollen, dann stellen Sie wenigstens einen Transport mit den Verwundeten zusammen, damit sie ärztliche Versorgung erhalten. Die Männer weiter mitzuschleppen, wäre völlig unverantwortlich.“

„Sie wollen mir also vorschreiben, was ich zu tun und zu lassen habe, Craig?“

Thomas schüttelte den Kopf.

„Mein Vater hat Recht: Sie *sind* so blöd!“, erwiderte Tom schulterzuckend. „Sie sind so dämlich, dass die Pferde Sie beißen, Cabot. Was glauben Sie eigentlich, was Sie ohne Ihre Männer wert sind? Keinen roten, verbogenen Cent! Ein Offizier braucht seine Leute, um seine Aufgabe erfüllen zu können. Also sollte er schonend mit ihnen umgehen!“

Damit drehte er sich um und ließ Cabot einfach stehen.

„He, was haben Sie vor, Craig?“

„Meine Verwundeten zum Camp schicken“, erwiderte Tom ohne sich umzudrehen.

„Craig, ich befehle Ihnen …“, setzte Cabot an, aber er kam nicht weiter. Robert und Cologgia hielten ihn einfach fest, Masterson schob Cabot mit sanfter Gewalt ein zusammengeknülltes Stück Verbandszeug in den Mund.

„Es reicht jetzt, Captain“, erwiderte Bennett. „Ich stelle jetzt einen Transport mit den Verwundeten zusammen und schicke den mit unseren bisherigen Ermittlungen zum Camp zurück. Danach dürfen Sie wieder Befehle geben“, setzte er hinzu. Aus Cabots Augen schossen zornige Blitze, er versuchte sich zu befreien, aber es gelang ihm nicht.

„Pass’ auf ihn auf, Collie!“, befahl Bennett und entfernte sich.

Wenig später ging ein Trupp von zehn verwundeten Troopern und drei Mann unverletzter Begleitmannschaft ab. Als sie außer Rufweite waren, nahm Robert Cabot den Knebel ab.

„Die Verwundeten sind auf dem Weg. Ihre weiteren Befehle, Sir?“, fragte er formvollendet. Cabot schnaubte wütend.

„Ich seh’s ein, Bennett. Sie sind so bockig, dass ich keine andere Wahl habe, als die Patrouille abzubrechen und zurückzukehren. Aber Ihre Meuterei wird Sie eine Kleinigkeit kosten! Auf die Pferde, wir reiten zurück!“

Am Nachmittag erreichte die Schwadron das Hauptcamp vor Washington. Wutschnaubend stapfte Captain Cabot zum Zelt des Bataillonskommandeurs und erstattete zornig seinen Bericht. Major Craig verglich den Bericht mit dem, was ihm die eine Stunde früher angekommenen Soldaten Cabots erzählt hatten.

„Sir, ich muss Lieutenant Bennett und Lieutenant Craig melden, weil

sie sich meinen Befehlen widersetzt haben“, setzte Cabot dann seinem Bericht hinzu.

„Worin bestanden Ihre Befehle?“, fragte Craig senior. Cabot sah ihn verblüfft an.

„Wieso wollen Sie das wissen?“

„Ich möchte wissen, worin die Befehle bestanden, damit ich prüfen kann, ob die Lieutenants zu bestrafen sind, Captain Cabot“, präzisierte Craig.

„Das ist doch völlig unerheblich. Sie haben den Befehl verweigert und gehören dafür bestraft“, versetzte Cabot. Craig sah ihn mitleidig an.

„Captain, ich habe Ihnen eben einen Befehl gegeben. Sie führen ihn nicht aus. Soll ich Sie jetzt bestrafen?“, fragte er süffisant.

Cabot wurde feuerrot und erklärte dem Major, welche Befehle missachtet worden waren. Major Craig sah den Captain noch mitleidiger an als vorher.

„Wenn ich Sie richtig verstanden habe, soll ich Lieutenant Craig bestrafen, weil er wollte, dass die Verwundeten in Sicherheit gebracht werden, Lieutenant Bennett dafür, dass er den Transport abgeschickt hat, dafür, dass er einen militärisch völlig sinnlosen Angriff abgeblasen hat und dass er Sie aus einer recht peinlichen Lage befreit hat. Cabot, gebe Gott, dass Sie nie wirklich was zu sagen haben. Mir wäre angst und bange, wenn Sie an der Armeespitze stünden. Mit Ihnen verlieren wir diesen Krieg garantiert“, sagte der Major. „Ich hatte Ihnen den eindeutigen Befehl gegeben, sich aus dem Kampf herauszuhalten. Dem sind Sie nicht gefolgt, als Sie die Rebellen befehlswidrig angreifen wollten. Ich gebe Ihnen noch eine Chance, Captain. Wenn Sie wieder danebenhauen, bekommt Lieutenant Bennett die Schwadron. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?“

„Er arbeitet doch die ganze Zeit nur darauf hin, dass Sie mir das Kommando entziehen, Sir!“, beklagte Cabot sich. „Bennett ist einfach bockig und nun soll er dafür auch noch belohnt werden?“

„Captain Cabot, um eines klarzustellen: Die Schwadron, die Sie führen, hätte Lieutenant Bennett eigentlich schon seit dem Ausfall von Captain Bruce haben sollen. Sie haben sie bekommen, weil der Junge sich hartnäckig weigert, befördert zu werden. Colonel Bennett wollte Ihnen das Kommando schon nach dem Debakel auf dem Übungsplatz entziehen. Sie haben es behalten, weil Lieutenant Bennett darum gebeten hat, Ihnen eine faire Chance zu geben. Ich gebe Ihnen diesmal nicht nur den Rat, sondern

den dienstlichen Befehl, Ihr Vorgehen mit Lieutenant Bennett abzustimmen.“

„Was kann der Kerl eigentlich, was ich nicht können sollte?“, fragte Cabot giftig. „Er ist weder besonders mutig, noch habe ich bisher feststellen können, dass er mir militärisch überlegen ist.“

„Was er Ihnen voraushat? Vier Jahre West Point und sechzehn Jahre Erfahrung im Westen, Captain Cabot! Der Junge ist unter Soldaten und Indianern aufgewachsen! Und was Mut anbetrifft: Jemanden vom Schlachtfeld zu angeln, der dort hilflos liegen geblieben ist – aus welchem Grund auch immer – halte ich nicht nur für mutig, sondern für heldenhaft. Und jetzt gehen Sie mir aus den Augen, Cabot. Morgen greifen wir die Rebellen an. Sie müssen dann ausgeschlafen sein“, versetzte Craig.

Während Cabot seinen Bericht erstattete, bezogen die Soldaten seiner Schwadron wieder ihre Quartiere im Camp. Die benachbarten Soldaten der 6th Massachusetts Volunteers hatten die Post für die abwesenden Männer der Cavalry Reserve angenommen. Einer ihrer First-Sergeants betätigte sich als Postbote bei den Rückkehrern. Für Robert Bennett waren ein Brief seines Vaters und einer von Susan Craig dabei. Er las in froher Erwartung den Brief von Susan zuerst, weil ihm der Abschied von ihr sehr schwer gefallen war. Aber ein Satz in dem Brief ließ ihm die Nackenhaare hochsteigen.

„Oh Gott, Tom, hör’ dir *das* an: *Für den Unabhängigkeitstag habe ich eine Einladung von Lieutenant Gordon bekommen. Ich hoffe, du hast nichts dagegen, wenn ich sie annehme, weil es völlig unmöglich wäre, allein zum Feuerwerk am Unabhängigkeitstag zu gehen.* Meiner Treu! Ronnie will mir Susan ausspannen!“, keuchte er entsetzt. „Und das Schlimmste ist: Der Unabhängigkeitstag ist vor zwei Wochen gewesen! Wo, verdammt noch mal, hat die Post wieder geschmort? Wir sind doch seit fast zwei Monaten hier!“

„Robert! Zum Ausspannen gehören zwei!“, beruhigte Thomas ihn. „Susan hat sicher nicht die Absicht, sich dir ausspannen zu lassen.“

„Tom, Ronnie ist nicht Mr. Irgendwer! Ronnie ist der Regimentscasanova! Der wickelt die Mädchen um den Finger, ohne dass die was davon merken, bevor es zu spät ist. Tom, wenn Ronnie sich in den Kopf gesetzt hat, Susan in seine Eroberungssammlung aufzunehmen, könnte ich ihn nur daran hindern, wenn ich zu Hause wäre. Und dann auch nur mit Gewalt.“

Thomas wusste, dass Robert Recht hatte. Ronalds Terminkalender war

auf der Schule berühmt-berüchtigt gewesen. Er hatte es fertig gebracht, mit fünf Mädchen gleichzeitig sehr enge Beziehungen zu unterhalten, ohne dass die fünf jungen Damen auch nur im Geringsten voneinander geahnt hatten.

„Ach was!“, tat er die drohende Gefahr dennoch ab. „Wenn wir heimkommen und Susy dir um den Hals fällt, ist alles vergessen. Dann ist immer noch Zeit, sie über den Windhund Ron Gordon aufzuklären.“

„Ich wünschte, ich könnte deinen Optimismus teilen“, entgegnete Robert. Er schrieb noch am selben Tag einen Brief an Susan, in dem er sie dringend vor Ronald warnte und ihr erklärte, wie sehr er sie vermisste. Das Schreiben trug er auch gleich zum Feldpostmeister und bat in Gedanken den Herrgott, die Post noch rechtzeitig ankommen zu lassen, bevor es endgültig zu spät war.

Am Tag darauf beorderte Major Craig seine Offiziere zur Stabsbesprechung.

„Meine Herren, das Warten hat ein Ende. Wir greifen die Rebellen bei Manassas an und werden sie mit Gottes Hilfe bis nach Richmond treiben – vielleicht auch ein bisschen weiter“, eröffnete der Major die Zusammenkunft. „General McDowell hat sich entschlossen, zuzuschlagen, bevor Beauregard seine Reserven aus dem Shenandoah-Valley hinzuziehen kann. Wir haben erfahren, dass eine ganze Brigade noch nicht zu Beauregards Verfügung steht. Wir werden die Situation deshalb nutzen und Beauregards Truppen unangespitzt in den Boden von Virginia rammen. Ihre Aufgabe wird der Flankenschutz und die Aufklärung sein. Sie werden zusammen mit den Freiwilligen aus Massachusetts eingesetzt. Ich erwarte, dass Sie denen zeigen, wie Berufssoldaten zu kämpfen verstehen“, fuhr er dann fort. Er sah sich um und sah die zweifelnden Mienen seines Sohnes und Robert Bennetts. Derart martialische Töne kannten sie nicht von Richard Craig.

„Das, meine Herren, war der Wortlaut, in dem uns Stabsoffizieren die Pläne des Generals erläutert worden sind. Ich teile diese Worte nur insoweit, als das Warten nun endlich zu Ende ist. Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass es kaum Schlimmeres gibt, als zu sitzen und zu warten. Ich warne jedoch davor, die Rebellen zu unterschätzen. In deren Reihen befinden sich leider ausgerechnet die erfahrensten Offiziere. Tun wir unser Bestes, um sie zu schlagen – und das so, dass sie es nicht noch mal riskieren, ihre Nase nach Norden zu stecken. Wir reiten morgen bei Sonnenaufgang.“

Als sie am folgenden Morgen abrückten, fiel Thomas auf, dass viele Zivilkutschen ihnen folgten. Bei einer kurzen Pause, die sie machten, um die Pferde zu tränken, fragte Tom seinen Vater, was das zu bedeuten habe.

„Der Präsident hat erlaubt, dass die Zivilisten zusehen dürfen, wie wir die Dixies fertig machen. Ich hoffe, der Mann weiß, *was* er zugelassen hat“, seufzte Richard Craig. „Schlachtenbummler haben mir gerade noch gefehlt“, brummelte er. Er hatte das kaum ausgesprochen, als ein Zivilist auf ihn zugeritten kam.

„Guten Morgen, Major. Ich bin Aldo Clark, Kriegsberichterstatter vom *Boston Telegraph*. Ich hätte einige Fragen an Sie.“

„Mr. Clark, meine Männer und ich sind auf dem Weg nach Manassas, wo wir nach neuesten Berichten auf Rebellen stoßen werden – wie ich hoffe nur dieses eine Mal, weil ich kein Interesse daran habe, mein halbes Heimatland auf den Kopf stellen zu müssen, um diese unselige Sezession zu beenden“, erwiderte Craig leicht gereizt.

„Danke, Sir, damit haben Sie meine erste Frage schon beantwortet. Wie werden Sie vorgehen?“

„Außenstehende geht es herzlich wenig an, wie wir vorgehen wollen“, knurrte Craig.

„Sir, die Öffentlichkeit hat ein Recht darauf, über das Tun ihrer Armee informiert zu werden. Wir leben hier in einer Demokratie, nicht in einer von Europas adligen Autokratien“, protestierte der Journalist.

„Mr. Clark, wenn Sie Informationen haben wollen, sollten Sie sich an die Armeeführung wenden. Ich habe keine Anweisung, Zivilisten Auskunft über militärische Dinge zu geben. Deshalb werden Sie von mir nichts weiter erfahren“, versetzte der Major eisig. Der Journalist wollte nicht locker lassen, aber Craig winkte zwei kräftige Sergeants herbei.

„Bringen Sie den Herrn bitte zu den übrigen Zivilisten zurück. Er mag sich das Theater gern ansehen, wenn der Präsident es denn erlaubt hat. Aber seine Informationen soll er gefälligst anderswo einholen!“, wies Craig die Sergeants an. Beide krempelten die Ärmel auf und drangen auf den Journalisten ein.

„Okay, Jungs, ich weiche der Gewalt. Ist ja gut!“, wehrte Clark ab, als er rückwärts den Rastplatz verließ. „Aber Sie werden noch von mir hören, Major!“, rief er dann, als er außer Reichweite der Sergeants war und davon galoppierte.

Captain Cabot sah den Journalisten eilig fortreiten.

„Warum haben Sie ihn weggejagt, Sir?“, fragte er. „Die Armee hat

schon so wenig Ansehen in der Bevölkerung. War es nötig, noch eins draufzusetzen?“

Craig sah ihn verblüfft an.

„Der Begriff *militärisches Geheimnis* sagt Ihnen wohl nichts, Captain Cabot?“, fragte er schließlich. „Wer gibt mir die Garantie, dass der Knabe nicht alles brühwarm den Rebellen erzählt? Aber selbst, wenn er kein Spion Beauregards ist: Er hätte er bestimmt nichts Eiligeres zu tun, als den nächsten Telegrafen damit zu blockieren und es seiner Zeitung weiterzugeben. Die druckt es spätestens heute Abend und morgen früh wissen die Rebellen es aus absolut frei zugänglicher Presse, denn der *Boston Telegraph* erscheint auch in Richmond“, knirschte Major Craig.

„Nun, in Boston hatten wir immer ein gutes Verhältnis zur örtlichen Presse, Sir“, beharrte der Captain.

„In Boston, Mr. Cabot, haben Sie auch nicht Krieg geführt!“, wies Craig ihn zurecht.

Cabot wurde rot und schwieg. Allmählich fragte er sich, wie er es immer wieder schaffte, kein Fettnäpfchen auszulassen. Er sah sich um. Sein Blick fiel auf Lieutenant Bennett, der an diesem Morgen seltsam in sich gekehrt wirkte. In einem plötzlichen Entschluss ritt Cabot zu ihm hin.

„Lieutenant Bennett?“, sprach er ihn an. Robert kam wie aus weiter Ferne zu sich.

„Sir?“, antwortete er erschrocken.

„Lieutenant, wenn ich heute keine Katastrophe auslösen soll, brauche ich Ihre Hilfe. Wollen Sie mir noch helfen, nachdem wir uns so oft gestritten haben? „fragte Cabot. Jeglicher Hochmut war aus Cabots Blick gewichen. Robert nickte.

„Selbstverständlich, Sir. Dazu haben Sie diese Schwadron bekommen“, antwortete der Lieutenant.

„Danke, Lieutenant“, sagte Cabot und ritt wieder auf seinen Platz.

Im selben Moment gab Major Craig das Zeichen zum Aufbruch. Tom Craig hatte zwar bemerkt, dass Robert und Cabot miteinander gesprochen hatten, aber er hatte nicht gehört, worum es ging.

„He, was wollte der Salondackel von dir?“, fragte er, als er sein Pferd neben das seines Freundes gebracht hatte.

„Cabot hat mich gefragt, ob ich bereit bin, ihm zu helfen und ich habe *ja* gesagt“, erwiderte Bennett.

„Bobby, der will doch bloß das Kommando nicht verlieren!“, entrüstete sich Tom. „Paps hat mir gestern Abend gesagt, dass er *dir* das Komman-

do gibt, wenn Cabot wieder versagt. Mann, so eine Chance kommt so schnell nicht wieder!“

„Tom, über die Frage, wer das Kommando dieses Haufens hat, haben wir ausführlich diskutiert. Ich betrachte das Thema als abgeschlossen“, gab Robert gereizt zurück.

Bevor Tom dazu kam, noch etwas zu sagen, hörten sie grollenden Donner aus Richtung Manassas. Major Craig ließ halten und in Linie antreten. Er trabte an der Front entlang.

„Männer!“, rief er schließlich, als er sein Pferd etwa vor der Frontmitte zum Stehen brachte. „Die Stunde der Entscheidung ist da. Sie sind lange ausgebildet und auf diesen Moment vorbereitet worden. Jetzt zählt Ihr Einsatz mit, ob dieser Kampf zugunsten der Union ausgeht oder nicht. Was immer Sie heute tun, denken Sie daran, dass unser Land – oder doch ein maßgebender Teil der politischen Klasse Washingtons – Sie heute sehr genau beobachten wird. Der Präsident hat erlaubt, dass die Bürger Washingtons Zeuge des bevorstehenden Kampfes werden können. Bedenken Sie das, wenn Sie jetzt nach Manassas kommen, wo unsere Truppen bereits im Kampf mit den Rebellen stehen.“

Richard Craig zog seinen Säbel, stieß ihn gerade in den blauen Sommerhimmel.

„Gentlemen – auf nach Richmond!“, rief er.

Nur eine Viertelstunde später bahnten sich die Kavalleristen einen Weg durch die Zivilisten, die am Rande des Schlachtfeldes auf das Spektakel warteten.

„Bei Gott, ich fass’ es nicht!“, entfuhr es Tom. „Wie konnte Lincoln das zulassen? Schlachten sollten Soldaten unter sich austragen.“

„Wer weiß? Vielleicht ist es für diese neugierigen Hanseln ein heilsamer Schock, zu sehen, dass eine Schlacht nichts besonders Schönes ist“, mutmaßte Robert. Ein Zupfen am Ärmel störte ihn auf.

„Eh, Tenente, was ist das? Civiliste?“, fragte Cologgia ihn.

„Wie du siehst, Collie.“

„Ecco, ich war nicht dabei, als Giulio Cesare seine Gladiatorenkämpfe veranstaltet hat. Aber ich glaube, die signori gladiatori hatten ebenso ein dummes Gefühl in die Bauch wie ich jetzt.“

„Ja, Collie. Geh’ jetzt auf deinen Platz zurück“, erwiderte Robert und klopfte Cologgia auf die Schulter. Cologgia salutierte und drehte wieder ab. Die Zivilisten am Rande des Feldes jubelten den blauuniformierten Reitern zu und feuerten sie an:

„Zeigt's ihnen, Jungs!“

„Jagt sie bis hinter Richmond!“

„Hängt Jeff Davis an den nächsten Apfelbaum!“

„Schmeißt Beauregard ins Meer zurück, damit er nach Frankreich schwimmt!“

„Macht den elenden Rebs Feuer unterm Hintern!“

und ähnliches mehr klang hinter den Kavalleristen her.

Weiter vorne stoppte eine staubbedeckte Ordonnanz das Pferd vor Major Craig und wies ihn kurz in die Lage ein. Bislang lief alles nach Plan. Die Einheiten der Südstaatler wurden an allen Punkten zurückgedrängt, waren schon über den Bull Run gedrückt worden, nur eine kleine Brigade, die von einem General Jackson kommandiert wurde, hielt wie eine Mauer stand. Craig bekam den Auftrag, mit seinen Leuten die Eisenbahnbrücke über den Bull Run zu schützen, weil man darüber später Material in Richtung Richmond bringen wollte.

Craig und seine Männer waren unterwegs zu ihrem Ziel, als Captain Henderson bemerkte, dass eine Einheit in blauen Uniformen eiligen Schrittes auf zwei Batterien Unionsartillerie zuhielt.

„He, was ist das? Monroe, die tragen die falsche Nationalfahne! Heavens, das sind Dixies!“, rief er seinem Sergeant zu. „Monroe, wir müssen die Artilleristen warnen!“, brüllte er.

Genau in diesem Moment bogen die blauuniformierten Infanteristen, die Henderson beobachtet hatte, direkt auf die beiden Batterien ab. Pulverdampf vernebelte den Captains Griffin und Ricketts die Sicht auf die anrückende Einheit. Griffin war der Überzeugung, es handle sich um Konföderierte und ließ Kartätschen laden. Ricketts war sich nicht ganz sicher. Die Männer trugen blaue Uniformen! Im Pulverdampf hatte er die konföderierte Nationalfahne offenbar mit der Unionsfahne verwechselt. Ricketts sprang vor die Kanonen und winkte hektisch ab.

„Stopp, das sind unsere eigenen Leute, Griffin!“, rief er. Captain Griffin war kurz abgelenkt und sah Ricketts verblüfft an, vergaß seinen Feuerbefehl.

„Sind Sie sicher, Ricketts?“, fragte er.

Eine Antwort bekam er nie mehr zu hören. Das Regiment, das so nonchalant auf sie zumarschiert war, hatte Gefechtsstellung eingenommen, angelegt und feuerte eine Salve, die jegliches Leben an den acht Kanonen

dieser Stellung der Unionsartillerie auslöschte. Griffin, Ricketts und ihre Männer wurden von der Salve zerfetzt. Captain Ricketts war einem folgenschweren Irrtum erlegen. Nicht etwa der Batterienachschub war auf sie zumarschiert, sondern ein Regiment Infanterie aus Maryland, das zu den Konföderierten gehörte! Die Infanteristen eines Regiments aus New York, die die Artilleriestellung schützen sollten, waren ebenso verwirrt und entsetzt über das, was eben geschehen war, wie die Kavalleristen, die die Gefahr rechtzeitig erkannt hatten, aber nicht mehr warnen konnten, weil Colonel Elzeys Männer zu schnell gewesen waren. Trotz aller Schwierigkeiten hatte Elzey es noch geschafft, sein Regiment nach Manassas zu bringen und zum entscheidenden Zeitpunkt einzusetzen.

Captain Henderson und seine Männer bekamen die gute Vorbereitung der Konföderierten aus Maryland als Nächste zu spüren. Die nächste Salve warf die Hälfte der Schwadron tot oder verwundet aus den Sätteln; Pferde, Männer und Waffen wurden zurückgeworfen und verwirbelt. Die nachfolgenden Reiter stürzten über die niedergeschossenen Kameraden, wurden von Elzeys Infanteristen zusammengeschossen, ohne dass sie ihnen selbst irgendwelche Verluste beibringen konnten.

Das New Yorker Infanterieregiment wich vorsichtig und geordnet über den hinter ihnen liegenden Hügel zurück. Da dort keine Verstärkung in Sicht war und sie selbst kaum mehr Munition hatten, zogen sie sich weiter zurück, die Konföderierten folgten ihnen. Die Fahrer der Artilleriebagagewagen packte das blanke Entsetzen, als sie die Rebellen kommen sahen. Sie versuchten, die schweren Munitionswagen zu wenden, gerieten in völlige Unordnung und flüchteten in Panik zu Fuß. Damit war der Rückweg für die Infanteristen aus New York versperrt und nun brach die Panik aus, die die Schlacht von Bull Run zu einem völligen Desaster für die Union werden ließ. Die wilde Flucht bei den Artilleriestellungen erfasste wie eine Welle die gesamte Front der Nordstaatler. Die Soldaten, im Wesentlichen Freiwillige, die nur für drei Monate Dienstzeit unterschrieben hatten und bei denen an diesem Tag häufig die reguläre Verpflichtung abgelaufen war, liefen wie die Hasen, bahnten sich rücksichtslos ihren Weg, rissen Zivilisten von den Pferden, um selbst schneller fort zu kommen. Die Zivilisten ihrerseits flüchteten ebenso eilig, um vor den ausreißenden Soldaten der Union und den sie verfolgenden Konföderierten zu entkommen. Es war ein heilloses Chaos, die Straßen nach Washington hoffnungslos verstopft.

An der Brücke über den Bull Run standen die wenigen Berufssoldaten der Kavallerie, als die Panik losbrach.

„He, was ist da hinten los?“, fragte Major Craig, als er den absolut ungeordneten Rückzug seiner Armee bemerkte.

„Guter Gott! Hendersons Schwadron!“, platzte Thomas völlig unmilitärisch heraus. Er nahm sein Fernglas aus der Satteltasche und spähte durch den Pulvernebel zu der Stellung, wo sie im Vorbeireiten zwei Batterien Artillerie entdeckt hatte.

„Oh, verdammt! Das waren keine Yanks! Das waren Dixies! He, Pa, diese blauberockten Rebellen haben die Artilleriestellung zusammengeschossen. Henderson und seine Leute sind in ernsthaften Schwierigkeiten“, gab Tom seine Beobachtungen bekannt.

„Cabot! Schnappen Sie sich Ihren Haufen und hauen Sie Henderson und seine Männer ‘raus!“, befahl Major Craig. „Winfield! Sie und Ihre Schwadron helfen Cabots Haufen!“, wies er einen Captain der Massachusetts Volunteers an.

Cabot winkte mit energischer Bewegung Robert Bennett an seine Seite.

„Wie fangen wir’s an?“, fragte er. Robert sah ihn verblüfft an.

„Schicken Sie die Volunteers auf die rechte Seite, wir nehmen die linke. Dreißig Mann brauchen wir für ein Ablenkungsmanöver von der Seite der zerschossenen Artilleriestellung, auf das die Rebellen hoffentlich hereinfallen. Ich biete mich dafür als Freiwilliger an. Wenn die Rebs drauf reinfallen, können die anderen Henderson und seine Leute bergen – und was von den Artilleristen noch übrig geblieben ist“, erklärte Robert. „Das Ablenkungsmanöver ist nicht ganz ungefährlich, Captain“, warnte Robert, als er ein allzu kühnes Funkeln in Cabots Augen entdeckte.

„Nein, das mache ich selber, Lieutenant. Suchen Sie mir die Leute aus. Ich vertraue Ihnen die Schwadron an“, erwiderte Cabot. Robert zuckte mit den Schultern und rief nach Sergeant Randolph.

„Mark, such’ dir dreißig Freiwillige für ein Ablenkungsmanöver.“

„Hab’ ich, Sir!“, antwortete Randolph, winkte seinem Trupp und schloss sich Cabot an. Robert sah den Männern zweifelnd nach.

„Das geht nicht gut“, murmelte er.

„He, Robert! Macht zu! Wir müssen uns zurückziehen!“, rief Captain Carmody von hinten. Robert winkte geistesabwesend. Dann befahl er Nat Joshua zum Angriff zu blasen.

Auf einer breiten Linie galoppierten die Kavalleristen gegen die Nachhut des Regiments von Colonel Elzey an, die sich wieder in Gefechtsstellung formierte.

„Nach rechts und links ausweichen!“, befahl Bennett. Die Front teilte sich wie ein Vorhang, die Salve ging ins Leere. Im selben Moment donnerte eine Salve vom Hügel herunter, fällte eine große Anzahl der Konföderierten. Die Kavalleristen schlossen die Front wieder und galoppierten weiter auf die Infanteristenfront zu. Diese zogen sich nun zurück, nicht ohne eine vernichtende Salve auf die Männer auf dem Hügel zu schießen. Auf dem Hügel stand niemand mehr. Ohne Aufforderung griffen die Kavalleristen zu ihren Karabinern und schossen ihrerseits auf die sich weiter zurückziehenden Rebellen. Wieder fielen viele Südstaatler. Sie zogen sich weiter zurück und überließen den Nordstaatlern das Feld, die eilig ihre Toten und Verwundeten einsammelten und sich dann über den Hügel absetzten.

Hinter dem Hügel sammelten sich die Unionskavalleristen, zählten durch, wer fehlte. Mit einigem Entsetzen musste Bennett zur Kenntnis nehmen, dass die dreißig Freiwilligen, die mit Cabot geritten waren, mitsamt ihrem Captain von der furchtbaren Salve der Elzey’schen Infanteristen getötet worden waren. Von Hendersons Schwadron war die Hälfte tot, die andere Hälfte mehr oder weniger schwer verwundet. Captain Henderson selbst hatte zwei Kugeln im rechten Bein.

„Ausgerechnet in dem Moment, in dem er vernünftig wurde, musste Cabot sterben“, murmelte der junge Lieutenant. Tom legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Er wollte es unbedingt. Es ist nicht deine Schuld.“

„Wer weiß?“, zischte eine giftige Stimme neben ihnen. Robert sah von Cabots Leiche auf. Sein Blick tauchte in den von Captain Ambrose Winfield, ein Mann, mit dem er sich in den Monaten des Lagerlebens *nie* verstanden hatte, eine ebenso große Ausnahme wie Cabot.

„Jeder weiß, dass Sie und Captain Cabot sich täglich dreimal gestritten haben. Ich behaupte, Sie haben ihn erschossen, um die Schwadron selbst zu bekommen.“

Robert sprang auf, als habe ihn eine Schlange gebissen.

„Ja, spinnen Sie jetzt völlig?“, fuhr er Winfield an. Tom konnte ihn gerade noch festhalten, bevor er Winfield an die Kehle ging.

„Lass’ ihn. Der spinnt doch! Das ist die Hitze des Gefechtes!“, bremste er Robert. Er wandte sich an Winfield:

„Wenn Sie solche unhaltbaren Anschuldigungen erheben, Captain,

überlegen Sie sich gut, was Sie tun. Sie wissen hoffentlich, was Ihnen blühen kann, wenn Sie ungerechtfertigte Anklage gegen Lieutenant Bennett erheben“, warnte er den Captain. Winfield schnaubte verächtlich, aber er sagte nichts mehr.

Erst vierundzwanzig Stunden später hatte sich die Armee vor Washington wieder gesammelt – geschlagen, gedemütigt, viele verängstigt. Minister Cameron selbst besuchte die nicht eben vom Erfolg verwöhnten Soldaten der Unionsarmee, machte sich die Mühe, den Männern Mut zu machen, während die Presse Hohn und Spott über die geschlagene Armee ausgoss. Immerhin, die Konföderierten hatten ihnen nicht nachgesetzt und damit die einmalige Chance verspielt, Washington einzunehmen. Dieser Umstand war aber weniger der Standhaftigkeit der Unionsarmee zuzurechnen als dem strategischen Unvermögen der Befehlshaber der Südstaaten, die Gunst der Stunde zu nutzen. Sie hatten sich von den wenigen Berufskavalleristen, die nicht entsetzt geflohen waren, narren lassen. Unter diesen wenigen war die Cavalry Reserve West.

Kapitel 8

Ein falscher Verdacht und seine Folgen

Kaum hatte sich die Lage für die geschlagenen Soldaten ein wenig beruhigt, als Captain Winfield bereits dem zuständigen Provost Department seinen Verdacht vortrug, Lieutenant Bennett habe seinen Captain umgebracht. Schon am Nachmittag wurde Robert von zwei Militärpolizisten zur Vernehmung abgeholt, seine Waffen beschlagnahmt. Die Vernehmung entpuppte sich als bereits zusammengetretenes Kriegsgericht, das sich in einem großen Mannschaftszelt in der Nähe des Stabes versammelt hatte. Da sich die Armee im Feld befand, entfiel die sonst übliche Voruntersuchung. Genau genommen hatte Robert nicht einmal die Gelegenheit, sich durch einen Anwalt verteidigen zu lassen. Dieses Militärgericht war ein Schnellgericht. Thomas und Richard Craig begleiteten ihn, ohne dass eine Aufforderung oder gar eine Erlaubnis erteilt worden war. Die Posten ließen sie dennoch ein.

„Sie sind First-Lieutenant Robert Christopher Bennett?“, fragte der Vorsitzende Richter, als er die Anklage verlesen hatte.

„Ja, der bin ich“, antwortete Robert mit mühsamer Beherrschung.

„Was haben Sie zu den Anschuldigungen zu sagen, First-Lieutenant?“

„Dass sie unwahr sind. Ich habe Captain Cabot nicht erschossen. Er ist schlichtweg gefallen – wie Hunderte andere auch“, erwiderte Bennett.

„Es ist bekannt, dass Sie mit Cabot Differenzen hatten, dass Sie sich sogar über seine Befehle hinweggesetzt haben. Stimmt das?“, bohrte der Richter weiter.

„Ja, das ist richtig. Wenn Sie erlauben ...“

„Nein, wenn Sie etwas erklären sollen, frage ich Sie danach, Lieutenant“, bremste der Richter. „Wo befanden Sie sich, als der Captain fiel, wie Sie sagen?“

„Ich kann es Ihnen auf der Karte zeigen, Sir“, bot Robert an. Der Richter winkte ihm und legte ihm die Karte vor. Robert bezeichnete seinen Standort und den Cabots.

Der Ankläger grinste breit.

„Demnach standen Sie der Stellung Cabots genau gegenüber. Sie hätten ihn also durchaus mit einem gezielten Schuss töten können“, sagte er. Robert hatte inzwischen eine gewisse Kühle gewonnen. Er sah den Ankläger offen an.

„Sir, ich wusste zwar, dass Captain Cabot mit seinen Leuten von diesem Standort ...“

„Sie reden nur, wenn Sie gefragt werden, klar?“, fauchte ihn der Ankläger an.

„Augenblick mal!“, fuhr Major Craig dazwischen. Der Ankläger schwieg verblüfft.

„Wollen Sie eine neutrale Untersuchung des Falles führen oder wollen Sie einfach jemandem ein Bein stellen, Major Hammond?“, ereiferte sich Craig an den Richter gewandt. „Lassen Sie Lieutenant Bennett gefälligst ausreden, wenn er Ihnen eine Erklärung der Sachlage geben will. *Sie* waren schließlich nicht dabei!“

„Wer sind Sie?“, fragte der Vorsitzende Richter.

„Ich bin Major Richard Craig, Cavalry Reserve West, Bataillonskommandeur von Lieutenant Bennett“, gab Craig zurück.

„Wollen Sie Ihren Offizier verteidigen?“

„Als Bataillonschef ist das sowohl mein Recht wie meine Pflicht, insbesondere dann, wenn eine Anklage offensichtlich falsch ist.“

„Ob dies der Fall ist, untersuchen wir gerade, Major Craig“, gab der Richter kühl zurück.

„Nein, Sie wollen dem Jungen eine Falle stellen!“, fauchte Craig. „Untersuchen Sie zunächst mal das Kaliber der Kugel, die Cabot tötete“, empfahl Craig recht scharf.

Richter Hammond beriet sich kurz mit seinen Beisitzern und entschied dann, das Kaliber der tödlichen Kugel zu untersuchen. Während der eilig herbeigeholte Militärarzt die Kugel aus der Leiche operierte, forderte der Richter Robert auf, seine Waffen vorzulegen.

„Das kann ich nicht, denn meine Waffen wurden mir von den Militärpolizisten gleich abgenommen“, gab der junge Mann kühl zurück. Der Richter wurde rot und forderte den führenden Militärpolizisten auf, die konfiszierten Waffen dem Gericht auszuhändigen. Verlegen kam der Mann nach vorn und legte einen Revolver, Marke Colt, Kaliber .45 und einen Springfield-Karabiner, Kaliber .44 auf den Tisch.

„Welche Waffen besitzen Sie sonst noch? Privat?“, fragte der Richter.

„Keine, Sir.“

„Mit welcher Waffe haben Sie zu dem Zeitpunkt geschossen, als Cabot starb?“, hakte der Ankläger gleich ein.

„Als wir den Angriff ritten, hatte ich noch einen Schuss im Karabiner, den ich aus etwa zweihundert Yards Entfernung auf die konföderierte Einheit abschoss. Danach habe ich nur noch den Revolver benutzt. Als wir uns auf fünfzig Yards genähert hatten, hatte ich keine Munition mehr und habe mit dem Säbel den Kampf fortgesetzt, als wir die Infanteristen erreichten.“

„Hätte Ihre Kugel die Stellung Ihrer Kameraden erreichen können?“

„Nein. Die Stellung war noch wenigstens dreihundert Yards entfernt. Der Revolver reicht aber nur maximal hundertfünfzig Yards und weist dann eine Streuung von mindestens zwanzig Yards auf. Ein gezielter Schuss wäre nicht möglich gewesen“, erklärte Robert ruhig.

„Auch ein versehentliches Treffen nicht?“, hakte der Ankläger nach.

„Die Entfernung schloss es einfach aus, Sir.“

„Sie sind also absolut sicher, dass keine der von Ihnen abgeschossenen Kugeln Captain Cabot hätte töten können.“

„Ja, Sir.“

„Und was ist mit Ihrer letzten Karabinerkugel?“, bohrte der Captain weiter. Robert lächelte.

„Ich habe sie abgeschossen, als ich noch etwa zweihundert Yards von den Rebellen entfernt war. Die Entfernung zu Cabots Stellung betrug etwa fünfhundert Yards. Das ist ein Karabiner, Sir, keine weittragende Haubitze. Mit dem Ding da schießt man nicht weiter als dreihundert Yards, wobei von Zielen dann keine Rede mehr sein kann. Aber davon abgesehen, hätte ich nicht mit Sicherheit gewusst, wo der Captain sich *genau* befand. Ich kannte zwar seine Stellung – jedenfalls ungefähr, aber seinen persönlichen Standort, den kannte ich nicht. Im Pulverdampf hätte ich ihn auch unmöglich ausmachen können, wenn ich auf ihn hätte zielen wollen.“

Der Ankläger hob eine Personalakte vom Tisch.

„Hieraus ergibt sich, dass es in Ihrem Regiment angeblich keinen besseren Schützen gibt als Sie“, hielt er Bennett vor.

„Wenn ich ein Ziel *sehe*, trifft das zu, Sir. Aber Captain Cabot habe ich *nicht* gesehen“, erwiderte Robert.

Der Arzt legte die gereinigte Kugel auf den Tisch.

„Die Untersuchung ist abgeschlossen, Sir.“

„Bitte, Dr. McGoolan, tragen Sie vor“, forderte der Vorsitzende Richter den Arzt auf.

„Soweit die kurze Untersuchung der Leiche ergeben hat, wurde Cap-

tain Cabot von dieser Kugel getötet. Der Tod trat nicht unmittelbar ein, sondern mit einer gewissen Verzögerung. Der Captain ist innerlich verblutet, weil die Kugel die Milz zerrissen hat. Das lässt sich anhand der Menge Blut belegen, die sich im Inneren der Leiche findet. Wenn Sie ein genaueres Ergebnis haben wollen, muss ich eine vollständige Obduktion machen“, erklärte der Arzt.

„Wäre Cabot zu retten gewesen?“, fragte der Ankläger nach.

„Nein. Die Wunde war in jedem Falle tödlich.“

„Ist die Lage der Wunde typisch für einen gezielten Schuss, Doktor?“, fragte Major Craig.

„Schüsse in den Leib, insbesondere den Bauchbereich, sind durchaus typisch für einen gezielten Schuss. Aber dass jemand ausgerechnet auf die Milz zielt, ist eher untypisch, Sir – jedenfalls von den Verletzungen, die ich im Lazarett zu sehen bekomme. Aber das müssten Sie besser beurteilen können, als ich.“

„Danke, Doktor, keine weiteren Fragen“, bedankte Craig sich höflich.

Der Richter winkte Tom heran.

„Was für ein Kaliber ist das?“, fragte er. Tom begutachtete das deformierte Projektil.

„Ich würde es für ein kleines Kaliber halten. .36 oder .38. Aber wenn Sie es ganz genau wissen wollen, sollten Sie einen Ordnance-Sergeant als Sachverständigen zu Rate ziehen. Der wird Ihnen anhand des Gewichtes genau sagen können, was für ein Kaliber das ist. Ich muss gestehen, dass ich nicht hundertprozentig weiß, wie viel Grains Blei die genannten Kaliber enthalten.“

Der Richter seufzte leise. Er winkte einem der Militärpolizisten.

„Ich brauche *sofort* einen Ordnance-Sergeant, der mir etwas über das Geschossgewicht sagen kann.“

„Ja, Sir!“, bestätigte der Polizist und verschwand eilig. Wenig später kehrte er mit einem Ordnance-Sergeant der Infanterie zurück.

„Ordnance-Sergeant Malcolm Ivory zur Stelle, Sir!“, meldete sich der Mann.

„Danke, Sergeant Ivory. Können Sie mir sagen, um was für ein Geschoss es sich bei diesem Projektil handelt?“, fragte der Richter. Ivory nahm das Projektil in Augenschein.

„Ja, Sir. Sechsunddreißiger oder Achtunddreißiger. Keinesfalls größer.“

„Wie genau können Sie es sagen?“

„Hängt vom Fabrikat ab. Die schwanken immer um zehn bis zwanzig Grains. Diese hier dürften kaum über hundertzwanzig Grains wiegen.“

„Wie schwer wäre ein Projektil Kaliber .44 oder .45?“, fragte der Ankläger.

„So um die zweihundert Grains etwa. Aber die kann man auch mit bloßem Auge unterscheiden.“

„Würden Sie ausschließen, dass es sich bei dem hier vorliegenden Geschoss um eines der Kaliber .44 oder .45 handelt?“, hakte Major Craig ein.

„Ja, Sir, absolut.“

„Danke, Sergeant Ivory“, bedankte sich Craig freundlich lächelnd. Er sah den Richter an.

„Sir, wenn das der Fall ist, kann Lieutenant Bennett Captain Cabot nicht erschossen haben, weil seine Waffen ein deutlich größeres Kaliber aufweisen als das, was den Captain tötete“, erklärte Craig.

„Darf ich das als Plädoyer werten, Major Craig?“, fragte Richter Hammond.

„Sie dürfen, Sir.“

„Captain Somerset?“, wandte sich der Richter an den Ankläger.

„Das von Major Craig vorgebrachte Plädoyer kann nur zutreffend sein, wenn die hier liegenden Waffen tatsächlich die Einzigen sind, die von Lieutenant Bennett benutzt wurden. Anderenfalls muss ich nach wie vor davon ausgehen, dass Lieutenant Bennett Captain Cabot tötete, weil er ihm bei der Übernahme der Schwadron im Weg war. Die bisher vorgebrachten Beweise reichen der Staatsanwaltschaft für ein Abschlussplädoyer nicht aus“, versetzte der Ankläger.

„Immerhin haben sie für eine Anklageerhebung ausgereicht, Captain Somerset. In Ihrer Anklage haben Sie die vorhandenen Beweise für vollständig erklärt. Danach war Ihre Recherche vollständig und abgeschlossen“, erwiderte der Richter. „Weitere Beweisanträge akzeptiere ich daher nicht mehr. Im Namen des Oberbefehlshabers der Streitkräfte der Vereinigten Staaten von Amerika wird Lieutenant Robert Christopher Bennett daher vom Vorwurf, seinen vorgesetzten Offizier erschossen zu haben, freigesprochen. Die Sitzung ist geschlossen!“

Thomas und Richard Craig gratulierten Robert herzlich, fast überschwänglich. Der junge Mann selbst begriff im Moment noch nicht, welches Damoklesschwert gerade über seinem Haupt entfernt worden war. Erst ganz langsam wurde es ihm klar. Weder er noch die Craigs bemerkten, dass der als Zuhörer anwesende Captain Winfield sofort nach dem Urteilsspruch

das Gerichtszelt verlassen hatte.

Mark Twain hat einmal gesagt: *Eine Lüge ist schon zweimal um die Welt gelaufen, bevor die Wahrheit sich die Schuhe angezogen hat.*

In diesem Fall war es nicht anders. Captain Winfield hatte eine tiefe Abneigung gegen Lieutenant Bennett, die auf dessen manchmal respektloser Art beruhte, mit Vorgesetzten umzugehen. Winfield war nach wie vor davon überzeugt, dass Robert Bennett dem Ableben des Captains Cabot nachgeholfen hatte, wenn es dafür auch keinerlei Beweise gab. Aber Winfield wollte es dem ihm impertinent erscheinenden Lieutenant nicht zu leicht machen. Ein kleiner Hinweis an den Regimentschef konnte nicht schaden, um dem respektlosen Burschen noch einige Zeit Schwierigkeiten zu machen, dachte sich der Captain und eilte direkt vom Gerichtszelt zum Telegrafen und ließ folgendes Telegramm durchgeben:

„CAVALRY RESERVE WEST, COL. BENNETT, FT. LEAVENWORTH, KANSAS. MACHE AUF MORDFALL AUFMERKSAM! LT. ROBT. BENNETT, SQ. C, HAT VORGESETZTEN CAPTAIN CABOT ERSCHOSSEN, BEFINDET SICH NOCH IN HAFT. KRIEGSGERICHT ENTSCHEIDET ERST SPÄTER! MFG. WINFIELD, CAPT. 6TH MASS. CAV. RGT.“

Das Telegramm wurde im Fort Leavenworth von Ronald Gordon aufgenommen, der an diesem Tag Offizier vom Dienst war. Ronald sah das Telegramm zweifelnd an, dessen Text er eben notiert hatte. Dennoch trug er es zum Regimentschef weiter. Colonel Bennett überflog die Depesche.

„Sagen Sie nur, Sie glauben den Blödsinn, den Sie aufgefangen haben, Lieutenant Gordon?“, knurrte Frederick Bennett.

„Ich mag es nicht glauben. Aber welchen Grund – außer der bitteren Wahrheit – könnte Captain Winfield haben, Ihnen diese Depesche zu schicken? Ich kann mir denken, dass es Ihnen nicht leicht fällt, das zu glauben, zumal es Ihr Sohn ...“

„Das reicht, Lieutenant Gordon!“, fauchte Bennett senior. „Auch wenn es nicht zufällig meinen Sohn betreffen würde, würde ich dem Wisch da nicht glauben, bevor ich nicht eine schriftliche Kopie des Schuldspruchs habe, verstanden?“

Gordon salutierte stramm.

„Ja, Sir!“

„Vernichten Sie den Blödsinn und gehen Sie wieder an Ihre Arbeit!“

„Ja, Sir. Sir, ich hätte eine Bitte.“

Bennett nickte auffordernd.

„Ich habe in den letzten Wochen immer sehr lange Dienst gemacht. Wäre es möglich, dass ich heute zwei Stunden eher Schluss machen könnte?“, fragte Gordon. Bennett sah den jungen Lieutenant einen Moment an.

„Private Verabredung?“, hakte er nach.

„Ja, Sir. Ich möchte jemanden besuchen.“

„Sie haben die nächsten fünf Tage Urlaub. Genügt das nicht? Lieutenant Graham hat noch mehr Überstunden gemacht“, gab der Colonel zu bedenken.

„Nun, Sir, wir haben seit Wochen keinen Alarm mehr gehabt. Da dachte ich, könnte ich gleich ein paar von den Stunden abbummeln.“

„Ordonnanz!“, rief Colonel Bennett, ohne zunächst auf Gordons Bitte einzugehen. Der Ordonnanzsoldat erschien.

„Sir?“

„Holen Sie mir Lieutenant Graham her.“

„Ja, Sir!“

Wenig später meldete Steve Graham sich zur Stelle.

„Danke, Lieutenant Graham. Lieutenant Gordon hat einige Tage Urlaub und möchte heute noch abreisen. Er bräuchte zwei Stunden Urlaub. Sind Sie in der Lage, seinen Dienst als Offizier vom Dienst zwei Stunden eher anzutreten?“, fragte der Colonel.

„Ja, Sir“, bestätigte Graham.

„Sie können zwei Stunden früher Schluss machen, Lieutenant Gordon, und übergeben Lieutenant Graham dann entsprechend früher die Schüssel. Danke, Gentlemen, wegtreten!“

Die Lieutenants salutierten und verließen das Amtszimmer.

Graham stupste Gordon vor der Tür an.

„Wieder mal auf Casanovas Spuren, Ronnie?“, fragte er. Gordon grinste breit.

„Der Fisch ist zäh und will nicht richtig beißen. Aber ich schaffe sie noch“, erklärte er.

„Wer ist dein gegenwärtiges Opfer?“

„Opfer? Pfui, was du wieder denkst! Nein, Stevie, ich bin himmlisch verliebt.“

Graham lachte laut.

„Du und verliebt? Ronnie, du weißt doch nicht was Liebe ist. Für dich ist es Liebe, eine Frau aufzureißen und sie nach Möglichkeit abzuschleppen! Du willst doch nur deinem Adressenregister eine neue Nummer hinzufügen! Aber du könntest mir wenigstens sagen, hinter wem du her bist, damit ich dir noch Weidmannsheil wünschen kann“, erwiderte er.

„Susan Craig“, gab Ronald stolz zurück. Graham winkte ab.

„Vergiss es! Die ist bei Bob Bennett in allzu guten Händen. Außerdem könntest du mit Robert Ärger bekommen, wenn er wieder zurück ist“, warnte Steve.

„*Wenn* er wieder zurück ist. Die Welt ist einfach schlecht. Lies mal“, grinste Gordon und zeigte Graham die Depesche.

„Und das glaubst du?“, fragte Graham verblüfft.

„Ob *ich* es glaube ist eine Sache. Hauptsache, Susan oder ihre Frau Mama glauben es“, erwiderte Ronald mit einem fast eisigen Lächeln.

„Was bist du für ein widerlicher Knilch! Ronnie, Robert reißt dir den Kopf samt der Mütze ab, wenn du diese Lügen verbreitest – von seinem Vater mal ganz abgesehen. Gib mir nachher die Schlüssel. Ich will mit deinen widerwärtigen Methoden nichts zu tun haben!“

„Oh, wenn jemand in eine Frau verliebt ist, sollte er sie nicht allein lassen. Weggegangen, Platz vergangen! Robert und Susan sind nicht verlobt, geschweige denn verheiratet. Was sollte mich hindern, mich um dieses einsame Mädchen zu kümmern?“

„Ronnie, du bist und bleibst ein Windhund! Ich wette, du würdest mit der jungen Dame auch anbandeln wollen, wenn sie Roberts Frau wäre. Mein Gott, was bist du hinterlistig! Du hast Freundinnen im Dutzend und gönnst Robert nicht mal eine einzige.“

„Sein Pech! Er hätte sie heiraten sollen, bevor er wegging“, erwiderte Gordon kühl und ließ Graham stehen.

„Nein, nein, das kann ich nicht glauben!“, entfuhr es Susan Craig, als sie am darauf folgenden Tag das Telegramm in der Hand hielt.

„Was bringt Sie dazu, das zu glauben, Lieutenant Gordon? Robert würde so etwas nie tun!“, versetzte Gwendolyn Craig.

„Ich kenne Lieutenant Bennett schon lange, Mrs. Craig. Er war immer ein Eigenbrötler, hat seinen eigenen Kopf. Wenn etwas nicht nach seiner Nase geht, kann er leicht jähzornig werden. Ich weiß, dass er mit Cabot seine Probleme hatte. Ich könnte mir denken, dass Robert im Kampf die

Nerven durchgegangen sind. Er ist durchaus so impulsiv, dass er im Affekt handeln könnte“, erklärte Ronald sanft.

„Sie halten das wirklich für wahr?“, fragte Susan unter Tränen.

„Ich wüsste nicht, welchen Grund ein anderer Offizier haben sollte, dieses Telegramm zu schicken, wenn es nicht wahr wäre“, entgegnete Gordon.

„Robert Bennett ist jemand, dem viele das Wasser nicht reichen können!“, widersprach Susan heftig.

„Er ist bestimmt ein sehr guter Offizier, Miss Craig, daran gibt es sicher keinen Zweifel. Aber er hat auch seine Fehler. Sie kennen bislang nur seine Sonnenseite, aber ich kenne ihn auch, wenn er zornig ist. Und dann ist man besser nicht in seiner Nähe, weil dann durchaus mal Tassen oder Fäuste fliegen können“, warnte Ronald. „Miss Craig, seit ich das Vergnügen hatte, dass Sie mich zum Unabhängigkeitstag zum Feuerwerk begleitet haben, wollte ich wieder mit Ihnen ausgehen. Würden Sie mir die Ehre erweisen, mich heute Abend ins Theater zu begleiten? Ich habe zwei Karten für Shakespeares *Macbeth* bekommen können. Bitte, sagen Sie nicht nein“, bat er dann. Susan sah ihre Mutter an.

„Du warst schon lange nicht mehr im Theater, Kind. Geh’ nur“, empfahl ihre Mutter.

Eine Woche verging, in der Ronald Gordon beharrlich und sehr ritterlich um Susan warb und keine Gelegenheit ausließ, um seinen Rivalen in ein wenig günstiges Licht zu rücken. Nach weiteren Erzählungen war Gwendolyn Craig überzeugt, dass Robert seinen Vorgesetzten erschossen hatte – und mit einem Mörder sollte Susan nichts zu tun haben.

Ronalds unermüdliche Überzeugungsarbeit zeigte Wirkung; mehr, als ihm lieb war, denn am Ende der Woche fragte Gwendolyn Craig nach, ob er wohl bereit wäre, ihre Tochter zu heiraten. Weil er Sorge hatte, ohne eine entsprechende Zusage nicht mehr mit Susan ausgehen zu dürfen, bejahte Ronald die Frage – und war zwei weitere Tage später mit ihr verlobt, auch wenn sie damit nicht wirklich einverstanden war.

Drei Tage nach der Verlobung, die nicht in großem Rahmen gefeiert worden war, brachte der Postbote einen Brief von Robert Bennett. Es war der Brief, den er abgesandt hatte, nachdem er erfahren hatte, dass Ronald Susan umgarnte. Gwendolyn nahm die Post entgegen und sah den Brief. Nein, es war besser, wenn Susan nicht mehr an den Mordbuben erinnert wurde. Den Brief durfte sie nicht sehen! Gwendolyn schloss den ungeöff-

neten Brief in ihrem persönlichen Sekretär ein, zu dem nicht einmal ihr Mann Zugang hatte. Dort war der Brief völlig sicher aufgehoben.

Fern davon, in der Nähe von Washington, wunderte sich Robert, weshalb er keine Antwort auf sein Schreiben bekam. Er schickte noch einen zweiten Brief, aber auch darauf kam keine Antwort.

„Beruhige dich“, sagte Tom, als er Roberts Unruhe bemerkte. „Erstens ist meine Schwester ausgesprochen schreibfaul, zum anderen ist unsere Feldpost alles andere als schnell. Wir sind bald wieder zurück. Ich habe heute gehört, dass wir abgelöst werden sollen. Zwei, drei Wochen noch, und du kannst sie selbst über den schlimmen Finger Ronald Gordon aufklären.“

Robert teilte die Meinung seines Freundes nicht. Dafür kannte er Ronald Gordon zu gut. Aber er versuchte, an das Wunder zu glauben.

Drei Tage darauf erschien ein Beamter des Kriegsministeriums und suchte nach Major Craig. Lieutenant Bennett brachte den Mann zu ihm. Als der junge Mann sich zurückziehen wollte, winkte der Beamte ihm, zu bleiben.

„Guten Tag, Major Craig. Ich bin Jeffrey Martins vom Kriegsministerium. Minister Cameron schickt mich, um Ihnen diese Papiere auszuhändigen.“

Martins reichte Craig einen verschlossenen Umschlag.

„Darf ich fragen was für Papiere das sind?“, erkundigte sich der Major.

„Es handelt sich um neue Stammrollen für Ihre Einheit mit der neuen Einheitsbezeichung. Sie haben vielleicht gehört, dass Senat und Repräsentantenhaus der Vorlage des Ministers zugestimmt haben, die bislang als US-Regimenter bestehenden Kavallerieeinheiten – Cavalry, Dragoons, Mounted Rifles – insgesamt zu Cavalry zu erklären. Zusammen mit der Cavalry Reserve West, die als Berufsregiment zu einer Einheit US-Cavalry erhoben wird, gibt es insgesamt sieben US-Regimenter. Ihr Regiment wird als das letzte, das aufgestellt wurde, die Nummer 7 tragen. Seit dem 3. August ist 7th US-Cavalry die korrekte Bezeichnung für die Gesamteinheit.“

„Danke, Mr. Martins. Ich werde die Papiere an Colonel Bennett weitergeben“, versprach Major Craig.

„Die Unterlagen enthalten auch ein Schreiben an Colonel Bennett, dass er seinen Dienst künftig als Stabsoffizier hier in Washington versehen wird.

Das Kommando ist an Lieutenant-Colonel Harris, den bisher stellvertretenden Kommandeur zu übergeben“, setzte Martins hinzu.

„Ich bin sicher, dass es dem Colonel nicht gefallen wird, schon wieder ein gutes Regiment aufzugeben, das er gerade mühsam aufgebaut hat. Aber ich gebe es ihm natürlich weiter, Mr. Martins.“

„Ich darf mich empfehlen, Gentlemen?“

Martins verbeugte sich knapp und verließ das Zelt. Richard Craig sah Robert an, der am Zelteingang stand.

„Eher reicht dein Vater seinen Abschied ein, als dass er nach Washington geht“, orakelte er.

„Wenn er jemanden findet, der ihm sein Abschiedsgesuch unterschreibt!“, grinste Robert.

„Die Geschichte mit Philip hast du ihm noch nicht verziehen, oder?“, fragte Craig.

„Sagen wir, er hat sie sich selbst nicht verziehen“, schwächte Robert ab. „Schon Informationen, wann wir abgelöst werden?“, fragte er dann.

„Ja, wir reiten übermorgen zur Bahn, werden in drei Tagen verladen und sollten – so Gott und die Eisenbahngesellschaften wollen – in sechs Tagen in Leavenworth sein“, erwiderte Richard. Er sah Robert eine Weile an. Der junge Bennett war schon immer recht ernst gewesen. Aber in der letzten Zeit hatte der Major ihn überhaupt nicht mehr lachen sehen oder hören.

„Krieg ist unschön, hm?“, fragte der Major jovial.

„Solltest du der Meinung sein, dass ich auch glaube, dass der Krieg in sechs Wochen, spätestens nach einer Schlacht beendet ist, irrst du dich“, erwiderte Robert, noch eine Spur ernster als sonst. „Ich habe mir darüber keine Illusionen gemacht. Aber wir haben viele – vielleicht zu viele – gute Leute verloren. Es waren durchaus Freunde von mir dabei. Das Schlimmste ist unser unzureichendes medizinisches Personal. Dr. McGoolan ist eine rühmliche Ausnahme, aber sonst setzt jeder die Säge an, wenn er nur den Verdacht hat, der Knochen könnte in Mitleidenschaft gezogen sein. Ich habe Männer mit Verwundungen vom Schlachtfeld transportiert, die an sich nicht lebensbedrohlich waren – unter normalen Umständen. Es gibt hier Ärzte, die haben sich nicht mal die Mühe gemacht, die Männer überhaupt zu untersuchen. Das nächste Mal mache ich es wie die Sergeants, die Daddy bei Monterrey abtransportiert haben: Ich zwinge die Ärzte mit Waffengewalt zur Hilfeleistung. Vor allem hoffe ich, dass ich nicht selbst in die Verlegenheit komme, so einem Sägefisch auf dem Operationstisch zu lie-

gen“, erklärte Robert.

„Es kann schneller gehen, als man ahnt, mein Junge“, warnte Craig. „Wie geht es Henderson?“

„Er ist jetzt wieder transportfähig, aber er wird noch eine Weile ausfallen.“

„Robert, du hast bei Manassas und auf der Patrouille viel Übersicht bewiesen. Ich möchte dich zur Beförderung zum Captain vorschlagen. Du könntest Hendersons Schwadron übernehmen.“

„Nein. Ich möchte nicht. Ich mache gern die Vertretung für Barry, bis er wieder gesund ist, vielleicht auch für Henderson, aber ich nehme keinem seine Schwadron weg“, erwiderte Robert.

„Tom hat mir von einer Wette erzählt. Hat das etwas damit zu tun?“, forschte Craig.

„Teilweise. Im Wesentlichen bin ich aber kein Stühlesäger. Und so würde ich mir vorkommen, wenn ich die C- oder die D-Schwadron endgültig bekäme, obwohl die Chefs nur wegen Krankheit oder Verwundung zeitlich begrenzt ausfallen“, versetzte Robert.

„Womit sollte man dich dann belohnen?“

„Wenn ich so etwas wie eine Belohnung verdient haben sollte, gib mir die Leute wieder, die gefallen sind und ich bin zufrieden“, sagte Robert mit einem Ton, der ausdrückte, dass er genau wusste, einen unmöglichen Wunsch zu haben.

„Ich hab’ verstanden, Bob. Ist gut, du kannst gehen“, gab Richard zurück. Robert salutierte und verließ das Zelt.

Richard sah ihm kopfschüttelnd nach. Er hatte nicht oft erlebt, dass sich eine ganze Einheit gegen Beförderungen wehrte. Aber in Robert Bennetts Zug grassierte diese Verweigerung wie eine Seuche. Jeder Unteroffizier, dem der Major Beförderung und damit Versetzung zu einer anderen Einheit in Aussicht gestellt hatte, hatte abgelehnt. Keiner wollte aus dem Zug 1 weg, der Zugführer weigerte sich ebenfalls, den Haufen aufzugeben, auch wenn er bedrohlich geschmolzen war. Von ehemals fünfzig Männern waren es noch dreißig, aber Robert hatte schon geltend gemacht, dass seine verwundeten *Jungs* ja nicht woanders hinkamen als zu ihm zurück, wenn sie genesen waren – und die Verwundeten hatten reihum den gleichen Wunsch gehabt.

Am 5. August 1861, gut vierzehn Tage nach dem unheilvollen 21. Juli, an dem die Nordarmee so schmählich geschlagen worden war, wurden die

ersten Einheiten abgelöst, darunter auch das Bataillon der 7th US-Cavalry. Die Soldaten wurden in Washington in die Eisenbahn verladen, in der sie mit ihren Pferden im gleichen Viehwaggon – jeweils acht Mann und acht Pferde in einem Waggon – gen Westen reisten. Die Reise war kompliziert, da bis zum Ziel Warrensburg viermal umgestiegen werden musste, weil die fünf unterschiedlichen Eisenbahnlinien entweder nicht die Tarife der anderen Gesellschaften anerkannten oder unterschiedliche Spurweiten ein einfaches Umhängen der Transportwaggons verhinderten.

Wegen der Sommerhitze standen die Türen der meisten Wagen offen. Bei den gefahrenen Geschwindigkeiten von knapp zwanzig Meilen pro Stunde stellte die offene Tür auch weniger eine Gefährdung der Passagiere als eine willkommene Abkühlung durch den lauen Fahrtwind dar. Robert saß nahe an der Öffnung seines Wagens und kraulte seinem Pferd die Nüstern. Für seinen im Kampf getöteten Schimmelwallach hatte Robert eine graue Stute namens Nancy bekommen, die als Ersatzpferd gut sein mochte. Als ständiges Pferd wollte er sie ungern haben, weil ihr Galopp nicht besonders schnell war und sie nur langsam auf Schenkelhilfen reagierte – und Robert Bennett schätzte an einem Pferd Schnelligkeit, Wendigkeit und gute Reaktionen. Dafür war Nancy so gutmütig, dass sie niemanden abwarf – ein richtiges Mädchenpferd, wie Robert sie nannte. Er hoffte, sein nächstes Pferd selbst zureiten zu können.

Vier Tage darauf erreichte das Bataillon – oder das, was davon übrig war – Fort Leavenworth. Colonel Bennett war zu einer Lagebesprechung in Kansas City und das Fort stand unter dem Kommando des stellvertretenden Kommandeurs Lieutenant-Colonel Harris. Ronald Gordon entdeckte Robert in der Reihe der Heimkehrer, stieß Harris vorsichtig an und zeigte ihm das Telegramm, das er nach Weisung Colonel Bennetts schon längst hätte vernichten sollen. Harris sah auf das Telegramm, sah dann Gordon an.

„Ernsthaft?“, fragte er dann.

„Ja, Sir“, bestätigte Gordon. Harris nickte und befahl Lieutenant Bennett zu verhaften. Die Soldaten, denen er den Befehl gegeben hatte, sahen ihn ungläubig an.

„Weshalb, Sir?“, fragte Sergeant-Major Eisner, der die Männer führte.

„Sie sollen keine dummen Fragen stellen, Eisner, Sie sollen meinen Befehl ausführen!“, bellte Harris. Eisner salutierte mit eisiger Miene und winkte vier Mann. Er marschierte vor die Front der gerade angetretenen Rückkehrer bis zu Robert Bennett.

„Lieutenant Bennett, Sie sind verhaftet“, sagte Eisner. Robert sah ihn mit einer Mischung aus Ärger und Erstaunen an.

„Sergeant-Major, ich bin nicht zum Scherzen aufgelegt. Was soll das?“, knurrte er.

„Befehl von Lieutenant-Colonel Harris, Sir. Sie sind verhaftet“, wiederholte Eisner. „Müssen wir unbedingt Gewalt anwenden, Sir?“, fragte er seufzend an. Sein Auftrag passte ihm nicht, das war deutlich. Robert sah zu Major Craig hinüber.

„Sir – ich soll schon wieder verhaftet werden“, rief Robert hinüber. Bevor Craig reagieren konnte, griffen Eisners Männer zu und zerrten Robert vom Pferd. Zwar wehrte er sich, aber gegen vier Mann und den bulligen Sergeant-Major kam er nicht an.

„Eisner! Lassen Sie Lieutenant Bennett frei! Sofort!“, befahl Craig.

„Bedaure, Sir, ich habe meinen Befehle vom Kommandanten!“, erwiderte Eisner und ging gerade noch vor einem Hieb des Lieutenants in Deckung, den seine Leute einfach nicht halten konnten.

Craig spürte eine Hand am Arm. Es war Cologgia.

„*Aspetta, Maggiore*“, sagte er. Er sprang vom Pferd und führte einen Veitstanz auf, der anscheinend andeutete, dass er seinen Lieutenant befreien wollte. Die Trooper Evans und Nott sprangen hinzu, wie um Cologgia dabei zu helfen. Binnen kurzem waren sämtliche Soldaten aus Bennetts Zug um Eisner und seine Wächter versammelt, allesamt in drohender Haltung. First-Sergeant Mattson – nach Manassas noch auf dem Schlachtfeld befördert – warf sich dazwischen.

„Sir“, sagte er, „Sie sollten Lieutenant Bennett besser freilassen“, empfahl Mattson und stemmte sich anscheinend mit aller Kraft gegen die Front von Bennetts Soldaten.

„Ah, ja. Und warum, Mr. Mattson?“

Mattson grinste eisig.

„Sir, das sind keine normalen Soldaten – das sind Bennetts Spezialisten. Die sind getrimmt, ihren Gegner notfalls mit dem Spaten zu erschlagen. Also, ich weiß nicht, wie lange ich die noch halten kann. Und was *dann* passiert, weiß ich nicht!“, warnte Mattson. Eisner sah eine anscheinend eiskalte Entschlossenheit der Soldaten und wich mit seinen Leuten zurück. Cologgia, Evans und Nott nahmen den Lieutenant gleich schützend in die Mitte.

„*Ecco*“, grinste Cologgia, „geht doch.“

Lieutenant-Colonel Harris kam mit eiligen Schritten über den Exerzierplatz gestapft, als er bemerkte, dass Eisner Schwierigkeiten hatte.

„Was hat das zu bedeuten?“, donnerte er. „Wer wagt es, den Sergeant-Major an der Ausführung meines Befehls zu hindern?“

„Was sollte der Befehl überhaupt?“, fuhr Craig ihn an.

„Sie reden nur, wenn Sie gefragt werden, Major!“, fauchte Harris.

„Sie wollen einen Offizier meines Kommandos verhaften lassen, Sir – und das lasse ich nicht zu, wenn mir der Grund nicht genannt wird. Also?“

„Lieutenant Bennett wird doch wegen Mordes an Captain Cabot gesucht, Major. Noch nichts davon gehört?“, versetzte Harris.

„Doch, natürlich“, gab Craig zu. „Aber das ist ein alter Hut, den schon die Motten gefressen haben. Ich war bei der Gerichtsverhandlung dabei. Lieutenant Bennett ist von diesem Vorwurf freigesprochen worden – ohne Wenn und Aber.“

Harris wurde bleich.

„Und dieses Telegramm?“, fragte er und reichte Craig die Depesche von Winfield. Craig las sie mit größter Verblüffung, gab sie an Tom weiter.

„Werfen Sie das weg, Sir“, sagte Tom zu Harris. „Captain Winfield hatte Differenzen mit Lieutenant Bennett und wollte ihm eins auswischen. Das Telegramm ist eine geballte Lüge. Nichts davon ist wahr.“

Harris sah Robert einen Moment an.

„Entschuldigen Sie, Lieutenant. Ich habe keinen Grund gesehen, an dem Telegramm zu zweifeln. Von dem Freispruch wusste ich nichts.“

„Schon gut, Sir. Das konnten meine Männer nicht ahnen“, erwiderte Robert mit einem angedeuteten Lächeln. Harris wandte sich ab und ging zur Kommandantur zurück.

„Danke, Jungs“, wandte Robert sich an seine Leute.

„Wer dir an den Kragen will, *Tenente*, der muss an uns vorbei. Das wird nicht einfach sein, non ce?“, grinste Cologgia. Er stand direkt neben Robert, reichte ihm gerade bis zur Schulter. Robert strich ihm in einer freundschaftlichen Geste über die schief sitzende Mütze.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich mich von euch wegbefördern lasse“, versprach der Lieutenant gerührt.

Am Abend allerdings traf Robert der Schlag, als er von seinem inzwischen zurückgekehrten Vater erfuhr, dass Susan mit Ron Gordon verlobt war.

„Nein, das ... das glaube ich nicht!“, entfuhr es ihm geschockt.

„Es ist so, mein Junge. Ich habe es gestern erfahren, als ich Gordons Antrag auf Heiratserlaubnis auf dem Tisch hatte.“

Robert sprang auf.

„Wo ist der Kerl? Den nehme ich mir vor!“

Er war schon halb an der Tür, als sein Vater ihn abfing.

„Gar nichts wirst du!“, herrschte er ihn an. „Woher willst du wissen, dass Susan es sich nicht anders überlegt hat? Hat sich aus ihren Briefen nicht ergeben?“

„Nein. Sie schrieb mir einmal, dass Ron sie eingeladen hätte und sie vermuten würde, ich hätte nichts dagegen. Ich habe ihr geschrieben und sie vor dem Casanova gewarnt, aber ich habe keine Reaktion mehr bekommen. Ich glaube nicht, dass es an Susan liegt“, erwiderte Robert. „Lass’ mich durch, Vater, ich muss Ron den Kopf waschen.“

„Den wasche *ich* dir gleich, wenn du nicht vernünftig wirst, Bob!“, bremste Frederick. „Meine Güte, Susan Craig ist doch nicht das einzige Mädchen auf der Welt!“, sagte er dann. „Es gibt genügend Mädchen, die dir hinterher schauen. Such dir ein anderes, Junge.“

Robert schüttelte den Kopf.

„Nein, Vater – Susan oder keine. Ich lasse sie mir nicht einfach wegnehmen. Ronnie hat doch gar nicht die Absicht, sie zu heiraten. Der sucht doch nur neue Adressen für seine Sammlung.“

„Er hat die Heiratserlaubnis beantragt. Ich muss annehmen, dass er es ernst meint“, gab Frederick zu bedenken. „Und wenn Susan deine Briefe nicht beantwortet, scheint ihr an dir nicht viel zu liegen.“

„Ich möchte wenigstens wissen, woher ihr Sinneswandel gekommen ist. Ich glaube, darauf habe ich ein Recht, Pa“, beharrte Robert.

„Du warst mit ihr nicht verlobt, Bob. Ihr wart nur befreundet. Bedenke das. Du hast Susan gegenüber keine Rechte“, warnte Frederick. „Und damit du keinen Unsinn anstellst, wirst du bis zu deinem nächsten Einsatz das Fort nicht verlassen, ist das klar?“

„Ja, Sir“, bestätigte Robert eisig.

Nur wenige Tage später hatte Thomas Craig Gelegenheit, seine Mutter zu besuchen. Zunächst wunderte es ihn, dass Susan sich nicht blicken ließ.

„Sie hat befürchtet, dein Freund würde mitkommen.“

„Welcher, Ma. Ich hab’ ‘ne Menge Freunde.“

„Na, dieser Bennett. Susan will ihn nicht mehr sehen.“

„Wie bitte? Was hat sie denn gegen ihn?“, fragte Tom erschrocken nach.

„Susan lässt sich nicht mit Mördern ein. Und du solltest den Umgang mit ihm unterlassen, Junge“, erwiderte seine Mutter streng.

„Mag ja sein, dass wir einige Rebellen unter den Rasen befördert haben, aber bislang hielt ich es für eine patriotische Pflicht, die Rebellen zu bekämpfen – weniger für Mord“, wunderte sich Tom.

„Ich meine nicht die Rebellen, Tom. Ich meine den heimtückischen Mord an Captain Cabot“, präzisierte seine Mutter ihre Bedenken. Tom war wie vom Donner gerührt.

„Woher wisst ihr das?“

„Lieutenant Gordon hat es uns gezeigt, das Telegramm, in dem es schwarz auf weiß stand.“

„Das erklärt alles. Absolut alles!“, schnaufte Tom. „Ma, Ron Gordon ist der schlimmste Schürzenjäger, den ich kenne. Er hat ein gutes Dutzend Freundinnen nebeneinander, die keine Ahnung voneinander haben. Er lässt keine Gelegenheit aus, anderen die Freundin auszuspannen. Ma, das Telegramm ist eine einzige Lüge. Robert hat Cabot nicht getötet. Das hat das Gericht zweifelsfrei geklärt. Er ist unschuldig. Warum habt ihr nicht gewartet, bis wir zurück sind? Das hätte sich alles klären lassen“, erklärte Tom.

„Ron hat mir auch gesagt, dass dein sauberer Freund ein Hallodri ist, der nicht treu sein kann. Was hast du dazu zu sagen?“, forschte Gwendolyn.

„Ich denke, Ron hat dir Schoten erzählt, die er selbst verzapft hat – nur mit Robert als angeblichem Bruder Leichtfuß. Ma – Susan ist Roberts erste und einzige Freundin. Ich schwöre es bei Gott, dass er sich für Mädchen nicht interessiert hat, bis wir zu Neujahr hier waren und er sich auf der Stelle in Susan verliebt hat. Robert ist treu wie Gold. Der lässt einen nicht im Stich, das garantiere ich.“

„Und nun?“, entfuhr es Gwendolyn. „Die Verlobung kann doch nicht einfach wieder gelöst werden. Außerdem könnte es doch sein, dass Ron selbst auch nicht gewusst hat, dass Robert unschuldig ist, oder?“

„Oh, mein Gott, Ma. Robert hat es wie ein Keulenschlag getroffen, dass Susan ihm die Freundschaft aufgekündigt hat. Wozu diese verdammte Eile? Hat Ron gedrängt?“

Gwendolyn schüttelte schuldbewusst den Kopf.

„Nein, mein Junge. Es war meine Idee. Es wäre so schön. Ron ist reich. Er könnte Susan ein bequemes Leben ermöglichen. Mit dem Mord an Cabot ...“

„... konntest du Susan dazu überreden, Robert den Rücken zu kehren und sich diesen Windhund zu angeln. Pfui Spinne, wie gemein von dir“, vollendete Tom den Satz. Er stand auf.

„Ist Susan oben?“, fragte er.

„Was hast du vor?“

„Ihr sagen, dass ihre Verlobung auf falschen Voraussetzungen beruht. Und ich werde sie über Ronnie aufklären. Das bin ich meiner Schwester und meinem besten Freund schuldig.“

„Tom, einer Auflösung der Verlobung werde ich nicht zustimmen“, warnte Gwendolyn.

„Du hältst dich am besten ganz weit ‘raus!“, erwiderte Tom knurrend. „Du hast Susan unglücklich genug gemacht.“

„Das erledigst du jetzt gleich, wenn du ihr sagst, dass ihre Liebe auf einer Lüge aufbaut“, gab Gwendolyn zu bedenken. Tom ließ sich nicht bremsen und stieg ins Obergeschoss hinauf. Seine Schwester hatte ein Recht darauf, zu erfahren, dass man sie böse hintergangen hatte.

Schon am Tag darauf fuhr Susan mit ihrem Bruder nach Fort Leavenworth. Doch Robert war noch auf einem Patrouillenritt und wurde erst am folgenden Tag zurückerwartet. Dafür war Ronald im Fort – und der war nicht erfreut, Susan ausgerechnet im Fort zu sehen.

„Was hast du hier zu suchen?“, fragte er grußlos und schroff. Susan sah ihn verblüfft an.

„Ich glaube, lieber Ronald, Robert hätte mich begrüßt, wie es sich für jemanden gehört, der die Frau, die er liebt, sieht und dann hätte er mich gefragt, ob ich ihn besuchen möchte“, erwiderte sie kühl.

„Ich bin nicht Robert!“, gab Ronald zurück. „Vergiss den Bruder Leichtfuß endlich. Der ist es nicht wert, dass du an ihn denkst.“

„Und warum nicht?“

„Weil du mit mir verlobt bist, meine Liebe! Lass’ dich nicht dabei erwischen, dass du mit Robert schäkerst! Du würdest es bitter bereuen. Und jetzt fahr’ nach Hause. Frauen haben hier nichts verloren!“, erwiderte Ronald unwirsch.

„Ronnie, ich mag deine Verlobte sein – aber nicht einer von deinen Soldaten, denen du Befehle geben kannst, ist das klar? Ich lasse mich von dir nicht herumkommandieren!“, fuhr Susan ihn an. „Ich mache jetzt einen Besuch bei meinem Vater und meinen Brüdern. Wenn du je versuchen

solltest, mich von Besuchen bei meinen Verwandten abzuhalten, passiert was, Ron Gordon!“

Damit drehte sie sich um und steuerte zornentbrannt die Kommandantur an.

„Du wirst den Kerl nicht wieder sehen, Susan!“, brüllte Ronald hinterher.

Robert kam mit seiner Zehn-Mann-Patrouille erst am späten Nachmittag des folgenden Tages zurück und schrieb zunächst seinen Patrouillenbericht, den er dann am Abend zu seinem Captain trug. Zu Roberts Freude hatte Captain Bruce – von seinem Beinbruch genesen – das Kommando über die Schwadron wieder übernommen. Bei Bruce im Zimmer standen Tom, Frank und Susan Craig. Robert klappte die Tür wieder zu, aber Susan hatte ihn bereits gesehen. Eilig verließ sie das Zimmer.

„Robert, warte bitte!“, rief sie über den Flur. Er blieb stehen und drehte sich langsam um.

„Ja?“, fragte er. Susan kam näher.

„Robert, es tut mir Leid“, sagte sie leise.

„Schön“, seufzte er. „Es tut dir zwar Leid, aber du stellst mich vor die vollendete Tatsache einer Verlobung!“

„Bitte, warum sollte ich an dem Telegramm zweifeln?“, erkundigte sie sich.

„Meinst du das Telegramm, das ich neulich Nachmittag zu sehen bekommen habe? Das, in dem ich als Mörder bezeichnet werde?“

Susan nickte.

„Der gesunde Menschenverstand hätte dir sagen müssen, dass das nicht wahr sein kann, Susan. Aber wenn du so wenig Vertrauen zu mir hast, ist so wohl das Beste. Doch lass’ dich vor Ronald Gordon warnen. Er ist nicht treu, Susy“, warnte Robert. „Und er ist eifersüchtig und herrschsüchtig.“

Susan schüttelte den Kopf und begann zu weinen.

„Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll, Robert“, schluchzte sie. „Das, was du mir erzählst, sagt Ronnie mir auch – aber umgekehrt.“

Er griff in die Hosentasche und nahm ein sauberes Taschentuch heraus.

„Hier, putz’ dir die Nase“, sagte er leise. „Und dann frag’ Tom nach Ronald. Und wenn du deinem eigenen Bruder nicht trauen solltest, weil wir gute Freunde sind, dann erkundige dich bei Mike Prescott, Eddie Baldwin und Steve Graham. Sie kennen Ronald ebenfalls aus der Schule und werden dir bestätigen, was ich dir sage.“

„Robert, ich kann jetzt nicht mehr zurück. Ich habe jetzt ein Versprechen gegeben“, erwiderte sie unter Tränen. Robert spürte einen tiefen Stich in der Herzgegend. Er schnaufte.

„Gut“, seufzte er. „Dann leb’ wohl, Susan. Ich hoffe, du wirst glücklich.“

Damit ließ er sie stehen und reagierte nicht mehr auf weitere Ansprechversuche ihrerseits.

Robert war kaum in seiner nur drei Zimmer entfernten Stube, als ihn lautes Streiten wieder aufstörte.

„Was hast du hier drin zu suchen? Los, antworte!“, hörte er Ronalds zornige Stimme.

„Ich habe dir gesagt, dass ich meine Brüder besuchen will. Was fällt dir überhaupt ein, mich derart anzufahren, Ron Gordon!“, fauchte Susan wütend.

„Dir werd’ ich helfen, verdammtes Flittchen! Du bist doch hinter Robert her!“

Robert hörte ein Klatschen, einen Wehschrei.

‚Das geht zu weit, Ronnie!’, durchzuckte es ihn. Er riss die Tür auf und stürmte in den Flur.

„Lass’ sie los, Ronald!“, sagte er drohend.

„Da hast du keine Aktien mehr, Bennett! Das ist *meine* Braut und ich bin gerade dabei, ihr zu zeigen, *wer* der Herr im Hause ist!“

Gordon wollte erneut zuschlagen, aber Robert packte hart zu und drehte Ronald die erhobene Hand auf den Rücken. Ein Handkantenschlag ließ Ronald zu Boden gehen.

„Der Herr im Haus wirst du solange nicht sein, wie ich Susan noch vor dir schützen kann. Versuch’ das noch ein Mal und ich mache Frikassee aus dir“, knurrte Robert. Er wies Susan mit einer Kopfbewegung an, den Flur zu verlassen. Sie verstand und zog sich in Bruces Stube zurück.

„Du hältst dich jetzt für den großen Helden, Robert. Aber das bist du auch nur, solange eine Schürze in der Nähe ist“, versetzte Ronald, als er sich aufgerappelt hatte.

„Komm mit ‘raus, dann klären wir unsere Meinungsverschiedenheit gleich – ohne weibliche Zeugen. Das wäre mir ohnehin lieber, damit Susy nicht mit ansehen muss, wie ich dir die Visage poliere, du Lump! Verschwinde oder schlag’ dich ehrlich mit mir, aber lass’ die Pfoten von Susan!“, forderte Robert Ronald zornig auf. Wie konnte Ronald sich an einer

Frau vergreifen, noch dazu an seiner Verlobten! Roberts drohende Haltung gab Gordon zu verstehen, dass er es ernst meinte. Ron stand auf.

„Gut, gehen wir vors Tor."

Die beiden Rivalen gingen hinaus, vor das Tor der Garnison. Kaum hatten sie die Garnisonsgrenze passiert, als Ronald ohne Warnung zuschlug und Robert hart an der Schläfe traf. Bennett taumelte und schlug der Länge nach hin, wich Ronald aber aus, der mit einem Hechtsatz hinterher setzte und bäuchlings im Staub landete. Die aufgewirbelte Staubwolke erschwerte Ronald die Sicht; er konnte nicht erkennen, wo sein Kontrahent geblieben war. Ronald sprang auf die Füße, bekam einen fürchterlichen Haken von Robert ab und flog wieder in den Sand. Robert war schnell heran, zog Ronald wieder an der Knopfleiste seiner Uniformjacke hoch, musste aber einen Schlag in den Bauch einstecken. Dennoch ließ er Gordon nicht los, sondern versetzte ihm eine rechte Gerade an die Schläfe.

Susan hatte inzwischen Tom von der drohenden Schlägerei zwischen Robert und Ronald berichtet.

„Wo sind die zwei?", fragte er.

„Draußen vor dem Tor", gab Susan Auskunft.

„Das gibt einen Toten – und das ist nicht Bob Bennett. Frank, komm mit!", orakelte Tom. Er und sein jüngerer Bruder stürmten hinaus. Captain Bruce und noch vier oder fünf andere Soldaten der C-Schwadron kamen mit. Nur mit einiger Gewalt gelang es den Männern, die Streithähne zu trennen. Bruce verpasste beiden je eine saftige Backpfeife, als die mitgekommenen Soldaten sie fest im Griff hatten.

„Habt ihr den Verstand verloren? Drei Tage Arrest – alle beide! Das wird euch etwas abkühlen, ihr Hitzköpfe!"

Einige Minuten später fanden sich die Rivalen im Gefängnisblock wieder, weit genug voneinander getrennt, um sich überhaupt nicht zu sehen. Ronald fiel auf die harte Pritsche und war gleich darauf erschöpft eingeschlafen. Robert hatte ihn derart verprügelt, dass ihn nur das Eingreifen von Bruce und seinen Leuten vor ernsthaften Verletzungen bewahrt hatte. Auch Robert hatte einiges einstecken müssen, aber außer einer stark blutenden Kopfplatzwunde würden Ronalds Schläge schlimmstenfalls blaue Flecken hinterlassen.

Er stand am Zellenfenster und versuchte, die Blutung mit einem Taschentuch zu stoppen, als er hörte, dass die Tür zum Zellengang geöffnet wurde. Der Wachhabende ließ Susan ein, die mit Wasser, Salbe und Ver-

bandszeug hereinkam. Der Sergeant schloss Roberts Zelle auf, Susan trat mit ihrem Sanitätsmaterial ein. Sie schüttelte den Kopf.

„Warum hast du das getan, Robert?“, fragte sie.

„Mach’ mir jetzt noch Vorwürfe, dass ich Ronald die Leviten gelesen habe!“, knurrte Robert. „Susan, der hätte dich verdroschen, dass du nicht mehr gewusst hättest, ob du Männlein oder Weiblein bist!“

„Dafür weiß Ronald das jetzt nicht mehr“, gab sie zurück. „Komm, setz’ dich, damit ich deine Wunde verbinden kann.“

Mit einigem Geschick brachte sie die Blutung zum Stehen und verband ihm den Kopf, wusch ihm das Blut vom Gesicht.

„Besser *er* weiß es nicht, als du. Wie konnte er sich nur an dir vergreifen? Du bist seine Verlobte, die Frau, die er angeblich liebt“, erwiderte Robert leise. Er sah sie an und nie war sie ihm schöner erschienen. „Ich habe dich gewarnt, Susan. Überleg’ dir, ob du wirklich dein Leben mit einem Schläger teilen willst.“

„Du scheinst nicht besser zu sein“, erwiderte sie. „Du hättest Ronnie beinahe lazarettreif geschlagen.“

Robert stand auf. Er war gut einen halben Kopf größer als sie, wie sie mit heimlicher Bewunderung feststellte.

„Ronald ist ein erwachsener Mann, Susan. Mit so einem schlage ich mich auch. An einer Frau würde ich mich nicht vergreifen. Aber für dich wäre es gesünder, wenn Ronald nicht in deiner Nähe ist. Er ist nicht so rücksichtsvoll wie ich. Er hat dich geschlagen, und er wird es wieder versuchen. Ich bin nicht immer in der Nähe, um dir zu helfen“, warnte Robert.

„Warum hast du eingegriffen?“, fragte sie.

„Wenn du mir *diese* Frage stellst, ist es wohl wirklich aus mit uns beiden. Schade.“

Susan biss sich auf die Lippe. Sie drehte sich um und verließ die Zelle.

Wenig später hörte Robert die Haupttür zuklappen. Er hörte Ronalds gleichmäßiges Schnarchen, wurde sich bewusst, allein zu sein. Erst jetzt traute er sich, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen, die ihm wie ein Kloß im Hals steckten – er weinte, wie er seit dem Tod seiner Mutter sechs Jahre zuvor nicht mehr geweint hatte.

Kapitel 9

Versetzungen

Zwei Monate waren vergangen, seit Robert Bennett und Ronald Gordon sich heftig geprügelt hatten. Colonel Bennett hatte gleich danach sein Kommando an Lieutenant-Colonel Harris übergeben und war nach Washington gereist, um seinen Dienst künftig im Kriegsministerium zu versehen. Nur wenige Tage später war die D-Schwadron, in der Gordon Dienst tat, als Ersatz für die bei einem Einsatz fast völlig aufgeriebene E-Schwadron nach Virginia gesandt worden und gehörte bis zur Wiederauffüllung der E-Schwadron dem B-Bataillon der 7th US-Cavalry an. Seit der Schlägerei ging Robert immer waghalsigere Unternehmungen ein, die wohl von Erfolg im militärischen Sinne gekrönt waren, die aber zu seinem Leidwesen oft hohe Verluste forderten. Das Einzige, was ihn beruhigte, war der Umstand, dass er diese Unternehmen nur mit Freiwilligen durchführte. Deshalb war nicht zwangsläufig sein eigener Zug von den Verlusten betroffen. Dennoch blieb er unruhig und unzufrieden. Seine Männer trafen die Kugeln, die er eigentlich selber einfangen wollte, denn Robert Bennett hatte nicht mehr und nicht weniger vor, als sich umbringen zu lassen.

Der Erste, der den Verdacht hatte, Lieutenant Bennett könne Selbstmordabsichten haben, war Dr. Smith, der Regimentsarzt. Vorsichtig fragte der Arzt jeden ansprechbaren Verwundeten aus, von dem er wusste, dass er mit Lieutenant Bennett im Einsatz gewesen war. Der Verdacht des Arztes erhärtete sich aus den Aussagen der Männer, die dem jungen Lieutenant durchgehend völlige Furchtlosigkeit und Tollkühnheit bescheinigten. Und alle sagten, der Lieutenant habe alle wirklich gefährlichen Arbeiten selbst, meist allein, gemacht.

Smith überlegte, wie er Lieutenant Bennett von weiteren Dummheiten abhalten konnte, die das Regiment unnötig dezimierten. Zunächst wollte er Robert direkt ansprechen, doch er unterließ es, um ihn nicht dazu zu treiben, vielleicht doch selbst Hand an sich zu legen, statt es den Rebellen zu überlassen, seinem Leben ein Ende zu setzen. Stattdessen traf Smith sich mit Richard und Thomas Craig, erklärte ihnen seinen Verdacht.

„Was können wir tun?“, fragte Smith schließlich, als er seinen Bericht beendet hatte.

„Er muss hier weg“, sagte Tom spontan. „Er muss an eine Stelle, wo er keine Möglichkeit hat, sich umbringen zu lassen.“

„Schön“, sagte Richard. „Nur wo ist so eine Stelle und wie bringen wir ihn dahin?“

Thomas überlegte eine Weile.

„Colonel Bennett!“, entfuhr es ihm plötzlich.

„Was meinen Sie, Lieutenant?“, erkundigte sich Dr. Smith.

„Colonel Bennett ist im Kriegsministerium in Washington. Dort hat er einen Lieutenant als Adjutanten. Dieser Adjutant hat mit der kämpfenden Truppe nichts zu tun, sitzt völlig sicher an seinem Schreibtisch, ist jederzeit unter Aufsicht. Und wenn er bei seinem Vater ist, wird er auch dort wohnen, ist also auch in seiner Freizeit unter Kontrolle.“

„Robert ist kein Aktenhengst, Tom“, gab Major Craig zu bedenken. „Das wird ihm nicht passen.“

„Sicher nicht;“ räumte Thomas ein, „aber er bekommt einen Befehl und gegen den wird er sich nicht sträuben, weil er es als Soldat gewohnt ist, zu gehorchen.“

„Wie stellen wir es an?“, fragte Richard.

„Einer von uns dreien muss Papa Bennett überzeugen, dass es sowohl für seinen Sohn als auch für die Männer dieses Regiments am gesündesten ist, wenn Robert für eine Weile an den Schreibtisch gesetzt wird. Ich bin dazu gern bereit“, bot Tom an.

Richard nickte und am folgenden Tag reiste Tom nach Washington.

„Du bist völlig sicher, Tom?“, fragte Colonel Bennett, nachdem Tom Craig ihn über Smiths Beobachtungen informiert hatte.

„Absolut, Onkel Fred. Robert will Schluss machen. Er ist viel zu katholisch, um sich aufzuhängen oder sich zu erschießen, aber die gegenwärtige Situation bietet genügend Gelegenheit, diese Absicht von anderen ausführen zu lassen. Im Interesse seines überforderten Schutzengels: Nimm ihn nach Washington, bis er wieder auf den Boden gekommen ist. Wenn er in Leavenworth bleibt, wenn er weiter von Harris die Himmelfahrtskommandos bekommt, die er will, dann dezimiert er unbeabsichtigt das Regiment. Ich bin sicher, dass Robert die Verluste, die seine Missionen hinterlassen, für seine Männer nicht will. Er ist nach jedem Einsatz deprimierter,

macht sich bittere Vorwürfe, dass es wieder so viele Verluste gegeben hat. Er wünscht sich an deren Stelle.“

„Könnte es Liebeskummer sein? Wegen Susan?“, fragte Frederick Bennett. Tom nickte.

„Ja, sicher. Ich glaube, es belastet ihn sehr, dass Susan in fast greifbarer Nähe ist, und dass er nicht zu ihr darf. Es tut ihm weh, das weiß ich nur zu gut.“

„Tom, du kennst ihn fast besser als ich. Ist es ihm wirklich so ernst gewesen?“

„Wenn du mich genau fragst, ist es ihm immer noch ernst. Robert ist kein Luftikus. Er wechselt die Freundinnen nicht wie das Unterhemd – so wie Ronnie Gordon. Meine Schwester hat einen großen Fehler gemacht. Inzwischen weiß sie das. Aber da ist noch meine Mutter, der eine Heirat mit dem stinkreichen Fabrikantensohn Gordon anscheinend viel lieber wäre als mit dem vom Reichtum nicht verwöhnten Robert Bennett. Wir haben zu dritt auf sie eingeredet wie auf einen lahmen Gaul. Keine Chance; sie will einer Auflösung der Verlobung nicht zustimmen. Aber Susan ist genauso stur. Ich weiß, dass Ronald ihr geschrieben hat, aber sie hat seine Briefe nicht beantwortet.“

Frederick Bennett nickte. Er griff nach der Klingel auf dem Schreibtisch und läutete. Sein Adjutant, Lieutenant Geoffrey Taylor, erschien.

„Sir?“

„Lieutenant Taylor, was würden Sie davon halten, wenn Sie wieder an die frische Luft kommen?“, fragte der Colonel. Taylor strahlte. Der Büroalltag war ihm ebenso verhasst wie den meisten anderen jungen Offizieren.

„Mit dem größten Vergnügen, Sir.“

„Gut. Sie reisen mit Lieutenant Craig zurück nach Fort Leavenworth und übernehmen Lieutenant Bennetts Zug. Lieutenant Bennett wird Ihren Posten hier einnehmen.“

„Der Ärmste!“, entfuhr es Taylor mit einem Grinsen.

Schon am folgenden Tag hielt Lieutenant-Colonel Harris eine Depesche in der Hand, mit der Colonel Bennett ankündigte, dass Lieutenant Taylor den Zug 1 der C-Schwadron übernehmen sollte und mit der er Lieutenant Bennett nach Washington beorderte. Harris ließ Robert kommen.

„First-Lieutenant Robert Bennett zur Stelle, Sir“, meldete er sich wenig später in der Amtsstube des Kommandeurs.

„Ich habe eine Depesche aus Washington erhalten. Sie sind mit sofor-

tiger Wirkung zu Colonel Bennett ins Kriegsministerium abkommandiert“, trug Harris vor. „Wie haben Sie das eigentlich gedreht, Lieutenant?“, fragte er dann.

„Gar nicht, Sir. Ich habe kein Interesse an einem Schreibtischjob“, versetzte Robert.

„Wie dem auch sei: Sie sitzen morgen früh in der Eisenbahn nach Washington. Ihren Zug übernimmt Lieutenant Taylor. Danke, das wär’s, Lieutenant.“

Robert salutierte schweigend und verließ die Amtsstube.

Er erreichte Washington Anfang Oktober 1861. Sein Vater holte ihn persönlich vom Bahnhof ab.

„Jetzt mal ehrlich: Warum hast du mich nach Washington abkommandiert?“, fragte Robert, nachdem sein Vater ihn herzlich begrüßt hatte. Frederick schob seinen Sohn vorsichtig, aber unnachgiebig in seine Dienstkalesche, stieg selbst ein und klopfte an die Front des Wagenkastens. Die Kutsche setzte sich in Bewegung.

„Erstens, damit du nicht wirklich Dummheiten machst; zweitens, damit deine Leute vor der Gefahr Robert Bennett geschützt werden und drittens, weil ich deinen Pferdeverstand brauche. Du wirst für uns Pferde beschaffen“, antwortete Bennett senior ohne Umschweife.

„Vater, was mich selbst anbelangt, ist absichtliches Suchen nach der Gefahr das eine. Meine Männer habe ich nicht hineingezogen“, widersprach Robert.

„Seltsamerweise sind es immer deine Leute, die es trifft“, gab Colonel Bennett zu bedenken.

„Pa, ein Kampfeinsatz ist notwendigerweise mit Lebensgefahr verbunden. Wenn du die zehn Leute meinst, die bei der Sprengung von Fort Cassens gefallen sind: Ich hatte sie absichtlich dorthin geschickt, wo nach allen Erkenntnissen keine Feindberührung zu erwarten war. Es waren Verwundete, die ich nie und nimmer absichtlich einer Gefahr ausgesetzt hätte. Ich schone mein eigenes Leben nicht, aber das heißt nicht, dass ich andere willentlich mehr gefährde als nötig. Zudem suche ich mir für meine Aktionen immer Freiwillige. Wer mit mir geht, weiß, worauf er sich einlässt“, entgegnete Robert.

„Du hast dir in den letzten Wochen den Ruf eines Selbstmordkandidaten erworben, mein Junge. Du bist hier, um dich vor dir selbst und deine Männer vor dir zu schützen. Und du wirst deinen Dienst hier solange ver-

sehen, bis du wieder klar im Kopf bist und nicht mehr zu Dummheiten neigst.“

Fern davon, in Kansas, saß Susan Craig grübelnd an einer Stickerei. Sie wurde das Gefühl nicht los, einen schlimmen Fehler gemacht zu haben, als sie sich dem Wunsch ihrer Mutter nach Verlobung mit Ronald Gordon nicht härter widersetzt hatte. Thomas hatte Susan von Roberts selbstmörderischen Missionen erzählt – wohl nicht ohne Bedacht, denn Tom machte sich Sorgen um den innerlich tief verletzten Robert Bennett. Susan schämte sich ihrer nicht abreißenden Gedanken an Robert, schließlich war sie mit Ron Gordon verlobt und Robert bedeutete ihr offiziell nichts mehr. Jetzt war Ronalds Schwadron nach Osten geschickt worden und wie es aussah, würde so bald keine Rückversetzung erfolgen. Robert war nach Washington beordert, um ihn von drohenden Dummheiten abzuhalten. Susan war allein. Allein mit ihren Gedanken, allein mit ihrem Schuldgefühl. Dann hatte sie einen Einfall. Entschlossen steckte sie die Nadel in den Sticknessel und packte die Arbeit weg.

„Mama“, sprach sie ihre Mutter an, „Mama, ich will Krankenschwester werden.“

Gwendolyn Craig sah von ihrer Näharbeit erschrocken auf.

„Wie bitte?“

„Du hast dich nicht verhört. Ich möchte Krankenschwester werden.“

„Kind, was hast du wieder für Einfälle? Du hast es nicht nötig zu arbeiten“, widersprach ihre Mutter.

„Nicht nötig um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, das ist wohl richtig, Ma. Aber ich glaube, dass der Krieg härter werden wird, dass er mehr Opfer kosten wird als bisher. Es wird bestimmt viele Verwundete geben. Die Ärzte im Fort werden dann sicher mehr Pflegekräfte brauchen. Ich möchte meinen Beitrag dazu leisten“, erklärte Susan.

„Susan, du bist noch nicht volljährig. Keine Schwesternschule würde dich akzeptieren. Und ich würde es nicht akzeptieren, wenn meine Tochter gezwungen wäre, fremde Männer zu waschen und zu füttern. Nein, Susan, das wäre bestimmt nichts für dich.“

„Hör mal, Mama, Pa, Tom und Frank sind Soldaten, Ronnie ist Soldat, Robert ist Soldat. Jedem von ihnen kann etwas passieren. Ich möchte für eine solche Situation vorbereitet sein. Stell’ dir vor, Vater wäre verwundet und könnte wegen Überfüllung eines Lazarettes dort nicht behandelt werden. Meinst du nicht, es wäre besser, wenn ich dann von Krankenpflege

etwas verstünde, um ihm zu helfen?“, hakte Susan nach.

„Ich glaube nicht, dass der Krieg sehr lang sein wird“, widersprach Gwendolyn ihrer Tochter. „Der Süden kann der Übermacht nicht lange widerstehen.“

„Ich weiß nicht, Ma. Robert meint ...“

„Was interessiert dich eigentlich immer noch Robert? Darf ich dich daran erinnern, dass du mit Ronald verlobt bist?“

„Robert ist ein sehr guter Freund von Tom, Ma. Er ist ein sehr netter junger Mann, wohlerzogen, höflich und zuvorkommend. Ich wüsste nicht, warum ich seine Existenz aus meinem Gedächtnis streichen sollte. Er hat mir nichts getan, dir auch nicht. Warum bist du eigentlich so gegen ihn?“, entgegnete Susan scharf.

„Du hast mit ihm nichts mehr zu tun. Also vergiss ihn!“

„Zum einen beantwortet das meine Frage nicht, zum anderen ...“

„Ich will von ihm nichts mehr hören, verstanden?“, unterbrach Gwendolyn Susan laut. Die junge Frau seufzte.

„Ist gut, ich rede nicht mehr von ihm. Aber was ist mit Vater, Tom und Frank? Soll ich denen nicht helfen dürfen? Es würde mir viel bedeuten, Ma. Hier sitze ich doch nur und mache mir Sorgen.“

„Und wer, meinst du, könnte dir Unterricht geben?“, erkundigte sich Gwendolyn.

„Ich hatte schon an Onkel Lucas gedacht. Er ist Arzt.“

„Du weißt, dass Lucas nicht mehr in Brooklyn arbeitet, sondern in Tennessee seine Praxis eröffnet hat?“

„Ja, das weiß ich, Ma.“

„Dann weißt du auch, dass das völlig unmöglich ist, denn Tennessee gehört zu den Staaten, die in Rebellion zu uns stehen.“

„Mama, es macht doch keinen Unterschied, ob ich in Brooklyn oder in Dover lerne.“

„Dein Vater wird das nicht dulden, Kind“, warnte ihre Mutter.

„Bisher hast *du* immer die Entscheidungen getroffen, wenn es um uns Kinder ging – einschließlich meiner Verlobung“, erinnerte Susan.

„In diesem Fall sollte dein Vater mitentscheiden, Susan. Ich kann es nicht verantworten, wenn du ganz allein in die rebellischen Staaten gehst. Mein Gott, was kann dir alles passieren?“

„Dann bitte ich dich um die Erlaubnis, ins Fort fahren zu dürfen, und Vater um Erlaubnis zu bitten.“

„Fahr’ nur, du wirst sehen, dass er nein sagt“, prophezeite Gwendolyn.

Susan ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie eilte in die Remise, schirrte ihr Pferd ein und fuhr eilig nach Fort Leavenworth, das sie am späten Abend erreichte. Ihr Vater war noch mit Schreibarbeiten beschäftigt, als seine Tochter hereinkam.

„Meine Güte, was machst *du* zu dieser Zeit hier?“, fragte er erschrocken.

„Ich konnte nicht eher hier sein, weil es von Topeka doch sehr weit ist. Papa, ich möchte dich um etwas bitten“, eröffnete Susan.

„Und um was?“

„Papa, ich möchte das Hausmütterchendasein aufgeben und endlich etwas lernen. Was würdest du davon halten, wenn ich Krankenschwester werde?“, fragte sie.

„Krankenschwester? Bist du sicher, dass du weißt, *was* du dir ausgedacht hast? Susan, das ist nichts für dich.“

„Und warum nicht?“, forschte Susan. Ihr Vater seufzte.

„Lazarettarbeit ist hart, Kind. Nicht immer ist sie von Erfolg gekrönt. Wenn du unbedingt willst, machst du erst eine Woche Probedienst bei Dr. Smith. Dann sehen wir weiter.“

„Wenn ich das mache und es mir immer noch gefällt – darf ich dann bei Onkel Lucas lernen?“

„Onkel Lucas ist in Tennessee. Das ist in der Konföderation, mein Kind. Mein Bruder ist strikt neutral. Du müsstest vielleicht Feinde deines Vaters behandeln. Willst du das?“

„Papa, wir sind doch der Meinung, eine Abspaltung der Südstaaten sei nicht richtig, oder?“, fragte Susan listig nach.

„Ja, natürlich.“

„Also sind die Südstaatler doch weiterhin Amerikaner, oder nicht?“

„Gewiss.“

„Dann kann ich auch ohne schlechtes Gewissen Südstaatler behandeln. Onkel Lucas denkt genauso.“

Richard Craig seufzte.

„Na schön. Es fällt mir schwer, aber wenn du unbedingt willst, gut. Mach’ eine Probewoche hier. Wenn du dann immer noch willst und Dr. Smith dir keine Ausbildung geben kann, kannst du nach Dover gehen.“

Dem Wunsch des Vaters entsprechend probierte Susan zunächst eine Woche lang aus, ob es ihr wirklich lag, Kranke zu pflegen. Dr. Smith bemerkte bereits am dritten Tag, dass er mit Susan Craig ein Naturtalent in

Sachen Krankenpflege in seinem Lazarett hatte. Sie verstand es, die Patienten zu beruhigen, hatte ein besonderes Talent, den Patienten anzusehen, woran es ihnen mangelte. Dr. Smith suchte am Abend dieses Tages Major Craig auf.

„Sagen, Sie, Major, macht Ihre Tochter weiter?“, fragte er.

„Sie wollte Krankenpflege lernen. Ich habe mit ihr abgemacht, dass sie sich das erst eine Woche ansehen soll, bevor sie wirklich mit der Ausbildung anfängt. Sagen Sie nur, sie hat noch nicht genug davon?“

„Keineswegs, Sir. Sie ist täglich mit größerem Elan dabei. Ich wünschte, ich hätte die Kapazitäten, sie richtig anzulernen.“

Major Craig schüttelte den Kopf.

„Und ich hatte so gehofft, der Schock würde ausreichend sein“, murmelte er.

„Major, Ihre Tochter ist mit den besten Anlagen für eine Pflegekraft gesegnet: Sie ist freundlich, aber unnachgiebig, wenn es sein muss; sie kann Blut sehen – was viele meiner Sanitäter nicht einmal können, sie ist sehr vorsichtig, wenn sie Verbände wechselt; sie begreift schneller als alle, die hier mit den grünen Balken am Ärmel herumlaufen, worauf es ankommt, und sie geht nicht davon aus, dass die Kranken und Verwundeten in meinem Lazarett Simulanten sind. Sie hat mich wirklich an einer oder zwei Amputationen gehindert mit der dringenden Bitte, es wenigstens zu probieren den Arm oder das Bein zu erhalten – in einem Fall weiß ich jetzt sicher, dass der Mann den Arm behalten wird. Ich werde sie nur sehr ungern hergeben. Und ich hoffe, dass ich sie eines Tages als OP-Schwester bekomme. Eine bessere könnte ich nämlich unter der Sonne nicht finden“, erklärte der Arzt.

Am Ende der Woche hatte Susans Meinung sich keineswegs gewandelt, wie ihr Vater noch hoffte. Sie war mehr denn je erpicht darauf, Krankenpflege von Grund auf zu lernen. Nicht unbedingt leichten Herzens erlaubte Richard Craig seiner Tochter die Reise nach Dover zu seinem Bruder Lucas.

Ende November 1861 erreichte Susan Dover, eine kleine Stadt am Cumberland-River, die ungefähr zwei Meilen südlich der bedeutenden Festung Fort Donelson lag und in deren äußere Verteidigungswerke einbezogen war. Fort Donelson war zusammen mit dem etwa dreißig Meilen weiter westlich gelegenen Fort Henry mit insgesamt fast fünfzehntausend konföderierten Soldaten aller Waffengattungen belegt und bildeten ein starkes

Bollwerk gegen Angriffe der Union. Dover war die nächste erreichbare Stadt in der Umgebung und dementsprechend viele Südstaatensoldaten tummelten sich in der Stadt.

Susan war zunächst unwohl unter diesen Männern, die ihr als Feinde erschienen. Dr. Lucas Craig war ein bekannter Arzt, der als ausgezeichneter Chirurg galt und deshalb auch häufig von der Armee konsultiert wurde. Dr. Craig war es herzlich egal, in welcher Uniform die Verwundeten steckten. Sie brauchten Hilfe und bekamen sie. Jedem, der sich darüber aufregte, dass Dr. Craig auch die Verwundeten der Gegenseite behandelte, hielt er zwei Briefe der Präsidenten Davis und Lincoln vor die Nase, in denen ihm seine persönliche Neutralität ausdrücklich bestätigt wurde. Dr. Craig berief sich auf den hippokratischen Eid, den er als Arzt geleistet hatte und der ihn verpflichtete, jedermann ohne Ansehen der Person zu helfen.

Susan lernte schnell und gern. Schon nach kurzer Zeit war sie für ihren Onkel eine wertvolle Praxishilfe, der er schon mal einen leichteren Fall allein überlassen konnte.

Es war Anfang Dezember, als zwei konföderierte Soldaten mit einem verwundeten Offizier in Dr. Craigs Praxis erschienen. Susan nahm die Männer in Empfang und erstarrte, als sie den Offizier mit der schlimm vereiterten Beinwunde als Philip Bennett erkannte.

„Miss, ist der Doktor da?“, fragte einer der beiden Soldaten, den Abzeichen nach ein Corporal.

„Ja, aber er hat im Augenblick noch einen Patienten“, erwiderte sie.

„Bitte, er muss dem Captain helfen. Unser Regimentsarzt will das Bein mit aller Gewalt amputieren. Wir haben ihn einfach vom OP-Tisch mitgenommen, damit Dr. Ross nicht sägen kann“, bat der Corporal. Susan trat an die Bahre und hob die nur lose aufliegende Wundabdeckung hoch.

„Oh, Gott, das sieht nicht gut aus. Wie lange ist es her?“

„Sechs oder sieben Tage, Missie.“

„Und? Schussverletzung? Säbelhieb?“

„Nein, eine Granate hat einen Baum zerkleinert und der Captain hat eine Handvoll Splitter abbekommen.“

„Sind die ‘raus?“

„Einige ja, aber es stecken bestimmt noch welche. Wir sind erst heute Morgen zurückgekehrt.“

„Seit wann ist er bewusstlos?“

„Seit der Arzt ohne Betäubung in der Wunde herumgestochert hat.“

„Tragen Sie ihn bitte nach oben, gleich ins erste Zimmer links und legen Sie ihren Captain bitte auf den Tisch“, wies Susan die Südstaatler an.

„Missie, der Doktor wird doch nicht gleich sägen?“, fragte der andere Soldat vorsichtig nach.

„Ich denke, der Doktor wird versuchen, das Bein zu retten. Aber es sieht nicht gut aus für Ihren Captain“, erwiderte sie und ging voraus ins erste Stockwerk.

Die beiden Soldaten trugen Philip hinterher, legten ihn vorsichtig auf den Tisch im Krankenzimmer. Susan nahm aus einem Schrank einen Folianten heraus, um Philip als Patienten einzutragen.

„Der Name Ihres Captains?“, tat sie ahnungslos.

„Philip Frederick Bennett“, gab der Corporal Auskunft.

„Einheit?“

„9th Virginia Cavalry, Schwadron B. Er kommandiert uns und wir würden ihn gern behalten, Missie.“

„Wissen Sie sein Geburtsdatum?“

„Nein, leider nicht.“

„Nächste Angehörige, falls wir jemanden benachrichtigen müssen?“

Der Corporal begann in seiner Hosentasche zu wühlen.

„Ich weiß genau, ich hab’ mir die Adresse eingesteckt“, grummelte er, als er vergeblich suchte. „Zack, hast du den Zettel?“, fragte er den anderen Mann, der pflichtschuldigst seine Taschen durchsuchte und auch nichts fand.

„Sorry, Miss. Fragen Sie ihn am besten selbst, wenn er aufwacht.“

Susan nickte.

„Sagen Sie mir bitte noch Ihren Namen, Corporal.“

„Corporal Sam Read, 9th Virginia Cavalry, Schwadron B. Wir sind zurzeit im Fort Donelson stationiert.“

„Gut, Mr. Read. Ich habe mir alles notiert. Wir werden uns bei Ihrem Kommando melden, sobald klar ist, was mit Ihrem Captain ist“, schloss Susan die Aufnahme, nachdem sie die vermutliche Verwundungsursache zu den persönlichen Angaben hinzu geschrieben hatte. Sie stellte den Folianten wieder weg und schob die beiden Südstaatler vorsichtig, aber bestimmt aus dem Zimmer.

Wenig später stand ihr Onkel neben dem Tisch, auf dem Philip lag.

„Wenn du mich genau fragst, ist das Bein nicht mehr zu retten. Völlig brandig“, seufzte der Arzt.

„Kannst du es nicht wenigstens versuchen, Onkel Lucas?“

„Untersuchen wir ihn erst einmal genau“, beschloss Lucas Craig. „Zieh bitte eine Spritze Opium auf, damit wir ihn betäuben können, falls er aufwacht“, wies er Susan dann an. Sie tat es, während ihr Onkel die Wunde akribisch untersuchte.

„Drei von diesen verdammten Splittern stecken noch drin. Gib mir die Schere und die kleine Pinzette, Susy.“

Sie reichte ihm die Instrumente, ihr Onkel entfernte vorsichtig die Holzsplitter. Die Wunde begann stark zu bluten. Hellrotes Blut strömte heraus.

„Verflixt, das war die Schlagader!“, fluchte Lucas. „Zwei Klemmen, schnell!“

Gleich darauf hielt er die Klemmen in der Hand, klemmte die Ader ab.

„Nadel, Faden!“

Wenig später hatte er die Ader sorgsam geflickt und machte sich daran, das brandige Fleisch zu entfernen und die tiefe Wunde zu desinfizieren und zu vernähen. Schließlich war er fertig.

„Gib noch Wundsalbe drauf und verbinde die Wunde ganz fest.“

Susan verband die Wunde.

„Du machst das sehr gut, Susan. Ist dir nicht übel?“

„Nein, warum?“

„Bist ganz schön hartgesotten, Mädchen“, lächelte ihr Onkel. „Dein Vater würde glatt umkippen.“

„Ehrlich?“, fragte Susan nach. „Und das als Soldat?“, lachte sie.

„Er kann einfach kein Blut sehen“, erwiderte Dr. Craig. Er wusch sich die Hände und sah dann auf die Uhr. „Schon acht Uhr. Meinst du, dass du Nachtwache halten kannst? So, wie die Wunde aussieht, bekommt er Fieber.“

Susan nickte.

„Ich glaube, das bin ich den Brüdern Bennett schuldig.“

„Du kennst ihn?“

Susan seufzte.

„Wenn nicht etwas dazwischen gekommen wäre, wäre ich mit seinem jüngeren Bruder Robert verlobt.“

„Moment: Robert Bennett? Toms Freund? Seit wann hat der Verbindung in die Südstaaten, Kind?“

„Nein, Robert ist Yankee, und das auch noch überzeugt. Philip eigentlich auch. Ich habe keine Ahnung, weshalb Philip in *dieser* Uniform

steckt.“

In der Nacht um halb drei wurde Philip unruhig und wachte auf. Er fuhr heftig auf, weil ihn die Beinwunde stark schmerzte.

„Ah, verdammt!“, fluchte er.

„Hast du starke Schmerzen, Phil?“, hörte er eine weibliche Stimme. Er nickte mit verzerrtem Gesicht und zusammengebissenen Zähnen.

„Teufel, ja!“, presste er heraus. Susan goss Wasser in ein Glas und rührte ein Pulver hinein.

„Komm, trink“, sagte sie leise, stützte ihn und half ihm beim Trinken. Es dauerte eine Weile, bis der Schmerz nachließ. Susan merkte das Nachlassen daran, dass Philip ihre Hand nicht mehr so krampfhaft umklammerte. Er bekam wieder etwas mehr Farbe. Sein suchender Blick erfasste die junge Frau, die an seinem Bett saß. Die Farbe, die er gerade wiedergewonnen hatte, wich auf der Stelle.

„Großer Gott, die Yanks haben mich geschnappt!“, entfuhr es ihm entsetzt, als er Susan erkannte. Sie lächelte sanft.

„Keineswegs“, erwiderte sie. „Du bist in Dover, Tennessee, im Hause von Doktor Craig. Die Stadt wimmelt vor Konföderierten, keine Yanks in Sicht“, beruhigte sie ihn. Philip sah sie ungläubig an.

„Wie kommt die Freundin eines hundertprozentigen Yankees nach Tennessee?“, fragte Philip.

„Ich lerne bei meinem Onkel Krankenpflege. Aber wie kommt jemand wie du in eine Rebellenuniform?“

„*Konföderierte* Uniform“, korrigierte Philip. „Solange du hier bist, solltest du nie von Rebellen sprechen, Susan. Du tätest dir keinen Gefallen damit.“

„Ich versuche, dran zu denken“, lächelte Susan freundlich. „Aber was machst du in dieser Uniform?“

„Für die Unabhängigkeit der konföderierten Staaten kämpfen, Susan.“

„Seit wann teilst du diese Meinung?“, fragte Susan erschrocken.

„Seit ich in Georgia Jura studiere und mir ein sehr guter Rechtsprofessor die Verfassung der USA gründlich erklärt hat und mir dezidiert dargelegt hat, dass jeder Staat das Recht hat, sich aus dem Staatenverband zu verabschieden. Elf der im Süden liegenden Staaten haben es getan. Ich betrachte das als legitim – wenngleich mir die Sklaverei als solche widerstrebt – und bin ihnen dabei behilflich. Nenn’ es anwaltliche Tätigkeit. Ich habe zwar *einen* ausgesprochen guten Sklavenhalter kennen gelernt, aber inzwischen leider auch sehr viele, deren Art, mit den Schwarzen umzuge-

hen, mir überhaupt nicht behagt. Und wenn ich ganz ehrlich bin, kämpfe ich für den Süden, weil man mir im Norden nach dem Leben trachtet.“

„Warum?“

„Weil ich desertiert bin, als mein Vater mich nicht gehen lassen wollte. Robert hat mich entwischen lassen“, erklärte Philip. „Schätze dich glücklich, dass er dich liebt. Du kannst keinen besseren und treueren Freund finden als Bobby. Er würde dich nie im Stich lassen“, setzte er hinzu.

Susan spürte einen immer größer werdenden Kloß im Hals.

„Philip, ich habe eine Riesendummheit gemacht“, sagte sie stockend, weil ihr die Stimme zu versagen drohte. Philip sah sie eine Weile an.

„Du bist doch nicht so verrückt gewesen, einen anderen diesem Goldstück vorzuziehen?“

Es war mehr eine Feststellung als eine Frage. Susan nickte und begann zu weinen. Unter bitteren Tränen erzählte sie Philip, was geschehen war.

„Es tut mir so furchtbar Leid, aber ...“, beendete sie ihre Erzählung. Sie konnte nicht mehr weiter. Philip nahm vorsichtig ihre schmale Hand.

„Wenn ich mich nicht verrechnet habe, wirst du im Februar volljährig und kannst selbst entscheiden, zu wem du gehören möchtest. Mein Bruder ist sicher verletzt, aber soweit ich ihn kenne, ist er nicht wirklich nachtragend. Nur solltest du ihm bald schreiben, damit die Wunde bei ihm nicht größer wird. Ich bin sicher, er quält sich damit herum“, sagte er sanft. Susan seufzte.

„Tom hat mir gesagt, Robert hätte Dummheiten gemacht, er hätte wohl Selbstmordabsichten gehabt. Er soll sehr gefährliche Aktionen gemacht haben um sich von euch umbringen zu lassen. Zum Glück ist er jetzt ins Ministerium versetzt, wo er sich nicht in Gefahr bringen kann.“

„Gebe Gott, dass er da bleibt. Gegen Robert zu kämpfen, weiß Gott, ich hätte Gewissensbisse.“

„Ich bete, dass ihr euch nie gegenübersteht“, sagte Susan leise. „Du solltest schlafen. Mit *der* Wunde kannst du Ruhe gebrauchen.“

Philip nickte und war bald wieder eingeschlafen.

Drei Wochen widersetzte sich seine Verwundung beharrlich jeglichem Heilungsansatz, aber Susan gab nicht auf. Ihr Onkel bewunderte ihre Zähigkeit und ihre stete Ablehnung, wenn er sich zur Amputation entschließen wollte. Zu Weihnachten hatte sie die Entzündung endlich zum Weichen gebracht.

„Ich glaube, das ist mein schönstes Weihnachtsgeschenk, seit ich als

Kind mal ein Schaukelpferd bekam“, lächelte Philip, als Susan ihm am Weihnachtsmorgen sagte, dass die Vereiterung endlich verschwunden war.

Ende Januar 1862 klopfte es heftig an Dr. Craigs Tür. Susan öffnete, in der Meinung, ein Patient benötige dringend Hilfe. Es war Corporal Read, der unruhig von einem Bein aufs andere tretend vor der Tür stand.

„Tag, Missie, ich muss sofort zu Captain Bennett.“

Susan brachte Read zu Philip.

„Sir, Sie müssen weg hier! Die Yankees haben angefangen, Henry und Donelson zu belagern, Sir!“

„Womit? Artillerie?“

„Kanonenboote, Sir.“

„Gegen *die* haben wir Kavalleristen wohl keine Chance“, stellte Philip fest.

„Der General will sämtliche Verwundeten nach Alabama evakuieren. Er befürchtet einen Angriff auf Dover.“

„Wenn er das befürchtet, sollte er sich eher um die Zivilbevölkerung kümmern“, knurrte Philip. „Was ist veranlasst?“

„Bislang nur die Evakuierung der Verwundeten, Sir. In drei Stunden geht der Konvoi ab.“

„Kommt nicht in Frage! Ich bleibe hier.“

„Nein, Philip“, widersprach Susan. „Wenn die Yankees Dover trotz eurer tapferen Verteidigung einnehmen sollten, bist du in zu großer Gefahr.“

Read sah die junge Frau verblüfft an.

„Äh, Missie, es mag eine Riesenenttäuschung für Sie sein, aber der Captain ist schon verkauft“, warnte Read in Anspielung darauf, dass Philip seit fast vier Monaten mit Pamela Bennett, geborene Morrows, verheiratet war.

„Corporal, Captain Bennett ist der Bruder eines Freundes von mir. Wir kennen uns schon sehr lange.“

Read atmete hörbar aus.

„Gott sei Dank. Ich hatte schon befürchtet, Sie wären in den Captain verschossen, Missie. Wissen Sie, der Bruder seiner Frau ist nämlich fürchterlich eifersüchtig“, warnte Read.

Am Nachmittag waren die Verwundeten der Konföderierten evakuiert.

Als der Kampf um die Forts Henry und Donelson begann, war Philip längst in Sicherheit vor denen, die ihn immer noch per Haftbefehl suchten. Die Forts widerstanden der Belagerung zunächst erfolgreich. Doch am 6.

Februar gab die Besatzung von Fort Henry auf, zehn Tage später, am 16. Februar, kapitulierte auch Fort Donelson nach viertägigem hartem Kampf, nach einem erfolglosen Ausfall der konföderierten Besatzung am 15. Februar. Die Verluste waren auf beiden Seiten schwer gewesen, und Dr. Craig hatte alle Hände voll zu tun gehabt. Allzu viele hatten ihre schweren Verwundungen trotz der schnellen Hilfe durch den Arzt nicht überlebt. Susan erlebte zum ersten Mal, dass Hilfe auch zu spät kommen konnte.

Gravierender war für die Zivilbevölkerung von Dover, dass die Truppen, die die Forts besetzten, alles andere als zahm waren. Selbst Dr. Craigs Praxis war geplündert worden. Er hatte sich daraufhin massiv beim Kommandeur der Unionstruppen, General Grant, beschwert. Grant machte sich die Mühe, die gerupfte Stadt zu besuchen. Craig hielt ihm die Neutralitätsbriefe unter die Nase. Der General bat für das ungehobelte Benehmen seiner Männer um Entschuldigung und versprach, den Schaden zu ersetzen. Doch Dr. Craig ging noch weiter.

„Schön“, sagte er, „General, in dieser Stadt hat sich nicht ein einziger Soldat der Konföderation befunden, als Ihre Männer hier wie die Vandalen eingefallen sind. Meinen Sie nicht, dass die US-Army den gesamten Schaden ersetzen sollte?“

Grant sah den Arzt eine Weile an.

„Sir, ich gebe zu, dass Krieg eine schreckliche Sache ist. Wir sind bemüht, ihn bald zu beenden, aber dazu muss die Bevölkerung in den abtrünnigen Staaten restlos davon überzeugt sein, *wie* schrecklich der Krieg ist, den sie sich selbst eingebrockt hat. Am besten, man führt es ihr direkt am eigenen Hause vor Augen“, entgegnete der General.

„Sie führen also mit voller Absicht Krieg gegen Zivilbevölkerung?“, stellte Dr. Craig zornig fest. „Das ist stark, General, und das wird den Präsidenten gewiss interessieren. Ich werde mich dort beschweren. Die Tür ist da hinten, Sir“, wies er den General aus dem Hause.

Am selben Tag schrieb Lucas Craig einen harschen Brief an den Präsidenten Lincoln und klagte die Unionstruppen, die über Dover hergefallen waren, des Kriegsverbrechens an. Lincoln empfing den Brief und gab ihn mit dem Vermerk, er bäte um Rücksprache, an das Kriegsministerium weiter. Minister Cameron und fünf Offiziere seines Stabes, darunter Colonel Bennett, erschienen im Weißen Haus. Der Präsident bat die Herren in einen Konferenzraum und legte den Brief auf den Tisch.

„Meine Herren, ich verlange eine Erklärung, was es zu bedeuten hat,

dass unsere Soldaten eine offene Stadt plündern, ohne dass von Seiten der Armeeführung eingegriffen wird“, eröffnete Lincoln mit verhaltenem Zorn die Sitzung.

„Zunächst muss ich annehmen, dass General Grant Gründe für sein Verhalten hat. Zudem war Dover keine offene Stadt sondern ist in die äußeren Verteidigungswerke von Fort Donelson einbezogen. Sie muss als militärisches Ziel angesehen werden“, wehrte Cameron den Angriff auf den General ab.

„Ich wüsste nicht, welche Gründe es für eine Plünderung in diesem Umfang geben könnte – für eine Plünderung überhaupt! Noch dazu bei Zivilisten, ob sie in einem militärisch geschützten Bereich wohnen oder nicht!“, versetzte der Präsident. „Ich erwarte, dass Sie den General ablösen und entsprechend zur Verantwortung ziehen – und die ihm unterstellten Offiziere, die ihre Soldaten nicht an der Plünderung gehindert haben, ebenfalls.“

„Mr. President, es wäre unklug, den einzigen General, der Erfolg hat, abzulösen“, warf Colonel Bennett ein. Lincoln sah ihn einen Moment an.

„Colonel, ich erwarte von den Generälen – und nicht nur von den Generälen, sondern von *allen* Offizieren und Soldaten dieser Armee – dass sie bitte nicht vergessen, dass wir der Auffassung sind, dass die so genannten Konföderierten Staaten von Amerika weiterhin ein Teil der Vereinigten Staaten von Amerika sind! In diesem Konflikt kämpfen Amerikaner gegen Amerikaner! Nachdem, was ich zu lesen bekommen hatte, war es keine militärische Notwendigkeit, eine Stadt zu plündern, die keinerlei Anstalten zur Verteidigung gemacht hat. So jedenfalls schreibt mir Dr. Lucas Craig, ein ortsansässiger Arzt, der als absolut neutral anzusehen ist. Ich halte diesen Vorfall für überaus peinlich für die Armee und erwarte, dass der Schaden ersetzt wird. Mag sein, dass General Grant ein militärisch erfolgreicher General ist, aber einen militärisch erfolgreichen General, der seine Männer nicht auch nach dem Sieg unter Kontrolle hat, kann dieses Land nicht brauchen. Sonst zerbricht es wirklich. Aber vielleicht bringt eine Suspendierung General Grant wieder zur Vernunft. Veranlassen Sie bitte das Nötige, Mr. Cameron.“

Der Minister war zornig über die Entscheidung des Präsidenten und dachte bei der Rückfahrt ins Ministerium laut über seinen Rücktritt nach. Doch am folgenden Tag schickte das Kriegsministerium eine Depesche an General Grant, in der ihm mitgeteilt wurde, er sei einstweilen beurlaubt.

Währenddessen war Robert Bennett mit der Beschaffung von Pferden beschäftigt. Nach fast fünf Monaten war er soweit zur Ruhe gekommen, dass er nicht mehr unmittelbar in der Gefahr war, sich unnötiger Gefahr auszusetzen. Er hatte für das Ministerium eine ausgedehnte Dienstreise zu den bekannten Pferdezüchtern gemacht. Alle Waffengattungen der US-Army brauchten Unmengen an Pferden, aber für die Cavalry war das Pferd die Lebensgrundlage. Artillerieprotzen konnten notfalls – wenn auch mühselig – mit der Hand gezogen werden, ein Infanterieoffizier musste nicht zwangsläufig reiten, aber ein Kavallerist ohne Pferd war wie ein Fisch auf dem Trockenen. Von den Hunderten von Züchtern, die im Wesentlichen von Heereslieferungen lebten, boten nur wenige Dutzend Tiere an, die den hohen Ansprüchen der Cavalry genüge taten. Einer von den wenigen war Gary Hart, der seine Zuchtranch in der Nähe von Wilmington in Delaware hatte. Hart war der letzte Züchter auf Roberts Liste. Nach dem Besuch bei Hart würde er nach Washington zurückkehren. Der Pferdekauf hatte ihn von seinen sonstigen Sorgen abgelenkt, doch viele brauchbare Pferde hatte er bislang nicht gefunden.

Es war ein später Nachmittag Mitte Februar 1862, als Robert auf Harts Ranchgelände ritt. Seine graue Stute wirkte müde von der langen Reise, die fast einen ganzen Monat gedauert hatte. Gary Hart sah den Offizier durch das Tor reiten und schüttelte nur noch den Kopf. Was für ein müder Gaul! Der Offizier kam zum Haupthaus der Ranch und stieg steifbeinig ab.

„Tag, Lieutenant, was führt Sie zu mir?“, fragte Hart. Robert grüßte militärisch.

„Guten Tag, Mr. Hart. Ich bin Lieutenant Bennett, 7th US-Cavalry, zum Kriegsministerium zum Pferdekauf ausgeliehen. Was können Sie mir bieten?“

Hart nahm die krumme Tabakspfeife aus dem Mund und wies mit dem Pfeifenstiel auf Roberts müde Stute.

„Was Besseres als *die* Mähre allemal“, sagte der Züchter. Er sah den jungen Lieutenant einen Moment an. „Sagen Sie mal, waren Sie nicht schon mal bei mir?“

„Ja, Sir, vor einem Jahr etwa.“

„Kommen Sie ‘rein, Lieutenant“, lud Hart ein. Robert folgte ihm dankbar in die warme Stube, weil es im Freien äußerst ungemütlich war.

„Bleiben Sie länger hier?“, erkundigte sich der Züchter.

„Zwei oder drei Tage, Sir. Ich habe nur vergessen, mir in Wilmington ein Zimmer zu buchen.“

„Unnötig. Sie können hier bleiben. Dann haben Sie auch genügend Zeit, sich die Tiere in Ruhe anzusehen“, lud Hart den jungen Mann ein.

„Danke, Sir; das Angebot nehme ich gern an. Dürfte ich dann meine Stute in den Stall bringen?“

„Gewiss, kommen Sie mit.“

Hart führte Robert in einen nahen Stall, in dem etwa zwanzig Pferde standen. Robert bekam für Nancy einen offenen Stand zugewiesen. Im Nebenstand war ein großer Rappe mit Blesse und vier weißen Fesseln, der gerade seinen Abendhafer fraß. Als Robert Nancy absattelte und den Sattel auf den Stallbaum ablegte, drehte sich der Rappe zu ihm um, schnupperte neugierig in seine Richtung.

„He, Rover, lass’ das!“, raunte Hart dem Rappen zu und stupste ihn in die Flanke und ging dann fort. Aber Rover ließ sich nicht beirren, wurde richtig aufdringlich. Als Lieutenant Bennett der Stute die Hufe reinigte, näherte sich Rovers schwarzer Kopf seinem freiliegenden Hosenbund und ehe er sich versah, hatte Rover ihm das Hemd aus der Hose gezupft.

„Rover, du schwarzer Wüstling, was soll das?“, fragte Bennett ohne sich umzudrehen. Er spürte einen sanften Stoß im Rücken und sah sich doch um. Fast im Reflex kraulte er dem Rappen die rosa Nüstern, bemerkte, dass die Halsflanken des Pferdes vor Wonne flatterten.

„Wie kann ein einzelnes Pferd nur so verschmust sein?“, fragte Robert halblaut, als er mit Nancy endlich fertig war und Rover ihn halb ausgezogen hatte.

„Sagen Sie, Mr. Hart, zieht Rover eigentlich jeden aus, der im Nachbarstand arbeitet?“, fragte er den Züchter, als er wieder im Hause war. Hart sah den jungen Mann erstaunt an.

„Nein, das macht er nur mit Leuten, die er mag. Aber dann lässt er nicht locker. Hat er ...?“

„Ja, er hat mir das Hemd aus der Hose gezutzelt. Drei- oder viermal hab’ ich’s wieder ‘reingesteckt.“

„Komisch, Soldaten kann er eigentlich nicht leiden. Sie waren doch in Uniform“, wunderte sich Hart.

„Ist das etwa das schwarze Ungetüm, das mir im letzten Jahr schon nachgeschlichen ist?“, wollte Robert wissen. Hart dachte einen Moment nach.

„Stimmt!“, sagte er dann. „Ja, das war Rover.“

„Ich erinnere mich dunkel, dass er mir nicht vom Stiefel gewichen ist, fast wie ein Hund. Ist er zu verkaufen?“

Hart seufzte.

„Sicher ist er das. Aber er will nicht verkauft werden.“

„So? Hat er Ihnen das gesagt?“, lachte Bennett.

„Grinsen Sie nicht. Pferde können zwar nicht mit menschlichen Worten reden, aber ein Pferd kann seinem Besitzer durchaus klarmachen, was es will. Rover fehlt manchmal nur die Sprache, um ein Wunderpferd zu sein. Er ist schnell, *sehr* schnell. Er ist wendig. Er reagiert schnell. Aber immer, wenn ich ihn verkaufen will, macht er Schwierigkeiten.“

„Worin äußern sich die?“

„Er fängt an zu hinken. Der sieht richtig leidend aus, fast, als ob er sich einen scharfkantigen Stein in den Huf getreten hätte. Der Bursche ist ein richtiger Schauspieler.“

„Hengst oder Wallach?“

„Noch ist er Hengst. Ich überlege noch, ob ich ihn zum Zuchthengst weiterbilden soll oder ob er als Wallach verkauft wird.“

„Wie wär’s, wenn Sie ihn mir als Hengst verkaufen?“, fragte Robert.

„Die Army nimmt doch nur Stuten oder Wallache“, erwiderte Hart verblüfft.

„Ich glaube, es wäre schade, Rover seiner Männlichkeit zu berauben. Ich würde ihn gern als Hengst kaufen.“

Hart seufzte erneut.

„Einen Hengst würde ich nicht zu dem Preis verkaufen, den die Army mir gibt. Denn wenn ich Hengste verkaufe, könnte das eines Tages Konkurrenz für mich bedeuten.“

„Welchen Preis stellen Sie sich für den Burschen als Hengst vor?“

„Reiten Sie ihn morgen. Dann reden wir darüber“, bot Hart an.

Am folgenden Tag bekam Rover seinen Sattel aufgelegt und wurde von Mr. Hart in die Reitbahn geführt. Kaum in der Reitbahn, begann das Tier mit der rechten Hinterhand zu humpeln, als ob ein Stein im Huf steckte.

„Sehen Sie, der ahnt was“, knurrte Hart. Robert sagte nichts, strich dem Rappen über die blessegeschmückte Nase, kraulte ihn leicht an den Nüstern.

„Du kannst aufhören, zu schauspielern“, sagte er leise. „Wir machen nur einen kleinen Ausritt. Was hältst du davon?“

Die schwarzen Ohren stellten sich auf. Das Tier schien die Aufmerksamkeit in Person zu sein. Robert stieg auf und nahm den Zügel auf. Die Ohren wackelten, legten sich plötzlich an und dann stieg Rover hoch. Robert hatte mit einer solchen Aktion gerechnet und blieb im Sattel, hielt die Zügel weiterhin locker in der linken Hand. Rover schüttelte den Kopf, schien zu überlegen, was er als Nächstes anstellen sollte. Dann schlug er nach hinten heftig aus. Wieder ohne Erfolg. Er sprang wie ein wilder Bronco durch die Bahn, von der angeblichen Verletzung war keine Spur mehr vorhanden. Umsonst. Der Reiter blieb oben. Aber es folgte kein scharfes Zügelreißen, kein strafender Sporenstich. Unschlüssig stand das Tier da, schüttelte wieder den Kopf.

„Rover, *mich* ärgerst du damit nicht“, sagte Robert leise, fast sanft.

Rovers Ohren wackelten. Robert gab ihm mit leichtem Schenkeldruck die Anweisung vorwärts zu gehen. Der Rappe gehorchte zu Harts Verblüffung. Eine ganze Stunde ritt Lieutenant Bennett Rover Probe. Je länger er im Sattel saß, desto mehr löste sich die Anspannung des Pferdes, es gehorchte immer williger. Robert hatte schon viele Pferde geritten, aber noch keines, das so prompt auf Hilfen reagierte, das so wendig war, wie Rover. Schließlich lenkte er den Rappen in die Bahnmitte und saß ab. Rover sah sich nach seinem Reiter um, entdeckte ihn unter sich und begann wieder, ihm das Hemd aus der Hose zu ziehen. Robert steckte es mit einer Hand wieder hinein und untersuchte mit der anderen die Beine des Pferdes. Alle vier Beine waren gleichmäßig, wiesen keine Fehlstellung auf. Der Lieutenant kam wieder unter dem Pferd hervor, blieb neben dem Pferd stehen und kraulte es unter dem Kinn.

„Was haben Sie mit dem Gaul gemacht? So gehorcht er nicht mal mir!“, fragte Hart.

„Ich mag Pferde sehr – und die meisten Pferde mögen mich. Nach mir hat noch keins gekeilt.“

„*Wenn* ich den Hengst an die Army verkaufe, nur mit dem Zusatz, dass Sie ihn bekommen, Lieutenant.“

Robert sah Rover an.

„Keine Einwände, Euer Ehren. Nancy ist ein gutes Ersatzpferd, kein wirkliches Gebrauchspferd. Ich glaube, Rover und ich wären ein gutes Team“, sagte er und klopfte dem Pferd an den Hals.

Dann wollte er gehen, aber Rover kam hinterher.

„Sag bloß, du willst mit zum Einkaufen?“, wunderte sich der junge Mann. Rovers Ohren wackelten.

„Na gut, komm mit“, forderte Robert ihn auf und winkte dem Pferd. Rover trottete mit hängendem Kopf hinterher, folgte Robert den ganzen Tag auf dem Ranchgelände, ließ sich abends nur widerstrebend in den Stall bringen und sich neben Nancy anbinden. Neugierig schnupperte er in den Nachbarstand. Erst ein Rippenstoß von Robert brachte ihn wieder in den eigenen Stand, dann ließ er sich abzäumen.

„Jetzt fehlt nur noch, dass du morgen früh mit der Zeitung im Maul vor der Tür stehst“, lachte Robert, als Rover ihm wieder einmal das Hemd aus der Hose mogelte, während er dessen Hufe reinigte.

Zwei Tage später verließ Robert Harts Ranch auf Rover, Nancy am langen Zügel. Die von ihm gekauften zweihundert Pferde würden in den nächsten vier Tagen abgeholt werden. Der Vertrag, den Robert in der Tasche hatte, sagte aus, dass das Pferd für drei Jahre der US-Cavalry zur Verfügung gestellt wurde und danach Robert Bennetts Eigentum wurde – vorausgesetzt, beide überlebten den Krieg. Und der Preis war auch sehr akzeptabel gewesen.

Kapitel 10

Feindschaft

Die Abteilung des Kriegsministeriums, der Colonel Bennett vorstand, war für die Beschaffung von Reitpferden für die Army zuständig, ein Posten, den man schon per se am besten mit Kavalleristen besetzte.

Trotz der umfangreichen Aufgabe, ständig für entsprechenden Nachschub zu sorgen, hatte der Kriegsminister in dieser Abteilung auch die Regulierung von Kriegsschäden angesiedelt. Man hatte angenommen, dass der Krieg erstens nicht lange dauern würde, zweitens, dass Schadensersatzforderungen erst nach Beendigung der Feindseligkeiten geltend gemacht würden – und drittens war man davon ausgegangen, diese Forderungen mit zwei, drei harschen Sätzen unter den Teppich kehren zu können. Niemand hatte ernsthaft daran gedacht, Schäden, die durch unmittelbare Kriegseinwirkungen eingetreten waren, wirklich zu ersetzen.

Nun aber hatte eine ganze Stadt Ersatzansprüche gestellt, weil Truppen der Union Dover geplündert hatten, weil sie wie weiland die Landsknechtsheere im Dreißigjährigen Krieg über die Stadt hergefallen waren. Dr. Craig hatte schon geahnt, dass auch ein Protestbrief beim Präsidenten nur teilweise Erfolg haben würde. So hatte er die Presse informiert – und *das* Echo konnte der Kriegsminister nicht vertragen. Er sah sich gezwungen, die von seinen Soldaten angerichteten Schäden gleich ersetzen zu lassen.

Colonel Frederick Bennett seufzte tief. Vom Minister hatte er einen allzu großen Stapel von Briefen bekommen, in denen die Bürger von Dover ihre Schäden einforderten. Hier war ein Jurist gefragt, nicht ein Soldat, fand Bennett senior.

‚Wenn ich mir je gewünscht habe, Philip hier zu haben, dann heute!', dachte er. Im gleichen Moment klopfte es an der Tür seines Amtszimmers.

„Ja!", rief er. Die Tür wurde geöffnet und Robert trat ein.

„Lieutenant Bennett zurück vom Pferdekauf. Dreihundert Reitpferde eingekauft!", meldete der junge Mann.

„Danke, danke, mein Junge", nahm Frederick die Meldung beinahe zerstreut entgegen.

„Irgendwelche Katastrophen eingetreten, dass du so ein Gesicht machst?“, fragte sein Sohn.

„Kann man wohl sagen“, schnaufte der Colonel und berichtete Robert von den Ereignissen in Dover – und von seinem Wunsch, Philip im Ministerium zu haben. Robert lag es auf der Zunge, seinem Vater den Hinweis zu geben, dass er das durchaus hätte haben können, wenn er Philip nicht in die Fahnenflucht getrieben hätte, aber er schluckte es herunter. Sein Vater war offenbar schon selbst darauf gekommen.

„Du weißt, dass ich von Recht weniger als nichts weiß. Wie bringen wir die Kuh jetzt vom Eis?“, fragte Frederick.

„Sag’ dem Minister die Wahrheit. Sag’ ihm, dass diese Tätigkeit hier falsch ist“, empfahl Bennett junior.

„In meiner Position kannst du fast alles tun, aber nie sagen, dass du etwas nicht kannst“, schüttelte Frederick den ergrauten Kopf. „Was ist mit dir? Du verstehst doch etwas von Recht, oder nicht?“, erwiderte er dann listig. Robert atmete hörbar aus.

„Ich streite das nicht ab, aber in erster Linie wähnte ich mich Soldat zu sein“, erwiderte er.

„Bist du auch, aber jetzt kommt die zweite Linie nach vorn. Du wirst dich mit dem Kram befassen“, sagte Frederick und schob seinem Sohn den Briefstapel zu.

„Dienstlicher Befehl?“, fragte Robert.

„Allerdings.“

Robert seufzte tief.

„Ja, Sir!“, bestätigte er dann, salutierte und nahm den dicken Stoß. „Guter Gott, wann soll ich *das* noch machen?“, murmelte er im Hinausgehen.

Drei Tage später hatte Robert die Unterlagen sortiert. Es waren bisher einhundertfünfzig verschiedene Einwohner der Stadt, die Schäden ersetzt haben wollten. Mit seiner Liste, auf der er die Geschädigten und ihre Ansprüche notiert hatte, sprach Robert bei seinem Vater vor.

„Im Ergebnis: Alleine schaffe ich das nicht!“, fasste der Lieutenant zusammen. „Ich bin sicher, dass das, was ich jetzt katalogisiert habe, nur die Spitze des Eisbergs ist.“

„Was stellst du dir vor?“

„Ich denke, es wäre das Beste, wenn wir die Sache in Dover selber regeln. Erstens sind die Wege kurz, zweitens sollten wir den Leuten von Do-

ver zeigen, dass die Union für sie da ist, dass wir nicht ihre Feinde sind“, schlug Robert vor.

„Junge, das sind Rebellen!“, erinnerte Frederick mit gewisser Schärfe.

„Es *werden* Rebellen, wenn wir die Regulierung verweigern, hinauszögern, verschleppen. Wenn wir jetzt reagieren und ordnungsgemäß die Schäden bezahlen, könnte es uns gelingen, Dover wieder ganz auf die Seite der Union zu ziehen, denke ich“, erklärte Robert. Frederick dachte einen Moment nach.

„Du könntest Recht haben. Ich spreche mit dem Minister.“

Am folgenden Tag brachte der Amtsbote mit der Post eine Depesche vom Fort Donelson. Lieutenant-Colonel Harris teilte mit, dass das 7th US-Cavalry Regiment gemäß Weisung des Ministers das Fort bezogen habe und mit den Reparaturarbeiten begonnen habe. Er forderte einige Waggonladungen Holz, Mauersteine, Mörtel und anderes Baumaterial an, teilte mit, dass der geplante Einsatz gegen die Sezessionisten im Westen Virginias verschoben werden müsste. Robert legte seinem Vater, der gegen zehn Uhr von einer Besprechung mit dem Minister kam, gleich das Telegramm vor. Frederick sah sich die Depesche nachdenklich an.

„Ich frage mich, ob man die Instandsetzung des Forts nicht mit den Reparaturen in Dover kombinieren kann“, grübelte er laut. Dann sah er einen Zusatz:

„P.S.: LT. TAYLOR SO SCHWER VERWUNDET, DASS WEITERER EINSATZ NICHT MOEGLICH IST. ERBITTE RUECKKEHR LT. BENNETT. CPL. EVANS UNTERWEGS ZWECKS ABHOLUNG.“

Bennett senior las das Telegramm mehrfach. Die Anforderung von Harris machte seine Absicht zunichte, Robert zur Schadenregulierung nach Dover/Tennessee zu schicken. Der junge Mann war ruhiger geworden, schien seinen Liebeskummer vergessen zu haben. Aber was geschah, wenn er wieder in die Nähe von Bajonetten und Granaten kam? Tennessee war noch nicht vollständig in Unionshand und im westlichen Virginia herrschte blutiger Krieg.

Frederick klingelte und Robert erschien sofort. Frederick sah seinen Sohn einen Moment an. Er war ein stattlicher, gut aussehender Mann geworden, sein Jüngerer; einer, dem die Mädchen scharenweise nachlaufen mussten. Und doch interessierten sie ihn nicht. Colonel Bennett wusste nur zu gut, dass es für seinen Sohn nur Susan Craig gab. Ob sie überhaupt ahnte, *wem* sie den Laufpass gegeben hatte?

„Sir?“, sprach Robert seinen Vater schließlich an, der mit den Gedanken weit weg schien. Frederick kam aus seinen Tagträumen zurück.

„Entschuldige, Junge. Hast du die Depesche gelesen?“

„Welche? Die von Harris?“

Der Colonel nickte.

„Ja, warum?“

„Ich wollte dich nach Dover schicken. Jetzt fordert Harris dich als Ersatz für Taylor an.“

„Ich weiß. Ich wollte gerade packen gehen.“

„Mir ist nicht wohl dabei. Du bist hierher versetzt worden, um dich von Selbstmordabsichten zu kurieren. Bist du von der Wolke der Dummheiten herunter?“, fragte Frederick. Robert lächelte.

„Vater, ich bin nicht Soldat geworden, um am Schreibtisch zu sitzen. Und was *Dummheiten* anbetrifft: Solange mir eine Strafversetzung ins Büro droht, verzichte ich auf Himmelfahrtskommandos. Genügt das?“

Frederick Bennett nickte.

„In Ordnung. Aber wen schicken wir jetzt nach Dover?“

„Mich, wen sonst?“

„Harris hat dich als Ersatz angefordert, mein Sohn!“, erinnerte Frederick.

„Weiß ich. Aber wo steht geschrieben, dass er alle zwölf Schwadronen braucht? Du hattest doch die Idee, dass unsere Leute einen Teil der Reparaturen in Dover machen sollten. Toms Leute sind ausgebildete Pioniere und meine kann ich sehr variabel einsetzen, wenn Geoff sie mir nicht verdorben hat. Ich übernehme den finanziellen Kram, Tom die handwerkliche Seite des Unternehmens. Auf die gleiche Weise haben wir Fort Leavenworth repariert.“

Bennett senior nickte grimmig.

„Ist mir bekannt. Hast du dir mal den Grundriss von Donelson angesehen? Das ist kein Fort, das ist eine Stadt für sich! Junge, da waren fünfzehntausend Mann stationiert! Das ist kein Außenposten wie Randall, der keine hundert Yard im Quadrat misst!“

„Ich habe die Zeichnung gesehen. Es ist viel freie Fläche im Fort. Die Schäden an den Mauern halten sich nach den Fotoplatten, die ich bei Mr. Brady gesehen habe, in Grenzen. Die Platten waren zwar nicht sehr scharf, aber die Schäden waren gut zu erkennen. Außerdem soll Donelson nicht wieder vollständig hergerichtet werden, wenn ich den Befehl des Ministers richtig verstanden habe. Der Ausbau soll für die Unterbringung von maxi-

mal drei Regimentern erfolgen, die Außenwerke wahrscheinlich unberücksichtigt bleiben. Ich denke, wir können genügend Zeit für die Schäden in Dover erübrigen.“

Frederick sah seinen Sohn mit einem misstrauischen Blick an.

„Ich weiß, dass du dich um die Regulierung nicht gerissen hast, mein Junge. Du hast sehr maulig reagiert, als ich dir die Unterlagen gegeben habe. Warum willst du mit aller Gewalt nach Dover?“, fragte er forschend und sah Robert durchdringend an. Der junge Mann lächelte versonnen. In seinen nussbraunen Augen war ein Leuchten, das sie transparenten, dunklen Bernsteinen gleichen ließ.

„Es hätte mir vielleicht nicht gefallen, die Sache vom Schreibtisch aus zu erledigen. Ich habe gleich vorgeschlagen, dass wir das vor Ort regeln sollen.“

„Das ist es nicht. So gut kenne ich dich. Wer oder was ist in diesem Kaff, dass du dort unbedingt hin willst?“, bohrte der Colonel weiter. Robert griff in die Innentasche seines Uniformrocks und nahm einen Brief heraus.

„Wenn du es genau wissen willst: *Das* ist der Grund“, sagte er und warf den Brief auf den Schreibtisch. Frederick sah zu seiner Verblüffung den Absender Susan Craig. Der Poststempel war keine zehn Tage alt.

„Bei Gott! Seit wann korrespondierst du mit ihr?“, fragte er erschrocken.

„Seit Weihnachten. Sie hat mir geschrieben und mir schriftlich erklärt, was vorgefallen ist. Seitdem schreiben wir uns wieder.“

„Robert – sie ist mit Ronald Gordon verlobt, vergiss das nicht“, erinnerte Frederick mahnend.

„Verlobt, aber nicht verheiratet“, gab Robert zurück. „Ronald hat sich einen Dreck drum geschert, dass Susan und ich fast verlobt waren. Zudem hat sich aus Susans Briefen ergeben, dass meine Briefe, die ich ihr aus Manassas geschrieben habe, nachdem ich von Rons Annäherungsversuchen erfahren hatte, nicht angekommen sind. Sie müssen abgefangen worden sein.“

„Seit Weihnachten? Das passt mit dem Zeitpunkt zusammen, an dem du wieder klar wurdest. Hat der Briefwechsel etwas damit zu tun?“

„Natürlich. Solange Ronald Susan nicht vor den Traualtar geschleppt hat, werde ich nicht aufgeben.“

„Du bist und bleibst ein Dickkopf!“, lächelte der Colonel. Jetzt war er sich völlig sicher, dass sein Sohn sich nicht mehr absichtlich umbringen lassen wollte.

Am Tag darauf traf Trooper Evans ein und einen weiteren Tag später ritten er und Lieutenant Bennett zur Bahn. Nachdem die Pferde verladen waren, steigen sie in einen Erster-Klasse-Wagen ein. Für Evans, der als gewöhnlicher Trooper sonst im Viehwaggon fuhr, war es sehr ungewöhnlich, dass er jetzt Erster Klasse reisen durfte. Fast ehrfurchtsvoll setzte er sich in die Plüschpolsterung des Abteils. In Baltimore stiegen sie um, ebenso in Harpers Ferry, Cincinnati und Louisville. Die Louisville & Nashville Railroad würde sie bis nach Tennessee Ridge fahren, dem Bahnhof, der ihrem neuen Stützpunkt am nächsten gelegen war. Doch in Munfordville am Green River war die Fahrt zu Ende.

„Munfordville! Alles aussteigen, der Zug endet hier!“, rief der Aufsichtsbeamte. Robert sah aus dem Fenster.

„Ich habe bis Tennessee Ridge bezahlt! Was soll das?“, rief er zornig.

„Tut mir Leid, Sir. Die Brücke über den Green River ist von Partisanen der Rebellen gesprengt worden“, erwiderte der Bahnbeamte.

„Wie heißt die nächste Station?“, fragte Robert weiter.

„Cave City, Sir, aber ich würde Ihnen raten, nach Bowling Green zu reiten. Nach Cave City wäre es ein Umweg, Sir“, empfahl der Aufsichtsbeamte.

„Und warum?“, hakte Evans nach.

„Die Bahn überquert hier eine Schlucht, die mit dem Pferd nicht zu passieren ist. Sie müssen von hier aus in Richtung Südwesten reiten, am Fluss entlang, ihm etwa vierzig Meilen folgen. Dort ist eine Furt ziemlich genau nördlich von Bowling Green. Dann sind’s noch etwa zehn Meilen bis nach Bowling Green. Dort können Sie wieder einsteigen. Ihre Fahrkarte bleibt gültig“, gab der Eisenbahner Auskunft. Robert nickte. Er winkte Evans und sie stiegen aus. Als sie die Pferde gesattelt hatten, wandte Robert sich noch einmal an den Aufsichtsbeamten.

„Wir haben keine Karten von dieser Gegend. Können Sie mir eine geben?“

„Ich habe nur eine Karte hier im Empfangsgebäude. Aber Sie können sich den Weg abzeichnen.“

Es war Ende Februar und nach der ersten Schneeschmelze, die den Tennessee- und den Cumberland-River soweit über die Ufer hatte treten lassen, dass dadurch die Eroberung der Forts Henry und Donelson möglich geworden war, hatte der Frost noch einmal angezogen und außer eisigen zehn Grad Fahrenheit auch noch einmal Neuschnee gebracht. Weder für die Reiter noch für die Pferde war eine Reise jetzt angenehm. Vor allem verbot

es sich, bei diesen Temperaturen im Freien zu übernachten. Es war bereits dunkel geworden, aber der Halbmond brachte den Schnee zum Leuchten und wies den tief vermummten Soldaten den Weg.

Etwa zwei Stunden nach Anbruch der Dunkelheit erreichten Bennett und Evans ein einsames Gehöft, das nahe am Green River lag. Die Farm bestand aus einem Haupthaus, einem nahe daneben gebauten Stall und einigen leeren Koppeln. Die beiden Reiter hielten in schweigendem Einverständnis darauf zu, als sie bemerkten, dass im Haupthaus noch Licht brannte. Robert stieg vor dem Haupthaus steif gefroren vom Pferd und klopfte an. Es dauerte auch nicht lange, bis eine junge Frau, wohl nur wenig älter als Robert, öffnete und vor Schreck die Tür wieder zuschlug, als sie bemerkte, dass zwei Unionssoldaten vor ihrem Haus standen. Robert klopfte erneut. Vorsichtig wurde die Tür wieder einen Spalt breit geöffnet.

„Was wollen Sie?“, fragte die Frau.

„Mein Kamerad und ich sind seit heute Morgen unterwegs und möchten bei diesen Temperaturen nicht gern im Freien nächtigen. Wären Sie bereit, uns für heute Nacht Quartier zu geben?“, fragte Robert höflich an.

„Warten Sie einen Moment“, sagte die Frau und klappte die Tür wieder zu.

„Vergiss es, Robert“, seufzte Evans resigniert. „In dieser Gegend findest du keinen, der einem Yankee Obdach gibt.“

„Wir können nicht unter freiem Himmel übernachten, Andy. Dafür haben wir keine Ausrüstung mit“, erinnerte der Lieutenant.

„Sonnenklar, aber ...“

Die Haustür wurde wieder geöffnet und Evans brach ab. Der Mann, der in der Tür stand, war wohl kaum dreißig Jahre alt, hatte dunkles Haar, einen dünnen schwarzen Vollbart und war offenbar sehr groß. Es schien Evans, als wäre er sogar einen oder zwei Inch größer als sein Vorgesetzter.

„Meine Schwester hat mir gesagt, Sie wollen Quartier. Wer sind Sie und wohin wollen Sie?“, fragte er. Seine Stimme klang rau.

„Ich bin First-Lieutenant Robert Christopher Bennett von der 7th US-Cavalry, Schwadron C, und das ist Trooper Andrew Evans, mein Bursche. Wir sind unterwegs nach Bowling Green. Leider hat jemand der Eisenbahnbrücke von Munfordville mit Sprengstoff Feuer unter den Fundamenten gemacht, sonst müssten wir Sie nicht belästigen, Sir“, erklärte Robert. Der Mann nickte.

„Ich bin Yancey Morton Morrows. Treten Sie ein.“

„Danke, Mr. Morrows. Dürften wir zunächst unsere Pferde versorgen?“

„Hmm, ist gut. Kommen Sie, ich zeige Ihnen den Stall“, sagte Morrows, verschwand kurz im Haus und kam wieder, nachdem er seine Filzpantoffeln mit Reitstiefeln vertauscht hatte. Er ging den Unionssoldaten voraus zum Stall. Evans stieß Robert vorsichtig an.

„Ob man denen trauen kann?“, fragte er flüsternd. Bennett zuckte mit den Schultern.

„Schwer zu sagen. Verlassen würde ich mich darauf nicht“, gab er ebenso leise zurück.

„Was machen wir?“

„Wir sollten nicht beide zugleich schlafen. Wir wechseln uns alle zwei Stunden ab“, entschied Robert leise.

Wenig später hatten sie die Pferde versorgt. Robert war aufgefallen, dass Rover sehr unruhig war. Er schob es auf die ungewohnte Umgebung und die Kälte. Morrows zeigte den unerwarteten Gästen eine Dachkammer.

„Ich kann Ihnen nichts Besseres bieten als diese Kammer und zwei Strohsäcke. Wir sind auf Besuch nicht unbedingt eingerichtet“, sagte er.

„Schon recht, Mr. Morrows. Zwei Strohsäcke im warmen Haus sind immer noch besser als zwei Satteldecken im kalten Schnee. Danke“, bedankte sich Bennett.

„Sie werden bestimmt hungrig sein. Meine Schwester hat eine Hammelkeule gebraten. Es ist noch einiges übrig.“

„Ja, danke, wir kommen gleich“, erwiderte Robert. Die Tür war kaum zu, als Evans sich vorsichtig umsah.

„Mir ist gerade eingefallen, dass in dieser Gegend einige Blauröcke spurlos verschwunden sind, Bobby“, warnte er. „Wir sollten höllisch aufpassen.“

Robert nickte.

Im Wohnraum erhellte ein sechsflammiger Kerzenleuchter – ein ausrangiertes Wagenrad – unter der relativ niedrigen Decke die Dunkelheit des Februarabends. Im Kamin brannte ein prasselndes Feuer und nahe beim Kamin stand ein massiver Pinienholztisch, um den sechs gleichfalls massive, aber mit einer Art Plüsch gepolsterte Pinienholzstühle standen. Morrows’ Schwester kam herein, stellte sich als Pamela vor und brachte für jeden einen großen Teller, auf dem Hammelkeule, Maiskuchen und rote Bohnen in Hammelsauce angerichtet waren. Evans sah zur Tür, als sie wie-

der verschwunden war, dann auf seinen reichlich gefüllten Teller und schnupperte intensiv.

„Was hast du?“, fragte Robert.

„Ich weiß nicht. Die Bohnen riechen muffig. Wenn Tim rote Bohnen macht, riecht’s anders.“

„Tim Nott ist gelernter Hotelkoch und schmurgelt rote Bohnen nicht mit Hammelsauce“, erwiderte Robert und stippte die Sauce mit einem Stück Maiskuchen auf. Dann stutzte er.

„Teufel auch! Igitt, die Bohne schmeckte nicht“, sagte er angeekelt. „Du hast Recht. Deine feine Nase möchte ich haben.“

Evans grinste breit.

„Du warst zu lange in Washington und hast lange nichts mehr aus Tim Notts *Hotelküche* gegessen“, erwiderte er, schob die Hammelscheiben sorgsam beiseite und beförderte die Bohnen löffelweise in das Kaminfeuer. Robert tat es ebenfalls.

Als die junge Frau wiederkam, waren die Bohnen längst nahezu spurlos verschwunden.

„Hat es Ihnen geschmeckt?“, fragte sie, als sie die leeren Teller sah.

„Ja, sehr gut. Vor allem die Bohnen waren ausgezeichnet“, lächelte Robert verbindlich. „Können Sie mir das Rezept geben? Dann kann unser Koch endlich schmackhafte Bohnen machen“, bat er dann.

„Ja, gern. Ich schreib’s Ihnen auf“, versprach Pamela mit einem viel zu freundlichen Lächeln und trug das Geschirr hinaus.

„Volltreffer! Die Bohnen waren nicht ganz koscher“, schnaufte Robert.

Nach einer kurzen Unterhaltung, bei der die beiden Unionssoldaten demonstrativ gegähnt hatten – und sich dafür augenreibend entschuldigt hatten – hatten sie sich zurückgezogen und richteten sich in der zwar kühlen, aber vom Frost weit entfernten Dachkammer die Strohsäcke her.

„Meine Satteltasche lag vorhin anders“, bemerkte Robert. Er hatte ein ungutes Gefühl und kontrollierte den Inhalt.

„Andy – hast du noch Munition?“, fragte er, als er sich bleich geworden umdrehte. Sein gesamter Munitionsvorrat aus der Tasche fehlte. Ebenso das Bajonettmesser, das er für grobe Schneidarbeiten benutzte. Andrew Evans wühlte gleichfalls hektisch in seiner Satteltasche. Er fand nichts.

„Verdammte Schweinerei!“, fluchte er leise. „Ich hab’ nichts mehr.“

„Gar nichts?“

„Nur das, was jetzt im Revolver ist.“

Robert sah Andy eine Weile an.

„Das *ist* eine Falle! Hast du wenigstens noch deinen Säbel?“

„Von dem trenne ich mich nur im Bett. Das weißt du doch.“

„Na gut“, seufzte Bennett. „Zwölf Schuss und zwei Säbel. Das muss reichen. Wir werden uns den Weg freischlagen müssen“, knurrte er dann zornig.

Evans lauschte angestrengt an einem Loch im Fußboden.

„Hör mal!“, flüsterte er und winkte Robert heran. Der Lieutenant robbte zu ihm hin und horchte ebenfalls an dem Loch. Unten waren Schritte zu hören, deutliches Sporenklirren wahrnehmbar, dann Stimmen.

„Guten Abend, mein Schatz.“

Robert zuckte zusammen. Das war eindeutig die Stimme seines Bruders!

„Guten Abend, Phil“, antwortete Pamela. Das Geräusch, das folgte, schien ein Kuss zu sein.

„Habt ihr Besuch?“, fragte Philip. „Im Stall stehen zwei fremde Pferde.“

„Zwei Yankees, die ich mit meinen Spezialbohnen eingeschläfert habe. Hihi, einer wollte sogar noch das Rezept dafür haben! Sind deine Leute schon da?“

„Noch nicht. Sie werden in zwei, drei Stunden hier sein.“

„Bis dahin wachen die Yanks nicht auf. Willst du noch baden?“, fragte Pamela.

„Ein heißes Bad schadet nie – vor allem, wenn du mit in der Wanne sitzt.“

„Philip!“, ereiferte sich Pamela. Die Lauscher im Dachboden hörten nur noch ein leises Lachen Philips und das Klappen einer Tür.

„Zwei, drei Stunden? Andy, wir haben nicht viel Zeit! Pack’ deinen Kram zusammen, wir verschwinden hier!“

„Willst du durchs Haus?“, fragte Evans vorsichtig.

„Nein, an der Dachrinne herunter. Morrows könnte im Haus sein. Vielleicht hat Philip auch noch ein paar Leute mit, die schon unten sitzen.“

Evans schluckte ob dieser Ankündigung.

„Ich bin ein sehr schlechter Klettermaxe, Robert“, warnte er.

„Not lehrt Seiltanzen, manchmal auch klettern. Komm jetzt.“

Eilig packten sie ihre Sachen zusammen. Robert öffnete das kleine Fenster in der Giebelwand und schaute vorsichtig hinaus. Im Hof war alles still. Leise rieselte Neuschnee vom Himmel. Im Dreivierteldunkel der

schwachen Hofbeleuchtung erkannte Bennett einen schmalen Sims unter dem Giebelfenster, der an den Regenrinnen endete. Vorsichtig stieg er mit den Füßen voran aus dem Fenster, drückte sich flach an die Hauswand und schob sich inchweise nach links, bis er die Dachkante erreichte. Mit einem beherzten Griff langte er nach der Regenrinne und ließ sich gleichzeitig fallen. Sein Säbel schlug scheppernd gegen das Fallrohr.

„Hoffentlich hat keiner den Spektakel gehört“, murmelte Robert, als er mit einer Hand hängend den schleudernden Säbel mit der anderen unter Kontrolle brachte und ihn am Koppelhaken einhängte. Eisige Kälte biss in seine ungeschützten Finger. Auf die Wollhandschuhe hatte er verzichtet, weil sie für die Kletterpartie zu glatt gewesen wären. Langsam ließ er sich am Rohr herunter und war heilfroh, als er festen Boden unter den Füßen spürte.

„Puuh!“, schnaufte er leise. „Wirf die Sachen ‘runter!“, bedeutete er Evans leise. Andy warf ihm die Gepäckstücke einzeln zu, Robert fing sie auf, bevor sie laut auf dem Boden aufschlugen. Dann folgte Evans ihm zitternd und übervorsichtig auf dem gleichen Weg, den auch Robert gegangen war.

„Du schaffst es, Andy. Keine Panik. Bleib’ ruhig“, beruhigte Robert den zitternden Trooper. Schließlich war auch Evans heil im Hof gelandet.

„Gott sei Dank!“, stieß Andy leise hervor. „So viel Schiss hab’ ich noch nie gehabt!“

„Los, weiter!“, sagte Robert flüsternd, warf Andy seine Sachen zu, dann eilten sie im Laufschritt zum Stall hinüber.

Rover stampfte unruhig, als er die Schritte von draußen hörte, die auch noch näher kamen, als die Stalltür bereits geschlossen war und es immer noch finster war. Robert tastete sich an den Ständen entlang und rief leise nach Rover, der aufwieherte und seinem Herrn so den Weg wies. Robert hatte den Stand noch nicht erreicht, als eine Lampe aufflammte und gleich drei Revolverschüsse fielen. Er und Evans warfen sich flach zu Boden. Die Petroleumlampe zeichnete einen Schatten an die Wand, der ein langläufiges Gewehr in die Hände nahm.

„Ihr entwischt mir doch nicht, verdammte Yankees!“, knurrte Yancey Morrows.

Evans wollte etwas sagen, aber Robert schüttelte den Kopf. Mit Gesten bedeutete er seinem Burschen, vorsichtig zu den Ständen zu robben. Robert angelte nach einem Besen, steckte seine Mütze auf den Stiel und hielt sie vorsichtig hoch, so, dass es aussah, als stünde er auf. Wieder fiel ein

Schuss, die Mütze hatte über dem Abzeichen ein Loch, hinten im Mützenbeutel ebenfalls. Evans arbeitete sich vorsichtig an einen leeren Stand heran, der Mann mit der Lampe folgte dem scharrenden Geräusch. Andy warf ein Steinchen auf die entgegengesetzte Seite des Stalles, Morrows zuckte herum und schoss in die Richtung, aus der das Aufprallgeräusch kam. Robert nutzte die Gelegenheit, kam hoch und schoss sofort. Die Kugel traf Yancey in die rechte Hüfte, er ging mit einem Aufschrei zu Boden, riss den Revolver wieder aus dem Holster und wollte zurückschießen, aber Evans war schneller und traf ihn in die Waffenhand. Morrows verlor die Waffe, wand sich vor Schmerz schreiend. Evans legte mit dem Karabiner an, aber Robert hinderte ihn.

„Nein, er ist wehrlos, Andy. Sattle die Pferde, ich kümmere mich um ihn“, sagte er und drückte den Gewehrlauf nach unten. Doch bevor er dazu kam, sich um den Verletzten zu kümmern, war dieser davon gerobbt.

„Beeilen wir uns“, seufzte Robert.

Eilig sattelten sie die Pferde, waren gerade fertig, als ein Balken vor das Stalltor krachte und die Petroleumlampe, die Morrows irgendwie mitgeschleppt hatte, in den Stall geworfen wurde und das Holz und das Stroh sofort lichterloh entzündete. Die Pferde scheuten vor dem sich schnell ausbreitenden Feuer. Robert riss den Säbel aus der Scheide und schlug die Stallhalfter einfach durch. Die in Panik ausbrechenden Pferde, die sonst noch im Stall waren, brachen durch eine Holzwand und ermöglichten den eingeschlossenen Soldaten die Flucht. Schon fast im Galopp sprangen Robert und Andrew auf die Pferde und hetzten hinaus in die Dunkelheit. Dicht an die Hälse ihrer Pferde geduckt entkamen sie den Kugeln, die Morrows und Philip hinter ihnen her sandten.

Die beiden Reiter waren in der Dunkelheit verschwunden, als Morrows zu Boden ging.

„Verdammte Yankees! Bei allen Teufeln der Hölle, von denen will ich nie wieder einen Offizier oder anderen Soldaten lebend aus meinen Fingern lassen!“, schwor er stöhnend vor Schmerz. Philip, der sich um Yanceys Verwundungen bemühte, vermutete, dass es der augenblickliche Schmerz war, dass sein Schwager den Schwur nicht so meinte, wie er ihn ausgesprochen hatte. Pamela kam aus dem Haus gelaufen.

„Verflucht noch mal, ich hab’ gedacht, du hättest die Burschen eingeschläfert?“, wetterte ihr Bruder.

„Verstehe ich nicht. Die haben die Bohnen restlos verputzt. Die müssten schlafen wie die Engel, Yancey.“

„Sie sind wach wie der Erzengel Michael und schießen wie der Teufel persönlich!“, schnauzte Morrows wütend. Pamela seufzte nur und half Philip, ihren Bruder wieder ins warme Haus zu bringen. Dann bemühte Philip sich, den Brand mit eimerweisem Wasser zu löschen. Es war nichts zu machen, der Stall brannte nieder. Er konnte nur ein Übergreifen auf das Haupthaus verhindern. Seine Männer waren noch nicht eingetroffen, er musste allein gegen die Flammen kämpfen.

Als er sehr viel später rußgeschwärzt ins Haupthaus zurückkam, hatte Pamela ihren Bruder soweit versorgt, dass er einigermaßen schmerzfrei war und schlief.

„Ich fürchte, er meint ernst, was er vor sich hinmurmelt“, sagte sie leise, als Philip sie in den Arm nahm.

„Das mit den Yankees? Pam, das glaube ich nicht. Im ersten Schmerz sagt man viel daher.“

„Er brummelt sogar im Schlaf davon, Philip. So schief ist es noch nie gegangen, wenn wir hier Yankees abgefangen haben“, seufzte Pamela. Philip streichelte sie beruhigend.

„Lass’ ihn sich erst erholen. Er hat jetzt einiges abbekommen. Das gibt sich“, sagte er leise. Pam schmiegte sich dicht an ihn.

„Wenn Yancey sich etwas in den Kopf setzt, dann führt er es irgendwann aus, Phil“, warnte sie. „Und diese beiden, die ihm hier entwischt sind, wird er mit besonderem Eifer verfolgen, glaub’ mir.“

„Er wird kaum wissen, um wen es sich handelt“, mutmaßte Philip. Pam schüttelte den Kopf.

„Der Lieutenant war sehr höflich und stellte sich und seinen Burschen vor. Er hieß übrigens auch Bennett und der Bursche Evans.“

Philip wurde blass.

„Etwa *Robert* Bennett?“, erkundigte er sich mit einem Zittern in der Stimme. Pam nickte und sah auf und bemerkte Philips entsetzten Gesichtsausdruck.

„Was hast du?“, fragte sie.

„Pam, ich habe gerade auf meinen eigenen Bruder geschossen!“, entfuhr es ihrem Mann.

Robert und Andrew brachten ihre Pferde erst zum Stehen, als die brennende Scheune nicht mehr in Sicht war.

„Verdammt, das war knapp!“, schnaufte Evans. „So scheußlich heiß war mir noch nie!“

Robert nickte. Er sah sich um.

„Den Spuren kann ein Blinder folgen. Sobald es hell ist, sind sie hinter uns her. Wenn Philips Leute uns verfolgen, haben wir kaum eine Chance, lebend nach Bowling Green zu kommen“, sagte er. Der Mond brach wieder durch die Schneewolken und zeigte ihnen, dass sie nahe am Fluss waren. Mehr probeweise trieb der Lieutenant seinen Rappen in den Fluss.

„Wir haben die Furt gefunden, Andy“, rief er, als er den Fluss halb durchquert hatte und das Wasser nicht wesentlich tiefer geworden war.

„Schön, aber damit haben wir die Dixies nicht vom Hals. Was machen wir mit denen?“, gab Evans zu bedenken. Bennett kam zurück.

„Wenn du deinen Feind nicht besiegen kannst, verwirr’ ihn! Wir werden jetzt einträchtig nebeneinander einige Male in den Fluss und wieder ans Ufer reiten und so Spuren hinterlassen, die aussehen, als sei hier eine ganze Schwadron herumgetobt. Das gleiche machen wir am anderen Ufer bis zu dem Wäldchen dort. Ich gehe jede Wette ein, dass sie es dann unterlassen, uns zu nahe zu kommen.“

Nach nicht mehr als einer Viertelstunde sah das Ufer aus, als ob dort tatsächlich eine ganze Schwadron übergesetzt hatte und die beiden Flüchtlinge aufgenommen hatte. Bennett und Evans wechselten die Flussseite und hinterließen dort ebensolche Spuren bis zum Waldrand.

„Das sollte genügen, sie von unserer Überzahl zu überzeugen“, grinste Robert.

„Sieh mal, dort ist eine Hütte“, stieß Evans ihn an und wies in den Wald.

„Hoffentlich wohnen da nicht auch solch gastfreundliche Leute wie auf der anderen Seite“, murmelte Robert. Vorsichtig ritten sie zu der Hütte hin. Alles war dunkel und still. Rover schnaubte unruhig als aus der Ferne das Klappern von Pferdegeschirren zu hören war.

„Rover ist unruhig, Andy. Wir sollten hier nicht bleiben“, bemerkte Robert.

„Ich weiß auch, warum. Sieh mal auf der anderen Seite“, erwiderte Evans und zeigte auf die andere Flussseite. Inzwischen schien der Mond sehr hell und man konnte auf der Schneedecke Umrisse erkennen. Zehn oder zwölf Reiter in grauen Mänteln suchten das andere Ufer ab, kamen zu der Stelle, wo die Unionssoldaten die falschen Spuren gelegt hatten. Einer sah angestrengt herüber.

„Wenn du jetzt fair bist, Phil, dann übersiehst du uns einfach“, murmelte Robert. „Denk’ jetzt bitte an den letzten Winter, Bruderherz.“

Am anderen Ufer versuchte einer von Philips Männern, die zahlreichen Spuren zu untersuchen.

„Das waren mindestens hundert Mann, Sir! Gegen die kommen wir nicht an“, schloss Corporal Read aus den Spuren. Philip hatte aufs andere Flussufer gesehen.

„Drüben sind genau solche Spuren, Sam. Die Vögel sind uns entwischt. Zurück zur Farm!“, befahl er und winkte seinen Leuten, die vorausritten. Philip sah noch einen Moment hinüber.

‚Gute Arbeit, kleiner Bruder. Das macht dir so leicht keiner nach’, dachte er anerkennend und folgte dann seinen Männern.

Robert Bennett atmete hörbar aus, als die Konföderierten am anderen Ufer kehrt machten.

„Gott sei Dank, sie sind drauf ‘reingefallen!“

„Hattest du Zweifel?“

„Philip kennt den Trick auch. Wir haben beide zu lange im Westen gelebt, Andy. Solch eine Spur zu legen, ist eine List meiner indianischen Freunde. Als Gelbe Wolke sie mir gezeigt hat, war Philip dabei.“

Obwohl die Südstaatler abgerückt waren, wagten die beiden Unionssoldaten nicht, Feuer in der Hütte zu machen und damit auf die Anwesenheit von Menschen aufmerksam zu machen. Sie fütterten und tränkten nur die Pferde und ritten dann gleich weiter in Richtung Süden.

Knapp zehn Meilen südlich vom Green River lag Bowling Green. Robert und Andrew erreichten die Ortschaft drei Stunden nach ihrem Aufbruch. Robert stieg vor dem Büro des City-Marshals ab, um den Anschlag auf sich und seinen Begleiter anzuzeigen. Der Marshal saß gerade vor einem Stapel von Anzeigen, als Bennett das Büro betrat. Der Marshal sah auf.

„Ach, sieh mal an! Die Blaubäuche gibt’s auch noch!“, stieß er mit giftigem Unterton hervor. „Ich, vielmehr sämtliche Bürger von Bowling Green haben euch Brüder vor zwei Tagen sehr vermisst!“, zischte er.

„So?“, erkundigte sich Bennett.

„Ihr wisst doch sonst so gut Bescheid! Haben Pinkertons gepennt?“, spöttelte der Marshal in Anspielung darauf, dass sich die Union zur Feind-

aufklärung des Detektivbüros Pinkerton bediente. Robert kam zum Schreibtisch und stützte sich darauf.

„Sprechen Sie nicht in Rätseln, Mann!“, fauchte er den Marshal an. „Ich bin seit vier Tagen unterwegs, habe verdammt viel Glück gehabt, hier überhaupt anzukommen und seit drei Tagen keine Zeitung mehr gesehen! Also – was war hier los, dass Sie mich grußlos anfauchen?“, knurrte er den Marshal an.

„Was los war? Vor zwei Tagen ist hier ein Haufen Südstaatensoldaten – was sag’ ich? Soldaten? Banditen waren das! Also, vor zwei Tagen sind diese Banditen hier hundert Mann hoch durchgezogen! Vier Waffengeschäfte haben wir in Bowling Green. Aber glauben Sie nicht, dass noch eines davon seine Ware führt! Jedes Gewehr, jeden Revolver, jede Patrone haben die Brüder mitgehen lassen! Keinen lumpigen Cent haben sie bezahlt! *Requirieren* nannten *sie* das. *Ich* nenne es Diebstahl, Raub oder Ähnliches! Lieutenant, das fällt unter die Zuständigkeit der Army! Wo kommen wir denn hin, wenn alle Augenblick Rebellen unserer Geschäfte plündern? Ich allein kann das nicht stoppen. Wenn die Army das nicht unterbindet, halten Sie die Bevölkerung von Kentucky nicht mal mehr mit Waffengewalt bei der Union, das kann ich Ihnen sagen!“, ereiferte sich der Marshal. Robert grinste kalt.

„Soll ich das so verstehen, dass sich Kentucky eher den Plünderern anschließen würde als denen, die nichts dafür können?“, fragte er eisig. Der Marshal hatte im Magen das Gefühl, als liefe dort eine Ameisenarmee aufgeregt herum. Der Gesichtsausdruck des Lieutenants verhieß nichts Gutes. Der Marshal sagte nichts mehr.

„Ich nehme es zur Kenntnis und werde entsprechend darüber berichten“, sagte er dann. „Marshal, ich möchte eine Anzeige machen“, setzte Robert hinzu.

Der Marshal gewann wieder Boden unter den Füßen, nahm sein Anzeigeformular heraus.

„Was kann ich für Sie tun, Lieutenant?“, fragt er beflissen.

„Mein Begleiter und ich sind einige Meilen westlich von Munfordville nur knapp einem Anschlag entgangen, der von Zivilisten verübt wurde. *Das*, Marshal, fällt unter die Zuständigkeit der zivilen Strafverfolgungsbehörden“, versetzte Robert kühl.

„Bestreite ich nicht, Sir. Haben Sie einen konkreten Verdacht?“, erkundigte sich der Marshal.

„Nun, wir sind bei dem Geschwisterpaar Yancey und Pamela Morrows

gewesen – zu Gast, wie wir zunächst annahmen – bis mein Begleiter feststellte, dass die Bohnen im Essen nicht in Ordnung waren und wir wenig später hörten, dass etwa zwei Stunden später ein Kommando von Rebellen uns abtransportieren sollte. Wir haben uns durchs Fenster davongemacht. Im Stall wollte uns Mr. Morrows aufhalten. Mein Bursche und ich haben ihn angeschossen und konnten flüchten, nachdem wir fast geröstet worden wären.“

„Das ist sicher mehr als nur ein Verdacht“, seufzte der Marshal. „Haben Sie Morrows getötet?“, fragte er dann.

„So viel uns bekannt ist, ist er nicht lebensgefährlich verwundet. Ich weiß nicht, ob er den Scheunenbrand überlebt hat. Darum haben wir uns nicht mehr gekümmert.“

Der Marshal notierte sich Bennetts Angaben. Dann sah er den jungen Lieutenant einen Moment an.

„Beten Sie, Lieutenant, dass Morrows tot ist. Sonst haben Sie einen Feind fürs Leben, das garantiere ich Ihnen“, sagte er langsam.

„Sie kennen den Mann?“

„Er ist in ganz Kentucky als radikaler Rebell bekannt. Und er ist bekannt dafür, ausgesprochen rachsüchtig zu sein. Wenn er wissen sollte, *wer* ihn außer Gefecht gesetzt hat, sind Sie Ihres Lebens nicht mehr sicher“, erwiderte der Marshal.

„Sie haben meine Anzeige. Verhaften Sie ihn und die Sache ist für mich erledigt.“

„Die Farm der Morrows gehört nicht zu meinem Bezirk, Lieutenant. Der dort zuständige Sheriff ist leider ebenfalls eher den Rebellen zugeneigt. Ich leite Ihre Anzeige weiter, aber sie wird nicht viel Erfolg haben“, warnte der Marshal. Robert nahm die Warnung mit einem Kopfnicken zur Kenntnis. Er verließ das Büro des Marshals mit einem unguten Gefühl.

Kapitel II

Dover/Tennessee - Heimkehr in die Fremde

Nachdem sie von Bowling Green problemlos mit der Bahn weitergefahren waren, erreichten Bennett und Evans Tennessee Ridge am darauf folgenden Tag. Es war der 28. Februar 1862. Robert war entsetzt über die Zerstörungen, die Grants Leute hinterlassen hatten, als sie in Dover selbst ankamen. Es gab kein Haus, an dem nicht wenigstens ein Fenster eingeschlagen war. Die zerschlagenen Scheiben waren durch behelfsmäßige Holzabdichtungen geschlossen worden, die geborstenen Türen – offensichtlich rücksichtslos eingetreten – notdürftig hergerichtet.

„Hier sieht's aus, als hätten die Vandalen gehaust!", entfuhr es Robert.

„Vandalen in blauen Uniformen, Yankee!", fauchte eine Stimme neben ihm. Er sah sich um und fand einen Jungen etwas zu dicht neben sich, der kaum dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein mochte. Robert konnte gerade noch seine Hand zu fassen bekommen, die seine Geldbörse aus der Manteltasche stibitzt hatte.

„Ich denke, das lässt du besser hier", sagte Robert leise, aber scharf und nahm dem Jungen sein Portemonnaie wieder ab. „Kleine, aber lange Rebellenfinger mag ich genauso wenig wie du Yankees. Sind wir uns einig?"

Der Junge sah ihn groß an.

„Mann, das hat noch keiner spitzgekriegt, wenn ich ihn beklaut habe! Wie machen Sie das, Mister?"

„Wenn ich es dir verrate, klappt es beim nächsten Mal nicht mehr", grinste Robert. „Machst du Robin Hood Konkurrenz?"

„Wer is' 'n das?", fragte der Junge misstrauisch. „Gehört der den verdammten Partisanen an?"

„Nein, das soll jemand gewesen sein, der die Reichen bestohlen hat, um es den Armen zu geben", gab Robert lächelnd zurück.

„Nee, ich ernähr' bloß meine Familie damit. Mister. Die verdammten Yankees haben uns nicht viel gelassen."

„Seid ihr auch durch die Plünderung geschädigt?"

„Allerdings!“, schnaubte der Junge. „‘Tschuldigung, Sir, aber ich muss weiter, damit wir was zum Mittag kriegen.“

„Hier geblieben!“, stoppte Robert den Jungen und hielt ihn am Schlafittchen fest. „Du sagst mir jetzt deinen Namen und deine Adresse hier in Dover.“

„Warum?“

„Weil ich nachsehen will, ob ich deine Familie auf meiner Liste habe.“

„Hä? Was für ‘ne Liste, Mister?“

„Der Präsident schickt mich, um das geradezubiegen, was seine Soldaten hier verbrochen haben.“

„Sie sind doch ‘n Yankee, Mann!“

„Unbestreitbar. Aber einer, der zum Helfen kommt, nicht zum Zerschlagen.“

„Ostern und Weihnachten auf einem Tag? Na, das erzählen Sie mal dem Mayor hier!“

„Genau das habe ich vor. Also – wer bist du und wo finde ich den Mayor?“

„Also, ich heiße Joseph Farnbrook. Und das Haus da drüben, das ist das vom Mayor. Aber gehen Sie da lieber nicht in Uniform ‘rein, Mister. Der Mayor schießt verdammt gut!“

„Danke. Hier, für euer Mittagessen“, lächelte Robert und zog einen Zehn-Dollar-Schein aus seiner Brieftasche.

„Danke, Mister! Mann, wenn das Dad erfährt!“, strahlte der Junge und stürzte davon.

Evans sah Bennett verblüfft an.

„Bobby, du bist als Ersatz für Taylor hier! Harris braucht dich als Truppenoffizier!“

„Colonel Bennett hat mich hergeschickt, damit ich die Schäden hier in Dover reguliere. Und das werde ich auch tun“, versetzte Robert.

„Ich glaube nicht, dass Harris das passen wird“, warnte Andrew.

„Ich habe für die C-Schwadron den Befehl in der Tasche, sich in Dover nützlich zu machen“, erwiderte Robert und stieg auf sein Pferd. Evans saß ebenfalls auf.

„Harris wird eher die D-Schwadron aus Virginia holen, als dir noch ‘ne Pause zu gönnen. Er hat den Verdacht, dass dein Vater dich in Washington verhätschelt hat.“

„Dann soll *er* das dem Chef klarmachen“, seufzte Robert und ritt an.

Am Abend erreichten sie das von der Eroberung noch arg gerupfte Fort. Das Haupttor war bereits geflickt, aber noch nicht wieder voll hergestellt. Posten schickten die Neuankömmlinge zu Lieutenant-Colonel Harris' Dienstgebäude. Er hatte sich eines der unbeschädigten Gebäude ausgesucht und es für sich allein requiriert. Robert und Andrew ließen ihre Pferde vor der Tür stehen. Ein Posten riss die Tür zackig auf. Sie traten ein und salutierten vorschriftsmäßig.

„First-Lieutenant Robert Bennett zur Stelle, Sir!"

„Trooper Andrew Evans zur Stelle, Sir!"

Harris sah von seiner Tätigkeit auf.

„Ich kann nicht behaupten, dass ich von Ihrer Eile begeistert bin! Ich habe Sie vor zehn Tagen angefordert, Lieutenant! Was erlauben Sie sich?"

„Ich bin nicht auf Ihre Anforderung hier, sondern im Sonderauftrag des Kriegsministeriums, Sir", erwiderte Robert kühl.

„Es ist mir völlig egal, in wessen Auftrag Sie hier sind, Bennett! Sie gehören zu diesem Haufen, ich habe Sie ausgeliehen und zurückgefordert! Sie sind mein Untergebener und werden tun, was ich Ihnen auftrage! Und mein Auftrag an Sie lautete, so schnell als möglich zu kommen! Und Sie wagen es, sich meinem Befehl zu widersetzen?", keifte Harris. Robert nahm die Depesche aus der Tasche.

„Diese Depesche ..."

„Sie widersetzen sich einem Befehl nicht noch mal!", brüllte der Lieutenant-Colonel. „Ich werde Sie Muttersöhnchen schon erziehen!"

„Sir, das reicht jetzt!", erwiderte Robert scharf.

„Sie ...!"

„*Jetzt rede ich!",* donnerte der Lieutenant. „Und Sie hören mir, verdammt noch mal, zu!", rief er zornig. Er warf die Depesche auf Harris' Schreibtisch.

„In dieser Depesche, Sir, die die Einzige ist, die ich von Ihnen je zu sehen bekommen habe, ist kein Auftrag an *mich* enthalten, sondern nur die Bitte an Colonel Bennett, mich zurückzuschicken, weil Lieutenant Taylor ausgefallen ist, damit das klar ist! Und das hier, Sir, das ist der Befehl von Colonel Bennett, mir die C-Schwadron zur Verfügung zu stellen, damit die Plünderungsschäden in Dover repariert werden! Aus keinem anderen Grunde bin ich hier!"

„Da hört sich doch wohl alles auf! Wie reden Sie überhaupt mit Ihrem Vorgesetzten?"

„Im Augenblick, Sir, sind Sie das nicht. Ich gehöre derzeit dem Stab an

und bin ausschließlich Colonel Bennett unterstellt“, erwiderte Robert kühl. Harris’ Blick fiel auf Bennetts Schulterklappen. Statt der gelb unterlegten Abzeichen der Cavalry trug er die dunkelblau unterlegten des Stabes.

„Ich brauche jede Schwadron! Ich kann keine entbehren. Und die C-Schwadron schon gar nicht! Sagen Sie das dem Colonel!“, fauchte Harris.

„Sie müssten ohnehin mindestens eine Schwadron hier lassen, um das Fort zu bewachen. Sie erhalten den Befehl vom Kriegsminister, die C-Schwadron hier zu lassen und die D-Schwadron als Ersatz dafür aus Virginia abzuziehen“, gab Robert zu bedenken. Harris’ Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen.

„Ich werde den Teufel tun, Bennett! Ich beordere die D-Schwadron aus Virginia zurück, oh ja! Aber die D-Schwadron hat ein Päuschen verdient – im Gegensatz zu Ihnen! Sie haben faul im Ministerium gesessen und Ihre Kameraden haben die Köpfe hingehalten – hier oder in Virginia! Sie, Bennett, gehen mit ins Feld, darauf können Sie Gift nehmen!“, zischte Harris.

„Ich reiße mich gewiss nicht um Bürojobs, Sir, aber diese Sache ist sehr wichtig, um Dover nicht noch weiter unter den Einfluss der Rebellen geraten zu lassen. Ich kenne die Materie, Captain Carmody nicht, Lieutenant Ellison und Lieutenant Gordon ebenfalls nicht. Die Männer von Lieutenant Craig sind ausgebildete Pioniere und die von Lieutenant Taylor können mit Hausbau wenigstens etwas anfangen. Die Leute haben Erfahrung darin, wie man Reparaturen macht. Schließlich haben wir auch Fort Leavenworth instand gesetzt. Deshalb ist die C-Schwadron wichtig dafür.“

Harris grinste kalt.

„Kann sein – aber ohne Sie!“, versetzte er harsch.

Robert schluckte. Dann nahm er Colonel Bennetts Befehl vom Tisch, der die C-Schwadron für die von Lieutenant Bennett durchzuführenden Arbeiten abkommandierte.

„Dann werde ich Colonel Bennett mitteilen, dass Sie sich seinem Befehl widersetzen und mir nicht die angeforderten Leute geben, Sir.“

„Das werden Sie sicher nicht tun, denn im Arrestbereich gibt es keinen Telegrafen!“, entgegnete Harris. „Ich habe jetzt genug Geduld mit Ihnen gehabt, Lieutenant. Sie stehen hiermit unter Arrest! Wache!“

Der Posten, der vor der Tür gewartet hatte, erschien.

„Sir?“

„Holen Sie Sergeant-Major Eisner!“

„Ja, Sir!“, salutierte der Posten und verschwand.

Robert sah sich unauffällig nach einer Fluchtmöglichkeit um, doch bevor er sie entdeckt hatte, waren Eisner und seine Leute da.

„Sir?“, meldete sich Eisner.

„Sergeant-Major, Lieutenant Bennett widersetzt sich meinen Befehlen. Er steht unter Arrest. Bringen Sie ihn in den Arrestbereich!“, befahl Harris. Eisner sah den jungen Lieutenant einen Moment an.

„Kommen Sie freiwillig mit oder müssen wir Gewalt anwenden, Sir?“, fragte er.

„In diesem Fall, Sergeant-Major, werden Sie Gewalt anwenden müssen“, versetzte Robert kühl. Eisners Leute griffen zu, um den Lieutenant zu überwältigen, aber sie schafften es nicht, Bennett in den Griff zu bekommen.

Die Tür der Kommandantur wurde aufgestoßen und Captain Bruce, Lieutenant Craig und wenigstens zwanzig Männer der C-Schwadron drangen in das Büro ein.

„Eisner – lassen Sie Lieutenant Bennett sofort los!“, befahl Bruce. Harris, Eisner und dessen Leute drehten sich erschrocken um und sahen in die schussbereiten Karabiner von Bruces Truppe. Der Schreck seiner Bewacher genügte Robert, um sich aus dem Griff herauszudrehen und auch die Depesche von Harris an Colonel Bennett vom Schreibtisch in seine Rocktasche verschwinden zu lassen. Harris’ Hand, die ebenfalls danach angelte, kam zu spät.

„Captain Bruce! Das ist Meuterei!“, fauchte Harris. Barry Bruce schüttelte den Kopf.

„Ich habe eben erfahren, dass Lieutenant Bennett einen Sonderbefehl für meine Schwadron hat. Und ich hatte Befürchtungen, dass Sie mir diesen Befehl nicht weitergeben wollen, Sir. Außerdem hat mir Trooper Evans mitgeteilt, dass Sie Lieutenant Bennett wegen Befehlsverweigerung einsperren wollen. Deshalb sah ich mich genötigt, meinem Lieutenant zu Hilfe zu kommen.“

„Wollen Sie damit sagen, dass Sie jemandem, der Befehle verweigert, behilflich sind, Bruce?“

„Ich bin Lieutenant Bennett behilflich, weil ich weiß, dass er Befehle in der Regel nicht verweigert. *Wenn* er es tut, hat es seine Richtigkeit“, erwiderte Bruce. „Was wollte er von dir, Bobby?“

„Er wollte einen Befehl von Colonel Bennett für die C-Schwadron an die D-Schwadron geben und uns stattdessen nach Virginia schicken. Hier ist der Befehl.“

Bruce nahm Robert den Befehl aus der Hand, ohne den Blick von Harris und Eisner zu abzuwenden. Dann bedeutete er Sergeant Mattson, auf die Männer um Eisner aufzupassen und las die Depesche durch.

„Sir, für diese Aufgabe sind meine Männer die geeignetsten. Kein Mann aus Carmodys Haufen könnte die Arbeiten machen. Ich werde Colonel Bennett unterrichten, Sir! Darüber und über die Aktion bei Fort Leslie. Ich denke, es ist jetzt an der Zeit dafür."

Harris wurde bleich. Er hatte keine Möglichkeit, Bruce daran zu hindern. Eisner und seine Leute traten zurück. Die Männer der C-Schwadron verließen mit Lieutenant Bennett die Amtsstube.

Draußen standen die übrigen Soldaten des gesamten Bataillons A, an der Spitze Major Craig. Nicht weit entfernt waren noch mehr Soldaten – das Bataillon B unter Major Thomas.

„Lieber Himmel, was ist das?", fragte Robert erschrocken.

„Das Empfangskomitee für dich, Bobby. Wir haben dich sehr vermisst", lachte Bruce und klopfte Robert auf die Schulter. „Als Evans bei mir hereinstürzte, waren Major Craig und Major Thomas gerade bei mir. Wir wussten, dass Harris angedroht hatte, dich gleich wieder auf Himmelfahrtskommandos zu schicken, wenn du zurückkommst. Und dein Vater hatte vorsichtshalber an Major Craig telegrafiert und den Befehl an uns, Dover zu reparieren, schon angekündigt. Harris hat irgendetwas gegen die C-Schwadron und hätte diesen Befehl nie freiwillig herausgerückt. Und als Andy mir noch sagte, dass Harris dich einsperren wollte, wussten wir, dass er den Befehl hatte und nicht weitergeben wollte. Aber jetzt ist der Mann fällig, das garantiere ich dir."

„Weshalb?", fragte Robert nach.

„Es wäre zu viel, es dir hier vor der Tür zu erzählen. Komm mit ins Kasino."

„Und Harris?"

„Keine Sorge, der hat nicht mehr viel Rückhalt in der Truppe. Komm", forderte Tom den Freund auf.

„Also, was ist hier eigentlich los?", fragte Bennett, als Bruce, Tom und Richard Craig und er selbst bei einem Bier im Kasino saßen.

„Harris ist fertig, mein Junge", sagte Richard Craig. „Es gibt keinen, der nach Captain Cabot – Gott hab' ihn selig – so wenig Ansehen bei den eigenen Leuten hat wie Harris."

„Und warum?", hakte Robert nach.

„Harris hat telegrafiert, dass die Aktion im westlichen Virginia verschoben werden muss“, sagte Bruce. „Das Telegramm ist eine glatte Lüge. Wir *waren* bereits in Virginia. Das Ergebnis ist ein Desaster. Zum Glück hat es nicht zu viel Verluste gegeben. Aber wir haben nur Schwein gehabt.“

„Barry, lass’ dir die Würmer nicht einzeln aus der Nase ziehen. Was war los?“, forschte Robert. Bruce verständigte sich mit einem Blick mit Major Craig. Dann begann er zu erzählen:

„Im Januar haben wir den Befehl bekommen, im Westen Virginias die unionstreuen West-Virginier zu unterstützen. Dort hat sich eine Sezessionsbewegung in der Sezession gebildet. Das Regiment brach nach Virginia auf, wir hatten auch passable Erfolge; aber wir hatten auch Rückschläge, die bei einem solchen Feldzug nicht ausbleiben. Wir haben im Januar und Anfang Februar im Freien kampiert. Ich muss dir nicht sagen, was das für uns bedeutet hat. Nicht einer ist ohne Erfrierungen geblieben. Sämtliche Offiziere haben Harris bekniet, in Fort Leslie unsere Operationsbasis einzurichten, einem seit Jahren unbesetzten Posten am Zusammenfluss von Greenbrier und Kanawha, direkt gegenüber von Hinton. Leslie lag genau im Einsatzgebiet. Am 10. Februar hatten wir ihn endlich soweit, dass er feste Quartiere beziehen wollte, weil es ihm wohl selbst zu kalt wurde. Nur, als wir Leslie am 12. Februar erreichten, war der Posten besetzt – von Rebellen. Harris hat eine Belagerung befohlen, obwohl wir über keinerlei Gerät dafür verfügen. Außerdem hat er ein Faible für Julius Cäsar, der gute Harris. Er wollte Fort Leslie belagern, wie Cäsar in der Antike Alesia ausgehungert hat: Mit drei oder vier Gräben, mit Wasser gefüllt, mit spanischen Reitern bestückt, als Fallgräben ausgearbeitet. Die Rebs im Fort haben uns ein paar freundliche Grüße aus den Kanonengießereien von Richmond geschickt und unsere mühsam geschaufelten Gräben mit Granaten wieder zugeschippt. Bei einem Ausfall der Dixies haben wir fünfzig Mann verloren. Und dann bekamen die auch noch Entsatz. Wir saßen wie die Ratten in der Falle – verteilt im Halbkreis, abgeschnitten. Wir haben uns nur mit viel Mühe herausdrehen können, weil Tom und Lieutenant Kossmann mit ein paar Leuten ausgebrochen sind und mit Hilfe von Feuerwerkskörpern, die wir aus Schießpulver selbst gebastelt haben, den Entsatztruppen vorgegaukelt haben, dass wir ebenfalls erhebliche Verstärkungen bekommen. In der Nacht konnten wir uns dann über den Kanawha absetzen und nach Beckley entkommen. In Beckley hat Harris alle Offiziere mit Verfahren wegen Feigheit vor dem Feind bedroht, wenn wir über den Misserfolg von Fort Leslie ein Wort verlieren. Aber nach der Befehlsver-

weigerung gegen Colonel Bennett sind wir sicher, zu gewinnen. Captain Braunsberg telegrafiert ans Ministerium. Hoffentlich bekommt dein Vater das Kommando zurück“, schloss Bruce seinen Bericht.

„Frage ist: Will er das überhaupt?“, warf Thomas ein. „Ein Job im Ministerium ist allemal mehr wert, als ein Regiment durch die Felder zu scheuchen“, gab er zu bedenken.

„Ich glaub’ schon“, erwiderte Robert. „Er macht sich Sorgen um den Haufen. Das würde er sicher nicht tun, wenn ihm das Regiment gleichgültig wäre.“

„Immerhin ist sein Sohn dabei“, sagte Richard und sah einer Wolke Tabakrauch nach, die er eben ausgeblasen hatte.

„Nun, erstens bin ich im Augenblick noch im Stabsdienst, zweitens habe ich diesem Regiment seit fast sechs Monaten nicht angehört. Nein, nein, wenn er könnte, würde er das Kommando eher heute als morgen zurücknehmen.“

„Apropos Stabsdienst – *was* willst du hier? Dover reparieren, hab’ ich gehört?“, fragte Thomas nach. Robert nickte.

„Wer ist denn auf *diese* verrückte Idee gekommen?“, hakte Tom nach.

„Ich selber“, erwiderte Bennett.

„Wir hatten dich nach Washington geschickt, damit du keinen Blödsinn anstellst, und du ... Ich fass’ es nicht!“, stöhnte Bruce auf.

„Es ist kein Blödsinn, Barry. Es ist bittere Notwendigkeit. Dover ist unsere unmittelbare Nachbarschaft, der nächste für uns erreichbare Bahnhof ist die nahe bei Dover gelegene Station Tennessee Ridge, wenn wir schnell verlegt werden sollen – und das wird häufiger passieren, glaub’ mir. Wenn wir nicht jedes Mal eine Eroberung der Stadt veranstalten wollen, um an die Eisenbahn heranzukommen, sollten wir mit den Leuten in der Stadt einigermaßen auskommen. Davon abgesehen, haben sich die Herren, die die Rebs hier ‘rausgeschmissen haben, benommen wie die Elefanten im Porzellanladen. Ich weiß nicht, ob sich einer von euch Dover richtig angesehen hat. *Ich* jedenfalls habe kein Haus entdeckt, das nicht beschädigt ist. Und ich bin durchaus in der Lage, Gebrauchsschäden von Kriegsschäden zu unterscheiden. Dein Onkel, lieber Thomas, hat dem Minister die Presse auf den Hals gehetzt, als der auf Verzögerungstaktik setzte. Mein Vater hat mir den ganzen Kram hingeschoben und mich beauftragt, die Schäden wieder in Ordnung zu bringen. Eigentlich hätte ich das vom Schreibtisch aus tun sollen, aber ich sehe damit, dass ich die Schäden vor Ort reguliere und gegebenenfalls für eine sofortige Reparatur sorgen kann, für uns die beste

Möglichkeit, dass wir uns hier eine dauerhafte Basis schaffen und die Menschen hier davon überzeugen, dass ein Platz in der Union besser ist, als einer in der Konföderation.“

Richard sah den jungen Mann einen Moment an.

„Du weißt, dass Lucas in Dover ist?“, fragte er dann.

„Der Protestbrief deines Bruders an den Präsidenten ist mir bekannt. Ich habe selten jemanden schriftlich so zetern sehen. Und nachdem ich in Dover war, gebe ich ihm uneingeschränkt Recht“, entgegnete Robert.

„Weißt du noch mehr? Ich meine, hattest du noch weiteren Kontakt mit Dover?“, forschte Richard. Robert wurde misstrauisch. Sein Patenonkel redete sonst nicht um den heißen Brei.

„Verstehe nicht. Was meinst du?“, tat er harmlos, obwohl er genau wusste, dass Richard seine Kontakte zu Susan meinte. Richard rang mit sich.

„Robert, bei Lucas wohnt zurzeit Susan. Ist dir das bekannt?“

„Was, wenn ja?“, fragte Robert interessiert.

„Sie ist mit Gordon verlobt, mein Junge, vergiss das bitte nicht.“

„Das werde ich genauso wenig vergessen, wie es Ron nicht interessiert hat, dass Susan und ich bereits Heiratspläne hatten“, versetzte er bissig. „Und eines verspreche ich dir, lieber Patenonkel: Ich werde keine Ruhe geben, bis Ronald aufgibt. So wahr ich hier sitze!“

Sein Gesichtsausdruck war finster und eisig, wie es keiner der Männer, die mit Robert am Tisch saßen, jemals an ihm bemerkt hatte. Richard schluckte. Wenn ein Blick nichts Gutes verhieß, dann dieser.

„Immerhin ist sie jetzt verlobt. Ihr wart nur befreundet“, gab er zu bedenken.

„Aber sie ist nicht verheiratet. Und habe ich meine Zweifel, dass sie Ron jetzt noch heiraten will, Onkel Richard. Deshalb sehe ich nicht ein, weshalb ich meine Freundschaft zu ihr nicht wiederbeleben sollte. Ja, ich habe Kontakt mit Susan. Seit Weihnachten letzten Jahres schreiben wir uns ausgesprochen häufig. Susan hat mir geschrieben, dass Tom und diverse andere ihr bestätigt haben, was ich ihr von Ronald erzählt habe – und dass ihr das gar nicht gefallen hat. Ich gebe gern zu, dass Susan der letzte Anstoß für mich war, nach Dover zu kommen. Eines kann ich dir auch noch versprechen: Dass ich ihr *nicht* erzählen werde, dass Ronald allein im Monat Januar fünf- oder sechsmal mit der Militärpolizei aus einem Puff in Washington abgeschleppt wurde, weil er erstens stockbesoffen war, zweitens jeweils den Wirtschafter krankenhausreif geschlagen hat, drittens den

fälligen Liebeslohn nicht zahlen wollte oder konnte. Nein, das tue ich ihr nicht an. Aber ich bin wirklich im Zweifel, ob das der geeignete Schwiegersohn für euch sein sollte."

Tom grinste frech.

„*Mir* wollte mein Vater ja nicht glauben, dass du ein Dickkopf bist", kicherte er. „Paps, ich hab's dir gesagt, dass Bobby nicht aufgeben wird, wenn er wieder klar im Kopf ist."

Richard seufzte tief.

„Von mir aus jederzeit, Robert. Aber da ist noch deine Patentante, der ein reicher Schwiegersohn lieber wäre, als ein wenig bemittelter Jungoffizier."

„Sicher schwimme ich nicht im Geld, nur denke ich, dass Susan das herzlich egal ist. Ich weiß, dass du nicht arm bist, aber ich habe nie bemerkt, dass Susan ein luxusliebendes Mädchen ist. Ich habe nur ein einziges Schmuckstück bei ihr bemerkt – und das ist eine kleine Opalbrosche in der Art, wie Tom Betty eine geschenkt hat. Ihre Garderobe ist so unauffällig wie praktisch. Nichts, aber auch gar nichts an ihr ist überdreht oder luxussüchtig. Ich denke, *das* kann ich ihr auch bieten."

„Du liebst sie, oder?", fragte Richard.

„Die Frage ist zwar indiskret, aber es stimmt. Ja, ich liebe sie. Ich liebe sie so sehr, dass ich zu Ronalds Gunsten auf sie verzichten würde, wenn ich sicher wäre, dass sie damit glücklich wäre. Nur dem ist nicht so", gab Robert zu. Der Major nickte.

„Ich glaube, sie würde sich freuen, wenn sie dich sehen würde", sagte er lächelnd.

Zwei Tage später, es war Sonntag, der 2. März 1862, versammelten sich die wenigen Katholiken, die es in Dover gab, in einer Scheune zur Sonntagsmesse. Eine eigene katholische Kirche gab es nicht. Susan Craig saß recht weit vorn in den lehnenlosen Bankreihen. Als der Pfarrer mit seinen beiden Messdienern hereinkam und die kleine Gemeinde sich erhob, meinte sie, außer dem Duft von Weihrauch auch eine Spur eines ganz bestimmten Rasierwassers wahrzunehmen. Zunächst verwarf sie den Gedanken, Robert könnte in der Scheune sein. Schließlich benutzten gewiss auch andere Männer dieses Rasierwasser. Doch bei den Gebeten hörte sie außer dem Idiom, das in Tennessee gesprochen wurde, auch Laute, die eher aus Kansas oder dem Nebraska-Territorium stammten. Vorsichtig sah sie sich um – und glaubte, zu träumen. Direkt hinter ihr stand Robert Bennett und

zwinkerte ihr bedeutsam zu. Susan wurde feuerrot. Es kostete sie viel Beherrschung, sich nicht einfach umzudrehen und ihn zu umarmen. Susan lächelte in sich hinein. Er war da. Von diesem Moment an hatte sie das Gefühl, hier in Dover zu Hause zu sein.

Das Gefühl war nicht zu rechtfertigen, denn weder sie selbst noch Robert gehörten hierhin. Vor allem Robert würde nicht lange bleiben, dachte sie sich. Der Duft des Rasierwassers wurde stärker, dann hörte sie seine leise Stimme neben sich:

„Ich komme nach der Messe zu euch."

Susan spürte einen sanften Schauer. Vorsichtig schob sie die rechte Hand nach hinten, bemerkte, dass sie zart umschlossen wurde. Seine Hand war warm.

„Bleibst du noch zum Essen?", fragte sie flüsternd.

„Wenn du einen Teller Suppe für mich hast, gern", erwiderte er, gleichfalls flüsternd. Susan drehte sich nicht um, aber sie war sicher, dass er lächelte. Sie drückte seine Hand und entzog ihm die ihre dann langsam. Er ließ nur zögernd los. Doch als die Messe zu Ende war, war Robert schnell fort.

Unruhig ging Susan zum Haus ihres Onkels. Kaum hatte sie ihm von der Begegnung in der Kirchenscheune erzählt, als es an der Haustür klopfte. Susan war nicht zu halten, eilte zur Tür und öffnete. Tatsächlich – Robert stand auf der Veranda. Er zog höflich den Hut, verbeugte sich knapp.

„Miss Craig, vermute ich?", fragte er, als ob er sie nicht kannte. Susan sah ihn verblüfft an.

„Bitte? Ja", stotterte sie.

„Lieutenant Robert Bennett, 7th US-Cavalry, zur Zeit ans Kriegsministerium ausgeliehen. Ich komme wegen der Plünderungsschäden. Darf ich eintreten?"

Immer noch verwirrt nickte sie. Er betrat das Haus, putzte sich ordentlich die Schuhe ab. Aber als sie die Tür geschlossen hatte, fand sie sich plötzlich in seinem Arm wieder.

„He, was soll *das* jetzt?", fragte sie erschrocken, aber sie wehrte sich nicht gegen seine viel zu lang ersehnte Umarmung. Im Gegenteil: Sie erwiderte sie und lehnte sich wie schutzsuchend an ihn an.

„Entschuldige bitte die Schauspielerei, aber ich möchte nicht, dass du mit einem Yankee in Verbindung gebracht wirst, solange du unter Rebellen lebst", sagte er sanft.

„Hast du mich erschreckt!“, keuchte sie. Sie sah zu ihm auf, bemerkte die Wärme in seinem Blick und schloss genießerisch die Augen, als er sie küsste.

„He, Sie Wüstling! Die Dame ist verlobt!“, donnerte eine Stimme zornig aus Richtung Wohnzimmer. Robert hatte mit Störung gerechnet und war deshalb nicht so sehr erschrocken wie Susan. Er drehte sich um und lächelte Lucas Craig freundlich an.

„Guten Tag, Dr. Craig. Ich bin wegen der Plünderungsschäden hier und dachte, bei der jungen Dame gleich anzufangen“, grinste er. Lucas nahm die Pfeife aus dem Mund und schüttelte unwillig den Kopf.

„Mit so etwas macht man keine Scherze, Junge! Es hat nicht viel gefehlt und Susan wäre diesem Mob zum Opfer gefallen! Solange sie in meinem Hause ist, bin ich für sie verantwortlich. Und ich dulde...“

„Nur die Ruhe, Dr. Craig“, beschwichtigte Bennett ruhig. „Scherz beiseite: Ich bin wirklich wegen der Plünderungsschäden hier. Ich habe Befehl vom Kriegsminister höchstpersönlich, das, was meine unflätigen Kameraden hier verbockt haben, wieder geradezubiegen – sofern es denn möglich ist. Und was Susan anbetrifft: Ich weiß wohl, dass sie verlobt ist. Und ich weiß auch *warum*. Ich hoffe, du auch, Onkel Lucas“, erklärte er.

„Sicher, mein Junge. Aber eine Verlobung ist nun einmal ein Ehe*versprechen*.“

Robert grinste über das ganze Gesicht.

„Klar, versprechen kann sich jeder mal“, kicherte er. Susan musste lachen und ihre Fröhlichkeit steckte Lucas an.

„Herzlich willkommen im einzigen Haus in diesem Land, das sich keiner Seite anschließen mag. Hier wird jeder behandelt“, lachte er auf und bot Robert die Hand. „Bleibst du länger?“, fragte er dann und machte eine einladende Handbewegung ins Wohnzimmer, der Susan und Robert folgten.

„Wahrscheinlich solange, bis Dover wieder hergerichtet ist. Meine Leute kommen morgen nach. Gibt es hier noch ein Hotel, in dem man gut hundert Mann einquartieren kann?“

„*Einquartieren?“,* stieß Dr. Craig entsetzt hervor. „Junge, die Leute hier würden euch eher skalpieren, als euch ein Quartier zu geben!“, warnte er.

„Ich weiß. Aber vielleicht könntest du mir als eingefleischter Neutraler helfen, Lucas. Die C- Schwadron, zu der ich normalerweise gehöre, soll den Ort wieder aufbauen, genauer: Reparieren, was beschädigt ist. Wir haben die Absicht, die Schäden gleich an Ort und Stelle zu beseitigen.

Thomas' Leute sind ausgebildete Pioniere, er hat Tischler, Schreiner und Baufachleute darunter. Einer von meinen ist im Zivilberuf Stuckateur, ein anderer Zimmermann, es sind Schmiede und ein oder zwei Drechsler dabei. Und wenn das Regiment nicht komplett in den Einsatz geschickt wird, könnte ich aus unserer deutschen Schwadron noch ein paar Kunsthandwerker bekommen."

„Seit wann baut das Militär etwas auf, statt alles plattzumachen?", wunderte sich Lucas Craig.

„Vielleicht, seit sich jemand ins Kriegsministerium verirrt hat, der meint, dass es ein Verbrechen ist, dem eigenen Volk den roten Hahn aufs Dach zu setzen", erwiderte Robert lächelnd.

„Es ist *immer* ein Verbrechen, Menschen zu töten oder auszuplündern!", versetzte Lucas. „Ob es das eigene Volk ist oder ein anderes!"

„Was Plünderung anbelangt, Lucas, rennst du bei mir ein offenes Scheunentor ein. Ich würde nie auf den Gedanken verfallen, Zivilisten zu drangsalieren. Wenn ich einen Krieg führen muss, führe ich ihn gegen die Soldaten der anderen Seite, niemals gegen Zivilisten", entgegnete Robert sanftmütig. Er kannte die Ansichten von Susans Onkel genau. Lucas machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Ach, zum Teufel mit allen Soldaten!", knurrte er.

„Vorsicht, du beförderst die gesamte männliche Verwandtschaft in die Hölle!", warnte Robert lachend. „Also, finden wir hier irgendwo Quartier oder müssen wir in den alten Zelten der Außenwerke nächtigen?"

„Ich kann es dir nicht versprechen, Bob. Wir sollten zum Mayor gehen und ihm die Sachlage erklären. Du, Tom und Frank, ihr könnt hier im Hause bleiben."

Roberts vorsichtiger Seitenblick auf Susan verriet, dass ihm das Angebot ihres Onkels sehr recht war. Und die Weise, mit der Susan seinen Blick erwiderte, bewies, dass sie auch nichts dagegen hatte.

Am frühen Nachmittag stellte Lucas den jungen Lieutenant beim Mayor der Stadt vor. Der Bürgermeister zeigte sich zunächst sehr misstrauisch gegenüber den Yankees, aber Robert verstand es, den Mann von den guten Absichten seiner Soldaten zu überzeugen. Der Mayor seufzte tief.

„Gut, Lieutenant. Wir haben alle laut nach Entschädigung geschrien. Es wäre unglaubwürdig, wenn wir sie jetzt ablehnten, nur weil die Yankeearmee den von ihr angerichteten Schaden selbst beheben will. Ich werde mit den Leuten hier reden, die genügend Platz haben, um ein paar Soldaten

vorübergehend einzuquartieren. Welchen Zeitraum stellen Sie sich vor?“

„Nun, das hängt davon ab, wie groß die Schäden sind, wie schnell wir Material geliefert bekommen und wie viele Geschädigte sich noch melden. Bisher habe ich rund einhundertfünfzig Meldungen vorliegen. Aber zwei bis drei Monate würde ich in jedem Falle ansetzen.“

Der Mayor erbleichte.

„Yankees zwei bis drei Monate hier in Dover? Lieutenant, ich sage es Ihnen unverblümt: Dover gehört zum Staat Tennessee und damit nicht mehr zu den USA! Wir dulden fremde Truppen nicht in den Grenzen unseres Territoriums!“

„Mayor, ich bin genauso unverblümt: Die USA erkennen eine Abspaltung weder des Staates Tennessee noch eines anderen Staates an!“, versetzte Robert kühl. „Das zu verhindern ist mein Job, dafür werde ich bezahlt. Aber ich sage Ihnen genauso ehrlich, dass ich gerade deswegen, weil ich diese Spaltung nicht akzeptieren kann, hier bin, um Ihnen zu helfen! Nach wie vor sind die Bürger von Dover Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika. Deshalb nehme ich nicht hin, dass amerikanische Soldaten amerikanischen Bürgern ihre Häuser anzünden und ihre Habe wegnehmen – mit Ausnahme der Sklavenbefreiung, nur dass die hier in Dover keine Rolle gespielt hat. Wenn die Bürger es ablehnen, dass die Leute, die ihnen Hilfe anbieten, in der Nähe sind, dann können wir Ihnen nicht helfen, denn unser Stützpunkt ist auch noch nicht ganz hergerichtet. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass die Reparaturen auf den Sommer verschoben werden sollen, wenn die Häuser *jetzt* undicht sind!“

Der Mayor zuckte mit den Schultern.

„Sie manövrieren uns zwischen die Stühle, Lieutenant. Wenn wir Ihre Hilfe nicht annehmen, wird keine Stadt mehr darauf hoffen können, diese Verbrecher in Uniform zu stoppen. Tun wir es, wird die Regierung der Konföderation die ganze Stadt für Verräter an unserer Sache halten. Ich weiß nicht, was ich tun soll.“

„Mayor, ich weiß zwar, dass die nächsten Truppen der Konföderation gerade mal vierzig Meilen südlich von hier, bei Johnsonville am Duck-River stehen, aber ich glaube nicht, dass sie den Norden Tennessees wieder auf Dauer besetzen können. Dafür dürften die Kräfte der Konföderation auf lange Sicht nicht stark genug sein“, gab Robert zu bedenken. Der Mayor wurde zornrot.

„Ein Südstaatler wiegt ...“

„... fünf Yankees auf. Ja, den Spruch kenne ich, Mayor“, unterbrach Robert den Bürgermeister. „Demnach hätten die fast fünfzehntausend Männer im Fort Donelson lockeren siebzigtausend Gegnern widerstehen müssen. Es waren aber nicht mal vierzigtausend, selbst unter der Voraussetzung, dass alle beteiligten Regimenter die volle Personalstärke gehabt haben, was nach aller Erfahrung nicht der Fall ist. Den gar zu stolzen Spruch sollten Sie langsam begraben.“

Die Röte im Gesicht des Mayors blieb, aber jetzt war es eher Beschämung, die die Farbe verursachte.

Mehr oder weniger zähneknirschend nahmen die Bürger von Dover hin, dass die Yankees, die ihren Ort instand setzten, auch in der Stadt wohnten. Barry Bruce verließ sich völlig auf seine Lieutenants und überließ es Robert, die Leute einzuteilen. Er selber – im erlernten Zivilberuf Bäcker – nahm sich mit dem Koch Tim Nott und dem gelernten Fleischer Tony Pembroke des leiblichen Wohles seiner Leute an. Unter den Männern der Schwadron fanden sich noch drei oder vier, die im Zivilberuf Anwalts- oder Richtergehilfe waren und von Recht eine gewisse Ahnung hatten. Robert setzte zehn Feststellungstrupps von jeweils drei Mann ein, die sich die Schäden zunächst ansahen, die Kosten überschlägig ermittelten und das Ergebnis an die Instandsetzungstrupps weitergaben, die Tom eingesetzt hatte. Robert richtete im Haus von Dr. Craig eine zentrale Anlaufstelle ein, in der Plünderungsschäden gemeldet werden konnten. Es dauerte keine zwei Wochen, bis die Männer mehr oder weniger in Zivil die nötigen Arbeiten verrichteten – und von den Bürgern sogar einigermaßen gern gesehen waren.

Anfang April verhinderten drei Regentage sämtliche Außenarbeiten. Immerhin waren die beschädigten Häuser nun dicht und hielten das Regenwasser ab. Bei dem schlechten Wetter war niemand von den Bürgern auf der Straße, als zehn oder zwölf abgerissene Gestalten in einem Außenbezirk auftauchten. Einige von ihnen trugen Kleidungsstücke, die Uniformteile sein mochten und recht konföderiert aussahen, wenngleich es nirgendwo in der konföderierten Armee violette Abzeichen gab, wie die Männer sie trugen. Sie wirkten hungrig und müde, sahen aber gefährlich aus. Einer von ihnen stieg vor dem ersten Haus ab und klopfte nicht erst an, sondern brach gleich die Tür auf. Der Hausherr, der gerade im Flur war, sah zu Tode erschrocken in die Mündung eines schussbereiten Revolvers.

„Guck nicht so dumm aus der Wäsche, rück' was zu beißen 'raus!", knurrte der Eindringling.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?", würgte der erschrockene Mann hervor.

„Wer wir sind? Beste Männer aus Georgia! Und was ich will, habe ich dir gesagt, Mann! Wir haben verdammt viel Hunger!"

„Ich hab' nicht viel im Haus, aber ich seh' mal nach, was ich Ihnen geben kann, Sir", bot der Überfallene an.

Oben, im ersten Stock des Hauses, erschien die Nasenspitze von Joseph Farnbrook, dem kleinen Meisterdieb. Er sorgte sich um seinen Vater, der sich mit zitternder Stimme mit einem von den schrägen Typen unterhielt, die Joseph schon eine Weile beobachtet hatte, und die ihm gar nicht gefallen wollten. Der Mann unten im Flur gefiel ihm immer weniger und Joseph hatte das dunkle Gefühl einer Gefahr.

„Bleib' wo du bist! In den Keller gehen wir selber!", stoppte der Anführer Gilbert Farnbrook. „Jesse, Hutch, Bart, hierher! Durchsucht den Vorratskeller! Wir nehmen mit, was wir finden können!", rief er dann hinaus, ohne sich von Farnbrook abzuwenden.

„Sir, das geht aber ..."

Gilbert Farnbrook beendete den Satz nie. Der Mann an der Tür schoss und traf Farnbrook mitten in die Stirn.

Der Knall des Schusses war noch nicht verhallt, als Joseph mit schreckgeweiteten Augen in sein Zimmer geschlichen war und sich vorsichtig an der Regenrinne herunterließ und dann wie von den Furien gehetzt zum Haus von Dr. Craig stürmte. Mit einem Satz sprang er die vier Stufen hinauf und hämmerte wie wild an die Tür.

„Hilfe! Überfall! Macht auf, ihr verdammten Yanks!", schrie er. „Aufmachen! Hilfe!"

Die Tür wurde aufgerissen und Joseph merkte nicht, dass er mit seinen kleinen Fäusten Dr. Craig bearbeitete.

„Joseph, was ist los? Beruhige dich, Junge!", versuchte Lucas den schreienden Jungen zu besänftigen.

„Räuber, Banditen, Sir! Es sind so zehn, zwölf! Sie haben meinen Daddy erschossen! Sie wollen was zu essen und behaupten, sie wären aus Georgia! Aber das sind bestimmt die Partisanen, die uns schon mal überfallen haben!", schluchzte Joseph. Er brach zusammen und weinte nur noch. Lucas trug ihn ins Haus. Thomas, Frank und Robert kamen aus dem Wohnzimmer gelaufen.

„Was ist?“, fragte Robert.

„Die Farnbrooks sind überfallen worden. Es sollen zehn oder zwölf Mann sein. Joseph vermutet, dass es Guerillas sind, die uns schon mal unfreundlich um Proviant gebeten haben. Das letzte Mal haben die Konföderierten sie hier verscheucht.“

„Dann erledigen das diesmal Yankees“, entschied Robert. „Tom, Frank, trommelt alle zusammen, die ihr im Umkreis von hundert Yard auftreiben könnt. Die Burschen nehmen wir uns vor!“, befahl Bennett und sprang in sein Zimmer hinauf, um seine Waffe zu holen.

Keine drei Minuten später eilten wenigstens zwanzig Mann der C-Schwadron in Richtung von Farnbrooks Haus. Die Partisanen bemerkten die blauuniformierten Männer, die ihnen entgegenkamen.

„Verdammt, Yancey, das sind Yankees!“, fluchte einer, riss den Revolver heraus, aber Cologgia war schneller und traf den Mann tödlich, bevor er abdrücken konnte. Die anderen ließen sich durch den Tod des Partners aber nicht schrecken, sondern schossen aus abgesägten Schrotflinten, was die Läufe hergaben und versuchten, durch die Linie durchzubrechen.

„In Deckung!“, schrie Robert. Er und seine Leute sprangen beiseite, aber sie waren soweit trainiert, dass sie auch in dieser Situation gezielt schießen konnten. Roberts intensives Schützentraining zahlte sich aus. Die vorderen acht Mann stürzten getroffen aus den Sätteln, die letzten beiden Partisanen bemerkten gerade noch rechtzeitig, dass sie sich mit den falschen Leuten anlegen wollten und drehten um, stoben eilig davon. Die Unionssoldaten hatten sich nicht die Zeit genommen, ihre Pferde zu satteln, sondern waren zu Fuß gegen die Banditen ausgerückt. So waren die beiden Überlebenden mit wenigen Galoppsprüngen außerhalb der Reichweite ihrer Gewehre.

„Mist!“, fluchte Tom.

„Ich glaube, die haben genug, Tommy“, erwiderte Robert. „Die kommen nicht mehr wieder.“

„Vielleicht nicht hierher. Aber ich bin mir nicht sicher, dass wir die nie wieder sehen!“, seufzte Tom. Und manchmal hatte er geradezu prophetische Gaben ...

Kapitel 12

Desaster am Bull Run

Im Laufe von fast drei Monaten, in denen Häuser instand gesetzt wurden, in denen sie mehrfach Überfälle von Partisanen abgewehrt hatten, erwarben sich die Männer der C-Schwadron die Achtung der Bürger Dovers. Zwar liebten sie die Yankees nach wie vor nicht, aber die Leute, die ihnen halfen, waren eine Ausnahme. In diesen drei Monaten hatten die Soldaten fast wie eine Stadtmiliz in Dover gelebt, man kannte sie mit Namen. Das seltsamste an diesen Yankees war, dass sie sich von der eigentlich als Schimpfwort gedachten Bezeichnung *Yankee* oder *Yank* überhaupt nicht beleidigt fühlten, sondern es fast als Ehre betrachteten, so genannt zu werden. Und keinem der Bürger war entgangen, dass zwischen der Nichte des Arztes und dem jungen Lieutenant, der die Operation ganz offensichtlich leitete, mehr als nur Freundschaft war. Allmählich hatten die Leute in der Stadt begriffen, dass Dr. Craig mit zwei der von ihm beherbergten Soldaten verwandt war. Und die Leute hatten festgestellt, dass es Dr. Craig absolut ernst war mit seiner Neutralität, behandelte er doch verwundete Südstaatler und Partisanen, die gelegentlich gefangen genommen wurden, ebenso wie die Yankees und die Bürger der Stadt.

Robert Bennett hatte aber hin und wieder Sorgen. Weniger wegen der Bürger, als wegen der häufigen Überfälle der Partisanen. Es schien, als würden sie Dover jetzt erst recht auf die Liste der zu überfallenden Orte setzen, nachdem die Union hier wieder Fuß gefasst hatte. Die Außenwerke des alten Fort Donelson waren nicht mehr besetzt, was die Partisanen offenbar als zusätzliche Aufforderung ansahen, hier anzugreifen. Seine zweite Sorge war Susan. Zwar wollte sie die Verlobung mit Ronald Gordon lösen, aber sie hatte deutlich gesagt, dass sie das nicht schriftlich tun wollte, sondern es Ronald selbst sagen wollte, wenn er aus Virginia zurück war. Nach wie vor allerdings war die D-Schwadron in Virginia, wenn auch die Kommandeure gewechselt hatten. Captain Hamilton war schwer verwundet worden und Captain Henderson, der bislang die B-Schwadron kommandiert hatte, übernahm die verwaiste D-Schwadron, eine Regelung, bei der

es vermutlich bleiben würde, denn zur D-Schwadron gehörten zwei Cousins von Henderson.

Auch in der Regimentsführung hatte es einen Wechsel gegeben. Colonel Bennett hatte erreicht, das Kommando über das Regiment zurückzuerhalten, nachdem Lieutenant-Colonel Harris wegen Unfähigkeit versetzt wurde. Genau genommen hatten Bennett und Harris die Posten getauscht, da Harris nun für die Beschaffung von Pferden für die gesamte Armee verantwortlich war – ein Posten, auf dem er keinen strategischen Schaden anrichten konnte. Für die Regelung von Kriegsschäden war auf Betreiben von Colonel Bennett eine eigene Abteilung im Kriegsministerium eingerichtet worden – und sie würde eines Tages mehr als gut zu tun haben!

Militärisch schien sich die Waagschale dem zahlenmäßigen Übergewicht des Nordens zu beugen. Anfang April 1862 war es Major-General Grants Army of Western Tennessee gelungen, die Truppen Beauregards und Johnstons bei Shiloh in Südtennessee schwer zu schlagen. Grants Suspendierung war schnell wieder aufgehoben worden, als man einen General brauchte, der in der Lage war, seinen Gegner entscheidend zu schlagen. Aber der Kampf war verlustreich gewesen. Rund neunzehntausend Mann hatten insgesamt ihr Leben verloren oder waren verwundet worden. Fast fünftausend waren in Gefangenschaft geraten. Eine Besonderheit des Schauplatzes dieses Gemetzels war der Umstand, dass es sich nicht um ein offenes Feld handelte, sondern um ein Gebiet, das teilweise aus Wald, aus Sumpf, aus niederem Gestrüpp bestand. Nur in seltenen Fällen hatten sich die Gegner Auge in Auge gegenübergestanden. Meist hatten sie mehr aufs Geratewohl in die Büsche geschossen, aus denen ebenfalls Schüsse kamen. Wie viele der Toten und Verwundeten dabei von eigenen Leuten getroffen wurden, konnte nie geklärt werden. Eines aber war sicher: Die Soldaten beider Seiten hatten Angst kennen gelernt. Die Angst, buchstäblich hinter jedem Busch einen Feind vermuten zu müssen; die Angst, aus dem Hinterhalt niedergeschossen zu werden; die entsetzliche Angst, bei den Waldkämpfen in einen Waldbrand zu geraten, aus dem es kein Entrinnen gab. Letzteres war nur allzu häufig vorgekommen und die Überlebenden litten noch lange unter den Albträumen, die diese Situation verursachte. Wer die Schlacht von Shiloh mitgemacht hatte und behauptete, er habe keine Angst gehabt, wurde von sämtlichen anderen Überlebenden des Kampfes schlichtweg ausgelacht, weil er log, dass sich die Balken bogen. Für den Norden war der schwer erkaufte Sieg bei Shiloh ein Hoffnungsfunken.

Mitte April, knapp ein Jahr nach Kriegsausbruch, war es Admiral Farragut gelungen, zwischen den Forts am Unterlauf des Mississippi durchzubrechen, New Orleans gegen Ende des Monats zu besetzen und kurz darauf, im Mai, auch Baton Rouge, die Hauptstadt des Staates Louisiana einzunehmen. In den besetzten Städten ließ Farragut Teile der Armee des Generals Benjamin Butler stationieren, die für eine Sicherung der Unionsposition sorgen sollten. Farragut hatte damit seinen Auftrag erfüllt, den er bereits im Februar erhalten hatte. Nun war es an Butler und seinen Soldaten, das Erreichte zu halten. Er bediente sich dazu nicht der feinsten Methoden. Weil auch von den Frauen Opposition gegen die Besetzung von New Orleans und Baton Rouges kam – wenn auch nicht mit Waffengewalt – erließ er die Weisung, '*...dass Frauen, die Offizieren oder Soldaten der Union nicht mit dem schuldigen Respekt begegneten, so zu behandeln seien, als seien sie Frauen, die in den Straßen der Stadt ihrem Gewerbe nachgingen.*'! Kurz: Diese Frauen sollten als Huren angesehen werden!

Dieser Befehl löste im neutralen Ausland, das der Entwicklung in Amerika mit immer größerer Sorge zusah, eine solche Welle der Empörung aus, dass Präsident Lincoln sich genötigt sah, Benjamin Butler zu veranlassen, die Weisung schleunigst zurückzunehmen. Aber der Schaden, den der Befehl dem internationalen Ansehen der USA zugefügt hatte, blieb.

Ende Mai konzentrierte sich das Kampfgeschehen wieder auf den östlichen Kriegsschauplatz, nach Virginia. Dort führte General George B. McClellan den Oberbefehl sowohl über die Army of the Potomac als auch über die Unionsarmee insgesamt. Sein Hauptgegner in dieser Region war Robert E. Lee, jenes militärische Genie, das als Virginier den Oberbefehl über die Truppen der Union gut ein Jahr zuvor abgelehnt hatte. McClellan wollte mit seinen Truppen Richmond erobern, Lee gedachte, das zu verhindern und nach Möglichkeit Washington zu besetzen. Die Situation unterschied sich in keiner Weise von der des Vorjahres – nur, dass die Kontrahenten sich jetzt in etwa einschätzen konnten.

McClellan setzte alles daran, seine Armee soweit als möglich personell und technisch zu verstärken, um mit wenigstens hunderttausend Mann gen Richmond zu marschieren. McClellan forderte alle verfügbaren Reserven an, auch die 7th US-Cavalry als gesamtes Regiment. Im Austausch gegen die 7th US-Cavalry bezog die 71st Ohio Infantry den Posten in Fort Donelson. Wegen der Größe des Forts blieb der Stützpunkt aber Heimatkaserne der Kavalleristen.

Ungewöhnlich genug, dass die Kavalleristen per Schiff nach Norfolk gebracht wurden, um von dort aus der Armee McClellans nach Nordwesten zu folgen. Sie waren obendrein die letzte Verstärkung, die der Armeechef noch bekam, denn die Armee des Generals Banks, die im Nordwesten Virginias gegen die aus dem Shenandoah-Valley gekommenen Truppen General Jacksons kämpften, hatten eine empfindliche Niederlage einstecken müssen. Die Brigade Jacksons hatte Banks' Truppen an der Nase herumgeführt und sie schließlich Schritt für Schritt aus dem Shenandoah-Valley hinausgedrängt. *Stonewall* Jackson – diesen Beinamen hatten er selbst und seine Brigade nach der Schlacht von Manassas am Bull Run erhalten, wo sie *wie eine Mauer standgehalten hatten* – war es aber auch gelungen, Banks entscheidend zu schwächen, so dass er nicht mehr in der Lage war, McClellan, der auf ihn vor Richmond wartete, zu verstärken. Weil wieder ein Angriff auf Washington befürchtet werden musste, wurde Banks mit seinen verbliebenen vierzigtausend Mann nach Washington zurückbeordert und McClellan blieb ohne Verstärkungen, die man in Washington angesichts der bei dem Oberbefehlshaber befindlichen gut hunderttausend Mann auch für überflüssig hielt.

Nachdem Jacksons Leute Banks' Truppen vertrieben hatten, marschierte Jackson zur Hauptarmee unter General Lee bei Richmond, und Lee bot sich damit die Möglichkeit, McClellans Armee anzugreifen, statt hinhaltend zu taktieren. Die Army of the Potomac war bis zum White-Oak-Tree-Sumpf vorgestoßen, kämpfte dort jetzt, am 31. Mai 1862, mehr mit den Schwärmen von Moskitos als gegen Rebellen.

Doch plötzlich krachten in die brütende Mittagshitze Artillerieschüsse, die den Sumpf aufwühlten und die völlig überraschten Nordstaatler in Panik versetzten. Ganze Regimenter brachen rückwärts aus, wurden aber von anderen Regimentern unter Einsatz von Bajonetten zurückgehalten. McClellan und sein Stab brachten es fertig, die Truppen der gewaltigen Armee aus dem Sumpf herauszubringen. Aber es war schwierig und äußerst gefährlich. Am Abend war der Sumpf verlassen und die Truppen erhielten die Anweisung, den Sumpf am folgenden Tag nördlich zu umgehen und zum Gegenangriff überzugehen.

Tatsächlich wurde der Kampf am 1. Juni bei Seven Pines nördlich des Sumpfes fortgesetzt. Trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit konnten die Unionstruppen keinen Boden gewinnen, hatten harte Verluste. Dann setzte auch noch wolkenbruchartiger Regen ein, der den Kampf so plötzlich be-

endete, wie er am Tag zuvor begonnen hatte. Aber der Wolkenbruch hörte nicht auf, das Wasser des Chickahominy-River begann rasch zu steigen und bedrohte die zwischen dem Fluss und dem Sumpf eingeklemmte Armee zusätzlich. McClellan erkannte, dass er unter den gegebenen Umständen Richmond nicht erreichen konnte und entschloss sich zum Rückzug.

In den folgenden Tagen reorganisierte McClellan seine Truppen und rückte wieder gegen Richmond vor, als das Hochwasser zurückgegangen war. Doch so heftig die Sturmangriffe seiner Männer auch waren: Es gelang ihnen nicht Lees Truppen soweit aus den gut befestigten Stellungen herauszulocken, um sie mit ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit zu erdrücken. Zu allem Unglück für die Nordstaatler erhielt die Hauptstadt der Konföderation dann auch noch die Verstärkung, auf die sie selber warteten. Thomas Jackson und seine wegen ihrer Marschgeschwindigkeit auch *Fußkavallerie* genannte Infanteriebrigade erreichte Richmond. Robert E. Lee sah seine Chance und nutzte sie. Mit fast gleicher Stärke brach die Army of Northern Virginia aus Richmond aus und griff am 25. Juni 1862 die Army of the Potomac an.

Wieder wurden McClellans Truppen in den Sumpf getrieben, ein siebentägiger Rückzug begann. Immerhin gelang es den Nordstaatlern, so viel hinhaltenden Widerstand zu leisten, dass der Rückzug geordnet erfolgte und nicht in einer Panik wie im Jahr zuvor am Bull Run endete. Aber die Verluste waren ungeheuer. Als McClellans Armee am 1. Juli 1862 die Ausschiffungshäfen an der virginischen Küste erreichte, hatten sie sechzehntausend Tote und gut zwanzigtausend Verwundete zu beklagen.

Die Kavallerieeinheiten waren genauso davon betroffen wie die Einheiten der anderen Truppengattungen. Besonders schlimm hatte es die D-Schwadron der 7th US-Cavalry erwischt. Captain Henderson und dreißig seiner Männer waren bei Malvern Hill am 1. Juli gefallen, Lieutenant Rodney Ellison war mit gut fünfundzwanzig Mann in Gefangenschaft geraten, alle anderen waren mehr oder weniger schwer verwundet. Die totale Vernichtung der Schwadron hatten nur die Soldaten der C-Schwadron mit einiger Mühe und unter Einsatz ihres Lebens verhindert.

Jetzt, an der Küste Virginias, wurden zunächst die Verwundeten verladen, um nach Washington verschifft zu werden. Unter den ersten Transporten war auch Ronald Gordon, der eine sehr unangenehme Beinverletzung

hatte. Als er von zwei Sanitätern vom Lager fortgetragen wurde, sah Ronald Robert Bennett vor einem der Zelte stehen. Er rief nach ihm:

„He, Robert!“

Bennett drehte sich um. Er wirkte müde nach dem haarsträubenden Rückzug. Langsam kam er an die Trage.

„Hm, was ist? Geht’s los?“, erkundigte er sich. Ronald nickte. Dann hob er die Hand.

„Ich wollte mich bei dir bedanken. Ohne euer schnelles Eingreifen hätte keiner von uns überlebt. Danke, Bobby.“

„Schon gut. Ich nehme an, du hättest es für uns auch getan. Kommst du nach Georgetown?“

„Nehme ich an. Am liebsten würde ich mich nach Dover bringen lassen, damit Susan mal wirklich was zu tun hat“, grinste Ronald.

„Schätze, sie ist auch so gut beschäftigt. In den drei Monaten, die unsere Schwadron dort war, hatte Dr. Craig mehr als gut zu tun“, gab Robert zurück. Dann fiel ihm ein, dass weder er selbst noch Tom oder Captain Bruce bisher über den Sondereinsatz in Dover gegenüber Ronald ein Wort verloren hatten. Ronald kniff die Augen zusammen.

„Du warst drei Monate in Dover? Bei Susan? Du verdammter Bastard willst dich doch nur wieder dazwischen stecken!“, rief Gordon zornig. „Dir wäre es doch nur recht, wenn ich krepiert wäre!“

Robert wurde bleich vor Wut, aber er beherrschte sich.

„Überleg’ dir gut, was du jetzt sagst. Wenn dem so wäre, Ronald, hätte ich nicht so viel Mühe aufgewandt, um dich und deine Leute herauszuhauen“, erwiderte er mühsam.

Ronald schnaubte nur noch heftig und gab seinen Trägern ein Zeichen, ihn weiterzutragen. Ohne, dass er Ronald noch einmal sah, kehrte Robert mit dem Gros der geschlagenen Armee nach Washington zurück. Diesmal ergoss sich weniger Spott über die Soldaten, die tapfer gekämpft hatten, als über den General, der es nicht fertig gebracht hatte, Lee entscheidend zu schlagen, als der noch auf Jackson gewartet hatte. Gegenüber dem Präsidenten hatte McClellan keine guten Argumente für sein Vorgehen, und Lincoln entließ McClellan aus dem Oberbefehl.

Im August war die Armee soweit reorganisiert und aufgefüllt, dass der neue Chef General Pope es riskierte – wie zu Beginn des Krieges wiederum auf Druck der Presse – eine Armee über Manassas in Richtung Richmond zu schicken, da über die virginische Halbinsel, von der aus McClellan es versucht hatte, kein Durchkommen in die Hauptstadt der Konföderation

war. Die Armee, etwa sechzigtausend Mann stark, rückte unter Popes Kommando Mitte August nach Richmond ab.

Dazu gehörte wiederum die 7th US-Cavalry, neu aufgefüllt, mit einer fast völlig neuen D-Schwadron, deren Kommando der zum Captain beförderte Ronald Gordon innehatte. Gordon hatte sich von seiner Beinverwundung schneller erholt, als jeder erwartet hatte. Schon während der Schlacht der Sieben Tage auf der virginischen Halbinsel hatte der Divisionskommandeur erkannt, dass die 7th US-Cavalry eine Truppe war, die sich sehr gut dazu eignete, in einzelnen Schwadronen zur Aufklärung eingesetzt zu werden. Nach Ausgabe der Tagesbefehle schwärmten die zwölf Schwadronen aus, erledigten ihre Aufklärungsaufgaben und kehrten nach zwei oder drei Tagen zurück, lieferten ihre Erkenntnisse und erhielten neue Aufgaben – häufig genug direkt von General Pope.

Am 28. August 1862 waren – mehr zufällig – alle zwölf Schwadronen im Abendlager der Army of the Potomac in der Nähe von Grovetown/Virginia. Was sie an diesem Tag festgestellt hatten, war, dass General Jackson mit seinen Südstaatentruppen in eiligem Marsch von Westen her auf den Bull Run zumarschierte. Mit größter Wahrscheinlichkeit würde man am nächsten Tag auf eben diese *Stonewall*-Brigade treffen. Bei der E-Schwadron, der Deutschen Schwadron, nutzte man die Gunst der Stunde, noch ein paar Stunden Zeit zu haben, bevor es wieder zur Schlacht kam. So wurde ein Fest gefeiert, weil Captain Braunsberg an diesem Tag dreißig Jahre alt wurde.

Diese Schwadron bestand ausschließlich aus deutschen Auswanderern, hatte zu einer ehemals internationalen Einheit gehört und hatte sich gleich nach der Schlacht von Manassas geschlossen zur damaligen Cavalry Reserve West versetzen lassen. Es war Tradition in diesem Verband, dass deutsch gesprochen wurde, dass sämtliche anderen Angehörigen des Regimentes mit deutschen Rangbezeichnungen angesprochen wurden. Die feiernden Offiziere waren fröhlich, nur Ron Gordon wirkte allzu ernst.

„He, Kamerad, was ist mit dir?“, fragte Lieutenant Kossmann – diesmal englisch – und stieß Gordon an. „Alles lacht, nur du bläst Trübsal.“

Ronald seufzte tief.

„Halt’ mich gern für abergläubisch, Andreas, aber als Captain der D-Schwadron in der Nähe dieses verdammten Flüsschens zu sein, bringt Unglück“, unkte Ronald düster.

„Verstehe nicht. Was meinst du?“, hakte Kossmann nach.

„Als wir das letzte Mal hier gekämpft haben, da wart ihr noch bei Blenkers Korps. Mein gefallener Vorgänger Henderson, der damals noch die B-Schwadron kommandierte, hat hier eine Verwundung erlitten – im Bein. Vor ein paar Wochen ist er an so einem verdammten Flüsschen wie hier gefallen – zersiebt von einem Gewehr, das wie eine Maschine schießt. Wir hatten das Agar-Gewehr am Tag zuvor an die Rebellen verloren. Als Henderson fiel, hat es mich am Bein erwischt, gestern haben die Rebs uns ein Agar-Gewehr abgeknöpft und morgen wird es wohl eine größere Rauferei mit ihnen geben“, erklärte Gordon seine Befürchtungen.

„Ronald, *jeder* von uns hat Angst. Wer behauptet, es lasse ihn kalt, dass wir morgen ausgerechnet auf Stonewall Jackson und seine Mannen treffen, der lügt wie gedruckt.“

„Andreas, ich bin doch nicht erst seit gestern dabei!“, fuhr Ronald auf. „Nein, das ist was anderes. Das hat mit der normalen Angst nichts zu tun“, setzte er dann hinzu und versank wieder in Schweigen.

Kossmann nickte nur und wandte sich dann an seinen anderen Nachbarn. Es war Robert Bennett. Kossmann winkte ihm und ging ein Stück mit ihm vom Feuer weg.

„Was gibt’s?“, fragte Robert.

„Lass’ uns deutsch reden, das versteht er nicht“, murmelte Kossmann mit einem Seitenblick auf den schweigend brütenden Gordon. Robert nickte. Seit die deutsche Schwadron zum Regiment gehörte, hatte er bei Captain Braunsberg Deutsch gelernt, um sich mit den meist frischen Einwanderern verständigen zu können. Braunsberg war ein Sprachgenie, das zwölf Sprachen fließend beherrschte. Bevor Braunsberg aus Deutschland ausgewandert war, hatte er in Heidelberg an der Universität verschiedene Sprachen gelehrt. Robert Bennett gehörte zu den Leuten, die für jede Sprache zu haben waren. Außer der Sprache der Assiniboins und der Sioux verstand er noch Apache und hatte auf der Akademie einen Spanischkurs gemacht. Nun hatte ihn Deutsch gereizt. Da der Kontakt zur E-Schwadron sehr eng war und dort fast ausschließlich deutsch gesprochen wurde, beherrschte er die Sprache inzwischen sehr gut. Vor allem war sie ein unersetzliches Mittel der Geheimhaltung, denn Deutsch konnten nur wenige Südstaatler, dafür umso mehr Nordstaatler.

„Robert, Rittmeister Gordon hat Todesahnungen, fürchte ich.“

„Jeder hat vor so einer Keilerei die Hosen voll, das ist normal.“

„Das war auch mein erster Verdacht, aber ich glaube, Ronald hat der Aberglaube gepackt. Er erzählt etwas von dem Agar-Gewehr, das uns ges-

tern weggekommen ist. Er zieht Parallelen zu Rittmeister Henderson, der nach dem Verschwinden eines Agar-Gewehrs bei Malvern Hill damit erschossen wurde“, sagte Andreas leise und eindringlich.

„Die Dinger tauchen doch nicht auf und unter wie das Ungeheuer von Loch Ness!“, lachte Robert auf. „Nein, Andreas, das ist Blödsinn.“

Kossmann zuckte mit den Schultern.

„Hoffen wir das Beste. Was ist eigentlich mit deinem Italiener, dem Cologgia?“

„Ich nehme an, dass Dr. Craig den Arm retten konnte. Er hat beim Überfall in Dover eine Ladung Buckshot in den rechten Arm bekommen. Im letzten Brief, den ich aus Dover bekommen habe, habe ich gelesen, dass Collie bald wieder dienstfähig ist.“

„Und du bist sicher, dass er wieder in deine Schwadron kommt?“

„Völlig. Oberst Bennett hält seine Leute zusammen. Vor allem solche wie Collie. Der ist nicht ersetzbar.“

Wie erwartet, traf Popes Armee am darauf folgenden Tag in der Nähe von Grovetown, nur unweit des Lagerplatzes der letzten Nacht, auf Jacksons Brigade. Pope befahl den Angriff. Während die Artillerie den Angriff vorzubereiten versuchte, wurde die Kavallerie wieder zur Aufklärung ausgesandt. An diesem Tag wogte die harte Schlacht unentschieden hin und her. Am Nachmittag stellte Pope zu seinem Schrecken fest, dass seine Armee dringend Nachschub brauchte. Sämtliche Kommandeure hatten ihm berichtet, dass es um Munition und Verpflegung nicht gut bestellt war. General Pope ließ den nächsten Kavalleristen, der in der Nähe war, holen. Es war Thomas Craig.

„Second-Lieutenant Thomas Craig zur Stelle, Sir!“, meldete er sich. Major Crawford, ein Offizier aus Popes Stab, erklärte Tom kurz die Sachlage.

„Reiten Sie sofort nach Alexandria, Lieutenant, und fordern Sie von General McClellan, der dort unseren Nachschub bewacht, einen entsprechenden Transport an.“

„Ja, Sir!“, bestätigte Tom, eilte aus dem Zelt und sprang im Laufen auf sein Pferd. Schon im Davonreiten rief er nach Corporal Sandford und Trooper Maxwell, seinen ständigen Patrouillenbegleitern.

Als Thomas Alexandria mitten in der Nacht erreichte, lagen bei Grovetown etwa vierzehntausend Mann in ihrem Blut. Thomas wurde im Hauptquartier in Alexandria zu General Franklin gebracht, der die Bestel-

lung aufnahm und den Lieutenant warten ließ. Wenig später kehrte Franklin mit einer Notiz zurück.

„Hier, Lieutenant, geben Sie das General Pope“, sagte Franklin. „Mehr kann ich im Moment nicht tun.“

„Darf ich fragen, was in dieser Notiz steht, Sir? General Pope hat mich beauftragt, den Nachschub zu veranlassen.“

„Sie dürfen, Lieutenant. General McClellan hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, dass der Nachschub sofort in Marsch gesetzt wird, sobald General Pope eine entsprechende Kavallerie-Eskorte schickt.“

„Er soll *was*? Sir, das ist nicht Ihr Ernst!“, platzte Tom heraus.

„Lieutenant, mäßigen Sie Ihren Ton!“, fuhr Franklin ihn an. „Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Je schneller Sie zurückreiten und General Pope die Depesche übergeben, desto schneller hat er seinen Nachschub!“, komplimentierte Franklin die Boten hinaus.

Craig, Sandford und Maxwell jagten Augenblicke später zurück nach Grovetown, in der Hoffnung, dass noch eine genügend große Abteilung Kavallerie ausbrechen konnte, um den dringend benötigten Nachschub zu holen, aber es war zu spät. Als der Lieutenant und seine Begleiter Popes Armee erreichten, graute bereits der neue Morgen. Für die bedrohte Armee Popes war es zu spät, um sich zurückzuziehen und zu gefährlich, nichts zu unternehmen. In seiner Verzweiflung befahl Pope den erneuten Angriff, aber die Kavallerie der Konföderierten hatte bereits in Erfahrung gebracht, dass die Nordstaatler keinen Nachschub zu erwarten hatten. Der Umstand gab den Rebellen unter General Lees Oberbefehl die Chance, die Yankees entscheidend zu schlagen.

Hinter dem Eisenbahndamm, direkt südwestlich von Grovetown, hatte sich die Brigade Jacksons verschanzt. Sturmangriff um Sturmangriff führten Popes Infanteristen dagegen, aber ohne Erfolg. Sie wurden niedergemäht, ohne den Damm überhaupt zu erreichen. Auf einer Breite von gut vierhundert Yards vor dem Bahndamm war kein Flecken Boden mehr zu erkennen. Die Fläche war blau, gelegentlich vom Rot der Zuavenuniformen durchsetzt. Vierhundert Yards Leichen und Verwundete, ein Ort des Grauens.

Aus der linken Flanke hatte Ronald Gordon eine Quelle des vernichtenden Feuers ausgemacht: Das erbeutete Agar-Gewehr! Diese neue Konstruktion eines Repetiergewehrs, das auf einem kleinen Karren aufgeprotzt war, hatte einen Schutzschild für den Schützen und ermöglichte die un-

glaubliche Feuergeschwindigkeit von einhundertzwanzig Schuss pro Minute, ein 1862 kaum vorstellbarer Rekord.

Ronald befahl seinen Männern einen Flankenangriff auf die von vorn gut geschützte Maschinengewehrstellung, die zur Seite hin durchaus verwundbar war. Aber einer der neben dem Agar-Schützen knienden Infanteristen bemerkte die angreifende Kavallerie. Das kleine Maschinengeschütz konnte schnell gedreht werden – und das wurde den Männern der D-Schwadron zum Verhängnis. Agar-Schütze und Nebenmänner feuerten pausenlos, aber sehr gezielt, schossen die angreifenden Kavalleristen gnadenlos aus den Sätteln. Captain Gordon wurde wie von einer Riesenfaust angehoben und nach hinten aus dem Sattel geworfen. Seinen Männern erging es nicht besser. Es dauerte nur Minuten, bis die gesamte D-Schwadron tot oder kampfunfähig auf dem Schlachtfeld lag.

Trotz des ungeheuren Schlachtenlärms war das Knattern des Agar-Maschinengewehrs immer noch von anderen Waffen zu unterscheiden. Robert Bennett hatte es gehört und hatte gleich ein ungutes Gefühl. Ihm waren Ronalds finstere Ahnungen eingefallen. Ohne auf einen Befehl dazu zu warten, winkte er Sergeant Mattson und seinem Zug. Sie ritten um ein Gebüsch herum, standen genau an der gleichen Stelle, wo Ronald und seine Leute Minuten zuvor zusammengeschossen worden waren.

„Deckung!“, befahl Bennett. Seine Männer und er selbst sprangen von den Pferden und gingen hinter den Büschen in Deckung.

„Großer Gott! Gordons Schwadron!“, entfuhr es dem Lieutenant. Er spürte eine Hand an der Schulter. Erschrocken sah er auf. Neben ihm standen Thomas Craig und Barry Bruce.

„He, wohin so schnell?“, fragte Bruce.

„Hier um die Ecke ist eine Agar-Stellung. Die mähen alles weg, was sich bewegt. Gordons Schwadron hat’s erwischt“, erklärte Robert.

„Was hast du vor?“, fragte Barry interessiert.

„Die Agar-Stellung zum Schweigen zu bringen und die von Ronnies Schwadron ‘rauszuholen, die noch leben“, versetzte Robert.

„Einschließlich Gordon?“, hakte Bruce nach.

„Das ist wohl selbstverständlich, Captain!“, entgegnete Robert gekränkt.

„Nach eurer Schlägerei letztes Jahr und Ronnies harten Vorwürfen nach seiner letzten Verwundung würde ich das nicht ohne weiteres vermuten“, erwiderte Bruce mit schiefem Grinsen.

„Tut mir einen Gefallen und haltet mich nicht länger auf. Gebt uns Feuerschutz!“, knurrte Robert. „Mattson!“, rief er dann seinem Sergeant zu. „Ich brauche Wurfbomben oder Ketchams, wenn wir welche dabeihaben.“

Mattson, Evans und Nott kamen mit Leinensäcken geduckt herbeigelaufen.

„Zwanzig Ketcham-Handgranaten, Sir. Reicht das?“, fragte Mattson.

„Hoffentlich“, seufzte Robert. „Mattson, ich brauche zehn Freiwillige, um die Reste von Gordons Schwadron abzutransportieren. Sie und Nott heizen den Rebs mit den Handgranaten ein, während ich versuche, mit meinen Freiwilligen die Verwundeten zu bergen“, befahl er dann.

„Du hast doch schon wieder Selbstmordabsichten!“, grollte Thomas.

„Mitnichten und mitneffen, Tom. Aber wenn wir nicht sofort etwas unternehmen, hat von denen da drüben keiner mehr auch nur eine geringe Überlebenschance!“, versetzte Robert gereizt. Er winkte Mattson und wie von selbst gesellten sich wenigstens fünfzehn Mann zu ihrem Lieutenant. Die Helfer robbten zur der niedergeschossenen Schwadron. Die Verwundeten stöhnten oder schrien vor Schmerzen.

Kaum zeigte sich Bewegung auf dem Schlachtfeld, als die Agar-Stellung wieder Feuer spie. Robert und seine Männer drückten sich flach an den Boden. Robert riskierte es, den Kopf ein wenig anzuheben, um nach der Stellung zu sehen. Seine Feldmütze wurde ihm vom Kopf geschossen, er blieb jedoch unverletzt. Rasch rollte er weg und kam hinter dem Kadaver eines Pferdes zu liegen, wo er etwas Deckung hatte. Von dort nahm er den Agar-Schützen ins Visier, aber der Mann saß gut geschützt hinter dem Schild. Dann bemerkte Robert zwei dunkle Flugobjekte, die dicht hinter dem Agar-Schützen zu Boden fielen. Bruchteile von Sekunden später explodierten die Handgranaten, der Agar-Schütze wurde nach vorn geschleudert, blieb halb über dem Schild des Gewehrs hängen. Sein Rücken war eine einzige blutige Masse. Die beisitzenden Infanteristen versuchten die Werfer zu treffen, aber sie sahen das Ziel nicht.

Dafür hatten Robert und seine Männer die ungeschützten Infanteristen umso besser vor den Läufen. Fünf Mann gaben Feuerschutz, die anderen zehn krabbelten weiter und zogen einen Verwundeten nach dem anderen in das Gebüsch in Deckung. Ronald Gordon lag relativ nahe am Gebüsch, weil er an der Spitze reitend beinahe als Erster getroffen worden war. Er war bewusstlos, aber er lebte noch. Robert zog ihn vorsichtig zum Buschwerk hin. Thomas sah Robert viel sagend an, als er sechs Einschüsse in Ronalds Leib bemerkte.

„Ich glaube, das hättest du dir sparen können“, seufzte er leise. Robert zuckte mit den Schultern und robbte wieder auf das Feld. Nach einer guten halben Stunde hatten er und seine Männer alle Überlebenden der D-Schwadron geborgen. Es waren nur knapp zwanzig Mann und es war sehr fraglich, ob alle überleben würden. Vor allem bei Ronald bestand kaum Hoffnung.

Am Abend dieses Tages hatte die Nordstaatenarmee eine weitere schwere Niederlage einstecken müssen und diesmal war sie nur knapp der Vernichtung entgangen. Im Schutz der Nacht setzte sich die geschlagene Armee noch Norden ab, Verwundete und greifbares Material mit sich nehmend. Gegen Morgen erreichten sie Centreville, etwa zehn Meilen nordnordöstlich von Manassas, wo sie auf frische Truppen unter dem Kommando der Generale Franklin und Sumner trafen. Popes Überlebende waren gerettet, ein weiterer Vormarsch der Konföderierten konnte gestoppt werden. Doch von den eigentlich zugesagten neunzigtausend Mann hatte McClellan ganze zwanzigtausend geschickt ... Die erschöpften Truppen General Popes wurden zur Bahn transportiert und von dort nach Washington weitergebracht. Die Verwundeten kamen in das Lazarett in Washington-Georgetown, die anderen Soldaten erhielten einen Lagerplatz in der Nähe.

Robert Bennett und Thomas Craig gehörten zu denen, die die Verwundeten im Lazarett ablieferten. Als sie in der Hauptaufnahme standen, wurde Thomas plötzlich blass.

„He, was ist mit dir?“, fragte Robert erschrocken.

„Ich hab’ Halluzinationen! Das ist doch meine Mutter!“, keuchte Tom. Er wies auf eine Frau in Schwesterntracht, die in der Aufnahme saß und die Neuzugänge eintrug. Robert sah in die angegebene Richtung. Tatsächlich, dort schrieb Gwendolyn Craig auf, was ihr der bullige Sergeant vor ihr angab. Schließlich war Robert als Eskortenoffizier bei ihr. Einen Moment war eisiges Schweigen, dann gab Robert Gwendolyn seine Liste mit den Verwundeten aus seinem Transport.

„Lieutenant Bennett, 7th US-Cavalry mit fünfzig Verwundeten. Hier ist die Liste, Ma’am. Wo sollen die Leute hin?“, meldete er kühl. Gwendolyn nahm ihm das Papier ebenso kühl ab.

„Danke, Lieutenant. Offiziere ins Haus 1 bis 3, Unteroffiziere Haus 4 bis 10, Mannschaften verteilt auf den Rest“, versetzte sie.

Dann sah sie den Namen Ronald Gordon auf der Liste. Gwendolyn wurde bleich. Robert ahnte den Grund der Reaktion.

„Es tut mir Leid, ich konnte es nicht verhindern“, sagte er leise. Gwendolyn blitzte ihn wütend an.

„Vielleicht wolltest du es gar nicht!“, zischte sie. Roberts Miene versteinerte sich.

„Denk’, was du willst!“, erwiderte er kalt und ging grußlos fort. Die Haupttür krachte geräuschvoll in die Zargen. Gwendolyn wollte hinter ihm her, aber ihr Sohn, der als nächster hinter Robert gestanden hatte, hielt sie am Arm fest.

„Hier geblieben, Schwester!“, bremste er. Gwendolyn funkelte ihren Sohn böse an, aber er ließ nicht los.

„Gib die Schuld an Ronalds Verwundung und schlimmem Zustand, wem du willst, aber nicht Bob Bennett, Ma. Er hat alles, aber auch wirklich *alles* getan, um Ronald zu bergen und ihn lebend herzubringen! Er hat Ronald aus einem Maschinengewehrfeuer geholt, in das sich nicht mal der Teufel persönlich getraut hätte. Er hat Ronnies Verletzungen behandelt, soweit das ohne Arzt überhaupt möglich war. Ohne Roberts Hilfe hätte Ronnie keine drei Stunden mehr gelebt! Er ist wirklich der Letzte, der Schelte für Ronnies Zustand verdient“, stellte Tom klar.

Robert war in seiner Wut aus dem Lazarettbezirk gestapft, war in das Lager gegangen und hatte sich vor sein Zelt gesetzt, das an der Mündung des Rock Creek in den Potomac-River aufgeschlagen war. Es war Abend geworden und die Sonne versank blutrot im Westen. Noch während er versuchte, seinen Zorn auf Gwendolyn Craig unter Kontrolle zu bekommen, hörte er leise eine Mundharmonika. Er hörte genauer hin. Der Musiker spielte *Auld Lang Syne*, ein Lied, das sowohl traditionell in der Silvesternacht wie auch zu Beerdigungen gespielt wurde. Erst, als seine Knie nass und kalt wurden, bemerkte Robert, dass er weinte.

Erschrocken fuhr er auf, als ihm ein Taschentuch vor die Nase gehalten wurde. Tom hockte neben ihm, genauso verweint wie er selbst.

„Deine Mühe war umsonst. Ronnie ist vor einer halben Stunde gestorben“, sagte Tom mit deutlichem Schluchzen. „Meine Mutter ist völlig fertig. Sie bittet dich um Entschuldigung wegen vorhin.“

Robert schüttelte langsam den Kopf.

„Nein, Tom, das akzeptiere ich nicht. *Das* soll sie mir selber sagen!“, erwiderte er. „Ron war ein an sich guter Freund von mir. Wirklich ausei-

nander gebracht hat uns deine Mutter mit ihrer feingesponnenen Kunst. Ronnie mag ein Casanova gewesen sein, er mag die Absicht gehabt haben, mir Susan mit widerlichen Mitteln auszuspannen, aber Susan hätte sich nicht ausspannen lassen, wenn deine Mutter nicht dafür gesorgt hätte, dass sie es tut. Ich habe deiner Mutter nichts getan, aber seit diesem Lügentelegramm höre ich aus ihrem Munde nur noch das Zischen einer Schlange. Nein, Tom, Entschuldigung durch Boten nehme ich da nicht mehr an. Es ehrt dich, dass du es tun willst, aber damit verschwendest du deine Zeit."

Tom nickte. Er hatte verstanden. Leise zog er sich in das Zelt zurück, das er mit Robert teilte. Robert sah weiter in die untergehende Sonne, hörte dem Mundharmonikaspieler zu. Roberts Gedanken wanderten weit fort, nach Dover, zu Susan. Der Weg zu ihr war frei – aber Ronalds Tod, der dies möglich machte, hinterließ einen bitteren Beigeschmack. Nein, Robert hatte nicht daran gedacht, seine Liebe über die Leiche eines anderen – noch dazu eines seiner besten Freunde – zurückzugewinnen. Im Augenblick wünschte er sich nur, zu ihr zu kommen, und sie noch einmal zu fragen, ob sie ihn heiraten wollte. *Wie* schnell sein Wunsch in Erfüllung gehen sollte, das ahnte Robert Bennett nicht.

Der Grund dafür war kaum hundert Meilen weiter südlich zu suchen. Die zweite Schlacht am Bull Run war ein guter Erfolg für die Konföderierten gewesen. Doch nach der ersten Schlacht am Bull Run vor einem Jahr hatte die Führung der Konföderation den Fehler gemacht hatte, die Armee nicht zu energischem Nachstoßen zu veranlassen. Diesen Fehler wollte Jefferson Davis nicht wiederholen. Jetzt sollte der Erfolg genutzt werden. Jeff Davis hatte deshalb die verantwortlichen Generäle – Lee, Jackson und Longstreet – und Kriegsminister Randolph in seinen Amtssitz geladen.

„Gentlemen", eröffnete der Präsident die Zusammenkunft, „bisher hat sich der Kampf um unsere Unabhängigkeit nur auf dem Boden der konföderierten Staaten zugetragen. Ihr Sieg von Manassas gibt uns nun die Gelegenheit, auch den Yankees vom Krieg etwas abzugeben. General Lee, ich möchte, dass Sie einen Feldzug in den Norden unternehmen – mit dem Ziel, Washington zu erobern und die Yankees damit zum Frieden zu zwingen."

Lee strich sich nachdenklich durch den vollständig weißen Vollbart.

„Direkt von Süden kommen wir an Washington nicht heran, dafür ist es zu gut verteidigt. Aber ich denke, Mr. President, wir könnten zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Wenn General Jacksons Brigade meiner

Army of Northern Virginia zugeordnet wird, könnten wir in einer Zangenbewegung durch Maryland die verbliebenen Truppen der Yankees ausmanövrieren und zerschlagen. Außerdem könnte es uns gelingen, Maryland ebenfalls zur Sezession zu bewegen. Wir müssen allerdings bald handeln, denn unsere Informanten in Washington teilen mit, Lincoln habe weitere dreihunderttausend Mann anwerben lassen – außer denen, die er schon zum 1. Juli bestellt hat. Der Feldzug sollte erfolgen, bevor diese Streitmacht einsatzbereit ist“, sagte er dann.

Davis sah zu Jackson, in dessen melancholischen, dunklen Augen ein wirkliches Feuer nie zu entdecken war. Jetzt zeigte er seine stärkste Regung: Lebhaftes Interesse.

„General Jackson?“, forderte der Präsident Thomas Jackson zur Stellungnahme auf.

„Ich gehe mit General Lee“, sagte er in seiner wortkargen Art. Auch Minister Randolph nickte zu Lees Plan.

„Führen Sie Ihren Plan aus, General Lee. Sie werden alle Verstärkungen bekommen, die Sie benötigen. Gott segne die Konföderation“, schloss Davis die Besprechung.

Robert E. Lee und sein Stab machten sich unverzüglich an die Ausarbeitung eines Invasionsplans nach Maryland. Der Plan war schnell entwickelt und sah vor, den Potomac-River rund fünfunddreißig Meilen westlich von Washington zu überqueren. Dann wollte Lee weit nördlich von Washington zunächst Baltimore angreifen. Im Falle des Erfolges würde dies bedeuten, dass Washington eingekreist würde – ein Ende des Krieges wäre dann nur eine Frage von Wochen. Jacksons *Stonewall*-Brigade sollte die Speerspitze bilden.

Tatsächlich brach Lee kurz darauf von Richmond auf, überquerte den Potomac bei Point of Rocks, fünfunddreißig Meilen westlich von Washington und kampierte am 7. September 1862 in Frederick, an der Bahnlinie nach Baltimore. Am 8. September erließ er von dort aus einen Aufruf an die Bevölkerung von Maryland, sich der Konföderation anzuschließen, doch sein Appell zur Revolte verhallte nahezu ungehört – und obendrein verlor Lee mehr Männer durch Desertion, als er aus Maryland zu rekrutieren imstande war.

Doch dann, als klar wurde, dass die Yankees die Invasion nicht kampflos hinnehmen wollten, beging Lee einen folgenschweren Fehler: Er teilte seine Armee in fünf Divisionen, von denen er drei unter Jacksons Befehl

weiter westlich nach Harpers Ferry schickte, einem bedeutenden Armeedepot der Union. Diese Teilung hatte er in seinem Armeebefehl Nr. 191 schriftlich fixiert. Drei Exemplare existierten davon. Eines davon fiel dem Boten jenseits der Frontlinie von Frederick aus der nicht sicher geschlossenen Kuriertasche. Seinen eigentlichen Empfänger erreichte das Papier nie, aber dafür einen, für den es mit Sicherheit nicht bestimmt war ...

Kapitel 13

Antietam

Die Invasion der Südstaatler war nicht unbemerkt geblieben. Kaum hatte sich die Tatsache herumgesprochen, als in den Militärlagern in und um Washington wieder betriebsame Hektik herrschte. Schon bald befand sich die Armee auf dem Weg nach Westen, um die Rebellen abzufangen. Nach anfänglichen Misserfolgen der Unionsarmee spielte das Schicksal McClellan – er war wieder als Chef der Army of the Potomac zurückberufen worden – auf wundersame Weise in die Hände:

Am 13. September erreichte die F-Kompanie der 27th Indiana-Infantry bei Frederick die Kampflinie und machte eine kurze Pause. Private John Bloss ließ sich müde ins Gras fallen – und fasste direkt neben einen großen, unverschlossenen Umschlag. Als er den Umschlag anhob, fielen zwei Zigarren und ein Blatt Papier heraus. Während seine Kameraden gleich die Zigarren teilten, las Bloss das Papier durch. Er hatte jenes verloren gegangene Exemplar des Armeebefehls Nr. 191 von General Lee gefunden, der Aufschluss über Lees weiteres Vorgehen gab – dass er seine Armee in fünf Divisionen geteilt hatte, von denen drei nach Harpers Ferry unterwegs waren, von denen zwei via Antietam gen Washington marschierten. Bloss erkannte die Wichtigkeit des Papiers, brachte es zu seinem Captain, der mit ihm zusammen zum Regimentschef eilte. Der Colonel sprach gerade mit einem General, beide lasen den Befehl mit der gleichen Überraschung, die den Private Bloss überfallen hatte. Schon Augenblicke später waren beide auf dem Weg zu General McClellan.

Gegen zehn Uhr am 13. September hatte Bloss das Dokument gefunden und kaum eine dreiviertel Stunde später hetzten Ordonnanzen in alle Richtungen, in denen sich Einheiten der Army of the Potomac befanden. Eilig wurde die Armee in Marsch gesetzt. Kavallerie wurde zur Erkundung ausgesandt, darunter auch die Schwadronen der 7th US-Cavalry. Nach der zweiten Schlacht am Bull Run, wo die Schwadronen einzeln eingesetzt gewesen waren und in dieser ‚Formation' als eine der ganz wenigen Einheiten Erfolg gehabt hatte, schien es für den Chef der Army of the Potomac

nur logisch, dieses Regiment weiterhin so zu verwenden. Insbesondere, weil jede der Schwadronen ihre Spezialitäten hatte. Die Soldaten der C-Schwadron galten inzwischen als erfahrene Pioniere. Und genau dafür hatte McClellan die Männer vorgesehen. Er hatte nur vergessen, das auch dem Regimentschef, Colonel Bennett, mitzuteilen.

Als Colonel Bennett den Befehl zum Ausrücken erhielt, enthielt dieser Befehl nichts über die Sonderausrüstungen, über die die einzelnen Schwadronen verfügten. Colonel Bennett berief eine Offiziersversammlung ein und teilte mit, was aus dem aufgefundenen Befehl Lees hervorging.

„Wir reiten in zwei Stunden“, schloss der Colonel. „Noch Fragen, Gentlemen?“

Lieutenant Prescott meldete sich.

„Ja, Sir. Wo finden wir gegebenenfalls unser Feldlazarett?“

Colonel Bennett sah ihn abschätzend an.

„Lieutenant Prescott, bei dem, was wir vorhaben, werden wir kaum die Zeit finden, uns um Verwundete zu kümmern“, versetzte der Colonel markig. „Aber falls es Sie beruhigt: Dr. Thomas und seine Mannschaft sind bei der Stabsschwadron im Hauptquartier. Dort findet sich auch ein Hufschmied, falls ihr Pferd seine Schuhe verliert. Noch was?“

„Ja, Sir. Wenn wir wieder getrennt operieren, was sich in der letzten Zeit bei uns eingebürgert hat, wäre es vielleicht angebracht, die Spezialausrüstung mitzunehmen. Gerade wir, die C-Schwadron, werden häufig als schnell verlegbare Pioniere eingesetzt“, gab Lieutenant Bennett zu bedenken.

„Die Ausrüstung ist zwar nützlich, aber auch verdammt schwer. Als Aufklärer werden Sie kaum Bäume fällen müssen. Der Krempel bleibt hier!“, widersprach Colonel Bennett seinem Sohn.

„Wir sollten die Sachen dann auf den Bagagewagen mitnehmen, Sir. Es muss ja nicht die Sonderausrüstung fürs ganze Regiment sein. Für Notfälle, Sir“, versuchte Robert zu handeln.

„Um solche Notfälle zu vermeiden sind Sie da, Lieutenant Bennett!“, erwiderte Major Craig kühl.

„Sorry, ich verstehe nicht ganz, Sir“, hakte Robert unbeeindruckt nach.

„Herrschaftszeiten, ihr geht nicht zum Picknick!“, platzte Colonel Bennett der Kragen.

„Eben, Sir. Was uns erwartet, ist kein Barbecue, sondern die halbe Army of Northern Virginia!“, erklärte Robert ruhig. „Mit denen ist nicht gut Kirschen essen, wie wir in den letzten Monaten festgestellt haben. Darf

ich daran erinnern, dass wir einige Stellungen besser hätten halten können, wenn wir ...“

„Nein! Schluss! Die Pionierausrüstung bleibt hier!“, befahl Colonel Bennett barsch.

Robert nahm Haltung an, schwieg und traf seine Entscheidung. Schwer oder nicht: Axt, Säge, Nägel und Hammer, Schaufel und Sprengmaterial kamen mit! Mochte der Himmel wissen, wozu es gut sein konnte. Etwas Verbandszeug konnte auch nicht schaden, wenn das eigene Feldlazarett möglicherweise meilenweit entfernt war. Vor allem durfte er seinen Indianertee nicht vergessen! Eher verzichtete Robert auf Ersatzkleidung als auf lebensrettende Mittel, mochte der Colonel befehlen, was er wollte.

Als die 7th US-Cavalry das Hauptquartier erreichte, meldete Colonel Bennett sein Regiment als anwesend. General McClellan nahm die Meldung lächelnd entgegen.

„Ich bin besonders froh, dass *Ihr* Regiment mir zur Verfügung steht, Colonel Bennett. Ich werde Ihre Schwadronen wieder einzeln einsetzen. Das Beste an Ihrem Haufen ist, dass Ihre Leute einfach alles können. Ein paar berittene Scharfschützen sind von großem Vorteil, schnell verlegbare Pioniere auch. Ich glaube nicht, dass wir den Antietam vor den Rebellen erreichen. Vielleicht müssen wir Notbrücken bauen. Wir treffen uns im Hauptquartier von General Hooker in Porterstown. Sie erhalten dort weitere Befehle“, Colonel Bennett, die Majors Craig, Thomas und Callahan salutierten und verließen das Hauptquartier.

Draußen, vor dem Gebäude sahen sich die Bataillonskommandeure und ihr Regimentschef betreten an.

„Was jetzt, Fred? Keiner hat Pionierausrüstung mit!“, schnaufte Richard Craig an Colonel Bennett gewandt. Frederick grinste breit.

„Dick, ich wette fünfzig Dollar mit dir, dass sich mindestens einer Werkzeug eingesteckt hat“, sagte er.

„Und wer sollte sich deinem Befehl widersetzt haben?“, fragte Craig verblüfft.

„Mein eigener Sohn, Dick“, lachte Bennett auf. „Und deiner ist nicht besser!“

„Fred, die Jungens sind alles andere als widerspenstig“, erinnerte Richard.

„Wetten, Dick?“, hakte Frederick nach.

„Topp, die Wette gilt!“, schlug Craig ein.

Wenig später hatten sie das auf dem Marsch befindliche Regiment erreicht. Die Offiziere ritten gleich bis zur C-Schwadron durch.

„Lieutenant Bennett! ‘Raus aus der Reihe! Ich habe mit Ihnen zu reden!“, befahl Colonel Bennett distanziert und barsch. Gehorsam lenkte Robert seinen Rappen aus der Reihe und ritt zu den neben der Kolonne wartenden Offizieren hin.

„First-Lieutenant Bennett zur Stelle, Sir!“, meldete er sich ebenso distanziert und korrekt.

„Satteltaschen auf!“, kommandierte der Colonel. Robert schluckte hart. Er öffnete die Satteltaschen. Obenauf lagen gut sichtbar Pionierwerkzeuge und Verbandmaterial.

„Was ist *das*?“, herrschte der Vater den Sohn an. Robert nahm Haltung an, fixierte einen imaginären Punkt irgendwo in der spätsommerlichen Landschaft neben dem Kopf seines Vaters.

„Pionierwerkzeuge und Verbandmaterial, Sir!“, antwortete er militärisch knapp.

„*Wie* lautete mein Befehl?“

„Die Pionierwerkzeuge im Camp zu lassen, Sir!“

„Und Sie widersetzen sich diesem Befehl?“, forschte Bennett senior scharf.

„Ja, Sir!“, antwortete Bennett junior, immer noch den imaginären Punkt fixierend.

„Wissen Sie, was Sie sich ausgestellt haben, Lieutenant Bennett?“, bellte der Colonel. Robert schluckte erneut schwer. Drohte schon wieder Arrest?

„Ja, Sir!“, bestätigte er mühsam beherrscht.

„Ihrer Disziplinlosigkeit werde ich einen Riegel vorschieben, wenn der Einsatz beendet ist. Vorläufig brauche ich Sie noch!“, drohte der Colonel, wohl wissend, die Drohung nie wahrzumachen. Aber zunächst wollte er seinen eigensinnigen Sohn eine Weile schwitzen lassen. Mit einer herrischen Handbewegung winkte er den Lieutenant weg.

„Marsch, zurück ins Glied!“, befahl er.

„Ja, Sir!“

Der Lieutenant salutierte und wendete Rover. Der prächtige Rapphengst drehte elegant auf der Hinterhand, trug die Last seines Herrn und der wirklich nicht leichten Geräte, als wären es Federn. Bennett senior sah Pferd und Reiter nach.

„Manchmal wünschte ich, wir hätten mehr solche Hellseher wie Bobby. Wirklich, auf den kann man sich blind verlassen“, murmelte er. Dann wandte er sich an Craig.

„Dick, du schuldest mir fünfzig Dollar“, grinste er.

Der Antietam war ein schmales Flüsschen, ungefähr fünfzehn bis zwanzig Yards breit, von zahlreichen Mäandern geprägt. Zwischen Keedysville im Norden und der Mündung in den Potomac im Süden führten nur drei Brücken über den Antietam. Bis Porterstown, etwa auf der Hälfte des Weges zum Potomac, befanden sich zwei Furten, südöstlich von Sharpsburg gab es noch eine dritte Furt, die die Überquerung des Flüsschens erleichterte. Diese sechs Punkte waren für Lees Army of Northern Virginia die einzigen Möglichkeiten, via Antietam nach Washington zu gelangen. Genau in diesem Bereich musste sich Lee deshalb befinden, weshalb McClellan zielstrebig darauf zumarschieren ließ.

Am Nachmittag dieses 14. September 1862 erreichte die Army of the Potomac den Ort Porterstown, der sich einige Meilen östlich vom Ufer des Antietam befand und bezog Nachtlager. Die einzelnen Einheiten der Armee erhielten nun die genauen Einsatzbefehle. Die Schwadronen der 7th Cavalry wurden meist Infanterieregimentern als Unterstützung zugeteilt. Die meisten Captains seufzten ergeben, dennoch erkennbar zufrieden. Beim Aufruf der Abteilungen hatte Colonel Bennett die C-Schwadron zunächst ausgelassen.

„Captain Bruce, für Sie und Ihren Haufen habe ich eine Sonderaufgabe“, sagte er dann. Bruce und seine beiden Lieutenants zogen die Köpfe ein. Das bedeutete nichts Gutes.

„Au weia!“, flüsterte Bruce. „Du und dein Dickkopf, Robert!“, zischte er seinen Lieutenant an. Robert war schon kurz davor, selbst seinen Arrest anzubieten, als der Colonel fortfuhr:

„Sie werden im Bereich des linken Flügels operieren. Stellen Sie fest, ob es außer der Steinbrücke, über die die Straße nach Sharpsburg führt, und der weiter südlich gelegenen Brücke weitere Brücken gibt. Falls ja, veranlassen Sie, dass die Brücken gesichert werden. Erkunden Sie, ob es dort noch andere Furten gibt, als die südöstlich von Sharpsburg. Sichern Sie sie nötigenfalls. Sie werden vom 19th Illinois-Regiment Unterstützung erhalten. Überqueren Sie den Fluss möglichst nicht, bevor die Infanteristen da sind. Und noch was, Bruce: Von Ihnen und Ihren Männern kann das Schicksal

der Potomac-Armee abhängen. Wenn Sie zu früh zurückgeschlagen werden, bricht uns der linke Flügel zusammen, weil der General sich völlig darauf verlässt, dass Sie es fertig bringen, den linken Flügel solange stabil zu halten, bis die Truppen von General Doubleday mit ihrer Durchbruchsoperation starten können. Die Umfassung soll von Süden her erfolgen, damit die Rebellen vom Potomac und damit von ihrem Nachschub abgeschnitten werden."

„Sir, wenn diese Weisung allein auf meiner Disziplinlosigkeit beruht, bitte ich darum, diesen Einsatz auf meine eigene Verantwortung mit hundert Freiwilligen machen zu dürfen!", bot Robert an.

Frederick schüttelte den Kopf. Er sah sich um. Außer ihm und den Offizieren der C-Schwadron war kein anderer im Zelt anwesend.

„Nein, das hat nichts damit zu tun, dass du entgegen meinem Befehl Werkzeug mitgenommen hast, Robert", erwiderte der Colonel. „General McClellan ist die Güte der Schwadron allzu gut bekannt. Es war seine Idee, euch dorthin zu setzen, nicht meine."

„Aber sie passt dir in den Kram, um mir ...", setzte Robert an, aber sein Vater unterbrach ihn.

„Keineswegs, mein Junge. Ich war froh, dass du dich nicht mehr um Himmelfahrtskommandos bemühst. Außerdem würde ich nicht eine ganze Schwadron bestrafen, wenn es nur um den Fehler eines Offiziers ginge. Die Sache ist gefährlich und ich möchte, dass ihr vorsichtig seid", entgegnete Frederick mahnend. „Ich möchte euch alle drei lebend wieder sehen – und eure Leute auch. Ihr reitet morgen früh", setzte er dann hinzu.

„Ich frage mich, ob Saint George uns nicht überschätzt!", seufzte Bruce in Anspielung auf den Vornamen des Armeechefs. Die Schwadronsoffiziere salutierten und verließen das Kommandeurszelt.

Kurz vor Anbruch des Tages machte sich die C-Schwadron auf den Weg in ihr Einsatzgebiet, das nur knapp drei Meilen entfernt war. Bruce winkte Bennett nach vorn.

„Robert, wir brauchen einen geschützten Lagerplatz. Nimm dir ein paar Leute und sieh' nach, ob die Luft rein ist."

Bennett nickte und winkte Evans und Nott, seinen ständigen Patrouillenbegleitern. Den gerade genesenen Cologgia wollte er schonen.

Die kleine Gruppe löste sich von der Schwadron und galoppierte nach Südwesten davon, jagte auf der parallel zum direkt am Antietam gelegenen Höhenzug führenden Straße dahin, bis sie an die Straße kam, die über die

südöstlich von Sharpsburg gelegene Brücke führte. Sie hatten kaum die letzte Biegung zur Brücke passiert, als von der gegenüberliegenden Seite des Antietam Schüsse krachten.

„Los, ‘rüber auf die andere Straßenseite!“, kommandierte Bennett. Die drei Soldaten trieben ihre Pferde zu noch schnellerem Galopp an und erreichten den schützenden Wald der South Mountains.

„Teufel auch, das war knapp!“, schnaufte Nott, als sie den Pferden hinter einem Felsen eine Atempause gönnten. Robert nahm eine Karte aus der Tasche und studierte sie einen Moment.

„Wir sind jetzt hier, am Abzweig zur Brücke. Die Straße führt auf der anderen Seite zum Potomac, entfernt sich aber immer weiter vom Antietam und liegt obendrein im Schussfeld der Dixies – wenn sich nicht gerade wie hier ein paar Felsen auftun. Die Straße führt aber nach knapp zweihundert Yards in eine Art Schlucht. Wir sollten uns das mal ansehen, Jungs“, sagte Robert, steckte seine Karte wieder ein und trieb Rover an.

Wenig später hatten sie den flachen Einschnitt gefunden, für den das Wort *Schlucht* sicher übertrieben war. Ein kleiner Bach plätscherte zum Antietam hinunter. Das Wasser war glasklar, die beiden Ufer des Flüsschens fest und ohne Spuren von Sumpf. Robert sah sich um.

„Ich denke, hier können wir bleiben. Der Einschnitt schränkt das Schussfeld von gegenüber ein. Oben auf die Wälle setzen wir Brustwehren, damit die Posten nicht gleich weggefegt werden. Der Einschnitt hier müsste mit ein paar Mann zu halten sein“, entschied der Lieutenant. Er nahm sich wieder seine Karte aus der Satteltasche und bückte sich nach dem Bleistift, den er im Stiefel hatte, als wieder ein Schuss krachte. Nott griff sich an den Kopf und stürzte mit einem Aufschrei aus dem Sattel.

„Deckung!“, befahl Bennett. Fast im Reflex drückten er und Evans ihre Pferde zu Boden und warfen sich hin. Mit einem schnellen Griff riss Robert den blutenden Nott hinter ein Gebüsch in Deckung.

„Wo hat’s dich erwischt, Tim?“, fragte Robert besorgt.

„Ist nur ‘n Streifschuss an der Stirn, Chef. Blutet aber wie Schwein!“, ächzte Nott. Robert nahm seinen Karabiner aus dem Sattelholster, warf Evans ein Paket mit Verbandszeug zu.

„Verbinde ihn“, wies er Andy an. „Ich kümmere mich um den Heckenschützen.“

Während Evans Nott einen Verband um die stark blutende Kopfplatzwunde machte und die Blutung mit einiger Mühe zum Stehen brachte, suchte Robert die dichten Laubbäume auf der anderen Flussseite ab. Jetzt

war wieder alles still und friedlich. Die vollen, grünen Kronen entzogen den geheimnisvollen Schützen den Blicken des Unionsoffiziers. Doch plötzlich bewegten sich einige Äste in einer gewaltigen Buche gegenüber stärker, als der Wind zuließ. Robert hob den Springfield-Karabiner, stellte das Visier auf und zielte sorgsam. Er schoss, die Äste bewegten sich noch stärker und ein Mann in grauer Uniform purzelte herunter. Doch noch bevor Robert durchgeladen hatte, war der Mann im Gebüsch verschwunden.

„Mist!“, fluchte Robert und stieß den Kolben seiner Waffe hart in den Ufersand.

„Kannst du reiten, Tim?“, fragte er dann. Nott hielt sich zwar den schmerzenden Kopf und stöhnte unterdrückt, aber er nickte tapfer. Robert rüttelte Rover, das Pferd stand auf, die anderen beiden Pferde standen ebenfalls auf.

„Kommt, wir reiten zurück. Der Platz ist gut geeignet“, sagte der Lieutenant dann.

„Um als Kanonenfutter zu dienen, vielleicht“, versetzte Evans bissig.

„Jetzt wissen wir, dass uns von drüben welche ans Leder wollen. Wir werden die Bäume auf der anderen Seite unter Kontrolle halten müssen. Aber mit ein paar gescheiten, kleinen Befestigungen halten wir sie uns vom Leib und können diesen Abschnitt stabilisieren.“

„Ernsthaft?“, fragte Nott verblüfft nach. Robert winkte ihm, als sie oben auf der Wallhöhe hinter einigen hohen Büschen außerhalb der Sicht ihrer Gegner waren.

„Hier oben drei Wehren, gestaffelt und mit Schießscharten versehen, das gleiche auf der anderen Wallhöhe. Unten an der Flussmündung noch mal drei oder vier gestaffelte Wehren auf beiden Seiten der Mündung und ich schwöre dir: Die Grauen beißen sich die Zähne aus, wenn sie es ausgerechnet hier versuchen, uns in die Flanke fallen zu wollen.“

„Entschuldige, ich habe das nicht mitbekommen: Du meinst, wir sind hier so etwas wie der linke Flügel, der linke Außenposten, Robert?“, hakte Nott nach.

„Genau das, lieber Timmy“, erwiderte Bennett mit einem eher unbehaglichen Grinsen.

„Oh, großer Gott, worauf haben wir uns da eingelassen?“, hustete Nott orakelnd und folgte seinem Vorgesetzten mit einem ungemütlichen Kribbeln im Magen.

„Verdammt, der Yankee kann blind gut treffen!“, fluchte der Rebell, den Robert Bennett vom Baum geschossen hatte. Er trug die Uniform eines Captains der konföderierten Kavallerie. Quer über den Rücken hatte er einen schmerzhaften Streifschuss erlitten.

„Captain Morrows, sind Sie verwundet?“, fragte eine Stimme von hinten aus dem Gebüsch.

„Dumme Frage! Nein, ich steige immer so vom Baum, Sergeant Heywords! Teufel, der Blaubauch hat mich am Rücken erwischt!“, gab der Captain grollend zurück. Durch die Büsche kämpften sich fünf seiner Leute, angeführt von Sergeant Grover Heywords.

„Heywords, schicken Sie jemanden zu Captain Bennett. Wir brauchen unbedingt Verstärkung. Die drei Yanks waren sicher nur ein Vortrupp, der einen Lagerplatz gesucht hat“, befahl Morrows knurrend. Heywords sah sich die Verwundung seines Vorgesetzten näher an.

„Sieht nicht gut aus, Chef. Sollen wir Sie nach Sharpsburg bringen?“, fragte der Sergeant besorgt.

„Quatsch! Sie haben doch Verbandszeug in Ihrer Wundertasche, Heywords. Wegen dieses Kratzers gehe ich doch nicht zum Knochenflicker! Der Pillenjohnny kriegt es fertig, mich dienstunfähig zu schreiben!“, versetzte Morrows wütend. Heywords zuckte mit den Schultern und zog den Captain mit zwei anderen Leuten aus dem Unterholz, in das er gefallen war.

„Autsch!“, fluchte Morrows, als sich ein Ast in die Wunde bohrte. „Passt doch auf, ihr Idioten!“

Als sie den Captain geborgen hatten, schwang Heywords sich in den Sattel und ritt in Richtung Sharpsburg davon.

Unterdessen hatten Lieutenant Bennett und seine Begleiter die Schwadron erreicht.

„Lieutenant Bennett mit zwei Mann zurück von Patrouille, ein Mann leicht verwundet!“, meldete der dem Captain.

„Danke. Habt ihr was gefunden, Bob?“

„Ja, die Mündung eines kleinen Flüsschens südlich der Steinbrücke. Direkt daneben ist eine Furt, die für Infanteristen passierbar ist. Die Mündung können wir so sichern, dass die Rebs dort nicht ‘rüberkommen. Mit einigen Brustwehren ist aus der Mündung eine passable Stellung zu machen“, erklärte Robert. Bruce nickte in Richtung Nott.

„Aber nicht ganz bleifreie Luft, wie?“, kicherte er nervös. „Was ist mit Ihnen, Nott?“

„Streifschuss an der Stirn, Sir“, gab Nott zurück.

„Das einzige Problem, was wir haben, sind Scharfschützen auf der anderen Flussseite“, ergänzte Robert. „Einen habe ich vom Baum geholt, aber es könnten mehr dort sein. Ich schlage vor, dass wir das westliche Ufer einmal absuchen, bevor wir unsere Stellung einrichten.“

„Wir kommen kaum kampflos hinüber, wenn jetzt schon Scharfschützen da sind. Außerdem sollen wir uns nicht auf einen Kampf einlassen, bevor die Infanteristen hier sind“, gab Bruce zu bedenken. Robert nickte.

„Der Platz ist trotzdem geeignet. Kommt mit“, forderte Robert den Captain auf. Bruce drehte sich im Sattel um.

„Oaktree, Pembroke!“, rief er. Die Gerufenen trabten nach vorn.

„Sie reiten sofort nach Porterstown zu Colonel Barner. Teilen Sie ihm mit, dass wir einen geeigneten Übergang südlich der Steinbrücke gefunden haben. Er soll auf diese Stelle schnellstmöglich zumarschieren, damit wir noch einen Brückenkopf auf dem westlichen Ufer einrichten können, bevor die Grauröcke merken, dass wir hier sind.“

Die Boten salutierten, Oaktree wiederholte den Auftrag, dann wendeten sie ihre Pferde und galoppierten in Richtung Porterstown davon. Auf Bruces Handzeichen ordneten Bennett und seine Leute sich in die Schwadron ein, dann trabte die Einheit in Richtung Antietam.

„Sir, ein Bote von Captain Morrows!“, meldete ein Ordonnanzsoldat. Philip Bennett sah von seiner Karte auf, die er gerade studierte.

„Lassen Sie ihn ‘rein, Ordonnanz“, befahl er müde und trank einen Schluck von seinem inzwischen kalt gewordenen Kaffee. Angewidert kippte er den Rest auf den blanken Erdboden seines Zeltes. Sergeant Heywords stapfte steif herein, salutierte.

„Sergeant Grover Heywords, 9th Virginia Cavalry, Schwadron A. Captain Morrows schickt mich, Sir. Die A-Schwadron befindet sich auf dem äußersten rechten Flügel der Armee auf dem Westufer des Antietam. Auf dem Ostufer ist eine kleine Gruppe von Yankees aufgetaucht, konnte aber in die Flucht geschlagen werden. Captain Morrows ist überzeugt, dass bald größere Einheiten der Yankees in seinem Frontabschnitt erscheinen werden und bittet Sie daher, Ihre Schwadron als Verstärkung dorthin zu verlegen.“

Philip sah Heywords zunächst verblüfft an.

„Ich bin auf Befehl General Stuarts hier und kann meinen Posten nur mit seiner Zustimmung verlassen, Sergeant Heywords. Richten Sie dem Captain das bitte aus. Sagen Sie ihm bitte auch, dass ich versuche, meine Schwadron für ihn als Verstärkung freizubekommen. Irgendwelche Erkenntnisse zur gegnerischen Einheit?“

„Nein, Sir. Außer, dass es Kavallerie ist.“

„Nicht viel“, murmelte Philip. „Reiten Sie zurück, Sergeant. Sobald ich die Freigabe von General Stuart habe, komme ich nach. Anderenfalls schicke ich einen Boten.“

„Ja, Sir!“, bestätigte Heywords zackig, salutierte, machte eine Kehrtwendung und war im nächsten Moment verschwunden.

Oaktree und Pembroke hatten gegen Mittag das noch nicht auf dem Marsch befindliche Infanterieregiment bei Keedysville erreicht und richteten dem Colonel Captain Bruces Nachricht aus.

„Geben Sie Captain Bruce bitte weiter, dass ich das Regiment teile. Das Bataillon von Major Lewis marschiert zu Ihnen, ein Bataillon halte ich in Reserve, das andere Bataillon unter Major Jones schließt die Lücke zur Armee, die sich bei der Steinbrücke formiert. Und dann sagen Sie ihm bitte, dass unser Feldlazarett auf der Farm von Mr. Rohrbach eingerichtet wird. Ihr Dr. Thomas und unser Dr. Wilkins werden dort erreichbar sein. Wir werden morgen früh bei Ihnen eintreffen.“

„Ja, Sir“, bestätigten Oaktree und Pembroke wie aus einem Munde und machten sich eilig auf den Rückweg.

Sie erreichten ihre Schwadron am Nachmittag. Eilig berichteten Sie Bruce.

„Dann müssen wir auf jeden Fall Vorsorge treffen“, schnaufte Bruce. Er hatte gehofft, die Infanteristen würden noch am Abend zu ihnen stoßen.

„Holt mir Bennett und Craig her!“, wies er die Boten an. Wenig später waren die Lieutenants zur Stelle. Bruce gab ihnen die Informationen weiter, die er von Pembroke und Oaktree erhalten hatte.

„Wir sollten deshalb schon mit dem Bau der Feldbefestigungen beginnen“, schloss er seine Ausführungen. Sein Blick blieb unverkennbar an Robert Bennett hängen.

„Warum siehst du mich so an, Barry?“, fragte Robert harmlos.

„Weil ich durchaus gemerkt habe, dass du den Befehl, die Schanzwerkzeuge zu Hause zu lassen, geflissentlich überhört hast. Du und dein Zug – ihr habt Werkzeuge dabei. Also, Lieutenant Robert Christopher Ben-

nett: Strafe muss sein! An die Arbeit!“, kommandierte Bruce. Bennett salutierte grinsend und verließ Bruces Zelt.

„Tom, du hältst ihm mit deinem Zug den Rücken frei“, wies Barry Lieutenant Craig an.

„Ich gebe ihm einige meiner Spezialisten, wenn es dir recht ist, Barry. Wir haben auch Werkzeug mit“, erwiderte Tom lächelnd, salutierte und ging gleichfalls fort. Barry Bruce blieb kopfschüttelnd zurück.

„Hat es überhaupt Zweck, Sir?“, fragte First-Sergeant Mattson zweifelnd, als sie mit den Arbeiten an den Befestigungen begannen.

„Je eher die Dinger fertig sind, desto besser sind unsere Abwehrchancen! Los, Mattson, fällen Sie mit zwei Trupps Bäume, möglichst um zehn Inch stark.“

Mattson und zwei der Corporalschaften machten sich daran, entsprechende Bäume zu suchen und zu fällen, Sergeant Elliot und eine der anderen beiden Corporalschaften richteten die Stämmchen zu, Corporal Cologgia und seine Mannschaft bauten mit dem von Mattson gelieferten Material die Brustwehren nach Roberts Konstruktion. Die Wehren wurden in die Tiefe des eigenen Hinterlandes gestaffelt, an der Mündung sogar dreifach, ebenso auf den Abbruchkanten der Hügel nördlich und südlich der Einmündung. Die Furt sicherten sie sogar vierfach. Damit war der linke Flügel sicher geschützt.

Bennett sah nachdenklich auf die freie Fläche südlich der Einmündung.

„Frank, haben wir Sprengstoff?“

„Ja, auf dem Bagagewagen sind drei Kisten“, bestätigte Frank Craig, der inzwischen Sergeant geworden war.

„Gut. Frank. Du, Cologgia, Evans und Elliot kommen mit mir. Die Dixies werden eine ganz böse Überraschung erleben, wenn sie uns von Süden her angreifen wollen.“

„Was hast du vor, Bob?“

„In drei Staffeln vor den Befestigungen Sprengstoffladungen legen, Zündschnüre wasserdicht verlegen und hinter die zweite Brustwehrenstaffel ziehen“, erklärte Robert.

„Minen statt Artillerie?“, hakte Elliot nach, der dazukam. Robert nickte.

Auf der anderen Seite des Antietam hatte Morrows’ A-Schwadron Verstärkung durch die B-Schwadron der 9th Virginia-Cavalry erhalten, die von Philip Bennett kommandiert wurde. Das gesamte erste Bataillon dieses

Regiments bestand meist aus Leuten, die nicht aus dem Staat Virginia kamen. Seine Existenz verdankte es einer ungewöhnlichen Dienstvorschrift der konföderierten Armee: Wenn ein berittener Soldat sein Pferd nicht durch unmittelbare Kampfeinwirkung verlor, dann musste er sehen, woher er ein Ersatzpferd bekam – oder künftig seinen Dienst zu Fuß versehen. So hatten sich viele Soldaten aus der gesamten Konföderation, die ihre Pferde durch Krankheit oder Unfall verloren hatten, zum Dienst in der 9th Virginia-Cavalry gemeldet, als dieses Regiment im September 1861 mit einer ausnahmsweise staatlich gestellten Erstausstattung an Pferden aufgestellt worden war. Auf diese Weise waren nicht nur Philip Bennett und Yancey Morrows zur virginischen Kavallerie gekommen, sondern auch Mark Ashley und Martin Moore, die in Philips Schwadron die Lieutenantsposten innehatten.

Nun saßen Philip und Martin auf Yanceys ‚Stammbaum', von dem man den besten Blick auf die Einmündung eines kleinen Baches hatte, der südlich der letzten Brücke von Sharpsburg in den Antietam mündete. Mit Ferngläsern sahen sie dem geschäftigen Treiben der Yankees auf dem Ostufer des Antietam zu.

„Und wir haben keine Artillerie hier", knurrte Philip. Er drehte an der Fokussierung seines Fernglases und hätte sich beinahe verschluckt.

„Himmel, das kann nicht sein!", entfuhr es ihm.

„Was ist, Phil?", fragte Martin erschrocken. Philip setzte sein Glas ab und sah Martin kreidebleich an.

„Sieh mal genau hinüber. Der Yankeeoffizier, der vor der zweiten halbfertigen Brustwehr ist."

Martin sah in die angegebene Richtung und verstand Philips Unwohlsein.

„Robert!", keuchte er. „Verdammt, er ist ein wirklich guter Freund von mir, Phil!"

„Ich habe es befürchtet, Martin", seufzte Philip. „Irgendwann musste es so kommen."

„Vielleicht können wir der Begegnung ausweichen?", schlug Martin halb fragend vor. Philip schüttelte langsam den Kopf.

„Und Robert und Tom Yancey überlassen? Nein, Martin, das wäre Mord."

„Philip, wenn unser Haufen diese Befestigungen dort drüben angreift, stehen wir drei vor dem Problem, notgedrungen gegen den Bruder oder gegen die besten Freunde kämpfen zu müssen. Was mit uns passiert, wenn

Yancey oder ein anderer Offizier mitbekommt, dass wir dann nicht ganz bei der Sache sind, muss ich dir nicht im Detail erzählen, oder?“, warnte Martin.

„Philip, Martin! ‘Runter vom Baum! Wir greifen an!“, rief Yancey von unten. „Die Yanks dürfen die Befestigungen gar nicht fertig bekommen. Los, ‘rauf auf die Gäule!“

Philip und Martin rutschten von dem luftigen Posten herunter.

„Heiliger Christophorus, hilf!“, murmelte Philip und schwang sich in den Sattel.

Robert und sein Sprengkommando waren in der Spätnachmittagssonne mit den Minen beschäftigt, als vom anderen Ufer das markerschütternde Kriegsgeschrei der Rebellen ertönte.

„Dass die sich nicht ans Trompeten gewöhnen können!“, fluchte Frank Craig, als sie in Deckung sprangen. Fast auf der gesamten Breite der Furt griffen die Konföderierten aus allen Rohren schießend an. Die Nordstaatler fanden hinter den bereits fertig gestellten Brustwehren Deckung. Tom befahl seinem Zug einen massierten Gegenangriff. Die abgesessenen Soldaten Bennetts wehrten sich mit Revolver und Säbel gegen die Angreifer. Toms berittener Zug preschte vor und sprengte die vorderste Linie der Rebellen in zwei Teile. Betroffen war unmittelbar Martin Moores Zug, der auseinander stob wie ein Vogelschwarm, in den ein Habicht hineinstößt. Mark Ashleys Zug hatte sich vor den massiven Barrikaden festgerannt. Im gezielten Feuer der dahinter befindlichen Unionssoldaten blieb der Angriff stecken. Moores auseinanderstrebende Einheit bewirkte allgemeine Verwirrung und löste fast eine Panik im Fluss aus, als einige Pferde aus dem Bereich der Furt in eine tiefe Rinne gerieten. Philip sah ein, dass sie keinen Erfolg haben würden und wies den Trompeter an, zum Rückzug zu blasen. Auf das Signal zogen sich die Konföderierten zurück.

Doch Tom Craig dachte nicht daran, ihnen Luft zu lassen und setzte den Fliehenden mit seinem Zug nach. Bruce erkannte die Gefahr.

„Robert! Auf die Pferde! Wir müssen ihnen helfen!“, befahl der Captain. So schnell es möglich war, saßen die bisher als Infanteristen Kämpfenden auf und stürmten hinterher. Die Südstaatler, die mit einem Nachsetzen wirklich nicht gerechnet hatten, suchten ihr Heil in eiliger Flucht weit auf das westliche Ufer des Antietam. Yancey Morrows, dessen Schwadron in Lauerstellung auf der anderen Seite wartete und den Yankees den Rückzug abschneiden wollte, sah sich dennoch um das Vergnügen gebracht,

weil Captain Bruce die Verfolgung sofort abbrechen ließ, als er feststellte, dass die Grauröcke flüchteten und sich nicht mehr zum Kampf stellten. Unter Sperrfeuer zogen sich die Unionssoldaten wieder auf das östliche Ufer des Antietam zurück, Bennett und seine Soldaten nahmen gleich wieder die Arbeit an den Barrikaden auf, Toms Männer hielten wachsam Ausschau, ob die Rebellen es noch ein zweites Mal probierten. Tatsächlich rückten sie nach, aber ein Rückzugssignal beorderte sie zurück.

Inzwischen war die Sonne untergegangen und bald würde es völlig dunkel sein. Das Krachen der Schüsse verebbte, nur noch das Stöhnen der Verwundeten durchbrach die fast gespenstische Stille. Nicht einmal Vögel zwitscherten mehr. Auf beiden Seiten machten sich Suchtrupps auf, um die Verwundeten zu bergen – und es waren viele.

„Verdammt, warum haben wir keinen Arzt dabei?“, fluchte Bruce.

„War ja zu viel Ballast, Barry. Genau wie unser Schanzzeug“, erwiderte Bennett müde.

„Möchte nicht wissen, was passiert wäre, wenn du dich nicht über den Befehl des Colonels hinweggesetzt hättest“, murmelte Bruce.

„Ich will nicht unken, Barry, aber dann hätten sie uns überrannt und wären hier durchgebrochen“, gab Robert zurück. Bruce nickte.

„Robert – ihr arbeitet an den Schanzen weiter. Wenn die Infanterie hier morgen früh eintrifft, sollen sie brauchbare Befestigungen vorfinden. Ich fürchte, sie werden sie benötigen. Tom hält euch den Rücken frei“, wies Bruce den Lieutenant an. Robert nickte. Er und seine Leute waren müde, aber es war notwendig, jetzt weiterzumachen. Er stand auf und ging langsam zum Lagerplatz seines Zuges hinüber.

„Los, Jungs, wir machen weiter“, sagte er. Mattson sah den jungen Mann zweifelnd an.

„Womit, Sir?“, fragte er. „Zwei Drittel Ihrer Männer sind angeschlagen, Sie selbst auch und zehn Mann sind tot“, erklärt der First-Sergeant mit Hinweis auf Roberts bandagierten rechten Unterarm.

„Mattson, sobald es hell wird, haben wir die Dixies wieder auf dem Hals. Die Infanterie wird nicht vor morgen Vormittag zur Stelle sein. Wenn wir die Schanzen und die Ladungen bis dahin nicht fertig haben, brechen die Rebellen hier durch und dann Gnade Gott, Washington! Also, los, Jungs, machen wir weiter. Sprengkommando – außer Cologgia – kommt mit mir mit. Collie, du baust mit deinen Leuten die angefangenen Barrika-

den weiter. Mattson, Bäume fällen und zurichten“, verteilte Robert die Aufgaben.

Die Männer erhoben sich, aber Trooper Stanton taumelte und stürzte. Bennett und Frank Craig fingen ihn gerade noch auf.

„He, was ist mit dir?“, fragte Robert.

„Mein linkes Bein, Chef!“, stöhnte Stanton.

„Licht!“, befahl Bennett. Sergeant Elliot leuchtete mit einer Fackel. Stantons linkes Bein war vom Oberschenkel bis zum Knie aufgerissen.

„Himmel, um den Haxen kannst du beten, Alan!“, entfuhr es Bennett. Er zog eine zusammengerollte Satteldecke heran und schob sie Stanton unter den Kopf. „Noch jemand, der solche Löcher im Fell hat?“, fragte er dann. Es fanden sich noch zehn Mann, die nicht mehr einsatzfähig waren.

„Andy, Tim, Oliver! Nehmt euch das Verbandszeug und seht zu, dass ihr die Verwundeten einigermaßen versorgt“, wies Robert die drei Trooper an. Die anderen folgten dem Lieutenant und arbeiteten zäh und verbissen im Schutz der Dunkelheit an den Befestigungen weiter.

Etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang des 16. September 1862 waren Bennett und seine Männer fertig. Die Feldbefestigungen standen. Müde und erschöpft weckte Bennett Captain Bruce.

„He, Barry!“

Bruce kam verschlafen hoch.

„Hm, is’ was?“, fragte er schlaftrunken.

„Ja, wir sind fertig. Sowohl mit den Barrikaden als auch mit den Nerven. Und müde sind wir jeder für drei“, entgegnete Robert. Bruce setzte sich auf, rieb sich den Schlaf aus den Augen und gähnte.

„Du setzt mich immer wieder in Erstaunen. Ich hab’ dich gestern gar nicht nach deinen Ausfällen gefragt.“

„Bei mir sind es zehn Tote und zehn kampfunfähig Verwundete. Stanton hat das Bein vom Oberschenkel bis zum Knie offen. Das behält er nur, wenn er sofort in ein gutes Lazarett kommt – nicht erst ins Feldlazarett. Doc Thomas setzt sofort die Säge an“, erwiderte Robert.

„Werde ich veranlassen“, versprach der Captain. Sein Blick fiel auf Roberts bandagierten rechten Unterarm. „Was ist mit dir?“

„Säbelratscher. Nichts Ernstes“, gab Bennett zurück.

„Wie spät ist es?“

„Halb fünf. Es wird bald hell.“

„Schon was von dem Illinois-Regiment zu sehen?“

„Nein, nichts“, schüttelte Robert den Kopf. Bruce nickte.

„Ruh’ dich aus. Ihr habt prima gearbeitet.“

Bennett lächelte gedrückt.

„Ich hoffe, die Grauröcke lassen mich. Was ist mit Tom und seinen Leuten?“

„Fünfzehn Tote, zehn Mann kampfunfähig verwundet. Sieht nicht gut aus.“

„Heißt im Klartext: Knapp fünfzig Prozent Verluste in einer einzigen Stunde Kampf in der ganzen Schwadron!“, schnaufte Robert.

„So ist es“, erwiderte Bruce mit einem deutlichen Seufzer. Er nahm Robert am Arm.

„Bobby – ich möchte, dass du auf Tom aufpasst. Ich weiß nicht, welcher Teufel ihn gestern geritten hat, sich mit einem Zug einer ganzen Schwadron entgegenzustellen. Ich habe einen Heidenschreck bekommen, als ich die andere, die zweite Schwadron, auf der anderen Seite gesehen habe. Was er angestellt hat, wäre beinahe schief gegangen. Ich fürchte, heute wird der Tanz heißer werden. Fehler können tödlich sein.“

„In Ordnung. Du kannst dich auf mich verlassen“, versprach Robert.

Der Captain warf seine Decke beiseite, stand auf und zog sich die Uniformjacke an.

„Hast du eigentlich keine Jacke?“, fragte er grinsend, als ihm auffiel, dass der Lieutenant wieder einmal nur sein bequemes, dunkelblaues Oberhemd mit der doppelten Knopfreihe und seinen Rangabzeichen trug.

„Zu unbequem, um damit Barrikaden zu bauen, im Sommer zu heiß, im Winter zu kalt. Da ziehe ich das Hemd vor – es sei denn, du gibst mir den dienstlichen Befehl, diese Zwangsjacke anzuziehen“, erwiderte Robert mit jungenhaftem Lächeln. Bruce lachte und klopfte ihm auf die Schulter.

„Das wäre das Letzte, was ich von dir verlange, solange dein Hemd den Zweck erfüllt und dich als Offizier kenntlich macht.“

Sie traten vor das Zelt des Captains. Im Lager brannten bereits drei kleine Feuer, auf denen Kaffee gekocht wurde und Bohnen und Speck gebraten wurden. Im Osten nahm der Himmel eine rote Färbung an. Robert sah den allzu roten Sonnenaufgang skeptisch an.

„Das sieht nach Regen aus. Wir werden bald nasse Füße bekommen“, mutmaßte er.

„Hoffentlich sind wir bis dahin wieder in Washington!“, murmelte Bruce.

„Bloß nicht!“, wehrte Robert erschrocken ab. „Dann wären die Rebellen auch da!“

Er sah weiter nach Osten. Dort hatte er eine Bewegung wahrgenommen.

„Barry, die Infanterie ist da!“, rief er dann freudig aus, als er über der bewegten Masse die Nationalfahne der Union erkannte.

Eine Viertelstunde später traf das Bataillon von Major Lewis am Lagerplatz der Kavalleristen ein. Nach entsprechender Begrüßung besichtigte Lewis die Feldbefestigungen.

„Die überlassen wir Ihnen, Sir“, erklärte Bruce. „Wir werden jetzt weiter nach Süden reiten, um nach weiteren Furten zu suchen.“

„Sparen Sie sich die Mühe, Captain“, erwiderte Lewis. „Ich habe einige Jahre in Sharpsburg gelebt und kenne die Gegend wie meine Westentasche. Südlich dieser Furt ist nur noch die Brücke fast an der Einmündung in den Potomac – und die ist gesprengt, soviel ich weiß. Furten gibt es weiter südlich keine mehr.“

„Wann sind Sie weggezogen, Sir?“, erkundigte sich Bruce.

„Vor sechs Jahren.“

„Der Antietam ist sehr mäanderreich. Da könnten inzwischen neue Furten entstanden sein. Wir werden befehlsgemäß suchen und kehren dann hierher zurück. Vielleicht können wir Ihnen nützlich sein.“

„In Ordnung, Captain. Wo haben Sie eigentlich die Pioniere gelassen, die die Befestigungen gebaut haben?“

Captain Bruce wies mit dem Daumen auf Lieutenant Bennett, der neben ihm stand.

„Lieutenant Bennetts Zug hat die Dinger mit Unterstützung unserer Spezialisten gebastelt. Ich hoffe, sie entsprechen Ihren Anforderungen, Sir“, sagte er.

„Ein Pionierbataillon hätte sie nicht besser bauen können. Ich bin beeindruckt, Lieutenant.“

„Sir, wenn ich noch ergänzend erklären dürfte ...“, setzte Robert an. Der Major nickte wohlwollend.

„Südlich der gestaffelten Linie haben wir in drei Reihen eine Art Minen eingegraben. Es sind Sprengladungen, die von der zweiten Brustwehrreihe aus gezündet werden können. Falls die Zündung versagen sollte, haben wir jeweils eine Stange zwei Inch aus dem Boden stehen lassen, damit sie zur Not mit einem Schuss gesprengt werden können.“

„Ihr seid noch fieser als richtige Pioniere!“, entfuhr es dem Major anerkennend.

Die aufgehende Sonne lockte auch am gegenüberliegenden Ufer die Schläfer aus den Zelten. Yancey Morrows’ erster Weg nach dem Rasieren führte zum wachhabenden Sergeant.

„Was neues von den Yankees, Heywords?“, fragte er fast beiläufig.

„Ja, Sir. Die Yanks haben Verstärkung bekommen. Infanterie, etwa drei- bis vierhundert Mann.“

Morrows rief nach seinem Schwager und unterrichtete Philip, als der zur Stelle war.

„Was hältst du davon?“, fragte er abschließend. Philip nahm sein Fernglas und sah hinüber auf das andere Ufer.

„Sie haben nicht nur Verstärkung, sie haben auch die Barrikaden fertig. Üble Geschichte“, stellte Philip fest.

„Was sollten uns die lächerlichen Knüppeldämme anhaben?“, erkundigte Morrows sich abschätzig.

„Yancey, du machst noch immer den Fehler, die Yankees zu unterschätzen“, mahnte Philip. „Wenn ich mich gestern nicht völlig verguckt habe, habe ich meinen Bruder Robert erkannt. Die Art der Befestigung spricht dafür, dass Robert sie erdacht hat.“

„Und was schließt du daraus?“

„Dass mit diesen *lächerlichen Knüppeldämmen* wie du sie nennst, nicht gut Kirschen essen ist, Yancey. Robert ist weder dumm noch feige und außerdem versteht er etwas von Sprengstoff. Obendrein hat er Bauspezialisten in seiner Truppe. An diesen entzückenden Befestigungen werden wir uns die Zähne ausbeißen, Yancey.“

Yancey grinste humorlos.

„Ich habe Corporal Lomax gestern zum Hauptquartier nach Sharpsburg geschickt und um Artillerieunterstützung gebeten. Wir werden sie da drüben wegpusten, bevor sie überhaupt zu sich kommen!“

„He, Phil! Sieh dir das an!“, hörten sie Martin Moore vom Ausguck rufen. Morrows und Bennett liefen zum Wachbaum und erklommen den gut zugänglichen Stamm. Von dort sahen sie durch die Ferngläser die anderen Bataillone der Illinois-Infanterie. Eine massive blaue Linie reichte bis zum nächsten sichtbaren Fahnenmast.

„Na wundervoll!“, keuchte Philip. „Und weiter flussabwärts gibt’s keine Furt mehr!“

„Wir werden trotzdem danach suchen und sie von Süden umgehen. Von hier aus wird die Artillerie ihnen einheizen“, knurrte Morrows.

„Es könnte sein, dass das sehr riskant wird, Sir“, warnte Moore.

„Warum?“

„Die Yanks haben die ganze Nacht wie verrückt geschuftet. Auch vor den Befestigungen, wenn ich die Lichter, die ich heute Nacht gesehen habe mit der Lage der Barrikaden vergleiche. Ich habe den Verdacht, dass mein alter Freund Robert Bennett Minen gelegt hat. Wenn er mit Sprengstoff spielt, ist das ausgesprochen gefährlich für den, der es nicht ernst nimmt“, erklärte Martin.

„Unsinn“, versetzte Morrows unwirsch. „Wir greifen von Süden her an. Wir haben es mit dem äußersten linken Flügel zu tun. Wenn es uns gelingt, den Flügel aufzurollen, kommen wir hier weiter. Los, vorwärts!“

Damit rutschte er vom Baum. Martin sah Philip an.

„Manchmal traue ich ihm nicht über den Weg“, sagte er. Philip winkte ab.

„Er hat verrückte Ideen, aber er ist in Ordnung“, erwiderte er.

„Sei dir nicht so sicher, Phil“, warnte Martin erneut. Philip verließ gleichfalls den Baum, Martin folgte ihm.

Während die Konföderierten sich für den Angriff bereitmachten, rückte die Kavallerieschwadron auf dem östlichen Ufer nach Süden ab. Captain Bruces Blick glitt mit einem Anflug von Bitterkeit über die arg dezimierte Schwadron. Die Hälfte tot oder so schwer verwundet, dass sie nicht mehr einsatzfähig waren – und das in kaum einer Stunde Kampf!

„Sir! Sehen Sie mal! Das sind doch Rebs!“, rief einer der Trooper von hinten. Bruce sah zum anderen Ufer.

„Was meinst du, Barry, suchen die das Gleiche wie wir?“, fragte Robert. Bruce nickte, dass die Eicheln an seiner Hutkordel hüpften.

„Und verlass’ dich drauf: Sie werden eine unangenehme Überraschung erleben“, versprach der Captain. Roberts zweifelnden Blick, der erst zu den angeschlagenen Soldaten ging und dann zu den Konföderierten zurückkehrte, bemerkte der Captain nicht. Die Südstaatler am westlichen Ufer galoppierten eilig in Richtung Süden. Bruce drehte sich um.

„Pembroke, Oaktree!“

Die Gerufenen kamen nach vorn.

„Sir?“

„Reitet als Spähtrupp nach vorn. Beeilt euch und seht zu, dass ihr auf der Höhe der Rebellenspitze bleibt“, wies Bruce die Männer an.

„Ja, Sir!“

Pembroke und Oaktree setzten ihre Pferde in Galopp und sprengten davon.

„Tom! Du und dein Zug, ihr sichert nach hinten!“, befahl Bruce. Tom nickte und ließ seinen Zug ausscheren.

Genau in diesem Moment machte ein Teil der am gegenüber liegenden Ufer reitenden Soldaten kehrt, der Rest schwenkte zum Fluss.

„Da ist ‘ne Furt, Barry!“, rief Robert.

„Dann werden wir sie bremsen!“, erwiderte Bruce und zog den Säbel. „Schwadron rechts schwenkt – Marsch! Säbel auf! Angriffsgalopp! Joshua – Attacke!“, kommandierte Bruce.

Die Schwadron wendete und griff in breiter Front die ihnen entgegenkommenden Südstaatler an. Ein Hagel von Schrot und Kugeln empfing die Nordstaatler. Zehn oder zwölf Mann stürzten getroffen aus den Sätteln. Zu einer zweiten Salve kamen die Rebellen dann nicht mehr, weil die Abteilungen bereits zusammenstießen. Für die Konföderierten bot sich nicht mehr die Gelegenheit, mit Buckshot zu schießen, ohne eigene Leute zu gefährden. Robert und Tom hatten ihre Leute zu guten Fechtern ausgebildet, die es mit einem Südstaatler in dieser Hinsicht aufnehmen konnten. Ihre Säbel wüteten schlimm unter Philips Soldaten. Mitten im Kampfgetümmel trafen sich Robert Bennett und Martin Moore. Einen Moment lang spiegelte sich Zweifel in ihren Gesichtern, dann hob Martin den Säbel und griff Robert an. Bisher waren sie sich nur im Wettkampf mit dem Säbel begegnet, wobei es nie herausgekommen war, wer von beiden wirklich der bessere Fechter war. Sie forderten sich gegenseitig viel ab und schenkten sich nichts.

Tom war fast bis zu Robert durchgedrungen und verhinderte mit seiner Säbelspitze gerade noch einen von Sergeant Read hinterrücks geführten Säbelhieb, der auf Robert Bennetts Rücken gezielt hatte. Mit wütenden Hieben schlug Tom den Sergeant aus dem Sattel, bekam plötzlich selbst von hinten Hiebe.

„Das hättest du besser nicht getan, Tom Craig!“, grollte Philip und attackierte Tom. Thomas versuchte, sich gegen Philips Hiebe zu decken, ohne ihn anzugreifen, aber er geriet gegenüber Philip ins Hintertreffen.

Tom hatte schon einige Verletzungen, als er keine andere Chance mehr sah, als Robert um Hilfe zu bitten.

„Robert! Hilf mir!“, schrie er in das Kampfgetümmel. Robert hörte den verzweifelten Hilferuf seines Freundes und verdoppelte seine Anstrengungen, um sich halbwegs elegant von Martin Moore zu lösen. Er entdeckte eine Lücke in Moores Deckung und traf ihn an der Schulter des Fechtarms. Martin zog sich mit schmerzverzerrtem Gesicht zurück. Robert ließ ihn ziehen und drehte sich zu Tom um. Er konnte gerade noch seinen Säbel in Philips Schlagbahn halten und die Waffe von Tom ablenken. Der Schlag wäre zweifellos für Craig tödlich gewesen.

„Philip! Bist du verrückt?“, brüllte Robert seinen Bruder an. „Halt’ ein, du Idiot!“

Doch Philip schien nur die blaue Uniform seines Gegenübers zu sehen und hieb nun auf seinen jüngeren Bruder ein. Robert sah sich gezwungen, mit seinem Bruder zu fechten. Nach wildem Schlagwechsel gelang es Robert, Philip zu entwaffnen.

„Hau ab, bevor ich vergesse, dass du mein Bruder bist!“, keuchte der Lieutenant erschöpft. Mit starrem Blick sah Philip Robert an, als ob er aus einem Traum erwachte.

„Mein Gott!“, entfuhr es ihm. Er wendete sein Pferd und verschwand. Nur Sekunden später ertönte das Rückzugssignal für die Konföderierten. Eilig zogen sie sich über den Fluss zurück. Bruce bedeutete seinen Leuten, die Rebellen nicht zu verfolgen.

Robert sprang vom Pferd und bemühte sich um Tom, der schwer verwundet zu Boden gegangen war.

„Das war’s dann, Bobby“, ächzte Tom. Er hatte eine tiefe Schlagwunde quer über den Leib, die stark blutete.

„Blödsinn!“, widersprach Bennett heftig. „Wir bringen dich ins Lazarett nach Washington. Die flicken dich wieder zusammen. Außerdem wäre Betty bitter enttäuscht, wenn du einfach aufgibst.“

Während Robert eilig einen Notverband bei Thomas machte, zählte Captain Bruce die Verluste zusammen.

„Sieht schlecht aus, Bob. Keiner mehr ohne Blessuren, zählt man alle Kratzer mit. Dreißig Mann tot, alle anderen mehr oder weniger schwer verwundet“, sagte er kopfschüttelnd. „Immerhin haben wir sie am Durchbruch hindern können.“

„Ja, aber um welchen Preis, Barry!“, bemerkte Robert bitter. Bruce sah sich um.

„Die mit wenig Kratzern sichern in Richtung Fluss, alle anderen bekommen erst mal Verbände“, befahl er.

Eine halbe Stunde später waren die Verwundeten soweit versorgt, dass sie nicht mehr zu verbluten drohten. Pembroke und Oaktree kehrten zurück und berichteten mit schuldbewusstem Blick, dass sie die Rebellen leider verloren hätten.

„Dafür haben *wir* sie gefunden!“, seufzte Bruce und wies auf die mit Leichen und Verwundeten übersäte Walstatt.

„Frank!“, rief er dann Sergeant Craig. Frank gehörte zu den Leichtverwundeten, hatte nur eine Kopfplatzwunde.

„Sir?“, meldete er sich bei dem Captain.

„Nimm dir fünf Mann, die wenig abbekommen haben und bring’ die Schwerverwundeten zu Rohrbachs Farm.“

„Wird gemacht. Soll ich dann zurückkommen?“

„Nein, du bleibst im Lazarett. Das ist ein Befehl, Frankie!“, ermahnte Bruce den Heißsporn. Dann wandte er sich an Robert:

„Robert, nimm dir die restlichen Leute, die noch kampffähig sind und reite voraus. Wir brauchen dringend Kavallerieentsatz. Mit Infanterie allein ist der Flügel nicht zu halten.“

Bennett salutierte.

„Was machst du?“, fragte er dann.

„Ich bleibe mit fünf Mann hier und hüte die Verwundeten. Wir bauen Bahren, damit wir die Transportfähigen wegbringen können. Die Übrigen verladen wir auf Wagen, sobald Frank im Feldlazarett unsere Position gemeldet hat.“

Robert nickte und wollte wieder aufsteigen, als Tom ihn ansprach:

„Robert?“

Er beugte sich zu Tom hinunter.

„Ja?“

„Danke, Bob. Danke für deine Hilfe.“

„Ich hätte weder meiner noch deiner Schwester je wieder unter die Augen treten können, wenn ich nicht eingegriffen hätte“, lächelte Bennett schief.

„Mach’ keine Dummheiten. Ich bin nicht da, um dir den Rücken freizuhalten“, warnte Tom ächzend. Robert nahm die Hand des Freundes.

„Nein, bestimmt nicht. Danke übrigens, dass du mir den Graurock vom Hals gehalten hast.“

Tom nickte nur und drückte Roberts Hand. Bennett stand auf, winkte seinen Leuten stieg auf und ritt fort.

„Barry, ich hab' ein ganz dummes Gefühl", unkte Tom, als Robert mit seinen kaum zwanzig Mann außer Sicht war.

„Wem sagst du das?", seufzte Bruce. „Er hat nur noch Leute bei sich, die für ihn mit dem Teufel persönlich raufen würden."

Robert war noch nicht weit geritten, als er Evans und Nott zu sich winkte.

„Andy, reite mit Tim zu McClellan und gib ihm Nachricht, dass wir unbedingt Verstärkung brauchen!", rief er.

„Ja, Sir!", bestätigten beide wie aus einem Munde, zogen die Mützen tiefer und jagten um die Hügelkette davon.

Während Philips Schwadron versucht hatte, den Antietam zu überqueren, hatte Morrows mit seinen Leuten kehrt gemacht und wollte die Barrikaden doch von Süden her direkt angreifen. Einer seiner Späher hatte nur wenige hundert Yards südlich der Barrikadenstaffeln eine Sandbank entdeckt, die zwar recht tief lag, aber von Pferden durchaus als Furt genutzt werden konnte. Doch Morrows' Angriff wurde durch massives, eigenes Artilleriefeuer behindert. Er und seine Leute konnten den Fluss nicht überqueren, ohne in das Feuer der konföderierten Artillerie zu geraten, die nach seiner eigenen Anforderung eine Überquerung des Antietam mit Granaten vorbereiten sollte. Das Nordstaatenregiment hatte sich schutzsuchend hinter den Brustwehren versteckt, um dem Gewitter von Granaten und Kartätschen zu entgehen. Die Brustwehren bestanden zu ihrem Glück nicht nur aus Holzwänden; Bennetts Soldaten hatten vor den Wehren Gräben ausgehoben und mit dem Aushub Erddämme vor den Barrikaden aufgeworfen, die nicht nur gegen Gewehrkugeln, sondern auch gegen Granaten und Splitter schützten. Morrows schickte Sergeant Heywords zur Artilleriestellung, um nach einer Feuerpause zu fragen. Nur Minuten später schwiegen die Kanonen und Morrows' Schwadron griff über die tief liegende Sandbank an. Zur Verblüffung des Captains schlug ihnen unerwartetes Gewehrfeuer entgegen, das die ersten zehn seiner Leute aus den Sätteln riss. Dennoch galoppierte die Schwadron weiter auf die Barrikaden zu – genau in das Minenfeld hinein.

Auf dem östlichen Ufer kamen etwa zwanzig blauuniformierte Reiter über eine Hügelkette – Bennett und seine wenigen noch kampffähigen Männer.

„Chef, die reiten genau ins Minenfeld!“, rief Cologgia. Die Unionskavalleristen waren nahe genug heran, dass Robert erkennen konnte, dass weder sein Bruder noch Martin Moore unter den Konföderierten war, die auf die Barrikaden zu galoppierten.

„Die Minen, Jungs! Zielt auf die Hülsen!“, befahl Robert, der erkannte, dass die Schwadron die Infanteristen überrennen würde, wenn sie nicht aufgehalten wurde. Er nahm seinen Karabiner aus dem Holster, stellte das Visier hoch, zielte sorgsam, schoss und traf die erste Hülse.

Mit einer heftigen Explosion flog das Sprengstoffdepot in die Luft. Druckwelle und Splitter brachten ein Dutzend von Yanceys Männern und Pferden zu Fall. Die Infanteristen hinter dem Barrikadenwall wurden aufmerksam und zündeten die Schnüre der verbliebenen Depots. Morrows’ Schwadron erlitt grausame Verluste. Zwei Drittel seiner Männer waren tot. Morrows selber konnte mit Sergeant Heywords und kaum dreißig seiner Männer abdrehen.

„Wo ist das Schwein, das diese Minen gelegt hat? Den befördere ich persönlich ins Jenseits!“, drohte Yancey finster, als sich der Pulverdampf verzog und die meisten seiner Soldaten von den Explosionen zerfetzt am Ufer des Antietam lagen. Er und seine restlichen Leute zogen sich hinter einige Uferbüsche zurück. Unter Bewachung eines Soldaten ließen sie die Pferde zurück und schlichen sich, dicht an den Boden gepresst, von Busch zu Busch an die Barrikadenlinie heran.

Bennett und seine letzten Reiter hatten die Infanteristen aus Illinois erreicht.

„Ihre Leute sehen ja auch nicht besser aus als meine, Lieutenant!“, schnaufte Major Lewis, als er bemerkte, dass keiner der Kavalleristen unverletzt war.

„Captain Bruce hat Boten ins Hauptquartier geschickt und um Verstärkung nachgesucht. Im Moment kann ich Ihnen nicht mehr bieten, als mich selbst und meine zwanzig angekratzten Reiter“, erklärte Bennett schief lächelnd. Lewis sah den jungen Mann an.

„Na gut. Helfen sie ganz links aus. Übrigens: Ihre Barrikaden sind wirklich gut, Lieutenant, Kompliment“, erwiderte Lewis. Robert winkte seinen Männern, die sich gleich an die dünnsten Stellen der Verteidigungs-

linien warfen und das Feuer der von der anderen Flussseite her schießenden Infanteristen erwiderten.

Lewis sah mit einiger Verwunderung, dass die Kavalleristen sehr gezielt schossen und damit den benachbarten Unionsinfanteristen neue Energie gaben. Den größten Respekt nötigte ihm der führende Lieutenant der Kavalleristen ab, der die Barrikaden ablief und hier und da Korrekturen der Verteidigungslinie veranlasste. Lewis' Infanteristen, die eben noch kurz davor gewesen waren, aufzugeben und zur Flucht bereit waren, fassten neuen Mut und verstärkten ihren Widerstand.

„Volle Deckung! Es geht wieder los!", brüllte plötzlich einer der Infanteristen. Fast im gleichen Moment heulten die Granaten der Rebellenartillerie wieder heran. Robert drehte sich gerade um, als die erste Granate explodierte und Major Lewis getroffen zusammenbrach.

„Aah! Verdammt – mein Bein!", schrie er auf. Robert reagierte schnell, rannte zu dem Baum, unter dem Lewis gestanden hatte und gestürzt war, und zog den Major von dem als Zielpunkt viel zu gut geeigneten Baum weg.

„Ich bringe Sie zum Verbandsplatz", sagte er, umfasste ihn mit dem rechten Arm, um ihn in Sicherheit zu bringen.

Yancey Morrows hatte sich hinter einem Busch auf die Lauer gelegt, der fast direkt hinter den Linien der Unionssoldaten stand. Jetzt sah er den verhassten Yankee, den er beim Barrikadenbau gesehen hatte, als lebende Zielscheibe auf sich zukommen. Teuflisch grinsend zielte der Captain und schoss. Doch die Wut auf den Blaurock war so groß, dass Morrows keine ruhige Hand mehr hatte und statt des anvisierten Solarplexus nur die linke Schulter des Yankeeoffiziers traf. Der Einschlag der Kugel riss Robert nach hinten. Ein fürchterlicher Schmerz machte sich in der verwundeten Schulter breit. Robert schrie auf und ließ Lewis los, der sofort zu Boden ging. Noch bevor Robert darauf reagieren konnte, spürte er einen weiteren Schlag in den Leib, knapp unterhalb des linken Rippenbogens. Für einen Moment bekam er keine Luft mehr, dann spürte er einen rasenden Schmerz, der schnell zunahm und mit jedem Augenblick unerträglicher wurde. Vor Schmerz aufbrüllend brach er zusammen und verlor das Bewusstsein.

Kapitel 14

Um Leben und Tod

Es war früher Nachmittag des 16. September 1862. Der Artilleriebeschuss am linken Flügel der Union hörte genauso plötzlich auf, wie er begonnen hatte, als auf breiter Front zwischen der Steinbrücke nach Sharpsburg und der Furt, die von den Resten der 19th Illinois-Infantry verbissen verteidigt wurde, die Armeeteile der Generals Doubleday und Hooker auftauchten und unter starkem Artilleriefeuer den Fluss überquerten. Die Konföderierten auf dem Westufer wurden zurückgedrängt. Auf dem Ostufer des Antietam bot sich für die Sanitäter die Gelegenheit, sich endlich um die Verwundeten zu kümmern. Allenthalben erschienen Männer mit Tragen und suchten das Schlachtfeld sorgsam ab.

Major Lewis war schon halb ohnmächtig, als er beinahe schemenhaft zwei blaugekleidete Gestalten mit einer Trage unter dem Baum bemerkte, von dem Lieutenant Bennett ihn weggeholt hatte. Er winkte verzweifelt. Hatten sie ihn gesehen?

Außer Cologgia stand von den Verteidigern der Furt kein Unteroffizier der Kavallerie mehr auf den Beinen. Auch unter den Infanteristen schien es keinen einsatzfähigen Mann mehr zu geben, der wenigstens zwei Winkel auf dem Ärmel hatte. Kaum waren die Angriffstruppen Hookers und Doubledays durch, als Umberto Cologgia alle noch unverwundeten oder wenigstens einsatzfähigen Männer der Verteidiger zusammensuchte und zum Absuchen des Schlachtfeldes einteilte. Dann nahm er selbst eine Trage von einem der Wagen und winkte Andrew Evans, der mit Nott zusammen mit der Verstärkung zurückgekehrt war.

„Avanti, suchen wir auch“, sagte er. Evans nickte nur. Er selbst, Nott und Cologgia machten sich große Sorgen, was mit ihrem Lieutenant geschehen war. Er war kurz nach dem erneuten Artillerieangriff mit dem Major verschwunden.

Sie waren eine Viertelstunde unterwegs und hatten nur Tote gefunden, als Evans an den Feldbefestigungen jemanden winken sah.

„He, Collie, da winkt jemand! Und daneben, das ist doch Rover!“, rief er, als er neben dem winkenden Verwundeten Roberts Pferd grasen sah. Wo Rover war, war sein Herr nicht weit. Cologgia und er hetzten hinüber.

„Andy, kümmer’ dich um den Maggiore. Ich suche den Tenente!“, wies Cologgia Evans an.

„Corporal! Den Lieutenant hier hat es schwerer als mich erwischt!“, rief Lewis und wies auf den zusammengekrümmt neben ihm liegenden Mann. Evans war schnell heran.

„Ihre Wunde blutet stark, Sir. Wir bringen Sie ins Lazarett“, versprach er.

„Nein, Trooper. Ich habe im Moment keine Schmerzen. Es reicht, wenn Sie’s erst mal verbinden. Kümmern Sie sich zuerst um den Lieutenant, sonst stirbt er.“

Cologgia sah auf den zweiten Verwundeten, den er eigentlich für tot gehalten hatte.

„Porca miseria! Il Tenente!“, entfuhr es dem Italiener entsetzt, als er seinen vermissten Vorgesetzten erkannte – und das eigentlich nur an dem für Robert Bennett typischen Hemd. Er ließ die Trage fallen, kniete neben Robert nieder und drehte ihn auf den Rücken.

„Großer Gott!“, schnaufte Evans und verzog mitleidig das Gesicht. Robert hatte an der linken Schulter eine Schusswunde, die nur noch schwach blutete. Die Umgebung der Wunde im Uniformhemd zeigte einen großen, dunklen Fleck, wo aus der Schulterwunde Blut in den blauen Stoff gedrungen war. An der linken Bauchseite, knapp unter dem linken Rippenbogen war eine große, stark blutende Wunde. Roberts Hemd und seine Uniformhose waren vom Bauch bis zum halben Oberschenkel mit Blut getränkt. Es sah furchtbar aus.

„Collie, ich glaub’, das war’s!“, sagte Evans resigniert. Er hatte Tränen in den Augen. Cologgia nahm die Mütze ab, putzte das Messingabzeichen, die gekreuzten Säbel der Cavalry, mit dem Ärmel ab und hielt es unter Roberts Nase. Das Abzeichen beschlug. Eilig putzte Collie es erneut ab, warf die Mütze nachlässig auf den Kopf und griff nach seiner Trage.

„Er lebt, Andy! Maggiore, wir schicken Ihnen sofort jemanden, der Sie abtransportieren kann. Komm, Andy, hilf mir“, rief er unpassend fröhlich. Fast im gleichen Moment kamen zwei Infanteristen – ebenfalls mit einer Bahre – und übernahmen den Major, während Evans und Cologgia den Lieutenant vorsichtig auf die Bahre legten. Dann trugen sie die verwunde-

ten Offiziere zum nächsten Krankenwagen. Rover trottete hinterher, als wollte er seinen Herrn nicht verlassen.

Eine Stunde später waren sie mit den Verwundeten im Feldlazarett auf der Farm von Mr. Rohrbach, die nicht weit vom Antietam lag, sich aber außerhalb der Kampfzone befand. Die beiden Feldlazarette waren als Zelte auf einer Koppel der Farm aufgebaut. Vom Antietam dröhnte immer noch der Lärm der weiter tobenden Schlacht. Dr. Thomas, der Regimentsarzt der 7th US-Cavalry, war mit seinem Assistenten Smith mit einer Operation beschäftigt, als Dr. Wilkins, der Regimentsarzt der 19th Illinois-Infantry, Robert Bennett nur kurz in Augenschein nahm und gleich wieder fortgehen wollte. Cologgia verstellte ihm den Weg.

„Warum sagen Sie uns nicht, in welchen Operationsraum wir den Lieutenant bringen sollen, Dottore?“, fragte er und zwirbelte den riesigen Schnurrbart. Wilkins sah ihn von oben herab an.

„Weil Sie Ihren Lieutenant besser gleich auf den Friedhof tragen, Corporal. Ich kann ihm nicht mehr helfen.“

„Signore Dottore, Sie zwingen mich zu ungewöhnlichen Maßnahmen!“, knurrte Cologgia. Mit einer fließenden Bewegung zog er den Revolver und spannte den Hahn. Der Arzt sah ihn nachsichtig an.

„Stecken Sie das Ding weg, Corporal“, sagte er. Cologgia hatte bemerkt, dass außer ihm und Evans noch Nott, Oaktree und Pembroke im Vorraum warteten. Er machte eine knappe Kopfbewegung, vier weitere Revolver zuckten aus den Holstern. Dem Arzt wurde unwohl. Die Männer schienen es bitter ernst zu meinen.

„Signore Dottore: Sie werden Tenente Bennett jetzt operieren. Kann sein, dass er das nicht überlebt. Aber ich garantiere, dass *Sie* es nicht überleben, wenn Sie sich weigern, ihm zu helfen!“

Cologgias Tonfall war ebenso leise wie gefährlich. Dr. Wilkins hing am Leben.

„Schon gut, schon gut, Corporal!“, wehrte er mit erhobenen Händen ab. „Bringen Sie den Lieutenant in die Zeltkabine hier.“

Eine weitere Stunde später hatte Dr. Wilkins Bennett eine Kugel aus der linken Schulter und eine aus der linken Leibseite operiert. Er trat aus der Kabine, wirkte müde. Cologgia und Evans, die vor der Kabine gewartet hatten, sprangen auf. Dr. Wilkins zuckte erschrocken zusammen.

„Was ist mit dem Lieutenant?“, fragte Evans. Wilkins atmete sichtlich auf, als er feststellte, dass die beiden Soldaten ihn nicht wieder bedrohten. Er zeigte ihnen zwei große, deformierte Bleiklumpen.

„Ich habe ihn operiert. Das hier sind die Projektile. Aber ich gebe Ihrem Lieutenant keine Chance. Die Verwundungen sind zu schwer, Corporal, auch wenn Sie mir gleich wieder den Revolver unter die Nase halten“, erklärte der Arzt.

„Abwarten!“, versetzte Cologgia trotzig.

Er und Evans stapften in die Zeltkabine, luden Robert wieder auf ihre Bahre und trugen ihn in das nur wenige Yards entfernte Stallgebäude, das Mr. Rohrbach für die Verwundeten zur Verfügung gestellt hatte. Die Schwerverwundeten lagen in Sechserreihen auf dem Boden, manche nur auf einer dünnen Decke. Für die ganz schweren Fälle hatte das Lazarettpersonal die Pferdestände geräumt und zwischen die Stände Decken gehängt und so eine Art Einzelkabinen daraus gemacht. Cologgia sah sich mit einem beinahe verzweifelten Blick um.

„Dio mio! Ich glaube, der Dottore hat Recht, Andy. Hier überlebt Roberto mit Sicherheit nicht!“, entfuhr es ihm. Eine ältere Schwester kam auf sie zu.

„Bringen Sie den Mann dort hinüber, in die zweite Kabine“, sagte sie. Dann fiel ihr Blick auf das von Pulverrauch, Schweiß, Dreck und Blut verschmutzte Gesicht des Verwundeten.

„Robert!“, flüsterte sie entsetzt. Zur Verblüffung der beiden Soldaten folgte ihnen die Schwester, die Robert offensichtlich kannte. In der Kabine trat sie neben die Bahre und strich Robert sanft über das nasse Gesicht.

„Corporal – Lieutenant Bennett hat hier nicht die geringste Überlebenschance. Bringen Sie ihn nach Dover zu Dr. Craig. Der ist der Einzige, der ihm vielleicht noch helfen kann. Ich besorge Ihnen die Erlaubnis dafür“, sagte sie.

„Meinen Sie, dass der Tenente das überlebt, Signora?“, fragte Cologgia besorgt.

„Eher als das Elend hier im Lazarett!“, erwiderte die Schwester. Es war Gwendolyn Craig. „Wissen Sie, wo sich Ihr Regiment befindet?“

Cologgia und Evans zuckten hilflos mit den Schultern.

„Ich weiß nicht. Colonnello Bennett hat die Squadroni über die ganze Front verteilt. Ist denn sonst noch niemand von uns hier?“

„Doch, mein Sohn Tom.“

„Tenente Craig?“, hakte Cologgia nach. Mrs. Craig nickte.

„Wie geht es ihm?“, erkundigte sich Evans.

„Er ist zwar operiert, aber es geht ihm nicht gut. Mir wäre es lieb, wenn Sie Tom auch nach Dover mitnehmen könnten“, bat Gwendolyn. Cologgia nickte.

Eine Weile saßen die beiden Soldaten unschlüssig neben ihrem bewusstlosen Lieutenant. Dann fiel Evans ein, dass Colonel Bennett Rohrbachs Farm als Sammelpunkt ausgegeben hatte. Jeder versprengte oder übrig gebliebene Kavallerist sollte sich dort melden.

„Collie, ich gehe ‘rüber zum Haupthaus. Vielleicht ist dort einer von unseren anderen Offizieren oder der Colonel“, sagte er. Cologgia nickte geistesabwesend. Evans stand leise auf, wie um Robert nicht zu wecken und verschwand. Dass in dem Stall ein Höllenlärm vom Stöhnen und Schreien der anderen Verwundeten herrschte, war ihm nicht einmal bewusst. Wie alle Soldaten aus Roberts Zug hatte Cologgia mehr als vierundzwanzig Stunden nicht geschlafen, aber er bewachte seinen Lieutenant treu und aufmerksam.

Evans war etwa eine Stunde lang fort, als er mit Colonel Bennett zurückkehrte. Frederick riss den Vorhang beiseite, dass Umberto erschrocken aufsprang und seinen Karabiner durchlud. Im letzten Moment erkannte er den Regimentschef, sicherte die Waffe und salutierte.

„Caporale Umberto Cologgia auf Wache, Sir!“, meldete er.

„Danke, Corporal. Was ist mit Robert?“, fragte Frederick Bennett besorgt.

„Er ist sehr schwer verwundet, mio Colonnello“, erwiderte Cologgia betrübt. Frederick trat an die Bahre, kniete daneben nieder. Robert zeigte keine Reaktion. Der Colonel umklammerte die rechte Hand seines Sohnes.

„Bobby, mein Junge!“, presste er heraus. Er drückte die immer noch blutverkrustete Hand seines Sohnes an die Wange und schluchzte unterdrückt. Cologgia kämpfte hart mit den Tränen.

Wieder wurde der Vorhang geöffnet, diesmal leise, aber Frederick Bennett hatte es dennoch gehört. Er sah sich um und bemerkte Gwendolyn Craig am Kabineneingang.

„Was willst *du* hier?“, fauchte er. „Genügt es dir nicht, dass Bobby sich umbringen wollte?“

„Frederick, bitte ...“, setzte sie an, aber Cologgia bedeutete ihr, ruhig zu sein.

„Signore Colonnello, Signora Craig hat empfohlen, Tenente Bennett und Tenente Craig auf dem schnellsten Weg nach Dover zu bringen, weil jedenfalls Tenente Bennett hier im Feldlazarett keine Überlebenschance hat“, erklärte der Italiener und zwirbelte seinen Schnurrbart. Frederick Bennett sah Gwendolyn verblüfft an, aber er schwieg.

„Freddy, es tut mir Leid, was geschehen ist. Ich bin auch nur ein Mensch und mache Fehler. Es war gewiss nicht meine Absicht, dass es Robert schlecht geht – auch wenn es dir so scheint. Ich möchte irgendwann Robert selber für meinen Fehler um Entschuldigung bitten, weil ich weiß, dass er eine Entschuldigung durch Boten nicht mehr akzeptiert.“

Frederick sah geistesabwesend auf seinen bewusstlosen Sohn.

„Gwendy – gibt es jemanden, der Robert noch helfen kann?“, fragte er dann.

„Der Einzige, dem ich das angesichts dieser Wunden zutrauen würde, wäre Lucas – oder Susan“, erwiderte sie leise.

„Auch, wenn Robert deiner Tochter damit näher ist, als dir lieb ist?“

„Frederick, du wirst es mir jetzt nicht glauben, aber das war mein Hintergedanke. Lucas ist der beste Arzt den ich kenne, aber auch seine Fähigkeiten sind begrenzt. Ich kann dir aus eigener Erfahrung sagen, dass Liebe die allerbeste Medizin ist. Nichts kann damit konkurrieren. Susan ist für Lucas schon fast ein Assistenzarzt. Er überlässt ihr schon einige Fälle ganz allein. Und inzwischen weiß ich, wie sehr sie Robert liebt. Lass’ ihn nach Dover bringen. Es wäre seine Rettung“, empfahl Gwendolyn.

Colonel Bennett nickte.

„Ja, das wird wohl das Beste sein“, sagte er leise. Er kämpfte heftig mit den Tränen. „Oh, Gott, diese Verluste!“, flüsterte er.

„Ist es so schlimm?“, fragte Gwendolyn besorgt.

„Nach gegenwärtigen Schätzungen etwa zehntausend Mann tot oder verwundet“, erwiderte Frederick mit einem verzweifelten Schnaufen. „Und mein Sohn ist auch noch dabei!“

„Meine auch, Freddy, alle beide. Frank hat zum Glück nur einen Streifschuss abbekommen, aber Tom ... Es geht ihm sehr schlecht!“

Sie vergrub das Gesicht in den Händen und begann zu weinen. Ohne es eigentlich zu wollen, stand Frederick auf und umarmte die Frau seines Freundes.

„Und ich weiß nicht, was mit Dick ist!“, schluchzte Gwendolyn. Frederick streichelte sie beruhigend.

„Dick geht es gut. Er ist im Haupthaus und er ist unverletzt“, tröstete der Colonel die Krankenschwester.

Cologgia räusperte sich vernehmlich. Bennett senior sah ihn an.

„Corporal?“

„Permesso, Signore. Soll ich für den Abtransport von die Feriti sorgen?“

„Die *was*?“, erkundigte sich der Colonel.

„Die Feriti, ah, die Verwundeten“, radebrechte Cologgia. Trotz der unglücklichen Situation musste Frederick Bennett lächeln.

„Wann lernen Sie endlich Englisch, Corporal?“

Cologgia salutierte zackig.

„Dann wenn Tenente Bennett mir gibt die dienstliche Befehl dazu!“, versprach er.

„Dann sorgen Sie dafür, dass er es noch kann, und verfrachten Sie ihn nach Dover, Collie! Hauen Sie ab und beschaffen Sie ein geeignetes Transportmittel! Aber versuchen Sie’s ausnahmsweise mit Englisch. Nicht jeder ist so gutmütig mit Ihnen wie mein Sohn!“

„Und Sie, Signore Colonnello!“, grinste der Italiener.

„Raus!“

Wenn er wollte und dazu gezwungen war, konnte Umberto Cologgia fehlerfreies, nahezu akzentfreies Englisch sprechen. Er machte sich nur bei ganz bestimmten Vorgesetzten, die er sehr gern hatte, einen Spaß daraus, sie mit italienischen Einwürfen zu necken. Cologgia wusste sehr genau, bei wem er das machen konnte und bei wem nicht.

Eine knappe Stunde später stand ein Planwagen vor dem Stallgebäude bereit. Evans, Nott, Oaktree und Pembroke verluden die Lieutenants Craig und Bennett, dann meldete Cologgia sie offiziell im Lazarett ab.

„Schicken Sie eine Depesche an Signorina Craig, Sir?“, fragte er dann. Dick Craig, der inzwischen dazugekommen war, schüttelte den Kopf.

„Nein, besser nicht“, sagte er. „Es wäre nicht gut, ihr Hoffnungen zu machen; ich meine, falls ... Na, Sie verstehen schon, Corporal.“

Cologgia hatte verstanden. Er nickte.

„Collie, wenn Sie in Dover sind, bleiben Sie dort. Das Regiment ist so schlimm dezimiert, dass ich annehme, wir kommen bald nach. Melden Sie uns schon in Donelson an.“

Cologgia salutierte.

„Si, Signore“, meldete er. Colonel Bennett machte nur eine wegwerfende, hilflose Handbewegung.

Der Weg nach Dover war weit und kompliziert. Cologgia hatte einen Eisenbahntransport geplant, weil es im Planwagen Wochen gedauert hätte, die Verwundeten nach Tennessee zu bringen. Dafür mussten sie dann in Baltimore, in Harpers Ferry, in Cincinnati und Louisville umsteigen. Harpers Ferry war unsicheres Pflaster, weil niemand wusste, ob sich dort noch Rebellen aufhielten. Tatsächlich wurde der Zug kurz vor der Station Harpers Ferry gestoppt, die Tür des Viehwaggons, mit dem sie reisten, aufgerissen. Zwei Konföderierte sprangen mit schussbereiten Gewehren in den Waggon. Es waren Kavalleristen. Die Unionssoldaten hoben erschrocken die Hände.

„Porca miseria! Das war’s, amici“, fluchte Cologgia leise. An der geöffneten Tür erschien ein Offizier, der den rechten Arm in einer Schlinge trug – Philip Bennett.

„Hier sind Yankees, Sir!“, rief einer der beiden Soldaten nach draußen.

„Das sehe ich, Conelly!“, erwiderte der Offizier. „Wohin wollen Sie Corporal?“, schnauzte er.

„Nach Hause, Captain. Um unsere Offiziere zu begraben!“, erwiderte Cologgia eisig und in fehlerfreiem Englisch. Der Captain sah genauer in den Wagen – und wurde bleich.

„Oh, mein Gott!“, entfuhr es ihm. „Collie, was ist mit meinem Bruder?“

Cologgia kniff die Augen zusammen, dann erkannte er Philip.

„Er ist schwer verwundet, Captain. Und wenn Sie uns nicht fahren lassen, dann wird er sterben!“

„Sharpsburg?“, erkundigte Philip sich.

„Allerdings!“, schnaubte Evans. „Genauso wie Lieutenant Craig. Aber das müssten *Sie* am besten wissen!“, versetzte er bissig. Philip nickte.

„Conelly, kommen Sie ‘raus! Der Zug fährt weiter!“, befahl Philip. „Corporal, ich garantiere für freie Fahrt!“, versicherte Philip dem italienischen Corporal. Cologgia salutierte mit eisiger Miene, Philip erwiderte den Gruß. Seine Männer sprangen vom Waggon, die Tür wurde zugeschoben, und wenig später rollte der Zug langsam weiter. Weder Cologgia noch seine Begleiter mochten es zunächst glauben, aber in Harpers Ferry stiegen sie unter dem Schutz konföderierter Kavallerie um.

Drei Tage später erreichte der Transport endlich Dover. Thomas war auf der Fahrt mehrfach zu sich gekommen, hatte ansonsten geschlafen. Der lange Transport in dem unsauberen Viehwaggon war für seine zahlreichen Verwundungen nicht zuträglich gewesen. Robert ging es noch schlechter. Zwar war auch er einige Male zu sich gekommen, aber kurz nach dem Umsteigen in Louisville hatte ein harter Stoß des fast ungefederten Viehwaggons die Naht seiner Bauchwunde aufbrechen lassen. Robert hatte sofort das Bewusstsein verloren. Die wieder einsetzende starke Blutung hatte Tony Pembroke nur mühevoll und unter Einsatz aller Fleischererfahrung stoppen können. Danach hatten die Männer alles Polstermaterial zusammengesucht und hatten Robert und Tom halbwegs passable Lager hergerichtet.

Müde und erschöpft, seit Tagen weder gewaschen noch rasiert, erreichten die Kavalleristen am 20. September den Bahnhof Tennessee Ridge. In weiser Voraussicht hatte Evans von Louisville aus telegrafisch im Fort Donelson einen Krankenwagen bestellt. Schließlich lag Dr. Craigs Haus fast zehn Meilen entfernt und am anderen Ende der Stadt Dover. Es wäre den übermüdeten Männern nicht mehr möglich gewesen, die Verwundeten noch bis dort zu tragen. Tatsächlich stand der Wagen bereit. Ein Bagagewagenfahrer der 71st Ohio-Infantry wartete bereits auf dem Bahnsteig, als der Zug einrollte. Eilig wurden die Verwundeten verladen, die Pferde hinten angebunden, dann fuhr der Krankenwagen das letzte Stück bis zur Praxis von Dr. Craig.

Schon in Louisville hatte es geregnet, jetzt goss es in Strömen. Cologgia sah missmutig auf den einheitlich grauen Himmel.

„Das hat noch gefehlt“, murmelte er.

„Kommt noch besser, Corporal“, grinste der Infanterist, der den Wagen steuerte. „Die Wetterfrösche meinen, es könnte ein richtiges Unwetter geben. Ist sogar von schwerem Gewitter die Rede. Weiß zwar nicht, woher bei dem Sauwetter noch Gewitter herkommen soll, aber Medizinmänner vom topografischen Dienst behaupten das.“

Die Geschehnisse am Antietam waren von der Presse bereits verbreitet worden. Die Verlustlisten waren lang. Die Zeitungen veröffentlichten nach jeder bekannt gewordenen Kampfhandlung die Namen derer, die gefallen, verwundet oder vermisst waren. In Dover wurden inzwischen die Verlustlisten beider Seiten bekannt gemacht. So hatte Dr. Craig erfahren, dass sowohl seine beiden Neffen als auch deren bester Freund unter den Ver-

wundeten der verlustreichen Kämpfe am Antietam war. Aus den Meldungen in der Presse ließ sich nicht entnehmen, wie schwer die Verwundungen waren, aber Dr. Craig war sehr erschrocken, als er die Namen in der Liste fand. Er versteckte die Zeitung vor Susan. Es war kaum vierzehn Tage her, seit sie erfahren hatte, dass Ronald Gordon gefallen war. Sie hatte ihn nicht geliebt, aber sein Tod war ihr doch nahe gegangen. Die Verwundung von Thomas und Robert würde ihr einen Schock versetzen.

Doch Susan, die wegen eines anderen Artikels die Zeitung gesucht hatte, reagierte völlig anders, als ihr Onkel es erwartet hatte: Sie wollte die Koffer packen und sofort nach Washington reisen, da sie annahm, dass sämtliche Verwundeten von Sharpsburg dorthin gebracht würden. Lucas Craig hatte sie nur mit Mühe und dem Argument zurückhalten können, dass es in Washington-Georgetown viele große Lazarette gab und die Verwundeten nicht nach den Regimentern geordnet eingeliefert würden. Es würde völlig unmöglich sein, diese drei Stecknadeln in einem Heuhaufen von fast zehntausend Verwundeten zu finden.

Schweren Herzens war Susan in Dover geblieben. Was ihr das Bleiben erleichterte, war die Tatsache, dass Betty Bennett sie gerade besuchte. Betty wohnte seit dem Umzug des Regiments in Boston bei Benjamin Bennett, weil ihr Vater sie möglichst weit von jeder Gefahr wissen wollte. Sie war mit Susan sehr gut befreundet. Die Sorge um die Brüder, Freunde und Väter, die als Soldaten in täglicher Lebensgefahr waren, schweißte zusätzlich zusammen. An diesem Tag berieten die beiden jungen Frauen, was sie unternehmen wollten, um Frank, Robert und Thomas zu helfen, als Dr. Craig mehr zufällig aus dem Wohnzimmerfenster sah und den mit der schwarzen Fahne als Verwundetentransporter gekennzeichneten Wagen vor seinem Haus entdeckte.

„Überlegt euch später, was ihr alles anstellen wollt, Mädchen“, sagte er. „Jetzt haben wir erst einmal Arbeit.“

Susan kam ans Fenster.

„Mein Gott, Betty, das ist doch Corporal Cologgia!“, entfuhr es ihr.

„Wo der ist, sind unsere Brüder nicht weit“, erwiderte Betty. Susan lief zur Haustür und öffnete sie, bevor Cologgia überhaupt klopfen konnte.

„Collie, was ist mit meinen Brüdern und Lieutenant Bennett?“, fragte Susan grußlos. Cologgia packte eine für ihn unerklärliche Schüchternheit.

„Ja, also ... äh, ... buon giorno, Signorina Craig“, stotterte er. „Also, Tenente Bennett und Tenente Craig, äh ...“

„Mr. Cologgia, was ist mit ihnen?“, bohrte Susan unnachgiebig.

Umberto kam nicht mehr zum Antworten, weil Betty sich bereits einen Regenschirm genommen hatte und um den Wagen herumgegangen war.

„Nein! Tommy! Robert!“, schrie sie erschrocken auf. Susan ließ Cologgia stehen, ignorierte den strömenden Regen und eilte zum Wagenende.

„Oh, nein!“, keuchte sie. „Mr. Evans, was ist mit ihnen? Bitte, stottern sie nicht so wie Mr. Cologgia.“

Andy Evans räusperte sich, um den Kloß im Hals loszuwerden, der sich angesichts der beiden erschrockenen jungen Damen dort breit machte.

„Es geht ihnen beiden verdammt schlecht!“, hustete er dann. „Wir haben sie hergebracht, weil ihnen nur noch ein wirklich guter Arzt helfen kann“, erklärte er dann leise.

Susan umarmte reflexartig die hemmungslos weinende Betty.

„Betty, beruhige dich. Onkel Lucas wird ihnen helfen“, sagte sie leise, obwohl sie selbst heftig gegen die Tränen kämpfen musste.

„Lasst mich mal sehen, Kinder“, schob Dr. Craig die jungen Frauen beiseite und sah in den Wagen.

„Seid ihr des Wahnsinns?“, entfuhr es ihm entsetzt. „Die sind ja nicht mal gewaschen, ihr Ferkel! Los, ‘runter vom Wagen, aber dalli, hier geht’s um Minuten! Gleich nach oben in die beiden Zimmer links. Nun macht schon!“, trieb er die schon übermüdeten Soldaten an.

„Susan, Betty, macht Wasser heiß, damit wir überhaupt die Gesichtsfarbe erkennen können!“, wies Lucas die Mädchen an.

„Sagen Sie, Corporal, kommen Sie mit ihren Verwundeten direkt aus einer Stinktierkolonie?“, fragte er dann bissig. Cologgia musste grinsen, obwohl ihm nicht nach Lachen zumute war.

„No, Dottore, nur von dreckiges Schlachtfeld bei Sharpsburg“, erwiderte er.

„Dass Soldaten es einfach nicht lernen, sich gelegentlich zu waschen!“, schnaufte Dr. Craig, angewidert von der unangenehmen Geruchsmischung aus Schweiß, Pulverschmauch und Dreck, die wie eine Wolke um die Soldaten lag. Immerhin putzten sie sich ordentlich die Füße ab, als sie die Verwundeten ins Haus trugen. Und als sie das Haus wenige Minuten später verließen, fragten sie Dr. Craig zu dessen großer Verblüffung, wo man denn ein Bad nehmen könne.

Zwei Stunden darauf waren die beiden Verwundeten frisch gewaschen, ihre Wunden untersucht, wo nötig nachbehandelt und neu verbunden. In schweigendem Einverständnis saß Susan nun an Roberts Bett, während Betty bei Thomas Wache hielt. Die mangelnde Hygiene seit ihrer Verwun-

dung hatte sowohl bei Robert als auch bei Thomas eine Entzündung der Wunden ausgelöst, die starkes Fieber verursachte – und das war nur schwer unter Kontrolle zu bringen. Dr. Craig sah in regelmäßigen Abständen nach seinen Patienten, wies Betty und Susan am Nachmittag an, einige Stunden zu schlafen, damit sie für eine Nachtwache frisch waren. Lucas befürchtete – nicht zuletzt der Wetterlage wegen – für die Nacht Komplikationen. Tatsächlich war am Nachmittag die noch warme Spätsommersonne durch die Wolken gedrungen und hatte die feuchte Regenluft schwül werden lassen. Bei diesen Vorzeichen waren Gewitter durchaus wahrscheinlich. Die schwüle Luft trug nicht zum Wohlbefinden der beiden Verwundeten bei.

Es war bereits dunkel, als Susan noch verschlafen in Roberts Zimmer kam und ihren Onkel dort vorfand. Er sah auf, als er die Tür klappen hörte.

„Wenn nicht ein Wunder geschieht, lebt er nicht mehr lange“, sagte er leise. „Er hat viel Blut verloren, vielleicht zu viel. Dann auch noch die Entzündung in der Bauchwunde. Sein Herz rast, aber der Blutdruck ist im Keller. Susy, das sieht nicht gut aus. Das sieht gar nicht gut aus!“, resümierte er das Ergebnis seiner Nachuntersuchung. Susan setzte sich ganz vorsichtig auf die Bettkante und nahm Roberts Hand.

„Onkel Lucas, ich habe Angst um ihn. Ich will ihn nicht verlieren.“

„Zunächst habe ich alles getan, was die ärztliche Kunst möglich macht. Das weitere muss sich jetzt zeigen, Susan. Eins kann ich dir jetzt schon sagen: Er hat mehr Glück als Verstand gehabt.“

„Was meinst du?“

„Normalerweise wäre bei einem Einschuss an dieser Stelle entweder die Milz oder die Bauchschlagader zerrissen worden. Er wäre innerhalb von Minuten verblutet. Die Innereien deines Robert haben eine kleine Besonderheit, die ihm das Leben vorläufig bewahrt hat: Zwischen Milz und Schlagader klafft eine große Lücke. Die Kugel ist genau hindurch gerutscht ohne eines von beiden zu verletzen“, erklärte Lucas. „Dafür steckte sie dann direkt neben einem Lendenwirbel in der Muskulatur, wie ich dem schriftlichen Bericht von Dr. Wilkins entnommen habe. Auch wenn er überlebt, wird er sich noch lange schonen müssen, wenn es nicht mit einer Lähmung enden soll. Wenn er aufwacht, solltest du ihm das bald beibringen.“

Susan nickte schweigend. Ihr Blick hing gebannt an Roberts Gesicht, das trotz des Fiebers bleich war. Ein mindestens fünf Tage alter Stoppelbart verunzierte seine sonst glattrasierten Wangen. Auf seiner Stirn bildeten sich

wieder kleine Schweißperlen, die Susan ihm mit einem gut ausgedrückten Leintuch vorsichtig abtupfte.

„Ich gehe jetzt und sehe noch mal nach Thomas. Wenn er unruhig wird, halte ihn auf jeden Fall im Bett. Er darf sich jetzt nicht bewegen, sonst bricht die Wunde wieder auf. Gute Nacht, Susan.“

„Gute Nacht, Onkel Lucas, schlaf’ gut.“

Susan nahm kaum wahr, dass die Zimmertür leise zuklappte. Es wurde still im Haus. Die bedrückende Stille wurde nur vom schweren Atem des Fiebernden durchbrochen. Roberts Bewusstlosigkeit war bald nach seiner Ankunft bei Dr. Craig einem flachen Dämmerschlaf gewichen, der dazu geeignet war, schlimme Fieberträume zu verursachen. Er war aber noch nicht soweit zu sich gekommen, dass er seine Umgebung hatte erkennen können. Susan saß noch nicht lange an Roberts Bett, als fernes Donnergrollen das befürchtete Spätsommergewitter ankündigte. Kaum, dass der erste, wenn auch noch ferne Donnerschlag die nächtliche Stille zerriss, wurde Robert unruhig. Schwer atmend, vor wieder auftretenden Schmerzen ächzend, warf er sich hin und her. Je näher das Gewitter kam, desto heftiger wurden seine Fieberträume.

„Nein!“, rief er im Schlaf. „Nein! Thomas! Philip, du Idiot! Wir ... wir sind doch Brüder! Nein!“

Susan versuchte, ihn festzuhalten, aber der Fiebernde entwickelte ungeahnte Kräfte, die offenbar selbst schlimme Wundschmerzen überdeckten. Als ihr Klammergriff nichts half, versuchte sie es in ihrer Verzweiflung mit beruhigendem Streicheln – und hatte Erfolg. Robert wehrte sich nicht länger und sank in die Kissen zurück. Doch er blieb unruhig, noch immer quälten ihn Albträume. Nur langsam gelang es Susan, ihn zu beruhigen.

Nach einer Stunde, als das schwere Gewitter abgezogen war und nur noch Regen unter Sturmböen gegen die Fenster prasselte, lag der junge Mann endlich ruhig, aber sein Atem ging noch immer stoßweise. Die Unruhe hatte ihn viel Kraft gekostet, er hatte wieder stark geschwitzt. Susan wartete einen Moment, um sicher zu gehen, dass Robert nicht plötzlich wieder im Fieberdelirium um sich schlug. Dann drehte sie die Petroleumlampe höher, wusch ihn vorsichtig und kontrollierte den Verband um die Bauchverletzung. Die tiefe Wunde war zum Glück nicht aufgebrochen. Aufatmend deckte Susan Robert wieder behutsam zu und beschränkte sich darauf, ihm die fieberheiße Stirn zu kühlen.

Die Nachtwache forderte Susan viel ab. Immer wieder befielen den Verwundeten Fieberträume. Susan bemerkte bald, dass es die schlimmen

Träume vertrieb oder doch wenigstens milderte, wenn sie Robert dann streichelte, aber es verlangte höchste Konzentration von ihr. Sie war schon sehr erschöpft, als sie leise ihren Namen hörte.

„Susan“, flüsterte der Verwundete matt. Susan, die schon halb eingenickt war, schreckte hoch.

„Robert? Bist du wach?“, fragte sie. Nein, er hatte die Augen immer noch geschlossen, aber er atmete jetzt ruhiger.

„Susan, wo bist du?“, murmelte er im Schlaf. Susan setzte sich wieder vorsichtig auf die Bettkante und fuhr ihm sanft durch das verschwitzte Haar.

„Ich bin bei dir. Du bist bei uns in Dover“, antwortete sie, in der Hoffnung, dass er sie hörte.

„Mein Engelchen. Ich liebe dich“, wisperte er vertraulich.

„Ich dich auch, mein Schatz“, erwiderte sie ebenso leise, beugte sich über ihn und küsste ihn sanft auf die immer noch heiße Stirn. Sie spürte, dass seine rechte Hand etwas suchte und nahm ganz vorsichtig seine Hand in die ihre. Er umschloss sanft ihre Hand, atmete tief durch und lag dann ruhig. Alle Unruhe war gewichen. Sein Atem wurde tief und regelmäßig, er war endlich in tiefen, ruhigen Schlaf gesunken. Susan drehte die Petroleumlampe wieder so weit wie möglich herunter, damit ihr Licht den Schlafenden nicht störte.

Als der Morgen graute, wurde Robert wieder unruhig. Diesmal peinigte ihn kein Albtraum, er wachte langsam auf. Die tiefe Schwärze vor seinen Augen wurde roter Nebel, der sich einfach nicht lichten wollte. Das Erste, was er spürte, war ein sanftes, zärtliches Streicheln an seiner stoppeligen Wange.

„Gib nicht auf“, hörte er leise eine vertraute weibliche Stimme durch den roten Nebel.

„Susan?“, murmelte er im Halbschlaf.

„Ja, ich bin da“, hörte er wieder die sanfte, angenehme Stimme, diesmal dicht an seinem rechten Ohr. Die Berührung weicher Lippen an seiner rechten Wange bestätigte, dass es nicht nur ein schöner Traum war, der ihm die Nähe der über alles geliebten Frau vorgaukelte. Mit viel Mühe schlug er die Augen auf. Noch undeutlich, dann allmählich besser, erkannte er Susan, die an seinem Bett saß und sich über ihn beugte. Ihr langes, lockiges, braunes Haar fiel in weichen Wellen auf seine bloße Brust. Sie lächelte, auch wenn Besorgnis in ihrem Blick war.

„Du ... du bist es wirklich?“, fragte Robert mühsam. Jedes Wort war eine ungeheure Anstrengung. Sie nickte. Ihr Lächeln wurde trauriger.

„Ja. Du bist bei uns zu Hause in Dover“, erwiderte sie. Sie drehte die Lampe höher. Geblendet von der Helligkeit kniff Robert die Augen zusammen, öffnete sie langsam wieder.

„*Was* hast du ... gesagt? *Wo* ... bin ... ich?“, erkundigte er sich ächzend.

„Bei Onkel Lucas in Dover“, gab Susan Auskunft. Er setzte zum Sprechen an, aber ein schmaler Zeigefinger verbot es ihm liebevoll.

„Nein“, sagte Susan leise. „Sprich nicht. Es kostet dich zu viel Kraft. Im Moment brauchst du Ruhe“, setzte sie hinzu und drückte ihm sanft die Augen zu.

„Tom …“, presste Robert mühsam heraus. „Was ist ... mit ... ihm?“

„Er lebt und ist im Nebenzimmer unter Bettys Obhut. Du solltest schlafen“, erwiderte Susan weich und drückte ihm sanft die Augen zu. Robert atmete so tief durch, wie seine Verwundungen es zuließen und schlief wieder ein. Ihren zärtlichen Kuss registrierte nur noch sein Unterbewusstsein.

Im Gegensatz zu Thomas, dessen Zustand sich Tag für Tag besserte, änderte sich zwei Wochen lang an Roberts Befinden nichts. Er hatte nach wie vor hohes Fieber, erlitt täglich mehrfach Bewusstseinsausfälle und hatte einen sehr unruhigen Schlaf. Es war unmöglich, ihn für längere Zeit allein zu lassen. Dr. Craig wusste sich keinen anderen Rat mehr, als seine Schwester Louisa um Hilfe zu bitten. Louisa Craig war Ordensschwester und lebte in einem Nonnenkloster in Massachusetts. Mit Unterstützung ihrer Tante konnte Susan sich auf die Nachtwache konzentrieren, während Louisa am Tage bei Robert war. Es hatte sich gezeigt, dass der Verwundete nachts die schlimmsten Fieberanfälle hatte. Doch nachdem der Wechseldienst eingeführt war, kehrte sich die Anfallhäufigkeit völlig um. Fortan hatte Robert am Tage stärkeres Fieber als in der Nacht, die Schüttelfrostanfälle häuften sich am Tage. Dafür schlief er nachts meist ruhig, das Fieber ging zurück und die Schüttelfrostanfälle wurden seltener. Susan kam das seltsam vor und sie schlug vor, mit ihrer Tante zu tauschen. Zwei Tage nach dem Tausch kehrte sich das Befinden des Patienten wieder um. Susan erklärte ihrem Onkel die Entwicklung. Der dachte nicht lange nach.

„Klarer Fall von Amorophilie“, resümierte er Susans Untersuchungsergebnis.

„Klarer Fall von *was*?“, hakte Susan nach. „Was ist das?“

„Eine Herzkrankheit, Susan“, erwiderte Lucas Craig. „Sie wird durch einen Virus hervorgerufen, der Pfeilform hat. Überträger ist in der Regel eine Person anderen Geschlechts. Der Übertragungsweg ist unterschiedlich. Der Amorophilie-Virus kann durch Berührung, durch Tröpfchen, aber auch durch Gedanken übertragen werden. Die Infektion äußert sich in solchen Anfällen wie bei Robert, wenn die infizierte Person ohnehin geschwächt ist. Bei sonst körperlich gesunden Menschen kann sie sich durch Tagträume oder durch abschweifende Gedanken äußern. Sie kann aber auch Selbstmordabsichten auslösen, wenn die infizierte Person zu sehr an dabei auftretenden Entzugserscheinungen leidet. Die Krankheit ist schwer heilbar, in den meisten Fällen allerdings nie. Ehrlich gesagt: Ich kenne auch kein Mittel dagegen“, erklärte der Arzt mit einem weisen Lächeln. Susan sah ihren Onkel erschrocken an.

„Gibt es denn wirklich keine Rettung mehr für Bobby?“, fragte sie, mit den Tränen kämpfend.

„Oh, an Amorophilie selbst ist noch keiner gestorben. Wirklich gefährlich können Robert nur seine äußeren Verletzungen werden. Aber Amorophilie kann bei der Heilung hinderlich sein.“

„Und es gibt kein Mittel dagegen? Kann ich ihm wirklich nicht helfen?“

„Doch“, gab Lucas lächelnd zurück. „Und zwar *nur* du“, setzte er grinsend hinzu. „Die Hilfe kann immer nur vom Überträger kommen. *Du* hast Robert nämlich mit Amorophilie infiziert, mein Kind.“

„Bitte? Ich fühle mich ausgesprochen gesund, Onkel Lucas! Ich würde hier doch nicht sitzen, wenn ich krank wäre und Robert damit gefährden würde“, protestierte Susan. Lucas nahm seine Nichte in die Arme

„Du zeigst schon lange die Symptome, die Amorophilie beim körperlich gesunden Menschen hinterlässt: Wenn Robert nicht hier ist, träumst du am Tage vor dich hin, bist mit den Gedanken oft weit weg. Dafür schläfst du gut, wie du mir gesagt hast, träumst gar von ihm. Jawohl, du hast Amorophilie, Susy.“

Susan sah ihren Onkel verständnislos an.

„Ich glaube, ich muss deutlicher werden“, sagte er, als er bemerkte, dass sie nicht begriffen hatte, worauf er hinauswollte. „Diese Krankheit Amorophilie ist nichts weiter als himmlische Verliebtheit, Susan. Dein Robert liebt dich so sehr, dass du der einzige Rettungsanker für ihn bist. Er wird sich nur erholen, wenn du bei ihm bist und ihn deine Liebe spüren lässt. Solange du hier bist, geht es ihm einigermaßen. Aber sobald er be-

merkt, dass du nicht da bist, verschlechtert sich sein Zustand drastisch. Er hat Angst, du hättest ihn verlassen – du, sein Lebensgeist. In seinem Fieber und seiner häufigen Bewusstlosigkeit hat er kein Zeitgefühl, kann er nicht einschätzen, wann du wieder zurück bist.“

„Onkel Lucas, ich liebe Robert, oh ja, aber ich schaffe es nicht, vierundzwanzig Stunden für ihn da zu sein. Das übersteigt meine Kräfte“, gab Susan zu bedenken. „Was soll ich denn noch tun?“

„Keiner kann von dir verlangen, dass du vierundzwanzig Stunden ohne Pause für ihn da bist, auch Robert nicht. Ich bin sicher, würde er um die Regelmäßigkeit des Wechsels wissen, würde er nicht so reagieren. Er weiß es aber nicht. Ich mache dir einen Vorschlag, von dem deine Eltern nichts erfahren dürfen, bis du Bobbys Frau bist: Bleib’ hier bei ihm, schlaf’ auch hier. Dann ist er in der Nacht nicht allein und du bekommst den Schlaf, den du brauchst.“

„Tante Louisa bekommt einen Herzanfall, wenn sie hier hereinkommt und ich neben Robert liege!“, warnte Susan. Lucas schüttelte den Kopf.

„Nein, denn zu dem, was sie befürchten könnte, ist dein Liebster einfach nicht in der Lage“, grinste Lucas. „Es geht im Wesentlichen darum, die Zeit zu überbrücken, bis Robert wieder wach genug ist, um zu erfassen, dass du ihn nicht sitzen lässt, wenn du fortgehst, verstanden?“

Susan nickte. Wenn ihr Onkel wüsste, wie lange sie das schon wollte ... Sie verbot sich den weiteren Gedanken, hatte Angst, ihr Onkel könnte ihre Gedanken lesen.

Einige Tage später hatte sich Roberts Zustand stabilisiert. Das Fieber erreichte nicht mehr gefährliche Höhen, aber es sank auch nicht auf einen wirklich wenig riskanten Wert. Die Entzündung der Bauchverletzung wollte – aller Reinlichkeit zum Trotz – nicht weichen. Immerhin war er jetzt häufiger wach und konnte seine Umgebung erkennen. Knapp vier Wochen nach seiner Verwundung kam er in der Nacht so weit zu sich, dass er fast völlig wach war.

„Der Tee, Susan, der Tee!“, presste er unter Zähneklappern hervor, weil ihn wieder ein Anfall von Schüttelfrost gepackt hatte.

„Was für ein Tee, mein Schatz?“, fragte Susan.

„Sind ... sind meine Sachen hier?“, erkundigte er sich mühsam, ohne auf ihre Frage einzugehen.

„Deine Uniform, deine Waffen und dein Pferd samt den Satteltaschen. Es ist alles da“, gab Susan Auskunft und streichelte ihn beruhigend.

„In meiner ... linken Satteltasche ... ist ... ist ein Ledersäckchen mit Kräutern“, ächzte Robert. Die Entzündung schmerzte stark. „Bitte ..., mach’ mir ... einen Tee... davon.“

„Was für Kräuter?“, hakte Susan nach, bereute die Frage aber im gleichen Moment. Jedes Wort bedeutete einen großen Kraftaufwand für Robert – und er brauchte seine Kräfte jetzt anderweitig.

„Mein Indianertee ... von Zwei Schlangen, dem ... dem Medizinmann ... der ... Assiniboins“, antwortete er stockend und vor Wundschmerz stöhnend.

„Medizinmännerweisheiten!“, entfuhr es Susan geringschätzig. „Ich halte mehr von der gängigen Medizin“, versetzte sie. Robert umklammerte ihre Hand.

„Bitte! Den Tee!“, flehte er. „Ich halt’ das nicht mehr aus.“

„Ja, ist gut. Ich mache dir den Tee. Er wird schon nicht schaden“, beruhigte sie ihn seufzend. „Aber ich lasse dich nicht gern allein in diesem Zustand.“

„Geh’ nur. Ich ... ich steige schon nicht aus dem Bett“, erwiderte er mit gequältem Lächeln.

„Ich gebe dir doch lieber eine Spritze, sonst bricht die Wunde wieder auf, wenn du dich weiter so wälzt“, erwiderte Susan.

„Nein, nicht noch mehr Opium oder Morphium!“, wehrte Robert mühsam ab. „Sonst hänge ... ich irgend... wann wie Dr. Smith an der Nadel! Ich weiß ..., dass das ... Zeug süchtig macht. Bitte, den Tee, Susan!“

„Na gut, ich lasse es vorläufig. Aber dann darfst du dich jetzt nicht mehr bewegen. Und wenn der Tee nicht hilft, muss ich dir eine Ladung Opium verpassen, damit du wieder ruhig liegst“, warnte sie und stand auf.

Susan beeilte sich, den Tee zu brühen, war in großer Sorge, Robert könnte in der Viertelstunde, die sie fort war, etwas zustoßen. Als sie abgehetzt in das Zimmer zurückkehrte, war er wieder fest eingeschlafen. Susan weckte ihn vorsichtig. Es dauerte eine Weile, bis er soweit wach war, dass sie ihm den Tee löffelweise einflößen konnte. Schließlich war die Tasse leer. Robert war Susan, die ihn stützte, im Arm eingenickt. Sie ließ ihn sanft in die Kissen zurückgeleiten, deckte ihn sorgsam zu und legte sich dann selbst schlafen, als sie sicher war, dass er für den Rest der Nacht Ruhe haben würde.

Robert erwachte am Morgen davon, dass sein rechter Arm kribbelte. Den Grund für seinen eingeschlafenen Arm quittierte er mit einem zärtlichen Lächeln. Susan hatte sich im Schlaf dicht an ihn gekuschelt und sich

dabei auf seinen gesunden rechten Arm gelegt. Vorsichtig zog er den Arm unter ihr hervor und legte ihn um ihre Schulter, spielte verliebt mit einer Locke ihres weichen Haars. Er fühlte sich bedeutend besser, als in der ganzen Zeit nach seiner Verwundung. Die Bauchwunde stach nicht mehr so stark und von der Schulterverletzung spürte er fast nichts mehr. Ohne, dass er es bewusst wollte, grub sich seine Hand tiefer in Susans Haar, kraulte sanft ihren Nacken. Der Kuss, den er liebevoll auf ihre Stirn drückte, war aber absolut bewusst und gewollt. Susan wachte auf und schreckte hoch, als sie bemerkte, dass ihr Kopf auf Roberts breiter Brust lag.

„Guten Morgen, mein kleiner Goldfisch“, hörte sie seine Stimme. Susan drehte sich wieder zu ihm. Seine Stimme klang wieder so fest und ruhig, wie sie es gewohnt war, seine Augen waren nicht mehr so fiebertrüb wie in den vergangenen Wochen.

„Robert? Geht es dir besser?“, fragte sie verblüfft. Er nickte. Seine Hand fuhr sanft über ihr Gesicht. Er zog sie wieder an sich – und sie ließ es geschehen. Sein zartes Streicheln war zu schön, um es nicht zu genießen.

„Ja, ich fühle mich besser. Der Tee war die letzte Rettung. Danke, dass du ihn mir gemacht hast“, erwiderte er leise und küsste dankbar ihr Haar. Susan richtete sich auf und legte ihm die Hand auf die Stirn.

„So weit war das Fieber noch nie ‘runter“, bemerkte sie. „Ich werde gleich die Verbände wechseln“, sagte sie dann, stand auf, zog sich den Morgenmantel an und nahm Verbandszeug aus dem kleinen Medizinschrank. Sie schnitt den Verband um die Bauchwunde auf. Als sie die Wundauflage abhob, sah sie außer den grünlich-schwarzen Salben- und Blutresten um die große Wunde, dass die Entzündung beinahe vollständig zurückgegangen war.

„Was ist *das*? Die Entzündung ist ja fast weg!“

„Zwei Schlangens Wundertee, mein Schatz. Es gibt nichts Besseres gegen hartnäckige Entzündungen“, erwiderte er leise ächzend, als sie die Wunde vorsichtig reinigte und die Wunde wieder zu schmerzen begann. Aber der Schmerz war nicht mehr mit dem zu vergleichen, der ihm am Tag zuvor noch das Bewusstsein geraubt hatte. Susan verteilte wieder reichlich Salbe auf der Wunde und verband sie frisch. Kaum hatte sie sich die Hände gereinigt, als Robert sie wieder an sich zog und einfach küsste. Es war ein langer, intensiver Kuss. Susan schloss genießerisch die Augen – und wusste, dass Robert leben würde.

Kapitel 15

Kleine Wunder

Sechs Wochen waren seit der blutigen Schlacht am Antietam vergangen. Rein vom taktischen Standpunkt aus gesehen, hatten die Unionssoldaten dort wieder einmal eine Niederlage erlitten, die Schlacht als solche jedenfalls nicht gewonnen. Hatten sie am Nachmittag des 16. September noch wie die eindeutigen Sieger ausgesehen, so wandelte sich das Bild im Laufe des 17. September fast völlig. General McClellan war ein Mann, der seinem Gegner zwar Stärke demonstrieren wollte, der aber zögerte, wenn es um konsequentes Nachsetzen ging. Er hatte seine vorstoßenden Truppen unter den Generals Hooker und Doubleday ohne Reserven gelassen, die dringend benötigt worden wären, um die Konföderierten endgültig zu vertreiben.

So war es General Lee gelungen, Verstärkungen heranzuführen und eine Gegenoffensive zu starten, die am Abend des 17. September die Eroberung der Steinbrücke über den Antietam zur Folge hatte. Der zeitweilige Besitz dieser wichtigen Brücke spiegelte den Verlauf des furchtbaren Gemetzels deutlich wider: Am Ende des 15. war sie im Besitz der Südstaatler, am 16. hatten General Burnsides Truppen sie erobert, am 17. waren wieder die Konföderierten die Herren der Brücke. Doch als die Unionstruppen den Kampf am 18. September morgens wieder aufnehmen wollten, waren ihre Gegner weg – einfach verschwunden, abgesetzt nach Westen!

Lee hatte so entsetzliche Verluste hinnehmen müssen, dass er sich zum Rückzug entschlossen hatte. So konnte die Union den Ausgang der Schlacht doch wenigstens als strategischen Sieg betrachten, war doch mit dem Abzug der Armee Lees die Bedrohung Washingtons abgewendet. Aber auch für die Union waren die Verluste grausam gewesen, ein teuer erkaufter Erfolg.

Insgesamt einundzwanzigtausend Männer beider Seiten hatten ihr Leben lassen müssen oder waren verwundet worden. Ganze Brigaden waren fast völlig aufgerieben worden, manche Dörfer nach dieser Schlacht buchstäblich herrenlos geworden, weil sämtliche Männer am Antietam gefallen waren. Viele, sehr viele der Verwundeten starben erst Tage oder auch Wo-

chen später in den Lazaretten, deren überfordertes Personal dieser grauenhaften Flut nicht Herr werden konnte. Und von denen, die überlebten, blieben die meisten für den Rest ihres Lebens gezeichnet – durch den Verlust von Gliedmaßen, Sinnesorganen oder auch durch psychische Schäden, weil sie den Verlust von so vielen Freunden, Bekannten und Verwandten nicht ertragen konnten.

Die 7th US-Cavalry hatte es schlimm getroffen. Keine der Schwadronen hatte weniger als fünfzig Prozent Verluste. Die C-Schwadron existierte praktisch nicht mehr, weil von ihren achtzig Troopern sechzig gefallen und alle anderen verwundet waren, von den acht Corporals nur noch Porter und Cologgia lebten, während alle anderen gefallen waren, von den Sergeants außer Frank Craig nur First-Sergeant Mattson überlebt hatte und alle drei Offiziere verwundet waren – wobei Bruce es mit einem Oberarmsteckschuss noch fast gut hatte, denn von Bennett und Craig nahm zu diesem Zeitpunkt keiner an, dass sie überleben würden.

Major Lewis, der Kommandeur des Bataillons, das die Furt mithilfe der Barrikaden so verbissen verteidigt hatte, war das verwundete Bein keine zwei Stunden nach seiner Einlieferung im Lazarett abgenommen worden. Er lag noch im Lazarett, war aber nach Georgetown verlegt worden, wo er sich endgültig von der Verwundung erholen sollte. Er hatte an Colonel Bennett geschrieben und um einen Besuch gebeten. Jetzt, sechs Wochen nach der Schlacht, fand Frederick Bennett endlich die Zeit, den Major zu besuchen.

„Danke, dass Sie gekommen sind, Sir“, begrüßte Lewis den Colonel. „Wie geht es dem Lieutenant, der mich von dem Baum da weggeholt hat?“, fragte er gleich. Frederick Bennett sah ihn zunächst verblüfft an.

„Entschuldigung, Major. Ich habe keine Ahnung, wovon Sie sprechen“, sagte er dann. Lewis setzte sich auf.

„Sie sind doch der Regimentschef der 7th US-Cavalry oder bin ich im Irrtum, Sir?“, erkundigte sich Lewis.

„Doch der bin ich. Aber was hat das mit Ihrem Lieutenant zu tun, der Sie aus der Gefahrenzone gebracht hat?“, erwiderte Frederick und setzte sich auf den Stuhl, der an Lewis Bett stand.

„Sir, ich bin nicht von einem *meiner* Lieutenants gerettet worden, sondern von einem sehr sympathischen und mutigen Lieutenant der Cavalry. Colonel Barner sagte mir, die Schwadron, die uns aushelfen sollte, sei von Ihrem Regiment gewesen.“

„Mein Regiment war auf der gesamten Front verteilt, Major. Darf ich fragen, wo Sie sich befanden?“

„Wir waren auf dem äußersten linken Flügel unserer Armee. Ihre Jungs haben uns die besten Barrikaden gezimmert, die ich je zu Gesicht bekommen habe – und ich bin einige Jahre bei einem Pionierregiment der Staatsmiliz von Illinois gewesen. Ihre Jungs sind am frühen Nachmittag des 16. bei uns eingetroffen, haben sich beinahe wortlos an die gefährdetsten Stellen geschmissen und haben uns mit ihren Karabinern brauchbare Hilfe geleistet, bis wir Verstärkung bekamen, die Ihr Lieutenant bestellt hatte. Und von denen, die zu uns kamen, war keiner unverwundet. Ihr Lieutenant hat mich dann weggetragen, als ich diesen verdammten Splitter abbekommen habe, aber dann hat’s ihn leider selbst schwer erwischt. Ich wüsste gern, ob er noch lebt, denn ich würde mich gern bei ihm bedanken.“

„Äußerster linker Flügel? Sagen Sie, trug der junge Mann vielleicht statt der Jacke nur ein Hemd?“, fragte Frederick nach.

„Ja, wie die meisten seiner Leute“, bestätigte Lewis.

„First- oder Second-Lieutenant?“

„First-Lieutenant, soweit ich mich erinnere.“

„Dunkelhaarig?“

„Ja. Dunkelhaarig, braune Augen, sechs Fuß groß, sehr schlank. Ein *richtig* gut aussehender Bengel. Wenn meine Tochter ihn sehen würde, wäre sie sicher sehr verliebt.“

Frederick Bennett hatte plötzlich einen leichten Tränenschleier vor den Augen. Lewis hatte seinen Sohn beschrieben!

„Das ... das war mein Sohn, Major Lewis“, erwiderte er mühsam.

„Ich gratuliere Ihnen zu diesem Sohn, Sir. Für meine Leute und mich sind er und seine Männer schlicht Helden.“

„Ich hoffe, ich kann es ihm noch bestellen, Major. Als meine Männer Robert nach Hause brachten, war er dem Tod deutlich näher als dem Leben. Ich bete, dass er überhaupt noch lebt.“

„Wenn er so schwer verwundet war, müsste er doch hier in Georgetown sein“, mutmaßte Lewis.

„Nein, ich habe ihn nach Dover in Tennessee zu einem Bruder meines Freundes, einem sehr guten Arzt, bringen lassen.“

„Wenn Sie Gelegenheit haben, ihn zu besuchen, grüßen Sie ihn bitte von mir – und von meinen Männern“, bat der Major.

„Sicher. Ich wünsche Ihnen gute Besserung, Major Lewis. Was werden Sie tun, wenn Sie gesund sind?“

„Zum Soldaten tauge ich wohl nicht mehr, bestenfalls im Invalidenkorps – vorausgesetzt, dass ich als Einbeiniger dort überhaupt eingesetzt werden kann. Sonst gehe ich in meinen Zivilberuf zurück. Als Anwalt braucht man nicht unbedingt zwei Beine, solange der Kopf noch dran ist“, erwiderte Lewis mit gewissem Galgenhumor. Bennett verabschiedete sich und verließ das Krankenzimmer.

Draußen blieb er stehen.

„Ausgerechnet Rechtsanwalt! Als ob es nicht tausend andere Berufe gäbe!“, keuchte er. Über den Flur kam Richard Craig gelaufen.

„Freddy! Hier bist du! Ich hab’ dich schon überall gesucht! Wir werden abgelöst und sollen nach Donelson zurück.“

„Wann?“

„Schon heute Abend geht unser Zug. Los, kommen Sie, Sir!“

Auch sechs Wochen nach ihrer schweren Verwundung waren Robert Bennett und Thomas Craig immer noch ans Bett gefesselt, ertrugen das erzwungene Nichtstun aber halbwegs gern, weil ihre Freundinnen in der Nähe waren. Susan verbrachte die meiste Zeit des Tages bei Robert, erledigte sogar ihre Hausarbeiten weitestgehend im Krankenzimmer

„Was meinst du? Wann kann ich es mal probieren, aufzustehen?“, fragte Robert an einem Morgen, als Susan ihn weckte. Sie setzte sich vorsichtig auf die Bettkante, nahm seine Hand.

„Die Entzündung deiner Bauchwunde ist zwar weg, die Schulterverletzung ist so gut wie geheilt und an deinem Arm erinnert nur noch eine kleine Narbe an den Säbelhieb, aber die Bauchwunde ist noch nicht soweit verheilt, dass du ihr große Belastungen zumuten kannst. Ich will nicht, dass sie wieder aufbricht. Bislang widersetzt sie sich allen Heilansätzen.“

„Es müssen jetzt bald sechs Wochen sein, seit mich diese blöde Kugel getroffen hat! Das kann doch nicht sein!“, protestierte Robert. „Ich fühle mich wunderbar, Mäuschen.“

Susan lächelte ihn sanft an.

„Ja, mein Schatz. Solange du liegst, fühlst du dich stark, glaubst du, du könntest Bäume ausreißen. Aber wenn du aufstehst, merkst du, dass es allenfalls Schnittlauch ist, den du aus dem Boden kriegst. Und du liegst schneller lang, als du bis drei zählen kannst.“

Robert nickte seufzend. Er fühlte sich eingesperrt.

„Natürlich passt dir das nicht!“, bemerkte Susan. „Ich möchte dich nur nicht verlieren, weil du zu ungeduldig mit dir und deinem Körper bist. Du

bist nicht aus Holz und Eisen, Robert“, ermahnte sie ihn leise und küsste ihn.

„Würdest du mir wenigstens leichte Arbeit erlauben, die ich im Bett erledigen kann?“, hakte er nach, als er sich aus dem Kuss löste.

„Was meinst du zum Beispiel?“

„Nun, Aufarbeitung von Akten. Beim Regiment ist doch seit Cabots Tod keine vernünftige Adjutantenarbeit mehr gemacht worden“, schlug Robert vor.

„Du bist wohl völlig närrisch!“, schalt Susan. „Nein, Bobby! Hier halb im Sitzen, halb im Liegen Akten bearbeiten! Das macht die Narbe garantiert nicht mit!“

„Susan, hör mal ...“, setzte Robert an und spielte mit einer Locke ihres langen Haars. „Ich bin dir sehr dankbar, für alles, was du in den letzten Wochen für mich getan hast und habe nicht die Absicht, deine monatelange Arbeit zunichte zu machen, indem ich mich gleich überanstrenge. Aber langsam brauche ich wieder eine Aufgabe, sonst versauere ich noch. Und wenn es theoretischer Kadettenunterricht ist – ich *muss* was tun, verdammt noch mal!“

„Na gut, ich spreche mit Onkel Lucas. Er ist der Arzt und sollte die letzte Entscheidung darüber haben. Hast du gut geschlafen, mein Schatz?“

„Ja, aber ich vermisse dich nachts oft“, erwiderte er leise und streichelte sanft ihre schmale Hand.

„Robert, wir sind nicht verheiratet!“, bremste die junge Frau. „Ich habe nur für die Zeit bei dir übernachtet, als es dir so schlecht ging, dass unbedingt jemand bei dir sein musste. Und weil du offensichtlich niemand anderen in deiner Nähe geduldet hast, habe ich hier geschlafen – nicht, weil ich mit aller Gewalt meine Nächte mit dir in einem Bett verbringen will.“

„Schon gut, vergiss es. Wann fragst du Lucas?“

„Sobald ich dich rasiert habe, Stachelbeere“, erwiderte sie lachend und stand auf. Sie nahm das Rasierzeug aus dem Schrank, schob ihm eine Decke unter den Kopf, seifte ihn ein und schabte ihm dann die Bartstoppeln von den Wangen.

„Ich hab’ dich beinahe nicht wieder erkannt, als du herkamst, so einen Bart hattest du“, sagte sie dabei. „War gar nicht so einfach, die Wolle zu entfernen.“

„Seit du mich rasierst, habe ich weder Schnitte noch Stoppeln. Du bist sehr sanft. Danke, Susan“, bedankte er sich nach einer gründlichen, aber verletzungsfreien Rasur. Er zog sie zu sich herunter und küsste sie.

„Ich wünschte, du wärst gesund, Bobby“, flüsterte sie vertraulich. Es war ein Satz, der ihre Aussage, sie wolle nicht unbedingt bei ihm schlafen, schlicht Lügen strafte. Mit einiger Mühe gab sie sich einen Ruck und verließ das Krankenzimmer.

Unten im Wohnzimmer fand sie Besuch vor: Ihren Vater und Frederick Bennett, die an diesem Morgen mit dem Zug aus Washington eingetroffen waren und als Erstes ihre Söhne besuchen wollten. Dr. Craig hatte seinen Bruder und Roberts Vater schon über den Zustand der jungen Männer informiert, als Susan das Wohnzimmer betrat.

„Guten Morgen und herzlich willkommen“, sagte sie. Ihr Vater umarmte sie, drückte sie heftig an sich. „Wir haben uns große Sorgen um euch gemacht, Paps“, ergänzte sie dann. Richard lächelte freundlich.

„Wohl kaum halb so viel wie um Robert und Tom, oder, Spatz?“, mutmaßte er. Susan und Betty wurden rot.

„Na ja, wir sind ein paar Ostersonntage älter, Dick. Wer will es den Küken verdenken?“, lachte Frederick auf. „Susan, kann ich zu Robert?“, fragte er dann.

„Ja, er ist eben aufgewacht. Es ist das Zimmer gleich oben links. Aber Vorsicht: Könnte sein, dass er vor dem Frühstück noch ein Nachnickerchen macht. Ich komme gleich mit seinem Frühstück, Onkel Freddy“, erwiderte Susan und eilte in die Küche, um Pancakes und Speck zu braten und Kaffee zu kochen.

Frederick stieg die Treppe hinauf und öffnete die Tür, ohne anzuklopfen, stieß sie weit auf, dass sie an die Wand schlug. Er mochte erwartet haben, dass Robert im Sessel am Kamin saß. Stattdessen lag er immer noch geschwächt im Bett und war wieder eingenickt.

„Mir scheint, mein Herr Sohn schläft noch!“, rief der Colonel laut. Robert, der nur leicht geschlafen hatte, fuhr erschrocken auf und verzog im gleichen Augenblick das Gesicht zu einer schmerzvollen Grimasse.

„Au, verdammt!“, schrie er auf, als die Bauchwunde wieder stark schmerzte.

Susan hatte die Tür schlagen hören. Mit langen Sätzen sprang sie in das Obergeschoss und kam gerade zurecht, als der Colonel den Weckruf ausstieß. Sie drängte Roberts Vater beiseite und stützte Robert, der vor Schmerz ganz grau war. Er krümmte sich.

„Himmel, tut das weh!“, ächzte er.

„Komm, leg' dich wieder hin. Entspann' dich", sagte Susan sanft und drückte ihn ganz vorsichtig in die Kissen zurück. Zornig drehte sie sich zu seinem Vater um.

„Kein Wunder, dass Philip desertiert ist!", sagte sie schneidend. „Bei so einem Rabenvater hätte *ich* es auch nicht lange ausgehalten!"

„Lass' nur", stöhnte Robert und presste eine Hand auf die Bauchwunde. „Das ... ist nur unser häusliches Weckzeremoniell."

„Das ist doch kein Grund, natürliche Gesetzmäßigkeiten außer Acht zu lassen! Und dein Vater ist gerade dabei, es zu tun! Bevor ich dich zu dem zurücklasse, musst du wieder fechten können!", erwiderte Susan wütend. Frederick überging Susans Zynismus und wandte sich an seinen Sohn:

„Wie geht's dir, mein Junge?", fragte er – erheblich leiser.

„Ich fühle mich prächtig! Bäume könnte ich ausreißen! Ich strotze geradezu vor Gesundheit, wie du siehst!", erwiderte Robert bissig und ächzend.

„Entschuldige, ich dachte, es ginge dir besser. Sechs Wochen sind eine lange Zeit."

„Stimmt schon, aber für Roberts Wunden reicht es noch lange nicht. Er konnte noch nicht einmal aufstehen. Er hat Glück, dass er überhaupt noch lebt", versetzte Susan und streichelte Robert sanft. Langsam kam sein stoßweiser Atem zur Ruhe.

„Tut mir Leid, mein Junge. Das war nicht meine Absicht."

„Schon recht. Bisher habe ich auch mehr Glück als Verstand gehabt, dass es mich nie so erwischt hat", entgegnete Robert.

Allmählich gewann er seine Beherrschung zurück und konnte den Schmerz unterdrücken.

„Was ist mit unseren Leuten? Was ist mit Barry? Wie ist die Schlacht ausgegangen?", erkundigte Robert sich dann. Frederick setzte sich an die andere Bettseite. Es konnte ihm nicht entgehen, mit welcher vertraulichen Selbstverständlichkeit Robert Susans Hand hielt, die eben noch genauso selbstverständlich seine Bettdecke korrigiert hatte und auf dem Zudeck liegen geblieben war, als ob es nichts Natürlicheres auf der Welt geben konnte. Frederick Bennett überging diesen Umstand, der sich wohl für Eheleute geziemt hätte, nicht aber zwischen Patient und Krankenpflegerin üblich war. In jedem Lazarett wäre ein solches Handeln sofort unterbunden worden.

„In dieser Reihenfolge, ja?", hakte er nach.

„Exakt", bestätigte Robert mit dem Anflug eines Grinsens.

„Die Schwadron existiert praktisch nicht mehr. Von den Troopern haben ganze zwanzig überlebt. Ob Stanton das Bein behalten hat, weiß ich noch nicht. Ich habe ihn mit dem nächsten Transport nach euch nach Donelson geschickt. Cologgia war der Erste, der aus dem Lazarett entlassen wurde. Porter, Evans, Nott, Oaktree und Pembroke sind auch schon seit Wochen wieder im Dienst. Frank Craig und Don Mattson sind die einzigen Sergeants, die überlebt haben, sind beide im Moment wohlauf. Barry Bruce hat die Schusswunde im rechten Oberarm auskuriert. Nur du und Tom, ihr seid noch nicht wieder im Dienst. Der Brigadier will, dass ich die Reste der C-Schwadron auf die anderen Schwadronen verteile, genauer, die verbliebenen Schwadronen neu formiere, daraus fünf Schwadronen mache und sieben neue aufstelle. Keine der Schwadronen hat weniger als fünfzig Prozent Verluste“, erklärte Frederick.

„Der Mann hat keine Ahnung von Korpsgeist!“, sagte Robert kopfschüttelnd. „Unsere Stärke war immer der Zusammenhalt in der Mannschaft. Es wäre das Dümmste, was du tun könnest.“

„Ich habe auch nicht vor, es zu tun, mein Junge. Weißt du eigentlich, dass deine Jungs Dr. Wilkins mit Waffengewalt gezwungen haben, dich zu operieren?“

„Nein, ich habe davon nichts mitbekommen – und hier haben sie uns nur abgeliefert, wie Susan mir erzählt hat“, antwortete Robert matt.

„Billigst du das Verhalten? Du – als ihr kommandierender Offizier, meine ich.“

„Ja, denn wenn das wahr ist, haben sie mir damit das Leben gerettet“, versetzte er. Frederick nickte.

„Ich werde mir eine passende Strafe für sie ausdenken.“

„Die einzige Strafe, die sie verdient haben, sind ‘ne Ehrenmedaille und ein oder zwei Streifen mehr auf dem Ärmel!“, murmelte Robert mit geschlossenen Augen. Er spürte wieder Schwäche aufsteigen.

„Ist das ein ernst gemeinter Vorschlag, Lieutenant?“

„Ja, sicher. Ich geb’s dir auch schriftlich, sobald ich wieder schreiben kann.“

Mit einiger Mühe schlug Robert die Augen auf und sah seinen Vater listig lächeln.

„Seltsam – ich hatte die gleiche Idee. Ich soll dir übrigens schöne Grüße von Major Lewis bestellen. Er hat mir gesagt, dass er und seine Leute dich und deinen Haufen für so etwas wie Helden halten“, grinste er. Robert schüttelte abwehrend den Kopf.

„Helden, Vater, Helden gibt es nicht. Nur mehr oder weniger Verrückte. Unsere Schwadron ist wahrscheinlich aus den verrücktesten Leuten zusammengestellt worden, die unter der Sonne zu finden sind. Wir waren jedenfalls verrückt genug, in einen Kampf einzugreifen, der fast aussichtslos war. Im Nachhinein betrachtet war es militärisch völlig sinnlos, mit knapp zwanzig verwundeten Männern Verstärkung spielen zu wollen. Inzwischen bedaure ich, es getan zu haben“, erwiderte er. Es strengte ihn immer noch an, länger zu sprechen, besonders, wenn er unter Wundschmerzen litt.

„Major Lewis sieht das anders, mein Junge. Er behauptet steif und fest, wenn ihr nicht dazugekommen wärt – ihr zwanzig verwundeten Kavalleristen – hätte er seine Männer nicht länger dort halten können. Soll ich dir im Detail erzählen, was passiert wäre?“

Robert nickte schweigend.

„Wenn Lewis ohne eure Hilfe geblieben wäre, hätte er die Stellung aufgeben müssen. Ohne diese Stellung am linken Flügel wäre uns die ganze linke Flanke zusammengebrochen, weil die weiter rechts stehenden Truppen keinerlei Deckung in der Seite hatten und sich ebenfalls hätten zurückziehen müssen. Im Ergebnis hätten die Rebellen das gemacht, was uns gelungen ist: Die südliche Flanke aufrollen. Junge, sie hätten uns bis Washington gejagt, wenn sie dort durchgebrochen wären!“

„Du willst doch nicht etwa sagen, dass meine Wenigkeit und die mageren zwanzig Mann, die ich noch hatte, das bewirkt haben?“, fragte Robert erschrocken.

„Genau das, mein Junge. Die C-Schwadron – und ganz besonders ihr First-Lieutenant und zwanzig weitere tapfere Männer – sind das Tagesgespräch der Army of the Potomac“, erwiderte Frederick vaterstolz.

„Sie können den Dank des Vaterlands nur nicht mehr entgegennehmen. Schade auch!“, versetzte Robert mit tiefer Bitterkeit. Frederick hatte selten so viel beißende Ironie gehört, wie in diesem einen Satz.

„Von deinen zwanzig Mann sind fünf gefallen, alle anderen leben noch – und sind wesentlich weniger schwer verwundet gewesen als du“, beruhigte sein Vater. „Von denen, die vorher verwundet wurden, sind noch viele im Lazarett gestorben.“

„Mir ist *jeder* zu viel, der tot ist. Elliot hatte Familie, er war gerade Vater geworden. Sally Elliot wird es wie ein Keulenschlag treffen, dass Simon tot ist. Und das ist nur *ein* Beispiel, Dad.“

„Ich weiß, dass du deine Männer als deine Freunde betrachtest. Und deine Männer haben überzeugend bewiesen, dass sie tatsächlich Freunde sind. Sonst würden Tom und du sicher nicht mehr leben – nicht nur, weil sie Wilkins die Revolver unter die Nase gehalten haben. Ich werde deine Schwadron nicht auflösen, mein Junge. Du wirst die Besten bekommen, die sich finden lassen“, versprach Frederick.

„Wo ist eigentlich Betty?“, fragte er dann. „Ben hat mir telegrafiert, sie sei hergefahren, um Susan zu besuchen. Ich habe sie noch nicht gesehen“, erkundigte er sich dann. Wie auf ein Stichwort hörte er aus dem Nebenzimmer das helle Lachen seiner Tochter und sah Susan fragend an.

„Sie ist nebenan bei Tom und gibt ihm sein Frühstück. Seit es Tom besser geht, ist Betty die Fröhlichkeit in Person“, gab die junge Frau Auskunft.

„Darf ich fragen, weshalb?“, kam Bennett seniors erschrockene Frage. Susan sah Robert an, der nur nickte.

„Och, Betty und Tom sind genauso verliebt wie Robert und ich.“

„Wie bitte?“, entfuhr es dem Colonel.

„Ja, Robert und ich haben uns schon vor einer ganzen Zeit vertragen und ... Sagst *du* es ihm?“, wandte sie sich mitten im Satz an Robert.

„Wir wollen heiraten, Pa. Möglichst bald.“

„Dass *ihr* zwei nicht zu trennen seid, auch nicht mit falschem Mordverdacht und erzwungener Verlobung, das weiß ich spätestens seit dem Tag, an dem Robert von eben auf jetzt wieder einen klaren Kopf hatte, weil du ihm geschrieben hattest, Susan. Aber ... *was* war das mit Betty und Tom?“, stotterte Frederick.

„Vater, die Brosche, die ich mitgebracht habe, als ich aus Topeka kam, war so etwas wie ein Verlobungsgeschenk. Tom und Betty sind seit wenigstens vier Jahren entschlossen, zu heiraten“, erklärte Robert leise. Frederick seufzte tief.

„Susan hat Recht: Ich *bin* ein Rabenvater! Über die Gefühle meiner Kinder weiß ich gar nichts“, sagte er und lehnte sich über das Bett, umarmte seinen Sohn und dessen Freundin.

„Mir scheint, die Welt muss fast aus den Angeln fallen, bevor ein alter Esel wie ich merkt, dass es auch außerhalb seiner Scheuklappen Leben gibt. Bobby, ich wünsch’ dir gute Besserung. Du bleibst hier, bis du völlig gesund bist. Susan, bitte, pass’ auf ihn auf und sorge gut für ihn. Tut mir Leid, wenn ich dir wie ein Brüllaffe erschienen bin. Ich verspreche, es kommt nicht wieder vor. Auf Wiedersehen.“

Damit stand Bennett senior auf. Susan begleitete Roberts Vater bis zur Tür.

„Ich bleibe lieber hier. Nach solchen Anfällen geht es ihm meistens schlechter“, sagte sie leise. Frederick warf noch einen Blick auf seinen Sohn, der die Augen wieder geschlossen hatte.

„Wird er durchkommen?“, fragte er ängstlich. Sie nickte.

„Jetzt bin ich mir sicher, dass er leben wird. Aber die ersten vier Wochen habe ich stündlich mit seinem Tod gerechnet. Es war schlimm“, flüsterte sie. Frederick strich ihr sanft über das Gesicht.

„Danke, Susan – für alles, was du für meinen Sohn getan hast. Bis bald.“

Susan schloss leise hinter ihm die Tür und drehte sich dann zum Bett um. Als sie Robert ansah, erschrak sie. Er war kreidebleich geworden.

„Bobby, was hast du?“, fragte sie erschrocken.

„Die Bauchwunde! Verdammt, es tut so weh!“, stöhnte er. Susan setzte sich ans Bett, schlug die Bettdecke zurück und öffnete vorsichtig den Verband um die Wunde unter dem linken Rippenbogen. Der Schorf war ein wenig geplatzt, aber die Naht hatte standgehalten. Vorsichtig säuberte Susan die Umgebung der Wunde, gab neue Salbe darauf und schloss den Verband wieder.

„Sie ist zum Glück nicht aufgebrochen. Hast du starke Schmerzen?“

Er nickte mit geschlossenen Augen und zusammengepressten Lippen. Susan rührte ein schmerzstillendes Pulver in ein Glas frisches Brunnenwasser und half ihm bei Trinken. Langsam gewann er wieder Farbe.

„Gott sei Dank, es lässt nach“, atmete er nach einer Weile auf. Susan streichelte ihn beruhigend.

„Mit Aufstehen ist noch nichts, Lieutenant“, sagte sie dann leise. „Ich denke, das war die beste Lehre.“

Wortlos legte Robert ihr die Arme um den Nacken und zog sie zu sich herunter. Sie versanken in einem zärtlichen, langen Kuss.

Zwei weitere Wochen später waren Lucas und Susan sich einig, dass sie Robert erlauben konnten, aufzustehen. Es war ein regnerischer, kalter Novembertag, als Robert nach fast genau zwei Monaten strenger Bettruhe zum ersten Mal aufstand. Noch sehr wacklig auf den Beinen, die es sich völlig abgewöhnt hatten, sein Gewicht von knapp hundertfünfundvierzig Pounds zu tragen, machte er an Susans Arm erste Gehversuche.

„Jetzt weiß ich, welche Sorgen Kleinkinder haben!“, schmunzelte er, als er sich mit viel Mühe in den Sessel am Kamin laviert hatte.

„Ganz ordentlich für jemanden, der zwei Monate keinen Schritt getan hat“, lobte Susan seinen kurzen Gang durch das Zimmer. „Du kommst langsam wieder zu Kräften.“

„Ich schon, meine Beine nicht!“, lachte Robert auf.

„Und wie fühlst du dich sonst?“

„Die Knie sind noch weich, die Narbe sticht noch, aber sonst geht es mir gut“, antwortete er. „Ich mache mir nur Sorgen, was mit meinem Bruder ist.“

„Nach dem, was du mir erzählt hast, geht es ihm sicher besser als dir“, erwiderte Susan.

„Ich meine nicht unbedingt seine körperliche Gesundheit, Susy. Philip war wie ausgewechselt. Er hat auf Tom wie ein Irrer eingedroschen. Ich mache mir mehr Sorgen darum, ob er noch der ist, den ich als meinen Bruder kenne. Es hat mich einige Mühe gekostet, ihn zu entwaffnen, weil er auch auf mich eingeprügelt hat, als wäre ich der Leibhaftige persönlich.“

Susan stutzte. Bislang hatte Robert nur davon gesprochen, dass er um eine Verwundung seines Bruders wusste, aber nicht, dass er gegen ihn gekämpft hatte.

„Robert …, ist das so zu verstehen, dass … dass du mit Phil gefochten hast?“, erkundigte sie sich. Robert nickte. Sehr glücklich wirkte er nicht.

„Du ... du hast mit deinem eigenen Bruder gefochten?“, würgte sie. Zu welchen Bestien machte der Krieg Menschen?

„Sag’ mir, was ich hätte tun sollen, Susan! Zusehen, wie mein Bruder meinen besten Freund zu Hackfleisch macht, weil er offensichtlich nicht mehr weiß, wo er herkommt? Ich hatte keine Wahl, Susan, ich musste handeln oder Tom wäre in Stücke gehauen worden. Sag’ mir jetzt nicht, dass dir das lieber gewesen wäre!“, versetzte Robert. Susan sah ihn verzweifelt an.

„Großer Gott, wie weit ist es gekommen, dass sich sogar Brüder bekämpfen müssen! Warum muss das sein, Bob? Sag’ mir, warum das sein muss!“

„Weil es ein paar Verrückte gibt, die meinen, dieses Land müsse geteilt werden. Sie haben noch nicht begriffen, dass die Nord- und die Südstaaten nur gemeinsam überleben können. Getrennt wird es nicht lange ein freies Amerika geben.“

„Robert, ist die Einheit eines Landes wert, dass dafür so viele Menschen sterben müssen? Ist sie *dein* Leben wert?“

Robert stemmte sich aus dem Sessel und nahm Susan in die Arme.

„Susan, ich liebe dich, ich habe keinen größeren Wunsch, als dich zu heiraten, eine Familie zu haben und dich glücklich zu machen. Mein Versprechen an dich ist, dich zu heiraten. Aber ich habe auch Vater Staat ein Versprechen gegeben – mein Leben für seinen Bestand einzusetzen, wenn es nötig ist. Und Versprechen, die ich gebe, halte ich, wenn mich nicht höhere Gewalt daran hindert ...“, sagte er leise.

Susan schmiegte sich wie schutzsuchend an ihn, spürte, dass seine kräftigen Arme sie sanft umfassten.

„Ich habe Angst um dich“, schluchzte sie. Er strich ihr sanft durch das offene Haar, küsste sie zart auf die Stirn.

„Das ist das Schlimmste, was du mir antun kannst, außer mich zu verlassen“, entgegnete er. „Wenn du Angst um mich hast, mache ich mir deinetwegen Sorgen und kann mich nicht auf meine Aufgabe konzentrieren. Dann wird es wirklich gefährlich für mich. Tu’ das nicht, Susan. Mach’ dir bitte nie – nie – Sorgen um mich“, bat er.

„Du hast gut reden. Ich sitze hier zu Hause und warte darauf, dass du heimkommst, bete, dass du *überhaupt* zurückkehrst. Robert, du gehst nicht zur Jagd – du gehst wieder in den Krieg! Du warst mehr tot als lebendig, als sie dich hergebracht haben! Sollte ich da keine Angst haben?“, versetzte sie.

„Susan – ich setze mich nicht freiwillig größerer Gefahr aus, als notwendig ist. Die Zeiten, in denen ich aus Liebeskummer Selbstmord begehen wollte, sind vorbei. Ich bin so vorsichtig wie es geht. Aber wenn ich *zu* vorsichtig bin, lande ich wegen Feigheit vor dem Feind vor dem Erschießungskommando. Das kann auch nicht in deinem Sinne sein. Susan, im Gegensatz zu anderen bin ich lange vor dem Krieg freiwillig Soldat geworden. Ich habe mich auch keinen Illusionen hingegeben, dass der Krieg ein Spaziergang von maximal drei Wochen ist. Krieg ist Dreck, bedeutet kaputte Knochen, zerschossene Glieder und den Verlust von Freunden und Bekannten, vielleicht auch von Verwandten, bedeutet Verwüstungen, die kaum je wieder gutzumachen sind. Krieg heißt im Schmutz zu liegen, bei Nässe, Kälte, Schnee und auch glühender Hitze ums nackte Leben kämpfen. Das hat nichts Heroisches an sich, hat nichts zu tun mit diesen kitschigen Postkarten, die ich in Washington gesehen habe. Darauf sind Soldaten in heldenhaften Posen abgebildet, aufrecht mitten im Getümmel stehend,

als seien sie unverwundbar, am besten noch den Säbel hoch erhoben, mit stolzgeschwellter Brust. Es ist nicht so und ich weiß es nur zu gut. Es ist mein Job, Susan, und ich habe durchaus Tage erlebt, an denen ich ihn am liebsten hingeschmissen hätte – vor allem an dem Tag, als ich mich gezwungen sah, mit meinem eigenen Bruder zu fechten, das darfst du mir glauben. Aber meine Versprechen halte ich – auch dieses, das ich meinem Land gegeben habe“, erklärte Robert. Susan seufzte tief.

„Fast möchte ich hoffen, dass du noch lange nicht dienstfähig bist“, sagte sie. Robert lächelte sie liebevoll an.

„Dein Onkel hat mir gesagt, dass ich für wenigstens drei Monate noch nicht reiten darf, weil die Kugel meine Wirbelsäule beschädigt hat. Ich bleibe also wohl noch ein Weilchen bei dir, mein Schatz. Aber den Antrag auf Heiratsgenehmigung, den habe ich gestern abgeschickt. Sobald ich die Erlaubnis habe, wirst du meine Frau“, sagte er leise, beugte sich zu ihr und küsste sie.

Die folgenden Wochen zählte Robert Bennett zu den schönsten seines Lebens. Lucas Craig ließ die jungen Leute gewähren, gestand ihnen wesentlich mehr Nähe zu, als deren Eltern jemals vor der Hochzeit zugelassen hätten. Als Lucas eines Morgens – es war kurz vor Weihnachten – Susan und Betty wecken wollte, waren die Betten der Mädchen beide unbenutzt. Zunächst bekam der Arzt einen Schreck, dann eine Ahnung. Leise schlich er in die Zimmer, die die jungen Männer bewohnten. Tatsächlich, Susan und Betty hatten die Nacht bei ihren Liebsten verbracht. Susan hatte sich im Schlaf so eng in Roberts Arm gekuschelt, und er hielt sie so zärtlich umarmt, dass Lucas keine Sekunde zweifelte, dass sie gerade ihre Hochzeitsnacht verbracht hatten. Lucas Craig stand unschlüssig in der Tür, vergrub die Hände in den Hosentaschen. Sie jetzt zu wecken und grob zu trennen wäre ihm als ein Verbrechen wider die Menschlichkeit erschienen, zumal *diese* Therapie einen ganz offensichtlichen Erfolg hatte. Dem Arzt drängte sich der Verdacht auf, dass diese Behandlungsmethode nicht so ganz neu war, wie er anfangs vermutet hatte. Zu selbstverständlich war die Geste, mit der Robert seine Freundin an sich gezogen hatte. Er lächelte vor sich hin, schlich zum Foliantenschrank, nahm sich ein Blatt Papier und einen Bleistift.

‘Es wäre ein Verbrechen, Euch zu wecken. Guten Appetit beim Frühstück. Onkel Luke’

notierte er darauf, legte den Zettel auf Roberts Nachttisch und verließ auf leisen Sohlen das Zimmer.

Anfang Januar waren Robert und Thomas soweit hergestellt, dass sie Stabsaufgaben im Regiment übernehmen konnten. Lieutenant Bennett arbeitete wieder als Adjutant des Colonels, Lieutenant Craig wurde als Verpflegungsoffizier eingesetzt. Ihre überlebenden Männer bildeten die Keimzelle der neu entstehenden C-Schwadron. Colonel Bennett hatte mit Streifen nicht gegeizt. First-Sergeant Mattson war für den am Antietam gefallenen Eisner zum Sergeant-Major befördert worden, Corporal Cologgia hatte einen Sprung zum First-Sergeant gemacht, Porter war Quartermaster-Sergeant geworden, Andrew Evans, Tim Nott und Tony Pembroke geschlossen zu Sergeants befördert worden.

Frank Craig hatte die Ehre, künftig als Regimental Quartermaster-Sergeant mit seinem älteren Bruder für das Wohl der Soldaten des ganzen Regimentes zu sorgen. Richard Craig war zunächst sehr skeptisch, ob sein Jüngster den hohen Anforderungen seiner neuen Aufgabe gewachsen sein würde, aber Frank hatte sich ein Hintertürchen offen gelassen: Wenn er mit der Aufgabe nicht zurecht kam, wollte er den dreifachen Querstreifen gern wieder hergeben und zurück in Roberts Schwadron gehen. Wider Erwarten entwickelte Frank ein großes Organisationstalent, hatte von Tom beste Rückendeckung für manchmal ungewöhnliche Vorhaben.

Eine seiner Ideen war es, das Lazarettpersonal auszubauen. Zwar gehörte der Sanitätsbereich nicht unbedingt zu seinen Aufgaben, aber der völlig überlastete Dr. Thomas hatte nichts dagegen, dass Frank Craig ihm einen Teil der organisatorischen Aufgaben abnahm. Dr. Smith, der Assistenzarzt, war noch tiefer in seiner Morphiumsucht versunken, war kaum noch fähig, einen Patienten zu behandeln und die Organisation des Lazarettes aufrecht zu erhalten. In dieser Situation bat Frank seinen Onkel um Hilfe und erreichte, was noch niemand fertig gebracht hatte: Dr. Craig war tatsächlich bereit, zwei Tage in der Woche im Fort auszuhelfen, bis Dr. Smith von seiner Sucht geheilt war oder bis ein neuer Arzt kam. Lucas kam nicht allein – er brachte auch Susan mit, die vom Lazarettpersonal mehr als herzlich willkommen geheißen wurde. Man hatte sie seit der Woche, in der sie dort Praktikum gemacht hatte, sehr vermisst. Es hatte sich schnell herumgesprochen, dass es im Wesentlichen ihren Bemühungen zu verdanken war, dass Lieutenant Bennett noch lebte. Lucas Craig war aber auch Betty Bennett gefolgt, die während der Monate, in denen sie Tom gepflegt hatte,

Geschmack an der Krankenpflege gefunden hatte und es Susan gleichtun wollte.

Es war am 16. Februar 1863, als eine Gruppe hochrangiger Offiziere dem Fort Donelson einen Besuch abstattete. General Grant, General Sherman und General Pleasonton, der Kommandeur der Kavallerie, nahmen die Gelegenheit wahr, das Fort zum Jahrestag seiner Eroberung zu besichtigen. Grant war angenehm überrascht, in welch gutem Zustand das bei der Eroberung so schwer zerstörte Fort war.

„Gratuliere, Colonel. Ich hätte nicht erwartet, das Fort jemals wieder benutzbar zu sehen“, sagte General Grant anerkennend nach der Besichtigung.

„Colonel Bennett verfügt auch über eine großartige Truppe von Kavalleriepionieren!“, lachte General Pleasonton auf. Er wandte sich an Colonel Bennett:

„Wenn ich das so ausdrücken darf, Colonel?“

„Ja, das ist richtig. Allerdings muss ich zugestehen, dass Fort Donelson nicht das Werk meiner Kavalleriepioniere ist, Sir. Hier haben wir doch Handwerker benötigt. Aber meine Spezialisten haben Dover wieder aufgebaut. Leider ist diese Truppe, die C-Schwadron, am Antietam fast aufgerieben worden. Wir sind dabei, sie neu aufzubauen“, erwiderte Bennett.

General Grant bekam einen nervösen Anflug. Er hatte nicht vergessen, dass ihn die Plünderung von Dover zeitweise sein Kommando gekostet hatte.

„Wie reagieren die rebellischen Einwohner von Dover auf Ihre Anwesenheit, Colonel?“, wollte Grant wissen. Colonel Bennett lächelte verbindlich.

„Sie lieben uns Yankees nicht unbedingt, aber die Männer der C-Schwadron sind dort jederzeit herzlich willkommen. Die Menschen dort haben nicht vergessen, *wer* ihnen das Dach über dem Kopf zurückgegeben hat. Vorige Woche waren Wahlen zum örtlichen Marshal. Einem meiner Männer ist tatsächlich vom Mayor die Kandidatur nahe gelegt worden.“

„Und? Hat er kandidiert?“, hakte Sherman nach.

„Nein. Lieutenant Bennett sieht sich in seinem noch nicht ganz gesunden Zustand nicht in der Lage in einer Stadt für Recht und Ordnung zu sorgen. Außerdem ist er als Soldat zurzeit nicht abkömmlich.“

General Pleasonton wurde hellhörig.

„Ist das zufällig Lieutenant Robert Christopher Bennett?“

„Ja, Sir“, bestätigte Frederick.

„Ich möchte gern mit ihm sprechen, Colonel.“

Frederick beauftragte seine Ordonnanz, den Lieutenant zu holen und wenig später war Robert zur Stelle. Pleasonton nahm den jungen Mann beiseite und zog sich mit ihm in das Dienstzimmer von Colonel Bennett zurück, wo sie ungestört waren.

„Lieutenant, ich habe von Ihrer großartigen Idee mit den Feldbefestigungen gehört – und davon, mit welcher Tapferkeit Sie und Ihre Männer die Stellung verteidigt haben. Männer wie Sie könnte ich in meinem Stab brauchen“, bot Pleasonton dem jungen Mann an.

„Danke, Sir, das ist eine große Ehre für mich.“

„Freut mich, dass Sie annehmen, Captain“, erwiderte Pleasonton und klopfte Robert anerkennend auf die Schulter.

„Moment, Sir“, erwiderte Robert. „Erlauben Sie mir einen Einwand?“

„Ungern, aber sprechen Sie, Captain.“

„Von meinen Leuten sind sehr wenige übrig geblieben, dennoch möchte ich keinen davon missen. Außerdem haben mein Captain und Lieutenant Craig ebenso viel Anteil an der Verteidigung der Furt wie ich selbst. Die Hauptlast des Kampfes haben nach meiner Überzeugung die Infanteristen vom 19th Illinois-Regiment getragen. Und obendrein bin ich nicht Captain, sondern First-Lieutenant, Sir.“

Pleasonton grinste, dass sich sein kurzgeschorener, schmaler Vollbart sträubte.

„Ihre absolut blödsinnige Wette hat sich herum geschwiegen. Mir ist bekannt, dass Sie sich nicht gern befördern lassen wollen. Sie kennen doch George Custer?“

„Ja, Sir. Er war mein Klassenkamerad auf West Point, wenn auch nicht unbedingt ein Freund von mir“, erwiderte Robert.

„Custer hatte sich doch an Ihrer Wette beteiligt, oder?“

„Ja, Sir.“

„Er hat sie genauso verloren wie Sie, wenn ich mich recht an seine Worte erinnere. George Armstrong Custer ist zum Brigadier befördert worden und hat sich keine Sekunde dagegen gesträubt. Was also hindert Sie, den Blödsinn nicht ebenfalls aufzugeben, und eine Beförderung anzunehmen?“

„Custer ist General? Gnade seinen Leuten!“, entfuhr es Robert. „Sir, es mag Ihnen hanebüchen erscheinen, aber ich habe ein Versprechen gegeben, nämlich das, mich während des nächsten Krieges, den mein Land führen

muss, nicht befördern zu lassen. Es mag Leute geben, die sich an ein Versprechen nicht gebunden fühlen. Ich für meinen Teil werde ein Versprechen nicht brechen. Und außerdem will ich meine Leute nicht aufgeben“, erwiderte Robert ruhig.

„Der Eid, den Sie geschworen haben, Lieutenant, verpflichtet Sie, die Aufgaben zu übernehmen, für die Sie geeignet sind und zu denen Sie eingeteilt werden“, entgegnete Pleasonton scharf. „Kluge Köpfe wie Sie sind dringend notwendig, um den Krieg nicht vorsätzlich in die Länge zu ziehen. Und wenn Sie es geschafft haben, die Rebellen in Dover zur Räson zu bringen, dann sind Sie für das Oberkommando unentbehrlich!“

„Sir, ein Offizier – gleich welchen Ranges – ist nur so gut, wie die Leute, die er hat“, gab Robert zu bedenken. „Rechnen Sie das bitte ein, wenn Sie meinen, dass ich allein die Lorbeeren ernten soll, die andere mit mir gepflanzt haben. Ohne meine Leute bin ich nicht die Hälfte wert, Sir“, spielte er seine eigene Rolle herunter. „Was die Rebellen in Dover anbelangt: Wir haben die Leute nicht zur Räson gebracht, nicht unterdrückt, wir haben ihnen geholfen, Sir. Das wiegt ab und zu mehr als Waffengewalt. Es widerstrebt mir als amerikanischem Offizier, amerikanischen Bürgern ihr Hab und Gut wegzuplündern, wie es hier geschehen ist“, setzte er hinzu.

„Ich denke, wir sollten das testen, ob Sie ohne ihre Männer wirklich nur die Hälfte wert sind. Ob es Ihnen passt oder nicht: Sie sind von heute an Captain und gehören zu meinem Stab“, versetzte Pleasonton kühl.

„Ich gehorche, Sir, aber ich bitte Sie, dass ich hier noch meinen Nachfolger in die von mir begonnenen Tätigkeiten einführen darf, bevor ich meine Arbeit in Ihrem Stab aufnehme. Außerdem benötige ich noch die Erlaubnis des behandelnden Arztes, dass ich wieder reiten darf. Sonst haben Sie vielleicht nicht viel von mir, wenn ich mit einer Lähmung aus dem Sattel kippe“, bat Robert um Aufschub. Pleasonton sah ihn verwundert an.

„Sie sind nicht gesund? So sehen Sie nicht aus!“

„Ich habe am Antietam eine Kugel in den Bauch bekommen, die an der Wirbelsäule stecken geblieben ist. Zwei Wirbel sind dadurch angekratzt. Bei zu großer Belastung, speziell beim Reiten, kann es zu einem Bruch eines der beiden Wirbel kommen. Die Folge wäre, dass ich gelähmt bin – und bleibe. Falls Sie es mir nicht glauben, erkundigen Sie sich bei Dr. Craig, in dessen Behandlung ich immer noch bin“, sagte Robert. Pleasonton seufzte. Eine nicht auskurierte Verwundung setzte die Sache in ein anderes Licht.

„Na gut. Ich will Ihnen nicht befehlen, zum Krüppel zu werden, Lieutenant. Erholen Sie sich erst vollständig. Sie melden sich bei mir, sobald die Folgen Ihrer Verwundung beseitigt sind“, erwiderte der General. „Falls Ihr Regiment dann noch zu meinem Korps gehört“, setzte er hinzu.

„Ist eine Umgruppierung geplant, Sir?“, fragte Robert. Pleasonton nickte.

„Grant baut ein eigenes Kavalleriekorps auf. Weil die 7th US-Cavalry schon im Westen Tennessees ist, möchte er das Regiment gern haben. Ich gebe es ungern her, denn dieses Regiment ist das Beste, was ich habe. Gerade deshalb will ich Sie unbedingt in meinem Stab haben. Sie sind besser als Custer, weil Sie nicht so hitzköpfig sind, Bennett. Ich weiß sehr wohl, wer Sie sind. Mir ist bekannt, dass eigentlich *Sie* die Schwadron geführt haben, deren Ruf in der ganzen Army of the Potomac kursiert. Ihr Name ist in der Armeeführung besser bekannt als Sie ahnen. Sie werden hier unnötig verheizt. Ihre Talente sollten Sie höheren Ortes nutzen können“, erklärte Pleasonton. Robert dachte einen Moment nach. Einem Major-General direkt unterstellt zu sein konnte seine Vorteile haben.

„Gut, Sir, Sie haben mich überzeugt. Wenn meine Knochen wieder kuriert sind und das Regiment Ihres bleibt, komme ich in den Korpsstab“, sagte der Lieutenant dann. Pleasonton sagte nichts, sondern reichte Bennett junior die Hand.

Am selben Abend sprach Robert bei seinem Vater vor, weil er auf seinen Antrag auf Heiratsgenehmigung noch nichts gehört hatte.

„Nein, den habe ich noch nicht unterschrieben, Robert“, antwortete der Colonel auf die Frage seines Sohnes.

„Aha. Und warum nicht?“, erkundigte sich der.

„Robert – du bist nicht mal vierundzwanzig, du bist noch nicht mal verlobt. Was willst du jetzt schon mit einer Heiratsgenehmigung, wenn doch noch mindestens ein Jahr vergeht, bevor du überhaupt heiraten kannst?“

„Dad, ich kenne den bürokratischen Instanzenweg, den so ein Antrag nimmt. Wenn ich ihn nicht jetzt schon stelle, können Susan und ich nicht nach Ablauf der offiziellen Verlobungszeit heiraten – jedenfalls nicht gleich. Und ich mag nicht mehr ohne sie sein.“

„Ohne Verlobung leite ich den Antrag nicht weiter“, entschied der Colonel.

„Das heißt, sobald wir verlobt sind, gibst du das Ding weiter, ja?“

Frederick nickte.

„In Ordnung. Dann halte dir den 20. Februar bitte frei. Susan hat Geburtstag. Wir werden das mit unserer Verlobung verbinden.“

„Aber, Junge, hör’ mal. Dazu müsste doch wenigstens Gwendolyn Craig noch eingeladen werden!“, protestierte Frederick.

„Diesmal, Daddy, stellen Susan und ich Gwendolyn vor vollendete Tatsachen. Für eine Verlobung braucht Susan gottlob kein Einverständnis ihrer Eltern mehr. Davon abgesehen, ist ihr Vater sehr mit mir als künftigem Schwiegersohn einverstanden. Und eine große Feier ist auch nicht vonnöten. Der Rahmen ihres Geburtstages genügt völlig.“

Frederick maß seinen Sohn mit einem forschenden Blick.

„Wenn du es so eilig hast, verstehe ich nicht, warum du nicht schon längst verlobt bist. Seit deiner Verwundung sind fünf Monate vergangen. Du warst die ganze Zeit mit ihr zusammen. Hat sich keine Gelegenheit für euch ergeben?“, fragte er. Robert grinste.

„Erwartest du jetzt, dass ich dir detailliert erzähle, was Susan und ich in den letzten fünf Monaten gemacht haben? Daddy, ein Gentleman genießt und schweigt“, erwiderte er. Fredericks Augen weiteten sich.

„Besteht Anlass zur Sorge? Deiner Braut wegen?“, fragte er erschrocken. Robert sah eine Möglichkeit, seinen Vater dazu zu bringen, den Antrag zu beschleunigen, aber er war zum Schwindeln in dieser Sache zu ehrlich.

„Wenn ich behaupten würde, Susan sei schwanger – würdest du mir die Erlaubnis direkt geben oder würdest du mich unehrenhaft entlassen?“, erkundigte er sich. Frederick schüttelte unwillig den Kopf.

„Bevor ich jemanden wie dich gehen lasse, noch dazu unehrenhaft, würde ich den Dienstweg lieber vergessen und dir eine direkte Heiratserlaubnis geben. Ich würde dich notfalls vor den Traualtar prügeln, mein Sohn.“

„Unnötig. Susan und mir wäre der Termin vorgestern zum Heiraten recht, wenn du verstehst, was ich meine“, gab Robert lächelnd zurück.

„Aargh! Verlob’ dich bloß, bevor auch dafür noch eine Genehmigungspflicht eingeführt wird!“, knurrte der Colonel. Robert salutierte und verließ das Amtszimmer seines Vaters.

Vier Tage darauf fand im Offizierskasino eine dreifache Feier statt: Susan Craig beging ihren zweiundzwanzigsten Geburtstag, sie verlobte sich mit Robert Bennett – und Betty Bennett und Thomas Craig versprachen

sich gleichfalls die Ehe. Die Verlobungsringe für beide Paare hatte Major Craig gestiftet. Colonel Bennett räusperte sich, als er mit seinen Verlobungsgeschenken vortrat. Die Verlobten sahen ihn verwundert an, denn er hatte nichts in der Hand. Frederick winkte Captain Bruce heran, der keine Ahnung hatte, was der Colonel von ihm wollte. Die Handbewegung von Colonel Bennett beorderte ihn neben Susan Craig, die Roberts Arm schon seit wenigstens einer Stunde nicht mehr losließ. Der nächste Wink des Colonels befahl Frank Craig an seine Seite, der zwei schmale Kästchen unter dem Arm trug und drei etwa doppelt so breite Kästchen in der rechten Hand hielt, in der linken hatte er zwei kleine Tüten.

„Also, Kinder. Zunächst – ich freue mich, dass ihr euch die Ehe versprechen wollt. Es mag üblich sein, zu solchen Anlässen Blumen zu schenken, doch ist das im Februar noch schwierig. Meine Blumensträuße sind deshalb recht trocken ausgefallen, aber vielleicht nützlicher als Blumen in der Vase: Für dich, Susan und dich, Betty daher eine Tüte mit getrockneten Blüten, aus denen Ihr Tee kochen könnt, wenn es eure Männer wieder einmal so hart trifft wie vor fünf Monaten – was Gott verhüten möge“, begann Frederick seine Gratulation. Frank überreichte den überraschten Mädchen je eine Tüte mit Kräutern.

„Kräuter sind dennoch vergänglich, weil sie auch nicht ewig reichen“, fuhr er dann fort. „Susan, Betty: Eure Verlobten verdanken euren Bemühungen, dass sie überhaupt noch leben. Ich weiß selbst, was es für unsere Krankenschwestern bedeutet, Verwundete zu pflegen. Unser Lazarettpersonal, da wird Dr. Thomas mir Recht geben, besteht aus Helden spezieller Art – und dazu gehört ihr beide ganz besonders. Orden gibt es für eure Tätigkeit leider – noch – nicht, obwohl ihr sie mehr verdient hättet als mancher andere. Ich habe mir daher erlaubt, euch ein kleines Präsent schnitzen zu lassen, das ein persönlicher Orden sein soll. Frank, gib mir die kleinen Kästchen.“

Frank gab dem Colonel die beiden schmalen Kästchen. Frederick öffnete sie. Zwei runde Kameebroschen aus Opal kamen zum Vorschein, etwa drei Inch im Durchmesser. Die eine zeigte Susans Profil und darüber war ein winziger Äskulapstab eingeschnitzt, die andere zeigte in gleicher Weise Betty Bennett. Die Mädchen nahmen die Broschen mit glückstrahlenden Gesichtern an. Frederick umarmte die jungen Frauen, wünschte ihnen Glück.

„Zu euch, Jungs: Robert, du hast mir nach deiner Verwundung gesagt, dass es Helden nach deiner Meinung nicht gibt, sondern nur mehr oder

weniger Verrückte. Es gibt Zeiten, da teile ich deine Meinung. Nichtsdestoweniger gibt es in der Armee ein paar Leute, die hartnäckig an Heldentum glauben. In *diesem* Falle gehöre ich auch dazu. Was ihr am Antietam getan habt, war nicht eure normale Aufgabe, es war sehr viel mehr. Und das gilt für euch alle drei. Captain Barry Bruce, Sie feiern heute zwar nicht Verlobung, weil Sie schon lange verheiratet sind, dennoch gibt es etwas zu feiern für Sie. Sie sind zu Ihren Offiziersspangen einmal gekommen wie die Jungfer zum Kind. Ich habe Sie einmal ins kalte Wasser werfen müssen, und Sie haben schwimmen gelernt. Es ist an der Zeit, Ihnen eine längst überfällige Belohnung zu geben. Frank, die erste Kiste bitte."

Frank Craig gab Colonel Bennett das oberste Kästchen. Er öffnete es, der Deckel gab den Blick auf ein Paar Schulterklappen in der gelben Farbe der Kavallerie, die an den Enden mit je einem goldfarbenen Eichenblatt bestickt waren – die Abzeichen eines Majors. Daneben lag ein Orden, eine Ehrenmedaille, die *Congressional Medal of Honor*, der höchste militärische Orden, den die Vereinigten Staaten zu vergeben hatten. Bruce sah ungläubig auf den Inhalt des Kästchens, sah sich dann verwirrt um, ob nicht ein Namensvetter hinter ihm stand, der eigentlich gemeint war.

„Major Bruce, ich darf Ihnen herzlich gratulieren. Sie werden das Bataillon von Major Callahan übernehmen, der ins Kriegsministerium wechselt", gratulierte der Colonel.

„Da... danke, Sir. Zu viel der Ehre", murmelte Bruce. „Aber mit dem Orden ist doch eher ein Unteroffizier zu bedenken, der ich eigentlich bin, oder nicht?", grinste er dann verlegen.

„Major Bruce, Sie sind seit vielen Jahren kein Sergeant mehr. Dieser Orden, das ist richtig, wurde bisher an Unteroffiziere oder Mannschaften verliehen. Sie sind der erste Offizier, der ihn erhält. Noch ist es nicht ganz offiziell, aber ab Anfang März soll die Auszeichnung auch für Offiziere zugänglich sein. Ich habe sie mit einiger Mühe schon für heute bekommen können", erklärte Colonel Bennett, nahm den Orden aus dem Kästchen und befestigte ihn an der linken Seite von Bruces Uniformjacke, schüttelte dem Ausgezeichneten die Hand.

„First-Lieutenant Robert Bennett:", fuhr er dann derart förmlich fort, dass Robert sich verstohlen umsah und ein Mauseloch suchte, in das er verschwinden konnte.

„Barry Bruce hat Ihnen alle Freiheiten gelassen, die ein Offizier sich nur wünschen kann. Er hat gut daran getan. Ihr Ideenreichtum und Ihre persönliche Tapferkeit hat die Army of the Potomac gerettet. Solange Ma-

jor Bruce Ihr Schwadronschef war, haben Sie sich strikt geweigert, ihm sein Kommando streitig zu machen. Das ehrt Sie besonders. Dieser Grund entfällt nun – und von dieser dämlichen Wette wollen wir nie wieder etwas hören! Frank, Kiste Nummer zwei, bitte.“

Frank Craig grinste über das ganze Gesicht, als er dem Colonel das zweite Kästchen gab. Frederick klappte es auf. Ein Paar gelbe Schulterklappen mit je zwei goldfarbenen Balken an den Enden lagen neben einer Ehrenmedaille.

„Captain Robert Bennett, die neue C-Schwadron ist *Ihre* Schwadron. Und die Ehrenmedaille als Anerkennung für Ihre persönliche Einsatzbereitschaft. Herzlichen Glückwunsch, mein Junge!“, gratulierte Frederick seinem Sohn. Mit Tränen in den Augen umarmte er den jungen Mann, der die Umarmung gerührt erwiderte.

„Ich bin sehr stolz auf dich, Bobby“, setzte Frederick noch hinzu und befestigte die Medaille an Roberts Uniform.

„Danke, Daddy“, erwiderte Robert – recht mühsam, wie es schien. Erst Susans Glückwunschkuss bewies ihm, dass er nicht träumte.

„Second-Lieutenant Thomas Craig:“, wandte der Colonel sich dann an Thomas, der nicht ganz so verlegen war wie Robert und Barry – er hatte mit Blick auf das letzte Kästchen mit neuen Schulterklappen gerechnet. „Sie haben immer in der zweiten Reihe gestanden – weil Sie es selbst so wollten. Denn auch Sie hätten längst mehr verdient. Ihre mutige Attacke am Antietam hat es möglich gemacht, dass die rettenden Barrikaden fertig werden konnten. *Einen* Lohn haben Sie dafür schon bekommen, denn meine Tochter wäre lieber heute als morgen Ihre Frau. Vater Staat sollte da nicht zurückstehen. Frank, Kiste Nummer drei!“

Frank gab Frederick das letzte Kästchen, das er noch in der Hand hielt. Frederick öffnete es. Die Schulterklappen eines Captains wurden sichtbar, nebst einer Ehrenmedaille.

„Captain Thomas Craig, die verwaiste D-Schwadron braucht einen neuen Chef. Sie könnte keinen Besseren bekommen als Sie. Und die Medaille als Anerkennung für eine persönliche Tapferkeit, die nicht viele zeigen.“

Wie zuvor ließ Colonel Bennett es sich nicht nehmen, die Medaille an Toms Uniform zu befestigen. Er schüttelte ihm die Hand, umarmte seinen künftigen Schwiegersohn.

„Herzlichen Glückwunsch, mein Junge“, sagte er dazu, wandte sich dann an die beiden Verlobungspaare und den neuen Major:

„Euch allen alles Gute für eure Zukunft. Ich hoffe, Sie wird besser als jener 16. September letzten Jahres am Antietam.“

Donnernder Applaus der anwesenden Gäste und ein Tusch der Militärkapelle der 71st Ohio Infantry beendeten die Zeremonie, die Colonel Bennett sichtlich genossen hatte.

Kapitel 16

Neuer Beginn

Es war wieder März geworden. In Tennessee war der Schnee geschmolzen, der Tennessee- und der Cumberland-River führten wieder gefährliche Hochwässer. Die Tage wurden länger, der Frühling lag in der Luft. Gleich nach dem Morgenappell erschien Captain Robert Bennett im Amtszimmer des Colonels.

„Bevor ich zum Übungsritt losreite: Hast du den Antrag auf Heiratsgenehmigung abgeschickt?“, fragte er.

„Ja. Am Tag nach deiner Verlobung habe ich ihn auf den Weg gebracht. Junge, das dauert seine Zeit. Du erwartest doch nicht schon nach zwei Wochen Antwort?!“, erwiderte Frederick.

„Nein, natürlich nicht. Ich wollte auch nur sicher gehen, dass ...“

Frederick winkte ab.

„Das musste ich schon tun, damit du mir nicht jeden Tag damit auf die Nerven gehst! Und jetzt rücken Sie endlich zum Übungsritt aus, Captain Bennett!“

Robert salutierte mit völlig unmilitärischem Lächeln und hatte keine fünf Minuten später das große Fort verlassen.

Zwei Tage darauf bat Robert den katholischen Feldkaplan, Father Higgins, um einen Termin und konnte noch am Nachmittag mit seiner Braut dort vorsprechen.

„Herr Kaplan, wir möchten heiraten und würden gern das Aufgebot bestellen“, begann Robert nach der Begrüßung. Der Kaplan nickte.

„Ich setze zunächst voraus, dass Sie beide katholischen Glaubens sind. Falls das nicht so ist, müsste der protestantische Teil von Ihnen konvertieren, weil eine Trauung sonst nicht möglich wäre“, gab Kaplan Higgins zu bedenken.

„Meine zukünftige Frau ist ebenfalls katholisch“, entgegnete Robert.

„Sehr gut. Um das Aufgebot zu bestellen, benötige ich Ihre Heiratserlaubnis, Captain. Haben Sie sie dabei?“

„Aber was hat denn Roberts Heiratsgenehmigung mit dem Aufgebot zu tun, Reverend Father?“, fragte Susan verblüfft.

„Ohne die Erlaubnis dürfte Captain Bennett nicht während des Krieges heiraten, Miss Craig. Als Feldkaplan unterliege ich nicht nur dem Kirchenrecht, sondern auch den militärrechtlichen Bestimmungen. Eine Ausnahme gäbe es nur dann, wenn für den militärischen Heiratskandidaten akute Lebensgefahr besteht, um der überlebenden Ehefrau Versorgungsansprüche zu sichern. Aber Captain Bennett sieht nicht aus, als schwebe er in Lebensgefahr“, gab der Kaplan zurück. Susan sah Robert einen Moment an.

„Wir hätten heiraten sollen, als du auf Onkel Lucas’ Operationstisch gelegen hast“, sagte sie mit nicht zu überhörenden Zynismus. Robert drückte sanft ihre Hand.

„Ich habe die Heiratsgenehmigung beantragt, der Antrag ist vor zwei Wochen nach Washington gegangen.“

„Der Antrag genügt nicht, Captain. Ich brauche die gültige Heiratserlaubnis, bevor ich überhaupt das Aufgebot aushängen darf.“

Robert seufzte.

„Fast würde ich sagen, Sie hätten sich mit meinem Vater verschworen. Aber Sie haben Ihre Vorschriften, Kaplan. Kennen Sie eigentlich den Schutzpatron der Aktenhengste?“

Verwirrt schüttelte der Kaplan den Kopf.

„Sankt Bürokratius lässt grüßen, Reverend Father Higgins. Ich komme mit der Genehmigung wieder. Guten Tag!“, grinste Robert, zog den Hut und verließ mit seiner Braut das Sakristeizimmer des Feldkaplans.

„Wie lange kann so eine Genehmigung auf sich warten lassen?“, fragte Susan, als sie über einen der großen Exerzierplätze zum Lazarett gingen, wo Susan ihren Tagdienst antreten wollte. Robert zuckte mit den Schultern.

„Offen gestanden, weiß ich es nicht. Ich weiß, dass Ronald die Heiratsgenehmigung beantragt hatte, kurz bevor wir aus Virginia wiederkamen. Ich habe aber nie die Genehmigung gesehen. Ich werde meinen Vater fragen. Vielleicht kann der etwas dazu sagen“, sagte Robert, küsste Susan und hielt ihr die Tür auf. „Sehen wir uns heute Abend zum Essen?“, fragte er dann.

„Gern. Holst du mich ab?“

„Wenn mir kein Alarm dazwischen kommt, bin ich um sechs Uhr hier“, versprach der junge Mann und ging fort.

Bevor er seinen eigenen Dienst antrat, erkundigte er sich bei Richard Craig, der ihm zufällig begegnete, danach, wie lange man etwa für die Erteilung einer Heiratserlaubnis rechnen musste.

„Schwer zu sagen, mein Junge. Das hängt immer sehr davon ab, wie die entsprechende Abteilung im Ministerium zu tun hat. In Friedenszeiten brauchst du den Wisch ohnehin nicht. Jetzt solltest du mit mindestens zwei Monaten rechnen, bevor jemand deinen Antrag überhaupt in die Hand nimmt“, gab Major Craig Auskunft.

„Danke, Sir“, erwiderte Robert seufzend. Zwei Monate? Das erschien ihm viel zu lang! Während er zu den Stallungen ging, überlegte er, was zu tun war, um die Frist zu verkürzen. Schließlich kam ihm der Gedanke, den Pfarrer in Dover um die Trauung zu bitten.

Eine Woche später fand sich für die Verlobten Gelegenheit, nach Dover zu fahren. Susan wollte ihren Onkel besuchen, der sich zurzeit wieder verstärkt um seine Praxis kümmern konnte, weil im Fort nur wenige Kranke waren, die Dr. Thomas auch allein behandeln konnte. Seinen Assistenzarzt Smith hatte Thomas zur Entziehungskur nach Washington geschickt. Nach dem Besuch bei Onkel Lucas fuhren die jungen Leute zur Kirche weiter und baten um ein Gespräch mit dem Reverend. Der baptistische Prediger ließ sie einen Moment warten, bis er Zeit für das Paar hatte.

„Guten Tag, meine Kinder. Was kann ich für euch tun?“, fragte er dann salbungsvoll. Robert lächelte ihn freundlich an.

„Wir möchten heiraten, Reverend. Deshalb an Sie die Frage, ob Sie uns trauen würden?“, sagte er. Der Prediger musterte den Offizier und seine Braut.

„Es ist ungewöhnlich, dass ein Offizier sich nicht von seinem zuständigen Feldgeistlichen trauen lässt“, sagte er langsam.

„Reverend, es ist uns herzlich egal, wer uns traut. Uns geht es im Moment darum, dass das Aufgebot ausgehängt wird, damit wir, wenn die Heiratsgenehmigung für meinen Verlobten eintrifft, gleich heiraten können“, warf Susan ein.

„Ist das so zu verstehen, dass ich das Aufgebot für Sie aushängen soll und der Feldgeistliche dann die Trauung vornimmt? Captain, das geht nicht“, erwiderte der Geistliche.

„Das wissen wir. Wenn Sie das Aufgebot herausgeben, würden wir uns auch hier in Dover von Ihnen trauen lassen“, wehrte Robert ab.

„Warum will mein Bruder im Geiste das Dokument nicht aushängen?“, erkundigte sich der Reverend.

„Er ist in die Bürokratie der Army eingebunden, Sir. Nach den Armeevorschriften darf ein Feldgeistlicher ein Aufgebot erst aushängen, wenn der Soldat eine gültige Heiratsgenehmigung hat. Die liegt aber noch nicht vor. Deshalb wenden wir uns an Sie als einen nicht an die Armeevorschriften gebundenen Geistlichen.“

„Verstehe, Captain. Ja, ich hänge Ihr Aufgebot aus. Ich benötige noch einen Taufschein, aus dem hervorgeht, dass sie der Freien Evangelischen Kirche der Baptisten angehören, und dass Sie unverheiratet sind“, sagte der Geistliche und zückte einen Notizzettel.

„Das mit dem Taufscheininhalt *unverheiratet* ist kein Problem, Sir. Aber wir gehören nicht der Baptistengemeinde an. Wir sind beide Katholiken. Ist das ein Hindernis?“, erkundigte sich Robert.

„Das ist kein Hindernis, Captain, das ist ein Problem“, erwiderte der Reverend. „Ich darf nur Angehörige meiner Kirche verheiraten. Ihre Ehe wäre nicht gültig, wenn ich die Trauung vornehme, solange Sie nicht beide in die Kirche der Baptisten eintreten. Sie sollten sich an Father John wenden. Er ist katholischer Priester und könnte Sie ohne Schwierigkeiten trauen“, empfahl der Reverend.

„Das ist das Problem. Father John ist inzwischen ebenfalls Militärpfarrer, kann also auch nicht über den Schatten des Sankt Bürokratius springen“, seufzte Robert.

„Nun, wenn es Ihnen nicht widerstrebt, sich vorerst nur standesamtlich vom Friedensrichter trauen zu lassen und die kirchliche Trauung nachzuholen, wenn Ihre Heiratsgenehmigung vorliegt, sollten Sie mit dem Friedensrichter sprechen“, gab der Geistliche einen Tipp. Robert und Susan bedankten sich höflich und verließen die evangelische Kirche.

Das Büro des Justice of the Peace war nicht weit von der Kirche entfernt. Doch noch bevor Robert klopfen konnte, kam bereits ein Gewehrlauf aus dem seitlich von der Tür gelegenen Fenster.

„Mach’, dass du wegkommst, verdammter Yankee! Mitsamt deinem Flittchen!“, knurrte eine tiefe Stimme. Robert schob Susan instinktiv hinter sich, um sie vor dem drohenden Gewehr zu schützen.

„Guten Tag, Sir. Wir wollten zum Friedensrichter“, sagte er dann mit mühsamer Beherrschung.

„Den habt ihr gefunden, verdammt noch mal. Aber ich bin für Yankees nicht zuständig“, wetterte der Justice of the Peace.

„Sir, nehmen Sie das Gewehr weg, Ich bin nicht bewaffnet und habe nicht die Absicht, Sie zu bedrohen“, bat der junge Captain.

„Dein Pech, Söhnchen. Mit Yankees fackel’ ich nicht lange. Mir habt ihr nur einmal die Bude ausgeräumt!“, schnaubte der Richter.

Der Hahn des Gewehrs knackte metallisch, als der Richter ihn spannte. Robert griff durch das offene Fenster beherzt zu, drehte das Gewehr weg, so dass der Schuss wirkungslos in die Holzwand knallte. Ohne große Mühe wand er dem älteren Richter das Gewehr aus der Hand, stellte es außen an der Hauswand ab, als er es sorgsam entladen hatte. Susan sah sein Tun mit schreckgeweiteten Augen.

„Ich denke, jetzt können wir normal miteinander reden, Sir. Miss Craig und ich möchten heiraten und würden Sie bitten, das Aufgebot auszuhängen“, sagte Robert dann. Der Friedensrichter schnaubte verächtlich.

„Wie komme ich dazu, euch zu verheiraten? Sucht euch gefälligst einen Yankee dafür!“

„Sie sind Friedensrichter. Also können Sie eine Trauung vornehmen. Mehr wollen wir auch nicht, Sir“, erklärte Robert.

„Nein! Schert euch weg! Yankees verheirate *ich* nicht!“

„Na gut, ich kann Sie nicht dazu zwingen, Sir, aber Ihrem Ansehen als *Friedensrichter* dient Ihre recht kriegerische Haltung nicht. Guten Tag, Sir!“, versetzte Robert kühl.

Er bot Susan den Arm und ging mit ihr die Straße zurück zur Kirche, wo sie ihre Kutsche geparkt hatten.

„Hochzeit mit Hindernissen!“, seufzte er, als er ihr in den Einspänner half. „Der eine kann das Aufgebot aus verwaltungstechnischen Gründen nicht aushängen, der nächste kann es aus religiösen Gründen nicht und der Dritte will es aus politischen Gründen nicht. Ich fasse es nicht.“

Unverrichteter Dinge machten sie sich auf den Weg zurück ins Fort. Es blieb nichts anderes, als auf die Genehmigung zu warten und dann erst das Aufgebot zu bestellen.

„Robert – sei nicht enttäuscht“, sagte Susan, als sie zurückfuhren. „Du hast mir bewiesen, dass es dir sehr ernst ist. Ich weiß das zu schätzen – und ich habe auch die Geduld, auf die Heiratsgenehmigung zu warten“, beruhigte Susan ihren Verlobten. Robert seufzte tief.

„Danke, das ist sehr nett von dir. Mir ging es aber nicht darum, dir meine ernsten Absichten zu demonstrieren, sondern darum, das Aufgebot auszuhängen. Ich muss damit rechnen, wieder ins Feld geschickt zu werden – und bis dahin wollte ich eigentlich mit dir verheiratet sein“, erwiderte er.

„Möchtest du mich auf Nummer sicher haben oder ...?“, fragte Susan nach. Robert schüttelte den Kopf.

„Nein, ich misstraue dir nicht, Schatz. Aber ich möchte, dass du versorgt bist, wenn mir etwas zustoßen sollte. Antietam war eine deutliche Warnung.“

„Bobby, deshalb brauchst du dich nicht so zu beeilen. Ich wäre nicht auf die wenigen Dollars angewiesen, die die Army für Witwen herausrückt. Aber ein Leben ohne dich würde mir nicht mehr viel bedeuten. Mir wäre es lieber, wenn du vorsichtiger wärst als bei Sharpsburg“, sagte sie. Robert lächelte sie liebevoll an.

„An mir allein liegt’s nicht, mein Schatz. Ich habe Major Lewis in eine Richtung geschleppt, in der ich keinen Graurock gesehen habe. Trotzdem haben mich die Kugeln von vorn getroffen. Dieser Krieg, Susan, hat nichts mit dem gemein, was man uns auf der Akademie beigebracht hat. Es ist hier nicht die Regel, dass zwei Armeen aufeinander zugehen, sich beharken, bis einer kleinbei gibt – und dann war’s das. Nein, wir haben mit Heckenschützen zu rechnen. Darauf hat uns niemand vorbereitet. Das ist ein erhebliches Problem in diesem Konflikt.“

„Und du sagst, ich soll mir keine Sorgen um dich machen! Spaßvogel!“, gab Susan zurück.

Robert legte ihr sanft den Arm um die Schultern und zog sie an sich, behielt die Zügel locker in der linken Hand. Rover trabte folgsam weiter.

„Nein, das solltest du wirklich nicht“, sagte er leise. Susan legte den Kopf an seine Schulter.

„Du könntest wieder verwundet werden, oder gar in Gefangenschaft geraten – vielleicht auch ...“

Sie brach mitten im Satz ab. Nein, *das* konnte sie nicht aussprechen. Er schüttelte den Kopf und streichelte sie leicht.

„Wenn ich verwundet werden sollte, bin ich wieder bei dir. Es wäre nicht die schönste Art, heimzukommen, aber immer noch besser, als tot. Und sollte ich einmal vermisst werden, Susan, mach’ dir um Gottes Willen keine Sorgen! Wenn sie mich schnappen, werde ich nichts unversucht lassen, um aus einem Gefangenenlager wieder auszubrechen, das verspreche ich dir“, flüsterte er sanft in ihr Haar.

„Das sagst du so!“, entfuhr es der jungen Frau. „Ich habe Leute gesehen, die ausgetauscht wurden! Denen konntest du die Rippen im Leib zählen! Bobby, das wünsch’ dir lieber nicht.“

„Ich wünsche es mir beileibe nicht. Aber ich kann die Möglichkeit genauso wenig ausschließen, wie eine Verwundung – oder noch Schlimmeres. Es ist besser, darauf eingerichtet zu sein, mein Schatz. Dann ist es jedenfalls kein Blitz aus heiterem Himmel, schlimmstenfalls eine böse Nachricht. Aber mein Versprechen gilt: Ich reiße aus und bin bald wieder hier."

Susan lächelte schweigend. Ein solches Versprechen zu halten, würde sicher die schwerste Aufgabe sein, die Robert sich stellen konnte. Dass er es versuchen würde, zweifelte sie nicht an, doch sie hatte ihre Zweifel, dass es ihm gelingen würde, erfolgreich aus einem dieser scharf bewachten Gefängnisse auszubrechen. Im Augenblick wollte sie ihm nicht widersprechen, weil sie den Gegenbeweis jetzt nicht führen konnte. Und gleichzeitig betete sie, dass sie es nie tun brauchte.

In den folgenden Wochen widmeten sich die jungen Leute ihren normalen Tagesaufgaben. Robert war mit der Ausbildung seiner neuen Rekruten und seiner Adjutantentätigkeit beschäftigt, während Susan sich der Pflege der Kranken und Verwundeten widmete. Dr. Thomas hatte sie zur OP-Schwester ausgebildet, als er während des Winters einige Wochen relativ wenig zu tun gehabt hatte.

Die Grundausbildung der Neuen in der C-Schwadron nahmen Robert jetzt im Wesentlichen seine Sergeants ab, unter denen Evans und Cologgia mit besonderem Einfühlungsvermögen glänzten. Bei den Rekruten hatte sich einiges verändert. 1861 waren es alles Freiwillige oder Berufssoldaten gewesen, die die neuen Regimenter gebildet hatten. Nach den verlustreichen Schlachten des letzten Jahres – Bull Run, Antietam, Fredericksburg – hatte sich die Lage für die Werbeoffiziere stark verschlechtert. Längst nicht mehr so viele junge Männer glaubten an die falschen Versprechungen von Abenteuer und Lagerfeuerromantik. Die Zeitungen hatten sie eines erheblich Besseren belehrt. Zwar war es noch nicht möglich, das neue Medium Fotografie in der Zeitungspresse umzusetzen, aber es gab sehr gute Zeichner, die das Geschehen auf den Schlachtfeldern, in Kasernen und Lazaretten wenig schmeichelhaft wiederzugeben wussten.

Um keinen ernsthaften Einbruch bei den Neuzugängen zu erleiden hatte der Norden im März 1863 eine allgemeine Wehrpflicht eingeführt, eine Maßnahme, zu der die Konföderation schon im Sommer 1862 hatte greifen müssen. In beiden Teilen der amerikanischen Staaten hatte diese freiheitsfeindliche Gesetzgebung Unruhen und Straßenschlachten ausgelöst. Dennoch hielten beide Regierungen an ihren Konskriptionsgesetzen fest. Im

Norden wie im Süden gab es aber die Möglichkeit, sich durch Zahlung einer nicht ganz unerheblichen Summe Geldes freizukaufen oder einen Ersatzmann zu stellen – Besserstellung für Reiche.

Unter den Reichen, die es sich hätten leisten können, dem Finanzminister eine gehörige Geldspritze zur Anwerbung von Ersatzleuten zu geben, statt selbst eine Waffe in die Hand zu nehmen, war auch Gary Hart, der Hauptlieferant für Kavalleriepferde. Seit er Robert Bennett Rover verkauft hatte, konnte Hart sich vor Aufträgen aus dem Kriegsministerium nicht mehr retten. Trotz seiner an sich kriegswichtigen Tätigkeit hatte Hart einen Einberufungsbescheid erhalten. Gary Hart gehörte nicht zu den Leuten, die sich sträubten, für ihre Überzeugungen einzustehen. Schon längere Zeit hatte er sich mit dem Gedanken getragen, wie sein Cousin und sein Neffe Soldat der Union zu werden. Seine Pferde hatten ihn davon abgehalten. Nun lag der Bescheid vor ihm, der ihn zu einer Fußartillerieeinheit befahl – als gewöhnlichen Gunner. Die Tatsache, als einfacher Soldat eingezogen zu werden, widerstrebte dem erfolgreichen Geschäftsmann Hart wesentlich mehr als der Umstand, dass man ihn von seinen Pferden wegholen wollte.

Mit der Einberufung in der Hand ging Gary Hart nicht etwa ins nächstliegende Werbebüro, sondern fuhr direkt nach Washington und bat um einen Termin bei Colonel Harris.

„Tag, Mr. Hart. Was kann ich für Sie tun?“, fragte Harris, als Hart in sein Büro kam. Hart setzte sich und legte den Konskriptionsbescheid auf den Tisch.

„Das, Sir, habe ich vor ein paar Tagen bekommen und es hat mir fast die Stiefel ausgezogen. Was soll das?“, fragte Hart. Harris sah schon am Briefkopf, um was für ein Dokument es sich handelte.

„Sie sind einberufen worden, Mr. Hart. Aber bei mir sind Sie an der falschen Adresse. Ich bin nur für die Beschaffung von Pferden verantwortlich, nicht für das Personal“, erwiderte Harris.

„Weiß ich, Colonel. Was mich wundert, ist, dass die Army so versessen darauf ist, mich als militärisch ahnungslosen Menschen ausgerechnet in die Artillerie zu stecken. Ich hab’ ja nichts dagegen, meinem Vaterland zu dienen – in der gegenwärtigen Situation ist das eher eine patriotische Pflicht – aber wenn schon, möchte ich ein eigenes Kavallerieregiment“, entgegnete Hart.

„Mr. Hart, Sie sagten doch gerade, dass Sie ein militärischer Laie sind. Wie kommen Sie dann zu der Erkenntnis, dass Sie fähig wären, ein ganzes

Kavallerieregiment zu führen?“, erkundigte sich Harris und zündete sich eine Zigarre an, bot Hart eine an, der sie auch gern annahm.

„Colonel Harris: Ich bin ein erfolgreicher Geschäftsmann und bin es gewohnt, Anweisungen zu geben, nicht Befehle zu empfangen!“, protestierte Hart.

„Man gewöhnt sich an alles, Mr. Hart. Auch daran, Befehle zu empfangen und auszuführen. Aber davon abgesehen: Auch ein Colonel wie ich ist immer noch ein Befehlsempfänger, nicht der Armeechef persönlich“, gab Harris zu bedenken.

„Colonel, ich wehre mich ja nicht grundsätzlich dagegen, meine Pflicht zu tun. Aber ich lasse mich nicht zum Gunner Nobody degradieren. Machen Sie den Leuten hier im Ministerium klar, dass ich nicht ein namenloser Irgendwer bin, sondern *der* Lieferant für Kavalleriepferde! Wenn die Army mich unbedingt haben will, will ich zur Kavallerie. Und da will ich nicht der letzte Arsch sein, verstanden?“, fauchte Hart. Harris lehnte sich über den Tisch und sah Hart einen Moment durchdringend an.

„Mr. Hart: Nehmen Sie bitte zur Kenntnis, dass Sie wohl mein Geschäftspartner als Pferdehändler sind, aber nicht mein Chef! *Diesen* Ton verbitte ich mir!“, erwiderte Harris scharf.

Hart schwieg erschrocken. Er hatte seinen Geschäftspartner gerade wie den letzten seiner angestellten Zureiter behandelt!

„Nun gut. Ich habe mich im Ton vergriffen. Entschuldigen Sie, Colonel. Es wäre mir lieb, wenn Sie auf die zuständigen Stellen entsprechend einwirken könnten“, zog Hart sich zurück.

„Wie meinen Sie das?“, fragte Harris harmlos nach.

„Nun, dahin, dass ich zur Kavallerie komme und ein Paar Offiziersspangen auf den Schultern habe“, präzisierte Hart.

„Mr. Hart, wir stehen nicht mehr am Anfang des Krieges, als die ganze Armee aus fünfzehntausend Mann bestand, von denen auch noch fast die Hälfte zu den Rebellen überlief und wir eine ganze Armee praktisch aus dem Boden stampfen mussten. Damals, Mr. Hart, war es noch möglich, dass ein militärischer Laie ohne Zicken Offizier werden konnte. Inzwischen sind die Anforderungen höher geworden und man kann sich die Schulterklappen nicht mehr einfach kaufen“, entgegnete Harris kühl.

„Dann muss ich von meinem Recht als Konskribierter Gebrauch machen, einen Ersatzmann zu stellen oder eine entsprechende Summe zu zahlen. Ich habe kein Interesse, mich von irgendwelchen Habenichtsen herumkommandieren zu lassen, nur weil sie ein paar Tage länger dabei sind. Ich

bin es nicht gewohnt Anweisungen zu bekommen, ich *gebe* sie, Colonel“, versetzte Hart.

„Möglich, aber nicht *mir*!“, gab Harris zurück. „Und was Ihre Einberufung anbelangt, sage ich Ihnen noch einmal: Sie sind bei mir an der falschen Adresse. Wenn es um die Modalitäten Ihres Armee-Eintritts geht, wenden Sie sich an die dafür zuständige Personalabteilung“, erwiderte Harris betont distanziert.

Hart stand auf.

„Na gut. Ich hatte gehofft, Sie wären vernünftiger, Colonel Harris. Dann muss die Army sehen, woher sie ihre Pferde bekommt. Unter diesen Umständen sehe ich mich nicht in der Lage, mit der Army noch Geschäfte zu machen“, schnaubte er.

„Mr. Hart, Sie sollten diese Geschäftsbeziehung nicht vorschnell aufgeben, nur weil Sie eine Einberufung zu einem Ihnen nicht genehmen Truppenteil bekommen. Jemand anders könnte Ihren Platz als Hauptlieferant der Army einnehmen“, warnte Harris. „Es gibt noch ein paar andere Pferdezüchter, die unsere Anforderungen erfüllen.“

„Wollen Sie mir drohen?“, fuhr Hart auf.

„Nein, genauso wenig wie Sie mir“, lächelte Harris.

Hart ließ sich ertappt wieder auf den Stuhl fallen.

„Mal unter Geschäftspartnern: Was würden Sie mir raten zu tun?“, fragte Hart ernüchtert. Harris lächelte gewinnend und hintergründig. Er hatte Hart dort, wo er ihn hinhaben wollte.

„Kommt darauf an, was Ihnen die Sache wert ist, Mr. Hart. Ich weiß, Sie lieben Ihre Pferde. Ich könnte es vielleicht arrangieren, dass Sie Ihre Pferde betreuen könnten – als Regimentsstallmeister eines Regiments, das fast ausschließlich Pferde aus Ihrer Zucht reitet. Ungefährlicher Job, praktisch nicht weisungsgebunden, ‘ne Menge Streifen auf dem Ärmel. Auch Sergeant wird man heute nicht mehr aus dem Stand“, lockte Harris.

„Und was wollen Sie dafür, Colonel?“, hakte Hart misstrauisch nach.

„Die Hälfte der Summe, für die Sie sich freikaufen könnten“, gab Harris seinen Preis bekannt.

„Das sind bei meinem Einkommen zwanzigtausend Dollar!“, protestierte Hart. Harris’ Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen.

„Sie zahlen an mich und werden Sergeant oder Sie haben ein paar unerfreuliche Jahre Knast vor sich. Einige Ihrer Pferde erfüllen ganz und gar nicht die zugesicherten Eigenschaften, Mr. Hart. Man könnte das auch Betrug nennen“, zischte Harris. Hart schluckte schwer. Wenn Colonel Harris

eine solche – wenn auch unwahre – Behauptung aufstellte, konnte das für seinen Handel mit der Army fatale Folgen haben. Hart nickte zögernd.

„Und ich erwarte, dass Sie mir zu gegebener Zeit noch einen kleinen Gefallen tun, Mr. Hart. Aber wenn Sie je ein Wort über diese Unterhaltung verlieren sollten, geht es Ihnen schlecht. Das garantiere ich“, setzte Harris noch hinzu. Wieder nickte Gary Hart zögernd. Er bereute es, den Colonel überhaupt angesprochen zu haben. Er hätte sich besser an seinen vorherigen Ansprechpartner gewandt, sagte er sich. Lieutenant Bennett wäre gewiss nicht auf die Idee gekommen, ihn gleich zu erpressen.

Zehn Tage später stieg Sergeant Gary Hart in Tennessee Ridge aus dem Zug. Colonel Harris hatte ihm eingeschärft, sich wie normal zu geben, also den herrischen Geschäftsmann herauszukehren. Hart fuhr den ihn erwartenden Trooper gleich in einer Art an, die jedem Berufssergeant zur Ehre gereicht hätte:

„Trooper! Ihre Haltung ist saumäßig! Ihre Stiefel sind nicht geputzt und Ihre Mütze sitzt schief! Rücken Sie sie sofort gerade, oder ich sorge dafür, dass Sie die nächsten drei Wochen Kartoffeln schälen!“

Trooper O’Hara, neu in der Truppe, salutierte erschrocken, rückte die Mütze gerade und hielt dem neuen Sergeant das Pferd, das der Mann zu O’Haras Erstaunen gut zu kennen schien.

Im Fort nahm Captain Bennett als Adjutant des Colonels den neuen Sergeant in Empfang. Gary Hart war erschrocken und erleichtert zugleich.

„Mr. Hart! Haben Sie beim Pokern verloren oder weshalb hat man Sie eingezogen?“, fragte Bennett freundlich.

„Nein, ich wollte für meine Pferde da sein“, schwindelte Hart. Robert hatte einen ihm unbekannten Unterton in Harts Stimme wahrgenommen, aber er beließ es im Augenblick bei Harts Erklärung. Er war froh, dass Hart die Aufgaben im Stall übernahm, was die Sicherung der Versorgung von fast eintausendfünfhundert Pferden bedeutete, die zu zwei Dritteln aus Harts Zucht stammten. So ging er über den ungewissen Verdacht hinweg, der ihm gekommen war. Außerdem hätte er sich für die Aufgaben, die vom Regimentsstallmeister zu erledigen waren, niemand Besseren vorstellen können, als den Züchter persönlich. Hart atmete auf und überlegte, ob er sich nicht eines Tages dem Captain anvertrauen sollte, bevor Colonel Harris von ihm Dinge verlangte, bei denen sein Gewissen rebellieren musste.

Einige Tage später bat Hart Robert, ihm Rover als Deckhengst zur Verfügung zu stellen. Drei Stuten waren rossig und sollten Fohlen von Rover haben. Robert freute sich für seinen folgsamen Hengst und gönnte ihm das Vergnügen. Bei dem Gespräch mit Hart hatte Robert das Gefühl, dass Hart ihm noch etwas sagen wollte, aber der Sergeant war noch nicht so weit, dass er über Harris' Erpressung sprechen mochte.

Es war Mitte April, als Robert einen lang ersehnten Brief in der Hand hielt. Er hatte seine Heiratsgenehmigung! Er ließ alles stehen und liegen und rannte ins Lazarett.

„Susan!", rief er schon von der Tür. „Susy, wo steckst du?"

Dr. Thomas kam aus dem Ruheraum der Ärzte.

„Captain – das ist ein Lazarett und kein Exerzierplatz!", mahnte er.

„Sorry, Sir. Ich suche Miss Craig", bat Robert um Entschuldigung.

„Warten Sie einen Moment. Ich hole sie."

Dr. Thomas verschwand hinter einem Paravent. Gleich darauf kam Susan aus dem OP.

„Ich hab' die Genehmigung!", sagte Robert, kam ihr entgegen und umarmte sie.

„Ehrlich?", fragte sie ungläubig.

„Ja, mein Schatz. Wenn du Zeit hast, möchte ich jetzt gern das Aufgebot bestellen."

Susan sah Dr. Thomas an, der ihr gefolgt war.

„Sie sind noch nicht weg, Schwester Susan?", schmunzelte der Arzt.

Eilig verließen die jungen Leute das Lazarett und suchten den Feldgeistlichen auf.

„Father Higgins, wir möchten das Aufgebot bestellen."

Higgins sah Robert über den runden Rand seiner Nickelbrille an.

„Ohne Heiratsgenehmigung kein Aufgebot, Captain", erwiderte der Kaplan.

„Wir hatten darüber eingehend gesprochen, Reverend Father. Hier ist sie", grinste Robert und legte Higgins das Dokument vor. Der Geistliche nickte und füllte das notwendige Formular aus.

„Ich gebe es telegrafisch nach Topeka und Dover. Hat einer von Ihnen beiden noch anderswo längere Zeit gewohnt?"

„Ja, ich war fünf Monate in Washington stationiert", erwiderte der Captain.

„Dann werde ich auch ein Exemplar nach Washington telegrafieren. Das Aufgebot muss sechs Wochen aushängen. Haben Sie schon einen Hochzeitstermin geplant?“, erkundige sich der Priester.

„Heute ist der 15. April. Heute in sechs Wochen wäre der 27. Mai. Heute ist Mittwoch. Ich wäre für einen Samstag als Hochzeitstag. Das wäre dann der 30. Mai. Mai ist immer gut zum Heiraten, was meinst du, Susy?“, fragte Robert.

„Ja, sehr gut. Dann haben wir noch genügend Zeit, um Mutter, Onkel Lucas und Onkel Ben einzuladen. Alle anderen sind ohnehin im Fort. Fürs Hochzeitskleid reicht es ebenfalls noch. Einverstanden“, lächelte Susan.

Gleich zu Dienstbeginn des nächsten Tages legte Robert seinem Vater einen Urlaubsantrag mit dem geplanten Hochzeitstag und zwei Wochen Urlaub vor. Der Colonel sah auf das geplante Datum, griff in die Schublade und gab Robert wortlos zwei Schriftstücke. Das eine war eine telegrafische Anforderung der Army of Western Tennessee, zu der das Regiment seit Anfang April gehörte, mit der zwei Bataillone zum 1. Mai angefordert wurden, das andere war die schriftliche Bestätigung, dass das Bataillon A unter Major Craig mit den Schwadronen A, B, C und D und das Bataillon C unter Major Bruce mit den Schwadronen I, J, K und L am 29. April per Bahn nach Memphis/Tennessee geschickt würden. Robert las beide Papiere mit blankem Entsetzen.

„Großer Gott, Pa!“, entfuhr es dem jungen Captain.

„Es war keine Absicht. Hätte ich deinen Urlaubsantrag zwei Tage früher gehabt, hätte ich nach einer anderen Lösung gesucht. Ich weiß, was es dir bedeutet, mein Junge“, sagte Frederick. Es klang beinahe entschuldigend.

Robert war nahe daran, seinen Vater um Entsendung einer anderen Schwadron zu bitten, aber er wusste, dass es dafür zu spät war. Sein Vater hätte den Austausch einer Schwadron jetzt ausführlich begründen müssen. Und die geplante Hochzeit des Schwadronsführers stellte mitten im Krieg keine ausreichende Begründung dar.

„Die beiden Bataillone werden in zwei Wochen in Tennessee Ridge verladen. Ihr fahrt zunächst nach Memphis, euer Ziel wird Vicksburg sein“, hörte er die Stimme seines Vaters wie aus weiter Ferne. Robert nickte geistesabwesend und verließ wie in Trance das Amtszimmer seines Vaters und ging, ohne es bewusst zu wollen, zum Stall hinüber.

Mechanisch striegelte er Rover. Ein Zeitgefühl hatte er an diesem Morgen nicht. Er wusste nicht, wie lange er sich schon mit seinem Pferd beschäftigte, als er Susan am Stalleingang hörte:

„Robert, bist du hier?“, rief sie in den Stall.

„Ja“, rief er zurück, „hier im Stand bei Rover!“

Susan kam zum Stand.

„Wo bleibst du? Wolltest du nicht noch frühstücken, bevor du zur Patrouille reitest?“, fragte sie. Seufzend packte Robert das Putzzeug weg.

„Entschuldige. Ich bin heute Morgen etwas durcheinander“, sagte er. Er wirkte auch sehr zerstreut, fand Susan, als sie bemerkte, dass er den Striegel in Rovers Futterkrippe legte.

„Was hast du?“, fragte die junge Frau besorgt, fischte den Striegel diskret aus der Futterkrippe und steckte ihn in die Putzkiste unter dem Stallbaum. Robert ließ sich auf den Stallbaum, den Balken der Rovers Stand vom Nachbarstand trennte, sinken.

„Susan, ich habe gerade erfahren, dass ich in zwei Wochen nach Memphis muss“, sagte er tonlos, sichtlich geschockt. Susan ließ sich erschrocken ebenfalls auf den Stallbaum fallen.

„Und unsere Hochzeit?“, fragte sie keuchend nach.

„Ich bete, dass ich dann ein paar Tage Luft habe und Urlaub bekomme. Sonst müssen wir sie verschieben, bis ich wieder zurück bin. Obendrein betrifft es nicht mich alleine, sondern auch deine Brüder und deinen Vater“, erwiderte er müde.

„Ob es Zweck hat, bei Father Higgins nachzufragen, ob er uns eher traut?“

„Die Aufgebotszeit ist noch nicht abgelaufen. Ich weiß nicht, ob er das als Notfall betrachtet. Aber wir können ihn fragen“, gab Robert zurück.

„Notfalltrauung?“, keuchte Father Higgins, als sie am späten Nachmittag bei dem Geistlichen vorsprachen. „Captain, eine Notfalltrauung kann ich nur dann vornehmen, wenn bei einem von Ihnen beiden Lebensgefahr bestünde oder eine Schwangerschaft – wie undenkbar! – so weit fortgeschritten wäre, dass bei Beachtung der Aufgebotsfrist eine uneheliche Geburt drohen würde. Da keiner von beiden Umständen vorliegt, kann ich Sie nicht vorzeitig trauen“, gab der Priester zurück.

„Father Higgins, noch mal: Ich bin am geplanten Termin im Einsatz und weiß nicht, wann ich zurück bin. Genau genommen kann ich nicht einmal sagen, *ob* ich überhaupt wiederkomme, weil ich in einen Kampfein-

satz befohlen werde und mir niemand garantieren kann, dass ich ihn überlebe!“, versetzte Robert drastisch.

„Es ist trotzdem kein Notfall“, beharrte Higgins.

„Können Sie sich jetzt einen Reim darauf machen, weshalb ich Sie gebeten habe, das Aufgebot auszuhängen, auch ohne dass die Heiratsgenehmigung vorlag?“, fragte Robert gereizt.

„Das konnte ich nicht, weil ohne die Geneh...“, setzte der Kaplan an, aber Robert hatte ihn bereits grob an der schwarzen Uniformjacke gepackt und schüttelte ihn durch.

„Wenn Sie sich nicht wie ein verdammter Paragrafenhengst benehmen würden, wäre Miss Craig jetzt meine Frau, Sie Schwachkopf!“, fuhr Robert den erschrockenen Priester an. „Nur, weil Sie sich beharrlich gesträubt haben, müssen wir die Hochzeit jetzt auf unbestimmte Zeit verschieben!“

„Aber als Soldat müssen Sie doch jederzeit damit rechnen, in den Einsatz geschickt zu werden“, gab Father Higgins zu bedenken.

„Eben, Higgins!“, donnerte Bennett ihn an. „Genau deshalb habe ich es ja so eilig gehabt! Ich *kann* nicht planen! Ich habe keinen Einfluss darauf, wann ich wieder weggeschickt werde! Geht das in Ihren irischen Dickschädel nicht ‘rein, Mann? Wenn Sie es schon verhindert haben, dass wir das Aufgebot rechtzeitig bestellen konnten, dann verkürzen Sie wenigstens die Aufgebotszeit!“, forderte der junge Mann zornig.

„Das ... das kann ich nicht“, würgte Higgins. Robert war nahe daran, den Mann zu schlagen, aber Susan hinderte ihn sanft.

„Halt, Robert. Tu’ es nicht. Father Higgins kann doch auch nichts dafür“, beschwor sie ihn. Schnaubend stellte Robert den Priester wieder auf die Füße.

„Susan, ich kann nicht garantieren, dass ich Urlaub bekomme, um zu heiraten. Wir müssten die Hochzeit tatsächlich auf unbestimmte Zeit verschieben“, gab Robert zu bedenken.

„Es hat keinen Sinn, dass du dich aufregst. Damit wird die Lage nicht besser. Father Higgins hat seine Vorschriften und kann sich nicht darüber hinwegsetzen“, erwiderte sie. „Lass’ uns mit meinem Vater reden. Er ist dein Bataillonschef. Vielleicht gibt er dir zum Hochzeitstermin ein paar Tage frei“, empfahl sie dann sanft.

Sie verließen die Kapelle und suchten Major Craig auf. Susan erklärte ihm die Sachlage.

„Könntest du Bobby dann wenigstens ein paar Tage freigeben, damit wir heiraten können?“, fragte sie schließlich.

„Heiratsurlaub? Mitten im Feldzug? Kinder, wie stellt ihr euch das vor? Robert ist Schwadronskommandeur! Völlig unmöglich!“, entgegnete Major Craig.

Es war ein trauriger Tag für das junge Paar, das die ersehnte Hochzeit in greifbarer Nähe gehabt hatte. Es half alles nichts: Robert musste nach Vicksburg und die Trauung war in eine ungewisse Ferne gerückt

Kapitel 17

Vicksburg

Der 29. April rückte unaufhaltsam näher. Drei Tage vor der geplanten Abfahrt erhielt Colonel Bennett den endgültigen Einsatzbefehl und rief die Offiziere der angeforderten Einheiten zur Offiziersbesprechung in sein Amtszimmer. Wenig später meldeten sich die Männer zur Stelle.

„Gentlemen“, eröffnete Colonel Bennett, „mir liegt jetzt der genaue Einsatzbefehl für Sie und Ihre Einheiten vor. Sie werden am 29. April von Tennessee Ridge aus mit der Eisenbahn nach Memphis in Tennessee gebracht, wo Sie auf die unter dem Befehl von Major-General Ulysses Simpson Grant stehende Army of Western Tennessee treffen. Unser Regiment ist, wie Sie wissen, dieser Armee zugeteilt worden. Sie werden mit General Grants Armee auf Vicksburg marschieren.“

Der Colonel winkte Sergeant Evans, der eine Landkarte auf dem großen Kartentisch ausbreitete, die den Verlauf des Mississippi und die daran angrenzenden Staaten zeigte. Bennett senior nahm einen Zeigestock und tippte auf einen roten Kreis, der die Stadt Vicksburg im Staat Mississippi markierte.

„Dies, Gentlemen, ist Grants Ziel. Für den Fall, dass es Ihnen nicht bekannt sein sollte: Vicksburg ist die am stärksten befestigte Stadt am Mississippi, eine schier uneinnehmbare Festung, die unseren Schiffen den Weg versperrt. Seit Admiral Farragut letztes Jahr den *Old Man River* hinaufgefahren ist, versucht unsere Navy an Vicksburg vorbeizukommen, bisher erfolglos. Nicht umsonst nennt man Vicksburg auch das Gibraltar des Mississippi. Wer Vicksburg beherrscht, beherrscht den Strom. Der Mississippi ist die Lebensader der Rebellen, weil er die westlich davon gelegenen Teile der Konföderation mit den östlichen verbindet. General Grant hat die Absicht, die Konföderation in zwei Teile zu zersprengen, indem er diese Lebensader unter unsere Kontrolle bringt. Dazu braucht er Vicksburg. Außerdem wäre die Beherrschung des Flusses sehr günstig für unsere Nachschublinien nach New Orleans und Baton Rouge. Der Brückenkopf in Louisiana

könnte entscheidend verstärkt werden. Vicksburgs Eroberung kann kriegsentscheidend sein“, erklärte Frederick Bennett.

„Das heißt, wenn Vicksburg erobert wird ...“, murmelte Major Bruce.

„... ist der Zusammenbruch der Konföderation nur noch eine Frage der Zeit, Major Bruce, genau“, unterbrach Colonel Bennett Barry bestätigend. „Grant ist daran interessiert, Vicksburg noch in diesem Sommer einzunehmen; denn je länger der Krieg dauert, desto größer wird die Gefahr, dass Großbritannien und Frankreich doch noch zugunsten der Konföderation eingreifen. Das, Gentlemen, sind Gegner, denen die *halben* Vereinigten Staaten nicht gewachsen sind.“

„Kurz: Vicksburg muss in die Hand der Union, damit der Krieg unter uns bleibt und möglichst bald beendet ist“, bemerkte Robert. Sein Vater nickte.

„Genau“, bestätigte er.

„Grant wird Vicksburg belagern müssen, weil die Rebs es nicht einfach hergeben werden. Das erledigen Artillerie und Infanterie. Worin wird dann unsere Aufgabe bestehen?“, fragte Thomas Craig.

„General Grant braucht Sie, meine Herren, zur Aufklärung und zur Störung der feindlichen Nachschublinien. Am liebsten hätte er das ganze Regiment gehabt, aber ich habe ihm erklärt, dass ich Fort Donelson und unseren Außenposten Fort Henry nicht ganz entvölkern kann, weil die 71st Ohio als Infanterieeinheit Nord-Tennessee nicht allein kontrollieren kann“, sagte der Colonel. Er legte den Zeigestock weg und bedeutete Evans, die Karte wieder wegzupacken.

„Gentlemen, ich erwarte von Ihnen, dass Sie saubere und gründliche Arbeit machen. Ihre genauen Befehle, wie Einsatz der einzelnen Schwadronen, erhalten Sie in General Grants Hauptquartier in Memphis. Sie rücken am 29. April um fünf Uhr früh hier ab, damit Ihr Zug in Tennessee Ridge mittags um zwölf abfahren kann. Das wäre alles. Sie können gehen.“

Die Offiziere salutierten und verließen das Büro des Colonels.

Die beiden folgenden Tage nutzten die Offiziere, um ihre Männer über das Ziel des Einsatzes zu informieren und zur Zusammenstellung der notwendigen Ausrüstung. Am Nachmittag des 27. April fand Robert zwischendurch Zeit, die Hufeisen seines Pferdes zu kontrollieren. Zwei Eisen waren gebrochen.

„Ich weiß nicht, was du für Hufe hast, Rover“, seufzte er. „Alle vierzehn Tage ein Paar neue Schuhe – und das bei *deiner*

Hufschmiedallergie!“, setzte er hinzu. Wenn Rover einen Menschen überhaupt nicht leiden konnte, dann war es Sergeant Feldman, den Hufschmied. Robert band seinen Hengst los und führte ihn zur Schmiede, wo schon einige seiner Männer ebenfalls mit ihren Reittieren warteten.

Er stand keine fünf Minuten, als Stallmeister Hart kam.

„Gut, dass ich Sie treffe, Sir“, sagte er. „Ich hab’ gehört, Ihr Bataillon geht nach Vicksburg?“, fragte Hart dann. Robert nickte.

„Ja, übermorgen fahren wir“, bestätigte er.

„Wollen Sie Rover mitnehmen?“

„Er ist mein Dienstpferd“, gab Bennett zu bedenken.

„Schon, aber ich hätte guten Ersatz für Sie. Rover ist ein Deckhengst, wie man ihn mit der Laterne suchen muss. Nach allen Anzeichen werden demnächst zwanzig Stuten rossig. Außer Rover sind nur zwei andere Hengste hier, die ich noch aus Wilmington mitgebracht habe. Ich hätte Ihren Hengst gern als Verstärkung. Ich gebe Ihnen dafür Pilatus mit, einen Halbbruder von Rover“, bot Hart an.

„Pilatus wird bevorzugt von Colonel Bennett geritten. Haben Sie mit ihm gesprochen?“, fragte Robert.

„Ja. Er sagte, er wollte dann Rover so lange reiten, bis Sie wieder da sind“, erklärte Gary Hart.

„Na, *das* will ich sehen. Der Bursche lässt doch keinen außer mir auf seinen Rücken!“, warnte Robert besorgt. Wenn sein Vater wieder mal Schwierigkeiten mit dem zerschossenen Bein haben sollte ... Er spann den Gedanken nicht weiter. Rover konnte unausstehlich sein, wenn er seinen Reiter nicht mochte. Er hatte es schon oft überzeugend bewiesen. So schön wie Tom Craig hatte er aber selten jemanden abgesetzt – er war im hohen Bogen in den Misthaufen an den Stallungen im Fort gesegelt. Hart grinste schief.

„Ihr Vater hat es gestern schon probiert, Ihren schwarzen Teufel zu reiten. Rover ist ganz nett mit ihm herumgesprungen, aber er hat sich nicht abwerfen lassen. Ihr Vater ist ein ebenso guter Reiter wie Sie, Captain.“

Robert sah auf die Vorderhufe seines Pferdes.

„Sagen Sie, war mein Vater gestern irgendwo in den Bergen?“

„Ja, an den Klippen des Cumberland. Warum?“

„Das erklärt die gebrochenen Hufeisen. Rover, Rover, gewöhn’ dir das lieber ab, wenn der Colonel dich reitet. Sonst hast du nicht lange was vom Vergnügen mit den Stuten hier“, lachte Robert und kraulte Rover die weiche Nase. Der Hengst schien recht unschuldig dreinzuschauen.

„Gut, Sergeant. Ich lasse ihn hier. Aber dass mir der Bursche nicht zu viel Speck ansetzt.“

„Bestimmt nicht, Sir“, versprach Hart.

„Dann lassen Sie ihn doch gleich beschlagen. Ich seh’ mir mal Pilatus an.“

Hart grinste über das ganze Gesicht, dass der rotblonde Vollbart sich sträubte.

„Ich habe ihn eben gerade kontrolliert, Sir. Alle Hufeisen sind in Ordnung, der Gaul ist kerngesund und wird Sie in den nächsten Monaten bestimmt nicht im Stich lassen“, erwiderte der Pferdezüchter. Robert lachte, klopfte Hart freundlich auf die Schulter und ließ den Sergeant mit Rover stehen. Es war auch so noch genug zu tun, um den Abmarsch von zwei Dritteln des Regimentes zu organisieren.

Roberts Schwadron war am Nachmittag des folgenden Tages reisefertig. Er selbst hatte auch alles Notwendige gepackt und hatte nun genügend Zeit, sich zu verabschieden. Der Captain ging noch einmal sein Gepäck durch. Nein, es fehlte nichts. Er zog die Uhr aus der Tasche. Es war kurz vor fünf. Nach dem Dienstplan hatte Susan um fünf Uhr Schichtwechsel. Langsam ging er zum Lazarett hinüber. Er war gerade vor der Tür, als seine Schwester völlig abgehetzt ankam.

„Bobby, wie spät ist es?“, fragte sie schon von weitem.

„So wie du aussiehst, wahrscheinlich zu spät. Es ist zwei Minuten nach fünf, Schwesterherz“, antwortete Robert lächelnd. „Beginnt dein Dienst um fünf?“

„Ja, ich löse Susan ab“, hechelte Betty.

„Dann sag’ ich dir gleich: ‘Auf Wiedersehen’, Betty. Wir reiten morgen sehr früh weg“, erwiderte Robert und gab Betty einen geschwisterlichen Kuss.

„Ich weiß, ich komme gerade von Tom. Sei vorsichtig, Bobby. Komm nicht so wieder wie das letzte Mal – und pass’ auf meinen Tommy auf“, bat Betty. Robert sah seine Schwester eine Weile an und umarmte sie. Ihre roten Wangen verrieten, dass bei dem Abschied mehr gewesen war, als harmlose Küsse.

„Dein Tommy ist mein bester Freund, Betty. Du weißt, dass ich für Tom fast alles tue – einschließlich Einsatz meines eigenen Lebens“, sagte er sanft. „Ich werde auf ihn aufpassen. Versprochen.“

„Danke, Bobby. Aber – wer passt auf *dich* auf?“

„Tom, wer sonst?“, lachte Robert. „Los, mach’ schon, Susan steht sich ja die Beine in den Bauch!“

Er küsste sie noch einmal und schob sie dann ins Lazarettgebäude.

Wenig später kam Susan heraus. Robert umarmte sie, gab ihr einen leichten Kuss.

„Guten Abend, mein Schatz“, sagte er leise. Susan erwiderte seine Zärtlichkeit, hakte sich bei ihm ein.

„Hallo, Schatz. Danke fürs Abholen“, erwiderte sie. „Reist ihr wirklich schon morgen?“

Robert nickte.

„Ja“, bestätigte er. „Morgen früh geht’s ab nach Vicksburg.“

„Wie lange wirst du weg sein?“

Robert zuckte mit den Schultern.

„Vicksburg ist eine starke Festung. Ich glaube nicht, dass sie uns mit Blumensträußen erwarten werden. Wir sollen die feindlichen Nachschublinien stören. Mein Aufenthalt dort hängt von der Zähigkeit der Rebellen ab – und leider sind sie *sehr* zäh. Ich fürchte, es wird lange dauern; und ich kann dir nicht sagen *wie* lange, so gerne ich das möchte.“

Die jungen Leute schlenderten langsam zum Wohngebäude der hohen Offiziere, wo Susan bei ihrem Vater wohnte.

„Schreib’ mir wenigstens“, bat Susan.

„Natürlich, Susy. Ich werde dir schreiben, so oft ich kann“, versprach der junge Mann. „Hoffentlich gibt dein Vater mir zwischendurch ein paar Tage Urlaub. Ich lasse dich nicht gern wieder allein, glaub’ mir.“

„Bist du eifersüchtig?“, fragte sie belustigt.

„Nein, aber ich möchte dich endlich heiraten“, sagte er.

Er ließ sie die zwei Stufen zur Tür vorgehen, die er ihr dann ritterlich aufhielt.

„Kommst du noch mit ‘rauf?“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, du willst dich sicher noch von deinem Vater und von Tom verabschieden. Ich glaube, ich wäre im Weg.“

„Fällt es dir schwer, mein Schatz?“

„Ja, natürlich. Ich werde wieder Monate weg sein, und du wirst mir sehr fehlen, Liebling. Ich liebe dich“, erwiderte er leise. Susan umarmte ihn heftig, klammerte sich an ihn.

„Robert …“, bat sie, „bitte, gib Acht auf dich. Ich möchte dich nicht wieder auf einer Bahre wieder sehen.“

Robert erwiderte ihre Umarmung sanft und streichelte ihre braunen Locken.

„Ich werde nicht unvorsichtig sein. Dafür hänge ich zu sehr am Leben, das du mir in zäher Kleinarbeit wiedergegeben hast. Hab’ keine Angst“, flüsterte er beruhigend in ihr Haar. Susan spürte Tränen aufsteigen, sie begann zu zittern.

„Bitte, Susy, mach’ dir nie Sorgen um mich“, bat er. „Mein Beruf ist gefährlich, das wissen wir beide – vor allem in diesen Zeiten. Ich lebe gefährlich, aber ich hänge am Leben. Außerdem liebe ich dich und habe schon deshalb ein großes Interesse, hier wieder aufzutauchen. Lebend und gesund, nach Möglichkeit. Ich werde nicht noch einmal auf einer Bahre zu dir zurückkehren.“

Er ließ sie los und hob ihren Kopf an, sah ihr in die verweinten Augen.

„Und noch was: Viele Frauen verlieren die Fassung, wenn ihre Männer vermisst gemeldet werden. Sollte man mich eines Tages auch mal unter die Vermissten rechnen, bitte, dreh’ nicht durch. Ich werde alles – aber auch wirklich alles – tun, um aus einem Gefangenenlager auszubrechen. Außerdem besteht die Chance, dass man mich als Offizier wieder austauscht.“

Robert drückte die Nadel seiner Ehrenmedaille auf, nahm sie ab und legte Susan den Orden in die Hand.

„Behalte sie hier. Sollte mir wirklich etwas zustoßen, behalte den Orden als Erinnerung an mich“, sagte er sanft.

Susan sah eine Weile auf den Orden. In seiner Kompliziertheit war er nur noch mit dem der französischen Ehrenlegion oder dem vom Hause Habsburg verliehenen Orden vom Goldenen Vlies vergleichbar. An einem schildverzierten, verschnörkelten Balken hing in einem schmalen Querschlitz ein Ordensband, das in der oberen Hälfte blau war. Die untere Hälfte bestand aus den dreizehn Streifen der amerikanischen Nationalfahne, die senkrecht angeordnet waren. Unter dem Band saß ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen auf zwei gekreuzten Kanonenrohren, vor denen noch ein gezogener Säbel drapiert war. Unter den Kanonenrohren waren acht Kanonenkugeln angegossen. Adler, Kanonen, Säbel und Kugeln bestanden aus Silber. Unter dieser Figur hing ein fünfzackiger Stern mit der Spitze nach unten, der aus Bronze gefertigt war. Die Enden der Sternspitzen waren als dreiblättrige Kleeblätter ausgeformt, die Flächen der Spitzen waren mit Eichenblättern verziert. Um das Zentrum des Sterns lief ein kreisförmiges

Sternband mit vierunddreißig kleinen, fünfzackigen Sternen. Im Zentrum dieses Sternkreises befand sich eine weibliche Gestalt, die die Union symbolisierte und mit einem Schild in der rechten Hand und einem *Fasces*-Bündel, dem Liktorenbündel der römischen Republik, in der linken Hand eine männliche Figur vertrieb, die den Geist der Sezession und Rebellion symbolisierte und als Attribut für Falschheit züngelnde Schlangen in beiden Händen hielt.

„Auch wenn ich etwas Unmögliches von dir verlange: Sei bitte vorsichtig“, bat Susan eindringlich. „Es wäre schrecklich für mich, wenn ...“

Sie brach ab und begann zu weinen. Robert nickte umarmte sie schweigend. Worte waren jetzt überflüssig. Susan verstand, dass auch ihm ein großer Kloß im Hals saß. Eine ganze Weile standen sie in enger Umarmung da. Schließlich befreite Robert sich vorsichtig aus ihrer Umklammerung.

„Ich werde so vorsichtig sein, wie es geht, ohne mich dem Vorwurf der Feigheit aussetzen zu müssen“, sagte er. „Das verspreche ich dir. Auf Wiedersehen, Susan.“

„Auf Wiedersehen, Robert. Komm bald gesund zurück.“

Er nickte, küsste sie zärtlich und verließ das Haus.

Susan stand noch lange an der Haustür und sah auf den Orden in ihrer Hand. Es war nicht gut, dass er seinen Orden bei ihr zurückließ. Es brachte Unglück, ein persönliches Stück von dieser Bedeutung in den Händen eines geliebten Menschen zu lassen – als vorsorgliches Erinnerungsstück. Susan seufzte. Noch nie hatte sie eine solche nagende Angst gespürt, wenn Robert sich von ihr verabschiedet hatte. Zunächst wollte sie es darauf schieben, dass er letztes Mal schwer verwundet zurückgekehrt war, aber das allein war es nicht. Sie nahm sich vor, auf jede noch so schlechte Nachricht vorbereitet zu sein.

Im Morgengrauen des folgenden Tages rückten die beiden Bataillone in langer Reihe aus dem Fort ab, verabschiedet von den zurückbleibenden Kavalleristen und den Infanteristen des 71st Ohio-Regiment. Captain Bennett drehte sich im Vorbeireiten noch einmal um und winkte zu Susans Fenster hinauf, in der Hoffnung, dass sie dort hinter der Gardine stand. Tatsächlich wurde die Gardine ein Stück beiseitegeschoben und Susan erwiderte sein Winken – völlig verweint. Für einen Moment hatte Robert die Absicht, umzukehren und bei ihr zu bleiben, aber dann siegten sein Ver-

stand und sein Pflichtempfinden. Er trieb Pilatus zu einer schnelleren Gangart an, um seine Schwadron wieder einzuholen.

In der Station Tennessee Ridge standen schon zwei Sonderzüge bereit, die praktisch nur aus Viehwaggons und einem Personenwagen bestanden. Major Bruce und Major Craig fragten den Aufsichtsbeamten, was die Mischung der Züge zu bedeuten habe.

„Die Personenwagen wurde für die Herren Offiziere eingestellt, Sirs“, erwiderte der Bahnbeamte. Bruce und Craig sahen sich verstehend an.

„Nehmen Sie die Personenwagen aus den Zügen heraus“, wies Bruce den Beamten an. „Die Offiziere reisen mit ihren Männern und den Pferden.“

„Aber ...“

„Nichts *aber*!“, versetzte Richard Craig. „In diesem Haufen gibt es keine Privilegien! ‘Raus mit den Wagen!“

„Ja, Sir“, seufzte der Aufsichtsbeamte und gab den Rangierern seine Anweisungen. Die Loks zogen die abgekoppelten ersten Wagen ab, schoben sie nacheinander auf ein Abstellgleis und setzten sich wieder vor ihre Züge, wurden wieder angekoppelt. Währenddessen wurden die Pferde in die Wagen verladen, jeweils zehn pro Wagen. Die dazugehörigen Soldaten nahmen Ihr Sattelgepäck und stiegen zu ihren Pferden in den Waggon. Trotz des Umrangierens startete der erste Zug pünktlich um zwölf Uhr, der zweite fuhr im Blockabstand, also eine Signalstrecke entfernt, hinterher.

Am folgenden Morgen um sechs Uhr erreichten die Züge Memphis in Tennessee. Die Reise war zwar lang, aber ohne Zwischenfälle gewesen. Major Craig suchte den zuständigen Ortskommandanten auf, der ihn informierte, Grants Armee stünde bereits rund dreißig Meilen südlich von Vicksburg. Man habe Nachricht, dass Grant den Mississippi dort überqueren wolle, um Vicksburg zu umgehen und einzuschließen. Richard Craig sah auf die große Wandkarte im Büro.

„Ziemlich großer Umweg. Warum geht Grant nicht von Norden her auf Vicksburg zu?“, fragte er nach einer Weile. Der Kommandant kam zur Karte.

„Sehen Sie, Major: Außer dem Mississippi im Westen ist Vicksburg im Norden – wenn auch einige Meilen entfernt – vom Yazoo-River geschützt. Das Problem besteht darin, dass hier, bei Snyder’s Bluff, siebeneinhalb Meilen östlich der Yazoo-Mündung, starke Artilleriebatterien der

Rebellen eingegraben sind. Grant kann es nicht riskieren, den Yazoo einfach zu überschreiten. Die Rebs würden ihm seinen Nachschub zusammenschießen. Deshalb geht er südlich herum, um seinen Nachschub über den Mississippi zu sichern. Er möchte diese Batterien von Süden her angehen, um sie außer Gefecht zu setzen. General Sherman versucht seit Februar, an diesen Befestigungen vorbeizukommen, aber er schafft es nicht. Admiral Porters Flussbootflottille hängt vor Snyder's Bluff fest. Sie sollen Grants eigenen Truppen zugeordnet werden. Schlagen Sie sich von hier südwärts auf Vicksburg zu durch. Schätze, Sie werden vierzehn Tage dafür brauchen. Bis Grenada beherrschen unsere Truppen das Gebiet. Südlich davon ist Einflussgebiet der Konföderierten. Deshalb werden Sie länger brauchen, als wenn wir das Gebiet bis zum Yazoo unter Kontrolle hätten. Wenn Grants Planung hinkommt, wird er etwa am 14. Mai bei Snyder's Bluff mit Ihnen zusammentreffen. Sollte die Armee noch nicht eingetroffen sein, beschäftigen Sie die Batterien dort, damit sie nicht zu angestrengt nach Osten schauen."

„Kurz gesagt, wir sollen Scheinangriffe auf Snyder's Bluff führen, um vom tatsächlichen Angriff von Osten abzulenken. Korrekt, Sir?", fasste Richard Craig zusammen.

„Sie haben es erfasst, Major", bestätigte der Lieutenant-Colonel.

„Eine Frage Sir: Warum rangieren wir nicht einfach die Züge um und fahren weiter nach Süden?", erkundigte sich Craig.

„Weil die konföderierte Kavallerie unseren Jungs gut auf die Finger geschaut hat. Sie haben die Eisenbahnlinie mehrfach unterbrochen, so dass wir sie bisher nicht reparieren konnten. Zwar kontrollieren wir im Prinzip das Gebiet, aber die partisanenartigen Überfälle auf Bahnanlagen häufen sich. Mit den Zügen kommen Sie nicht mal bis Grenada, Major."

„Meine Männer und ich machen uns sofort auf den Weg, Sir", sagte Major Craig, salutierte und eilte zu den wartenden Bataillonen zurück. Er rief die Offiziere zusammen und erklärte die Sachlage. Wenig später befanden sich die beiden Bataillone auf dem Weg nach Süden.

Entgegen der Warnung des Ortskommandanten von Memphis verlief die Reise ruhig. Kein konföderierter Angriff versuchte die Bataillone der 7th US-Cavalry auf ihrem Weg nach Vicksburg zu behindern. Dennoch hatten sie länger als vierzehn Tage gebraucht, um das Nordufer des Yazoo gegenüber von Cardiff zu erreichen. Am 18. Mai lag der Yazoo-River langsam und trübe fließend vor den Soldaten der 7th US-Cavalry. Am gegenüberlie-

genden Ufer war die Stadt Cardiff erkennbar. Dahinter lag der Höhenzug, genannt Snyder's Bluff, auf dem die den Fluss beherrschenden Batterien lagen. Von Grants Armee war allerdings weit und breit nichts zu sehen. Major Craig nahm sein Fernglas aus der Satteltasche und sah auf die südliche Flussseite. Grants Armee konnte er nicht entdecken, dafür die Geschützbatterien, die oberhalb von Cardiff in den Hügeln verborgen waren.

„Ja, da sind sie. Acht oder neun Batterien. Wenn wir einfach angreifen, blasen sie uns in die ewigen Jagdgründe, bevor wir auch nur gehustet haben. Wie locken wir sie aus der Reserve, ohne allzu große Verluste zu haben?"

Barry Bruce ritt an Craigs Seite.

„Wenn wir wieder so schöne Schanzen bauen wie am Antietam, hätten wir Deckung. Wenn kleine Gruppen von uns sie zum Feuern provozieren, könnte was draus werden", sagte er. Craig sah ihn verblüfft an.

„Was haben Sie vor, Bruce?"

„Die Geschütze da oben knacken wir nicht mit Sturmangriffen. Das kostet mir zu viele Leute. Wir bringen Scharfschützen auf die andere Seite – am besten nach Einbruch der Dunkelheit. Die Scharfschützen postieren sich in Schussweite der Batterien. Sobald die Batterien in Aktion treten, nehmen sich unsere Scharfschützen die Artilleristen vor", schlug er vor. Craig sah wieder hinüber.

„Haben Sie mal gesehen, wie die Geschütze gesichert sind? Rundherum Sandsäcke. Da nützen Scharfschützen nicht allzu viel", gab er zu bedenken.

„Darf ich mich einmischen?", fragte Robert, der ebenfalls nach vorn geritten war. Bruce und Craig nickten.

„Sicher können wir die Artilleristen nicht einfach abschießen. Aber es gibt noch eine andere Methode", sagte der Captain.

„Und welche, Captain Bennett?", fragte Richard Craig ungewöhnlich distanziert.

„Kanonen mögen keinen Sand in der Mündung. Wir werden also nicht auf die Kanoniere schießen, sondern auf die Sandsäcke – und zwar in dem Moment, in dem die Kanone vorgerollt wird und an den Sandsäcken vorbeikommt. Es dauert zwar einige Zeit, aber ich garantiere, dass die Geschütze nach dem zehnten Schuss einen Rohrkrepierer haben", erläuterte Robert seinen Plan.

„Ich gehe recht in der Annahme, dass du das mit deinen Scharfschützen erledigen willst?", fragte sein künftiger Schwiegervater.

„Sicher. Ich schlage keine Verrücktheiten vor, die ich nicht selber machen würde“, bekräftigte der junge Mann. Richard Craig sah Robert einen Moment an.

„Such’ dir die besten Schützen, die du finden kannst, nehmt euch genügend Munition mit und tu’, was du nicht lassen kannst“, gab Richard die Erlaubnis. „Soll ich schon den Kondolenzbrief an Susan fertig machen?“, setzte er dann bissig hinzu.

„Wenn ihr mich da drüben als Leiche findet, von mir aus. Aber bring’ es ihr schonend bei. Sie hat furchtbar geweint, als wir abgerückt sind“, entgegnete Robert ruhig.

„Und trotzdem meldest du dich freiwillig? Hast du wieder Selbstmordabsichten?“, hakte Bruce nach.

„Keineswegs. Sagt mir einen anderen Weg, wie wir die Batterien da oben ohne eigene Artillerie wegputzen und ich bin dabei“, erwiderte Bennett mit freundlichem Lächeln. Bruce und Craig senior mussten zugeben, dass sie auch keine bessere Lösung wussten. Robert salutierte und machte sich auf die Suche nach seinen bewährten Scharfschützen. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit hatte er seine Truppe versammelt. Major Bruce sah die Männer zweifelnd an.

„Robert, das sind sämtliche Unteroffiziere, die wir haben! Konntest du dir wirklich nichts anderes aussuchen?“, fragte Bruce.

„Barry, du gehörst nicht zu der Sorte Offizier, der einen Sergeant braucht, um seine Befehle ankommen zu lassen. Die Jungs sind nun mal mein alter Zug – oder was davon übrig ist. Es gibt keine besseren Schützen als sie“, erklärte Robert.

„Mattson lässt du mir hier, den braucht der Colonel vielleicht noch. Los, haut ab!“, sagte Bruce und klopfte Robert auf die Schulter.

Die Scharfschützen stiegen auf die Flöße, die die Pioniere im Laufe des Tages zusammengezimmert hatten und setzten auf die südliche Flussseite über. Im Schutz der Dunkelheit bauten die Pioniere die Unterstände, die die Truppen am folgenden Tag vor dem Artilleriefeuer bewahren sollten. Die Scharfschützen gingen knapp eine Meile am anderen Ufer landeinwärts, bis die Geschützrohre in Reichweite ihrer Karabiner waren. Dort legten sie sich auf die Lauer und erwarteten in abwechselnden Wachen den neuen Tag.

Als die Sonne am 19. Mai aufging, rieben sich die Artilleristen auf den Höhen des Snyder's Bluff verwundert die Augen, als sie die Uferbefestigungen bemerkten, die am Nordufer über Nacht entstanden waren.

„Was halten Sie davon, Sir?", fragte ein verwirrter Artilleriecaptain seinen Bataillonschef. Gemeinsam sahen die beiden konföderierten Offiziere hinüber.

„Hinter den Befestigungen sind 'ne Menge blaue Mützen zu sehen. Diese Wahnsinnigen! Befinden sich direkt in unserem Schussfeld. Lassen Sie Sprenggranaten laden, Captain. Wir schießen sie in Stücke!", befahl der Major. Nur Minuten später donnerten die Geschütze oberhalb von Cardiff, verwandelten die Luft des sonnigen Maitages in ein Gewitter aus Tod und Verderben.

Kaum hatten die Kanonen ihr tödliches Werk begonnen, nahmen die unter den Stellungen in Deckung liegenden Scharfschützen die Sandsäcke um die Geschütze ins Visier. Jedes Mal, wenn ein Geschütz nach dem Laden vorgerollt wurde, trafen Schüsse die Sandsäcke, warfen kleine Mengen Sand in die Geschützrohre. Es dauerte keine zehn Minuten, bis das erste Geschütz mit Rohrkrepierer in die Luft flog. Als ein zweites Geschütz ebenfalls einen Rohrkrepierer hatte, wurde der Captain der Batterie aufmerksam.

„Feuer einstellen!", befahl er. „Hier stimmt etwas nicht!"

Er ließ die vor ihm stehende Kanone zurückziehen und untersuchte das Rohr.

„Verdammt! Wie kommt Sand in das Rohr?", fluchte er. Doch als er aus dem Sandsackschutz heraus sah, um den Grund für den Flugsand zu finden, trafen ihn kurz nacheinander drei Kugeln in den Brustbereich. Tödlich getroffen sackte der Artilleriecaptain zusammen. Die Geschützmannschaften griffen zu ihren Musketen und versuchten, die in Deckung liegenden Yankees abzuschießen. Die Männer waren auf beiden Seiten gut gedeckt. Weder bei den Konföderierten noch bei den Unionisten gab es durch die Schießerei mit Handfeuerwaffen Verluste. Die Kanonen waren an der gesamten Batteriefront verstummt. Auf dem anderen Ufer kamen die dort verbliebenen Kavalleristen aus ihrer Deckung. Die Uferbefestigungen waren völlig zerstört – aber dahinter waren nur aufgesteckte Mützen gewesen, kein einziger Soldat! Unter Major Craigs Befehl saßen die Männer auf und preschten in breiter Formation durch den seichten Fluss. Als sie das Südufer erreicht hatten, bemerkte Tom Craig, dass aus Richtung Osten eine große, bewegte, blaue Masse auf Snyder's Bluff zu rückte.

Die Kavallerieattacke und der jetzt erfolgende Angriff der Vorhuttruppen der Army of Western Tennessee unter General Shermans Kommando bewirkten, dass die Artilleristen wieder ihre Kanonen luden, doch durch die heftige Schießerei mit Handfeuerwaffen war noch mehr Sand in die Mündungen ihrer Geschütze gekommen. Zehn oder elf Geschütze flogen beim ersten Schuss in die Luft, töteten jeweils die gesamte Geschützbedienung. Die Scharfschützen verließen ihre Deckungen und stürmten die Batteriestellung, kamen fast gleichzeitig mit den Infanteristen des XV. Korps der Union an. Oben war kaum noch Leben. Die wenigen Überlebenden ergaben sich ohne weiteren Kampf. Von Roberts Scharfschützen war niemand verletzt oder gar getötet worden. Admiral Porters flache Flussboote konnten Snyder's Bluff passieren und den Nachschub der Unionstruppen sichern. Der Weg zum kaum vierzehn Meilen entfernten Vicksburg war praktisch frei.

Noch am selben Tag wurde Vicksburg von allen Seiten eingeschlossen und war abgeschnitten. Der Belagerungsring schloss sich in einer Entfernung von nicht einmal zwölf Meilen vom Stadtzentrum Vicksburgs. Major-General Grant hatte nicht die Absicht, noch lange zu warten, bis die in Panik in den Ring geflüchteten Verteidiger der Außenstellungen sich wieder gesammelt und reorganisiert hatten. Er ließ gleich einen Angriff auf das im Nordosten des Befestigungsrings von Vicksburg gelegene Fort Hill vortragen, der jedoch von der am bisherigen Kampf nicht beteiligten Besatzung blutig abgewiesen wurde. Auch ein zweiter Sturmangriff am 21. Mai scheiterte kläglich. Grant musste einsehen, dass die Verteidiger von Vicksburg nicht einfach aufgaben. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als eine lange Belagerung in Kauf zu nehmen.

Seit dem Dezember des Vorjahres versuchte General Grant, Vicksburg einzunehmen. Das Louisiana-Ufer des Mississippi war seit Januar in Unionshand. Im Februar war ein spektakulärer Versuch gescheitert, den Mississippi umzuleiten, und Vicksburg damit zu einer Binnenstadt zu machen. Vicksburg lag an der Außenseite einer engen Flussschlinge. Die zu Louisiana gehörende Halbinsel in der Schlinge wurde von Unionstruppen besetzt. Pioniere begannen, einen Kanal durch die Halbinsel zu graben, was einige Wochen in Anspruch nahm.

Aber der Zugang zum Kanal war so *geschickt* gewählt, dass er in einem Nebenfahrwasser des Mississippi lag und die Strömung nicht ausreichte, um den Fluss wie beabsichtigt umzuleiten. Als dann noch Hochwasser

dazukam, mussten die Soldaten der Union auf der nun zur Insel gewordenen ehemaligen Landzunge um ihr Leben laufen und retteten es nicht selten auf einen Baum. Diese Aktion hatte die Einwohner und die Verteidiger Vicksburgs noch über die Yankees lachen lassen – aber jetzt verging ihnen das Lachen. Nachdem Vicksburg abgeschnitten und eingekesselt war, wurden die Nahrungsmittel in der Stadt bald knapp. Durch den dichten Belagerungsring kam kein Schuss Munition, kein Krümel Essbares mehr in die Stadt am Mississippi. Einzelne Blockadebrecher, die versuchten, über den Fluss noch etwas in die Stadt zu bringen, wurden von den ständig patrouillierenden Kavalleristen der 7th US-Cavalry abgefangen. Die Nachschubwege waren äußerst wirksam gestört.

Es war der 3. Juli 1863, morgens um 10.00 Uhr, als an allen Linien um Vicksburg von den Konföderierten die weiße Flagge zum Zeichen der Kapitulation gesetzt wurde. Eine Abordnung der Verteidiger kam – ebenfalls mit einer weißen Fahne – zur Waffenstillstandsverhandlung. Ab dem Nachmittag schwiegen an der gesamten Front die Waffen.

Thomas Craig ritt mit wenigen Leuten an der Flussseite eine Patrouille, als ihm unter den niedergeschlagen dasitzenden Konföderierten ein bekanntes Gesicht auffiel. Er sah sich vorsichtig um. Seine Männer wussten nicht um die Freundschaft, die ihn mit Martin Moore verband – und Moores Leute sicherlich ebenfalls nicht.

‚Zum Teufel mit erstaunten Gesichtern!', durchzuckte es Tom.

„Captain – zu welcher Einheit gehören Sie?", fragte er den teilnahmslos wirkenden Martin Moore. Langsam hob Martin den Kopf. Er wirkte müde, hungrig und deprimiert. Es dauerte einen Moment, bis er Tom erkannte, aber er mochte nicht glauben, was er sah.

„Theoretisch zur 9th Virginia-Cavalry, Schwadron B – bis mir mein Gaul an Dampf eingegangen ist. Jetzt darf ich zu Fuß gehen, Yankee. Und Sie?"

„Captain Thomas Craig, 7th US-Cavalry, Schwadron D", stellte Tom sich vor. Martin stand auf und trat an Toms Pferd. Dessen Männer zogen vorsichtshalber die Revolver. Tom winkte ab und stieg vom Pferd.

„Tom? Bist du es wirklich?", fragte Martin verblüfft nach, aber Tom hatte ihn schon umarmt.

„Bei Gott, Martin, wir hatten geglaubt, du steckst irgendwo in Virginia! Was, zum Teufel, machst du ausgerechnet in Vicksburg?", fragte Tom.

Martin sah sich um, sah die verwirrten Gesichter seiner eigenen Männer und der Leute seines Freundes.

„Ich hoffe, ich kann es dir erzählen, wenn mich nicht tausend verdatterte Männer anstieren. Ist Robert auch hier?“, erkundigte sich Martin Er sah einen schwachen Hoffnungsschimmer, so wie Tom ihn begrüßt hatte.

„Ja, er ist gerade auf der anderen Seite unterwegs.“

„Grüß’ ihn von mir. Ich hoffe, ich habe ihn nicht zu wütend gemacht, als wir uns letztes Jahr bei Sharpsburg getroffen haben“, sagte Moore.

„Wenn das der Fall wäre, lieber Martin, hätte Bobby dich kaltgemacht, statt dich nur anzubohren“, erwiderte Tom. „Ich richte ihm deine Grüße aus.“

Tom stieg wieder auf sein Pferd und ritt seinen Weg weiter ab. Martin sah ihm hinterher und atmete hörbar auf. Wenn Tom und Robert sich weiterhin zu seinen Freunden rechneten, konnte das in der gegenwärtigen Situation einen gewissen Vorteil haben.

Am Tag darauf, am 4. Juli, marschierte die Besatzung von Vicksburg aus und übergab die Stadt. Welche Konsequenzen der Fall der Stadt haben sollte, war in diesem Moment noch nicht voll abzusehen. Bis zur Schlacht am Antietam war es nur um die Einheit des Landes gegangen – eine fragwürdige Position in dieser Sache bezogen beide Teile der amerikanischen Staaten. Sowohl die zwangsweise Erhaltung der Einheit als auch das Ausscheiden aus dem Staatenverband ohne eine eindeutige Regelung in der Verfassung fand in der Weltöffentlichkeit ein geteiltes Echo. Doch fünf Tage nach der wenigstens strategisch gewonnenen Schlacht bei Sharpsburg hatte Lincoln eine Emanzipationserklärung unterzeichnet, die alle schwarzen Bewohner der immer noch abtrünnigen Staaten für frei erklärte. Seit dem 1. Januar 1863 war diese Bestimmung in Kraft – wenn sie auch noch nicht überall durchsetzbar war. Nur dort, wo die Union bereits Gebiete der Konföderation dauerhaft erobert hatte, konnte sie überhaupt angewandt werden. Insofern war Lincolns Erklärung zum Zeitpunkt ihrer Unterzeichnung kaum das Papier wert, auf dem sie stand. Aber diese Erklärung hatte ein deutliches Abrücken der europäischen Staaten bewirkt, die die Südstaaten mehr oder weniger heimlich unterstützt hatten. Zu einer formellen Anerkennung der Konföderierten Staaten von Amerika hatte sich bisher auch nur die polnische Exilregierung durchringen können. Und dass Großbritannien und Frankreich sich noch zu einer solchen Anerkennung entschließen konnten, wurde immer unwahrscheinlicher. Der Fall Vicksburgs würde

einen starken Prestigeverlust der Südstaaten gegenüber den potenziellen Unterstützerstaaten in Europa bedeuten.

Die angetretenen Unionssoldaten empfanden Mitleid mit den tapferen Verteidigern, die in den langen Kämpfen gut dreißigtausend Mann Verluste gehabt hatten. Kein Hohnruf wurde hörbar, als General Pemberton, der Kommandeur der konföderierten Truppen, sich offiziell ergab. Der Tag war heiß, und es war für die erschöpften Soldaten Vicksburgs nicht angenehm, in den dicken Uniformjacken antreten zu müssen.

Als Martin in sein halbzerstörtes Heim in Vicksburg zurückkehrte, hatte er starke Kopfschmerzen. Moore litt nicht nur unter der starken Hitze, er hatte auch große Angst um seine kleine Tochter Addie. Addie war zehn Monate alt und hatte unter dem Hunger der Belagerung sehr gelitten, auch wenn ihre Eltern eher auf Nahrung verzichtet hatten, um es der Kleinen zu geben. Sie war schwer krank. Zur Überraschung seiner Frau Cindy hatte Martin seinen Säbel immer noch, als er heimkam. Er hatte am Morgen noch Befürchtungen gehabt, seinen kostbaren Säbel irgendeinem Hinterwäldler von Yankee aushändigen zu müssen. Nicht nur, dass es für Martin als Südstaatler ehrenrührig gewesen wäre, sich von dieser Soldatenehre symbolisierenden Waffe trennen zu müssen, nein, ihn plagte die Vorstellung, jemand könnte den Degen auch noch als Feuerhaken benutzen. Schweigend betrat er das Haus und ließ sich schwer in einen vom Deckenkalk beschmutzten Sessel fallen.

„Oh, mein Gott, hab’ ich Kopfschmerzen!“, klagte er. Cindy holte ein Glas Wasser.

„Hier“, sagte sie, „trink. Und dann zieh’ die dicke Uniform aus. Kein Wunder, dass du Kopfschmerzen bekommst, wenn du in deiner Winteruniform bei fast fünfundneunzig Grad in der Sonne stehst.“

Moore trank das Glas in einem Zug aus und knöpfte den Uniformrock auf.

„Die Yanks haben sich sehr gut benommen. Kein Hohn, kein Spott – wirklich, sie haben sich ganz ausgezeichnet benommen“, sagte er dann anerkennend. Dann nahm er seine Frau bei der Hand.

„Wie geht’s der Kleinen, Cindy?“, fragte Martin besorgt.

„Um nichts besser“, seufzte Cindy bedrückt. „Sie ist völlig apathisch und ihr Atem geht so seltsam flach. Ich hab’ solche Angst, Martin!“

„Ich werde mir Zivil anziehen und sehen, ob ich nicht noch etwas zu essen auftreibe. Vielleicht kann ich als Zivilist eher etwas von den Yanks

abstauben, als wenn ich in Uniform komme“, sagte Martin und stand auf. Noch immer schmerzte sein Kopf heftig, aber Addie hatte Vorrang.

„Bitte, sei vorsichtig!“, warnte Cindy. „Du weißt, dass die Yankees jeden hängen, den sie als Soldaten in Zivil erwischen!“

„Abwarten!“, knurrte Martin, stieg die bedrohlich wackelige Stiege in das zerschossene obere Stockwerk, zog sich rasch um und verließ sein Haus.

Nachdem Moore schon mehr als vier Stunden fort war und die Dunkelheit bereits eingesetzt hatte, packte seine Frau die nackte Angst. Sie musste damit rechnen, dass die Yankees Martin entdeckt hatten – und dass sie vielleicht nicht zimperlich sein würden, wenn sie erst merkten, dass er Ex-Verteidiger der Stadt war. Aber Addie brauchte jetzt wirklich etwas zu essen, und es war nichts mehr im Hause. Cindy rief George, ihren einzigen schwarzen Hausdiener, der nicht fortgelaufen war, um sich den Yankees anzuschließen. Cindy beauftragte ihn, gut auf die kleine Miss Addie und das Haus aufzupassen, während sie unterwegs war.

„Missus, wollen Sie nicht lieber mich gehen lassen?“, fragte George. „Dem alten George werden die Yankees nichts tun. Aber ich habe Angst um Sie, Missus, wenn Sie jetzt allein gehen. Die Yankees sind böse, Missus!“, warnte George.

„Nein, George, das glaube ich nicht“, erwiderte Cindy beruhigend. „Einer Frau wird nicht einmal ein Yankee etwas antun. Pass gut auf Miss Addie auf.“

„Ja, Missus. Ich werde meine kleine Missie hüten wie meinen Augapfel“, versprach George. Cindy nahm sich ein großes Tuch, hängte es sich um die Schultern und verschwand in der undurchdringlichen Dunkelheit der schlecht beleuchteten Straße. George sah seiner Herrin sorgenvoll nach.

Martin Moore war auf der Suche nach etwas Essbarem bis ans andere Ende von Vicksburg und zurück gelaufen, aber gefunden hatte er nichts. Als er einer Nordstaatenpatrouille begegnete, wollte er sich zunächst verstecken, doch erinnerte er sich dann seiner Zivilkleidung und ging frech auf der Straße weiter.

„Halt!“, kommandierte eine herrische Stimme. „He, Sie da, im dunklen Anzug! Laufen Sie auf den Ohren? Stehen bleiben oder wir schießen!“

Martin blieb stehen und drehte sich um.

„Meinen Sie mich?“, fragte er sanft.

„Ja, genau Sie! Papiere!“, knurrte der führende Sergeant. Moore zuckte mit den Schultern.

„Sorry, wenn Ihre Artillerie mir nicht mitten in den Schlafzimmerschrank geschossen hätte, könnte ich Ihnen noch Papiere zeigen“, erwiderte er.

„Mitkommen!“, grunzte der Patrouillenführer. Zwei bullige Privates packten Martin.

„He, Moment mal! Ich bin ...“

„Ein Rebell, sicher!“, schnauzte der Sergeant. „Los, mitkommen!“

„He, hören Sie, das ist ein Missverständnis! Ich ...“, protestierte Martin erfolglos.

„Das wird sich dann sicher aufklären, Mister!“, versetzte einer der Privates. Zu zweit schleppten sie Martin zur Kommandantur ab.

Kapitel 18

Der Preis der Hilfe

Die Nacht war nach kurzer Dämmerung hereingebrochen. Die Soldaten der Unionsarmee bekamen frei, soweit sie nicht zum Wachdienst eingeteilt waren. Im ungewissen Licht der wenigen noch intakten Lampen spazierten Robert Bennett und Thomas Craig durch die Straßen der eroberten Stadt.

„Eine schöne Stadt muss Vicksburg einmal gewesen sein“, bedauerte Tom, als er die Skelette der vielfach zerstörten Häuser bemerkte. In dem gespenstischen Licht der Öllaternen wirkten sie noch unheimlicher als bei Tageslicht. Die wenigen Einwohner, die es riskierten, in der Dunkelheit auf die Straße zu gehen, und den beiden Unionsoffizieren begegneten, sahen sie misstrauisch, ja voller Hass an.

„Wenn Blicke töten könnten, lägen wir längst mausetot auf der Straße“, raunte Robert mit einem unbehaglichen Gefühl. Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen, stieß Tom an.

„He, wart’ mal; hast du das auch gehört?“, fragte er. Tom blieb gleichfalls stehen.

„Was?“, fragte er.

„Da hat jemand um Hilfe gerufen“, erwiderte Robert und sah sich suchend um. Da war es wieder:

„Hilfe! Zu Hiilfee!“

Es war eindeutig eine weibliche Stimme, die nach Hilfe verlangte. Robert orientierte sich.

„Es kommt von dort drüben, Tom!“, rief er und lief dann in die Richtung, aus der die Rufe kamen. Tom folgte ihm eilig.

In einer Seitenstraße, die noch schlechter als die Hauptstraße beleuchtet war, drang ein offensichtlich betrunkener Corporal der US Cavalry auf eine völlig verängstigte junge Frau ein. Er fuchtelte wild mit dem Revolver herum und machte Anstalten, sie zu küssen, obwohl die Frau das sichtlich nicht wollte.

„Ssssei dddochh nnnich ssso wiwiwwiderspens... spenstig, Kleine. Der gggu... gute Sssam ttut d... ddir ddoch gar nnischt. Nur’ n klit... klitzeklei-

nes Küss... Küsschen!“, stotterte der Betrunkene. Er hatte die Frau fast an eine Hauswand gedrückt, als ihn eine harte Hand an der Schulter packte und unsanft herumriss.

„Lass’ deine Wurstfinger von der Lady!“, grollte Robert, holte aus und versetzte dem verblüfften Säufer einen sauberen Kinnhaken. Der Corporal wurde auf die Straße geschleudert und blieb benommen liegen.

„Tut mir Leid, Ma’am“, sagte er dann und wandte sich an die verängstigte Frau. „Ich schlage mich sonst nicht in Gegenwart einer Frau, aber es ging leider nicht anders. Hat der Mann Ihnen etwas getan?“

Die junge Frau schwieg erschrocken, als sie die beiden Männer als Yankees erkannte. Sie drückte sich noch dichter an die Hauswand.

„Sie brauchen keine Angst zu haben. Wir werden Ihnen nichts tun“, versuchte Tom, sie zu beruhigen. „Können wir Ihnen irgendwie behilflich sein?“, bot er dann an. Unschlüssig sah die junge Frau sie an, hatte Befürchtungen, das furchtbare Spiel begänne wieder von vorn. Die jungen Offiziere waren ratlos. Wie sollten sie der Frau helfen, wenn sie keine Antwort gab? Robert sah sich auf der Straße um, ob nicht irgendwo ein Zivilist zu sehen war, der die Frau begleiten konnte. Aber es blieb alles dunkel und still.

„Hören Sie Ma’am, es ist leider niemand in Sicht, der Sie nach Hause begleiten könnte. Es tut uns Leid, dass dieser Lump Sie belästigt hat. Aber der kriegt sein Fett, mein Ehrenwort“, versprach Tom. Die junge Frau gewann ihre Selbstbeherrschung langsam wieder, als sie merkte, dass die beiden Offiziere nichts von ihr wollten.

„Das Ehrenwort eines Yankees!“, zischte sie geringschätzig.

„Sehen Sie es, wie Sie wollen, Ma’am“, erwiderte Robert kühl. „Er wird seine Strafe bekommen. Können wir Ihnen irgendwie helfen?“

„Ja, Sie können mich gehen lassen!“, erwiderte sie stolz. Tom machte ihr den Weg frei und ließ sie passieren.

Während die Frau mit schnellen Schritten die Straße entlangging, kümmerten Robert und Tom sich um den Betrunkenen.

„So ein Lump! Sich an einer Frau vergreifen zu wollen!“, fluchte Robert laut. „Am liebsten würde ich ihn verrollen, bis er seine Knochen nummerieren kann!“

Tom packte den Corporal an den Beinen, Robert nahm ihn unter den Armen.

„Teufel, ist der Kerl schwer!“, ächzte Tom.

„Bei dem, was der gesoffen hat!“, stieß Bennett wütend hervor.

„So wütend habe ich dich nicht mehr erlebt, seit du Ronald zusammengeschlagen hast“, bemerkte Tom grinsend.

„Ich hab’ daran gedacht, was ich mit jemandem machen würde, der sich an Susan vergreifen würde.“

„*Würde*?“, lachte Tom. „Ich seh’ noch Ronalds polierte Nase vor mir, nachdem er mit dir über das Verhältnis zu Susan diskutieren wollte.“

Robert sah die Straße entlang und bemerkte die Frau, die an der Straßenecke stehen geblieben war.

„Sieht aus, als wäre sie bestellt und nicht abgeholt. Sieh mal, die ist immer noch da“, sagte er.

„Lass’ den Lumpen liegen, Tom. Der schläft erst mal seinen Rausch aus“, setzte er dann hinzu. Tom ließ die Beine wieder fallen, Robert ließ gleichfalls los. Fast im selben Moment bog eine Patrouille um die Ecke. Tom winkte sie herbei.

„Sergeant, nehmen Sie den Saufbold mit und sperren Sie ihn ein. Mit dem befassen wir uns später“, sagte er.

„Ja, Sir“, bestätigte der Infanteriesergeant.

Von der Hauptstraße aus beobachtete die junge Frau das Geschehen in der dunklen Seitenstraße, sah, dass der Betrunkene von der Patrouille mitgenommen wurde, und dass die beiden Offiziere, die ihr so ritterlich geholfen hatten, in ihre Richtung kamen. Sie sprang schnell in einen Hauseingang, dann jedoch, als sie an ihr vorbeigingen, fasste sie den Entschluss, die angebotene Hilfe anzunehmen.

„Warten Sie bitte einen Moment“, sagte sie. Bennett und Craig blieben stehen.

„Da kenn’ sich einer aus!“, murmelte Tom und verdrehte die Augen gen Himmel.

„Ma’am?“, fragte Robert und tippte an den Hut.

„Ich war eben schrecklich durcheinander. Es tut mir Leid, dass ich so unhöflich war. Vielen Dank, dass Sie eingegriffen haben“, bedankte sie sich. „Sie hatten mir eben Hilfe angeboten. Gilt das noch?“, fragte sie dann. Robert nickte.

„Keine Ursache, Ma’am. Was können wir für Sie tun?“

„Ich habe eine kleine Tochter, die durch die Entbehrungen der Belagerung schwer erkrankt ist. Wir haben hier nichts mehr zu essen. Die Kleine ist mein Ein und Alles. Können Sie mir helfen?“

„Gewiss, wenn Sie uns sagen, was Sie benötigen und wohin wir etwas bringen sollen“, erwiderte Tom.

„Nun, etwas Milch und Haferflocken. Wenn Sie mir damit aushelfen könnten?“, bat sie und nannte ihre Adresse. Robert nickte.

„Lässt sich organisieren. Aber zuerst bringen wir Sie nach Hause“, sagte er lächelnd.

Die Frau hatte jetzt auch nichts mehr gegen Begleitung durch Yankees und ließ sich von den beiden Unionscaptains heimbringen. Ein hochgewachsener, schon grauhaariger Schwarzer öffnete die Haustür.

„Gott sei Dank, Missus Cindy, wenigstens *Sie* sind wieder da. Master Martin ist immer noch nicht gekommen“, begrüßte der Schwarze die Frau.

„Danke, George. Wie geht es Miss Addie?“

„Miss Addie schläft, aber sie war an nichts interessiert.“

Toms Blick fiel auf das Namensschild an der Tür. *Martin Moore* stand auf dem Schild.

„Mrs. Moore, ich sehe, Ihr Mann heißt Martin mit Vornamen. Ist das Martin Moore aus Virginia?“

Cindy Moore sah den Yankee staunend an.

„Sie kennen ihn, Captain?“, fragte sie verwundert.

„Wenn es der ist, den ich meine, schon. Wir drei waren zusammen auf West Point, sind Freunde geworden. Leider hat uns die Tatsache, dass Martin sich nicht gegen die Ansichten seines Heimatstaates entscheiden mochte, politisch zu Feinden gemacht“, erklärte Tom.

„Ja, das ist mein Mann“, bestätigte Cindy. Robert und Tom sahen sich verstehend an.

„Wir sind gleich wieder da“, versprach Robert. Cindy Moore schloss hinter ihnen die Tür, war sich aber nicht ganz sicher, ob die Männer wiederkommen würden.

Sie eilten zur Kommandantur im Rathaus. Hinter einer Tür hörte Robert eine Stimme, die unverkennbar Martin Moore zu Eigen war.

„Halt, wart’ mal“, sagte er. „Das ist doch Martin!“

Tom blieb gleichfalls stehen, sie lauschten einen Moment.

„Sergeant, ich erkläre Ihnen jetzt zum ich-weiß-nicht-wie-vielten-Mal, dass ich in Vicksburg nur die Tabak- und Zigarrenfabrik meines Vaters weitergeführt habe!“

„Wenn das denn so ist, haben Sie Pech, Mr. Moore. Wie Sie wissen, sind Ihre Kriegsgerichte nicht sehr zimperlich darin, Zivilisten unter die

Anklage der Spionage zu stellen, wenn diese in militärischem Sperrgebiet von Patrouillen aufgegriffen werden. Und wenn Sie als Soldat gegen uns gekämpft haben sollten, gilt das doppelt.“

„Aufgegriffen! Militärisches Sperrgebiet!“, schnaufte Martin. „Wenn ich das schon höre! Die Stadt war kaum eine Stunde übergeben, als ich mich auf die Suche nach etwas Essbarem gemacht habe! Ich habe mich als ganz normaler Bürger auf ganz normalen Straßen bewegt. Nichts, Sergeant, absolut nichts hat darauf hingewiesen, dass hier so etwas wie ein militärisches Sperrgebiet eingerichtet worden ist. Ich bin mir keines Verstoßes gegen irgendein Gesetz bewusst – weder der USA noch der CSA.“

„Ob Sie sich dessen bewusst sind, ist mir herzlich egal! Corporal, sperren Sie den Mann ein, bis der Militärstaatsanwalt übermorgen kommt. Der Mann wird der Spionage angeklagt!“, befahl der Sergeant.

„Hör’ dir das an! Die wollen Martin ans Leder!“, flüsterte Tom.

„Nur über meine Leiche!“, erwiderte Robert ebenso leise. Er klopfte an die Tür des Vernehmungszimmers.

„Ja, herein!“, kam es vor drinnen. Die Offiziere traten ein.

„Holla, Martin, was machst du hier?“, fragte Robert, scheinbar überrascht. Moores Verblüffung war dagegen echt.

„Das frag’ ich mich schon die ganze Zeit. Heutzutage kannst du als Normalbürger nicht mehr einkaufen gehen, ohne gleich vom Militär abgegriffen zu werden!“, gab Martin zurück.

„Sergeant, was geht hier vor? Seit wann ist es üblich, Zivilisten von Militärs verhören zu lassen?“, fuhr Tom den Sergeant an. Der Sergeant sprang auf.

„Sergeant Thompson beim Verhör, Sir!“

„Das ist keine Antwort auf meine Frage, Sergeant Thompson!“, erwiderte Tom scharf.

„Wir haben den Burschen ohne Papiere auf der Straße gefunden. Er behauptet, Martin Moore aus West-Virginia zu sein, der hier die Tabak- und Zigarrenfabrik seines Vaters weiterführen sollte und den die Kriegsereignisse hier festgenagelt haben. Behauptet, er hätte ‘ne kleine Tochter zu Hause, die krank sei. Adresse hat er mir nicht verraten. Für mich lügt der Kerl wie gedruckt!“, berichtete der Sergeant schwitzend.

„Der Mann sagt die Wahrheit, Sergeant Thompson. Ich kenne ihn. Lassen Sie ihn laufen!“, erwiderte Robert kühl. Dem Sergeant klappten die Kinnladen herunter. Er rührte sich nicht.

„Wird’s bald?“, fauchte Robert zornig.

„Ja, Sir! Sofort, Sir!“, keuchte Thompson und beeilte sich, Martins Handschellen aufzuschließen.

„Los, hauen Sie ab, Mann, bevor ich mich dem Captain widersetze!“, knurrte er Martin an. Moore stand auf und verließ mit seinen Freunden den Verhörraum.

Die Tür war kaum zu, als die Freunde sich umarmten.

„Ohne euch wär’s mir schlecht gegangen“, bedankte Martin sich. „Ich dachte, wir hätten Krieg?“, setzte er dann mit schelmischem Grinsen hinzu.

„Wenn du nicht sofort den Mund hältst, bekommt Thompson noch spitz, dass ich genauso schwindeln kann wie du. Wir reden bei dir zu Hause darüber. Tom, geh’ schon mit Martin vor. Ich besorge noch die Lebensmittel.“

Wenig später trafen sie sich wieder in Moores Haus. Robert brachte einen großen Weidenkorb voller Lebensmittel und eine Kanne mit zwei Quarters Milch.

„Ich hoffe, das genügt, um eurer Kleinen die Lebensfreude wiederzugeben“, sagte er, als Martin ihn einließ.

„Ich träume doch nur!“, hustete Moore. „Das kann nicht sein! Ich hab’ dich am Antietam...“

„Komm, das sind olle Kamellen!“, wehrte Robert ab. „Martin, wir sind Freunde. Kann sein, dass wir uns auf dem Schlachtfeld nichts schenken, aber ich hasse es, wenn Zivilisten – speziell kleine Kinder – unter unseren Meinungsverschiedenheiten leiden müssen.“

„Ich weiß gar nicht, wie ich euch danken soll. Ihr habt Cindy geholfen, ihr bringt uns Lebensmittel. Jungs, ihr bringt mich richtig in Verlegenheit.“

„Vergiss’ es“, erwiderte Tom. „Aber, was zum Teufel, treibst du eigentlich in Vicksburg?“

Martin grinste verlegen.

„Das ist eine längere Geschichte. Kommt ins Wohnzimmer – oder das, was eure Artillerie noch davon übrig gelassen hat. Habt Ihr Zeit?“

Robert zog die Uhr aus der Tasche, sah demonstrativ darauf.

„Wir haben Ausgang bis zum Wecken. Demnach haben wir volle sieben Stunden Zeit“, sagte er.

Martin winkte sie in das Wohnzimmer. Über dem Hauptfenster war ein großes Loch, das jetzt mit einem zerschlissenen Betttuch abgehängt war. Die Trümmer hatten die Moores schon beiseite geräumt, aber der Decken-

kalk war immer noch in den Plüschmöbeln. Es staubte, als Tom sich auf das Sofa setzte.

„George!“, rief Martin. „Sieh’ doch mal nach, ob wir noch Wein im Keller haben.“

„Ja, Master Martin!“, antwortete George. Es klang schon wie aus dem Keller.

„Dein Sklave?“, fragte Robert.

„Willst du ihn mir wegnehmen?“, kam die prompte Rückfrage von Martin. Robert schüttelte den Kopf.

„Wir haben uns in der Sklavenfrage häufig gestritten, Martin. Jetzt tragen wir unseren Streit mit Waffengewalt aus. Aber den heutigen Abend betrachte ich als Waffenstillstand in dieser Sache. Ich würde George allerdings nicht daran hindern, wenn er dir weglaufen würde“, erwiderte Robert.

„Ich muss eurem Präsidenten Lincoln ein Kompliment machen“, lächelte Martin gezwungen.

„Seine Idee, die Sklavenfrage zum Gegenstand dieser Auseinandersetzung zu machen, stellt uns ein recht großes Bein. Aber bitte, sagt ihm das erst nach dem Krieg.“

„Wir schweigen wie die Gräber“, versprach Tom. „Aber was machst du nun in Vicksburg, Martin?“, hakte er dann zum wiederholten Mal nach.

Martin bedeutete George, für jeden ein Glas Wein einzuschenken und begann dann zu erzählen:

„Ihr kennt vielleicht die völlig verrückte Dienstvorschrift der Army, dass der berittene Soldat, der sein Pferd durch Krankheit oder Unfall verliert, sich selbst ein Ersatzpferd beschaffen muss?“, unterstellte Martin. Seine Freunde schüttelten vereint die Köpfe.

„Nie gehört“, sagten sie wie aus einem Munde.

„Ist auch kein großes Geheimnis, was ich euch verrate. Also: Wer in den Armeen der konföderierten Teilstaaten berittener Soldat sein will, muss sein eigenes Pferd mitbringen. Die Dienstvorschrift gewährt einen Ersatz nur für den Fall, dass das Pferd im Kampf getötet wird. Verliere ich meinen Gaul durch Krankheit oder Unfall, muss ich mir privat einen Ersatz beschaffen oder künftig zu Fuß gehen. Nur Virginia hat bei der Aufstellung seines 9th Cavalry Regiment die Erstausstattung an Pferden gestellt. Auf diese Weise sind wir etwa in Bataillonsstärke dorthin gekommen. Dein Bruder Philip, sein Schwager Yancey Morrows, Mark Ashley und ich waren dabei. Philip führte die Schwadron B, Morrows die Schwadron A. Zuerst hat es Phil erwischt. Sein Pferd bekam einen nicht mehr zu bremsenden

Durchfall, war in wenigen Tagen reif für die Notschlachtung. Philips Stute hat Yanceys Pferd angesteckt – bis schließlich die Pferde fast des ganzen Bataillons tot waren. Da es Durchfall war, wurde dies als Verlust durch Krankheit gewertet – auch wenn die Ansteckung dadurch bedingt sein mochte, dass das Pferdefutter kriegsbedingt von schlechter Qualität war. Wir haben zunächst versucht, neue Pferde zu bekommen. Für einzelne wäre es sicher nicht das Riesenproblem gewesen – aber für ein ganzes Bataillon? Unmöglich. Für knapp eine Schwadron konnten wir Pferde auftreiben. Befehlsgemäß wurde damit zunächst die Schwadron A ausgerüstet. Zehn oder elf Tage später wurde Yancey Morrows' Schwadron zur Eskorte eines Goldtransports geschickt. Seither sind sowohl der Goldtransport als auch die Eskorte verschwunden. Die Gerüchteküche behauptet eine Unterschlagung der Kohlen genauso wie einen Überfall durch Unionstruppen. Philip und einige andere haben sich zur Militärstaatsanwaltschaft wegbeworben, Mark ist mit einigen Leuten zur Infanterie übergewechselt – und ich habe mich nach Vicksburg gemeldet. Zum einen konnte ich hier auf Vaters Tabakverarbeitung aufpassen und zum anderen habe ich die Verteidigung der Stadt mit organisiert", erklärte Martin.

„Philip hat also endlich den Job, den er schon haben wollte, als ich noch in die Hose gemacht habe", bemerkte Robert. „Was hast du als Nächstes vor?", fragte er dann. Martin zuckte verlegen mit den Schultern.

„Ich habe mein Ehrenwort gegeben, nicht mehr in diese Kämpfe einzugreifen. Ausnahme wäre nur, wenn dagegen ein Yankee- äh, Unionsoffizier gleichen Ranges ausgetauscht würde", gab er zurück. „Bis das der Fall sein wird, werde ich hier auf die Tabakfabrik Acht geben."

„Produziert ihr noch?", fragte Tom.

„Solange ich noch Tabak habe, wird produziert. Mit Chance kann ich sogar wieder exportieren, wenn der Mississippi wieder geöffnet wird", gab Martin seine Zukunftsplanung preis.

„Ich würde äußerst ungern wieder gegen euch beide kämpfen. Es war ein Schock für mich, dass wir uns am Antietam so geschlagen haben. Vor allem war es ein Heidenschreck für mich, dass du mich mit drei Hieben entwaffnet hast, als es ernst wurde, Bobby."

„Wenn mir das nicht gelungen wäre, hätte Philip aus Tom Hackbraten gemacht", erwiderte Robert leise.

„Niemand war entsetzter als Philip, als ihm klar wurde, *was* er eigentlich getan hat", ergänzte Martin.

„Falls du Kontakt mit ihm hast, sag' ihm bitte, dass ich es ihm nicht nachtrage, Martin", sagte Tom.

„Von mir bitte die gleiche Bestellung – und grüß' ihn vor allem", bat Robert. Martin nickte.

„Was habt ihr vor?", fragte er dann.

„Zunächst mal heiraten", erwiderte Robert. „Ich hoffe, dass ich doch noch Sonderurlaub bekomme. Jetzt, nachdem Vicksburg gefallen ist, steigen meine Chancen darauf. Und dann hoffe ich, dass der Krieg bald aus ist. Ich habe immer wieder ein komisches Gefühl, wenn es zum Kampf kommt. Es ist unangenehm, den Bruder und einige der besten Freunde auf der gegnerischen Seite zu wissen."

Tom nickte beifällig.

„Ich möchte auch bald heiraten – und ich hätte außer Bob auch dich gern zum Trauzeugen", sagte er.

Am folgenden Tag standen Robert und Tom bei Major Craig in der Tür und beantragten Sonderurlaub für die Hochzeit.

„Tom, du hast noch nicht mal einen Antrag auf Heiratserlaubnis gestellt. Bei dir wird es ohnehin im Moment nichts mit der Heirat", erwiderte Richard Craig. „Was dich anbetrifft, Robert: Warte noch einige Tage, bis sich die Lage stabilisiert. Wenn sich in den nächsten zehn Tagen nichts Außergewöhnliches ereignet, kannst du Heiratsurlaub haben", versprach der Major. „Schreib' Susan aber erst, wenn du hier abreist, damit sie sich nicht unnötig Hoffnungen macht – falls doch etwas dazwischen kommt", setzte er hinzu.

Während Robert sich schon auf den bevorstehenden Heiratsurlaub freute, stellte Tom von Vicksburg aus seinen Antrag auf Heiratsgenehmigung und schrieb gleichzeitig an Betty und beauftragte sie, den Feldkaplan dazu zu bekommen, das Aufgebot allein auf ihren Antrag auszuhängen.

Bis sich die Versorgungslage besserte, versorgten die Freunde die Familie Moore mit Lebensmitteln. Martin hatte nicht erwartet, dass seine Yankee-Freunde ihr Hilfsangebot *so* ernst meinten. Eines Abends kamen Tom und Robert mit der Lebensmittellieferung zu einem ungünstigen Zeitpunkt. Martin war gerade dabei, George die Leviten zu lesen.

„Hört sich schlimm an, Cindy", bemerkte Robert, als er in der Küche den Korb auspackte.

„Klingt, als ob George mit dem Inhalt der Schmuckschatulle türmen wollte“, setzte Tom hinzu.

„So was Ähnliches ist es auch. George hat sich Martins Sattel abnehmen lassen. Er ist furchtbar wütend“, erwiderte Cindy seufzend. „George kann doch auch nichts dafür.“

„Mach’ so was ja nicht noch mal, sonst vergesse ich mich!“, tönte es aus dem Wohnzimmer. George schlich über den Flur wie ein geprügelter Hund.

„Wart’ mal, George“, bat Robert den Schwarzen. „He, Martin, ist das eine Art, mit seinem Eigentum umzugehen?“, fragte er dann den Hausherrn. Zornbebend kam Martin aus dem Wohnzimmer.

„Mach’ du dich noch lustig, verdammter Yankee!“, fuhr er Bennett an. Robert blieb ruhig.

„Was ist passiert? Können wir dir helfen?“, erkundigte er sich. Martin sah ihn verblüfft an.

„Wie willst du mir da helfen?“

„Das kann ich dir sagen, wenn du mir verrätst, weshalb du dich so aufregst.“

„Weshalb ich mich aufrege? Einer eurer Leute hat George meinen Sattel unter dem Hintern weggeplündert!“, ereiferte sich Moore. „Sattel ist an sich Sattel, aber das ist ein Erbstück meines Großvaters. Vor allem – die Beschläge sind pures Silber! Der Dieb wird sich die Beschläge abnehmen und kann sie direkt verkaufen oder einschmelzen“, erklärte Moore.

„George, was ist genau passiert?“, wandte Robert sich an den Schwarzen.

„Ich hatte mir von Master Martin den Sattel ausgeliehen, weil ich nach Vicksburg hineinreiten wollte – und weil ich ein bisschen glänzen wollte. Ich wollte einen Bekannten besuchen, der einem Freund von Master Martin gehört. Und wie ich so durch die Straßen reite, steht plötzlich ein Yankee vor mir und sagt: ‚’Runter von dem Maultier, der Sattel gehört mir!’ Ich sage: ‚Niemals!’, er zieht seinen Revolver – und ich bin ‘runter von meiner Mary. Dann hat er sich den Sattel genommen und ist damit weg“, berichtete George.

„Was war das für ein Yankee, George? Beschreib’ mir den Mann“, fragte Robert weiter.

„Er war ziemlich lang und dünn. Er trug eine blaue Uniform und eine Mütze.“

„Hatte er ein Abzeichen auf der Mütze? Hatte er Winkel am Ärmel oder Schulterklappen, so wie ich?“

„Winkel hatte er auf dem Ärmel. Zwei auf jeder Seite, die waren gelb. Ach so, einen blauen Fleck hatte er hier, links am Kinn“, beschrieb George den Plünderer.

„Hört sich fast nach unserem Freund Sam Hunter an, der Cindy an die Wäsche wollte“, bemerkte Tom grinsend.

„Wie sah der Sattel genau aus, Martin?“, bohrte Robert weiter.

„Hör auf, mir Hoffnungen zu machen!“, wehrte Martin ab. „Das Ding seh’ ich nie wieder! Grant hat niemandem das Eigentum garantiert!“

„Nein, euch vielleicht nicht. Aber es soll keiner wagen, sich an *meinem* Eigentum zu vergreifen!“, grinste Robert schelmisch. „Ich habe dir das Ding verkaufen wollen, und du hast deinen Neger damit beauftragt, den Sattel probezureiten. Und da wird er einfach weggeplündert! Nein, welch eine Unverschämtheit!“

„Meinst du, das klappt?“, fragte Martin mit schwacher Hoffnung.

„Ich werde lügen, dass sich die Balken biegen und Tom wird einen Meineid schwören, dass der Sattel mir gehört“, versprach Robert. „Aber sag’ mir jetzt ganz genau, wie der Sattel aussieht, damit ich mich nicht in Widersprüche verstricke.“

Martin beschrieb den Sattel so genau, wie es ihm möglich war. Als die Nordstaatler sich mit dem Versprechen verabschiedeten, den Sattel zu suchen und nach Möglichkeit wiederzubeschaffen, hatte Martin stärkste Zweifel, ob ihnen das gelingen würde.

Noch am Nachmittag machte Robert eine Anzeige bei der Militärpolizei.

„Sie wollten einem Rebellen Ihren Sattel verkaufen, Captain?“, fragte der aufnehmende Polizist verblüfft.

„Ist das verboten?“, erkundigte sich Robert kühl.

„Nein, natürlich nicht, Sir“, beeilte sich der Polizist. „Nur, wenn es sich um Eigentum der Army handelt.“

„Der Sattel ist mein persönliches Eigentum. Ich hatte mich mal bekauft – der Sattel wollte meiner Stute zu Hause einfach nicht passen – und hatte ein Angebot von Mr. Moore hier aus Vicksburg. Als wir hergekommen sind, hab’ ich das Ding einfach auf unseren Bagagewagen geschmissen und gehofft, dass Mr. Moores Angebot noch gilt.“

„Welchen Preis hatten Sie vereinbart, Sir? Wegen der Schadenshöhe, meine ich.“

„Fünfhundert Dollar – Golddollar, versteht sich. Der Sattel ist mit Silber beschlagen.“

„Ja, Sir, wir werden nach dem Sattel fahnden“, versprach der Militärpolizist.

„Mir wäre daran gelegen, dass er bald wieder auftaucht, denn ich werde vermutlich bald versetzt und möchte das Geschäft dann abgeschlossen haben“, drängte Robert zur Eile.

„Wir tun unser Bestes, Sir.“

Es dauerte keine vierundzwanzig Stunden, bis die Militärpolizei eine Großrazzia veranstaltete, bei der auch der bewusste Sattel wieder auftauchte. Tom hatte mit seiner Vermutung Recht behalten, dass sich Corporal Sam Hunter von einem der Kavallerieregimenter der Miliz sich an dem kostbaren Stück vergriffen hatte. Da Hunter noch Bewährung hatte – wegen des Angriffs auf Cindy Moore – wurde er unter Arrest gestellt. Aber jetzt wusste Hunter, wem er den Arrest zu verdanken hatte – und sann auf Rache.

Mit der abendlichen Hilfslieferung brachten Bennett und Craig auch den entwendeten Sattel mit. Martin konnte das Glück nicht fassen.

„Ich glaub’s nicht! Das kann nicht sein! Da brat’ mir einer ‘nen Storch!“, stammelte er, als Tom ihm den Sattel überreichte. „Mein Sattel – und nicht der kleinste Kratzer dran!“

Martin begann sich zu fragen, wie er das, was Robert und Tom schon für ihn und seine Familie getan hatten, je wieder gutmachen konnte.

„Was macht euer kleiner Sonnenschein?“, fragte Robert dann.

„Dank eurer Hilfe geht es Addie wieder gut. Sie isst und hat auch wieder Freude an ihren wenigen Spielsachen“, erwiderte Cindy. Sie verschwand kurz und kam dann mit dem kleinen Mädchen wieder. Zunächst betrachtete die Kleine die fremden Männer mit gewissem Argwohn, aber als Robert sie anlächelte, konnte sie dem Lächeln nicht widerstehen und erwiderte es. Beinahe instinktiv streckte Addie ihre Ärmchen nach dem freundlich lächelnden Mann aus.

„Darf ich?“, fragte er. Cindy nickte und gab ihm die Kleine, die gleich fröhlich an einer von Roberts Schulterklappen zerrte.

„Hast du auch Kinder?“, fragte Cindy, als sie merkte, dass der junge Mann sehr ungezwungen mit ihrem Töchterchen umging.

„Nein, noch nicht. Ich bin leider noch nicht mal verheiratet. Meine Verlobte und ich hatten schon die Hochzeit geplant, als mir der Einsatz hierher dazwischen kam. Aber Susan und ich hätten schon gern Kinder, wenn wir endlich verheiratet sind“, erwiderte er. Addie war mit nichts zu bewegen, wieder von Roberts Arm herunter zu kommen. Schließlich gab Cindy ihre Bemühungen auf. Langsam wurde ihr klar, weshalb Martin es gern gesehen hätte, wenn Robert Addies Patenonkel geworden wäre. Doch nach einiger Zeit schlief Addie Robert im Arm ein. Er löste Addies kleine Fingerchen vorsichtig von seiner Schulterklappe, gab ihr einen sanften Gute-Nacht-Kuss und reichte sie zu ihrer Mutter zurück.

Seit Roberts Anfrage um Heiratsurlaub waren elf Tage vergangen und es hatte keine besonderen Vorkommnisse gegeben. So sprach er wieder bei seinem Bataillonschef vor. Richard Craig seufzte.

„Du bist hartnäckig, das muss man dir lassen, Robert“, seufzte der.

„Susan und ich wären längst verheiratet, wenn sich nicht alles gegen uns verschworen hätte“, versetzte Robert. „Mein Vater hat sich geweigert, den Antrag auf Heiratserlaubnis wegzuschicken, solange wir nicht verlobt waren. Als das erledigt war, hat sich Father Higgins gesträubt, das Aufgebot auszuhängen, solange noch keine Heiratserlaubnis vorlag. Mögliche andere Heiratsmöglichkeiten in Dover scheiterten an religiösen oder politischen Gründen. Und als wir endlich das Aufgebot bestellen konnten, bekam ich den Einsatzbefehl nach Vicksburg – und der Pfarrer war nicht bereit, die Aufgebotszeit auch nur ein Jota zu verkürzen. Geplant hatten wir, im Mai zu heiraten. Jetzt ist es bald August! Hier ist nichts los, was es unmöglich machen würde, dass ich ein paar Tage Urlaub bekomme, um endlich mein Versprechen gegenüber deiner Tochter zu erfüllen“, zählte er gereizt auf.

„Du bekommst ja deinen Urlaub“, beruhigte Richard den aufgebrachten jungen Mann. „Kann Lieutenant O’Hara dich vertreten?“

„Kein Problem.“

„Ich gebe dir zehn Tage Heiratsurlaub. Aber der Weg nach Dover ist weit. Du hättest deinen Urlaub verbraucht, bis du ankommst. Wenn du einen Verwundetentransport kommandierst, den du in Nashville ablieferst, beginnt dein Urlaub erst, wenn du den Transport dort verlässt. Ich arrangiere, dass du deinen Dienst auch wieder in Nashville antrittst, um einen

Nachschubtransport für uns zu eskortieren. Die genaue Route des Transports kannst du bei der Dependance des Provost Department im Rathaus erfragen“, erklärte Richard.

„Gut, wann geht der Transport ab?“

„Zwei Tage brauchen wir noch, um den Transport zu organisieren. Übermorgen kannst du starten.“

„Dann kann ich jetzt an Susan schreiben?“, hakte Robert nach.

„Ja. Es tut mir zwar Leid, dass Tom und ich bei der Hochzeit nicht dabei sind, aber Frank wird uns würdig vertreten. Ich bitte dich nur um eines, mein Junge: Bevor du mit Susan zum Traualtar gehst, verzeih’ meiner Frau, dass sie euch auseinander bringen wollte.“

„Das ist erledigt. Cologgia hat mir gesagt, dass es meine künftige Schwiegermutter war, die dafür gesorgt hat, dass Tom und ich nach Dover verlegt wurden“, erwiderte Robert.

„Nun, gesprochen hast du mit ihr noch nicht“, gab Richard zu bedenken.

„Sie war auch noch nicht in Dover oder in Donelson“, bemerkte Robert grinsend. „Aber ich werde mit ihr reden, wenn sie zur Hochzeit kommt.“

Am selben Nachmittag schrieb Robert einen Brief an Susan, kündigte sein Kommen für die erste Augustwoche an und bat sie, Samstag, den 8. August als Hochzeitstermin einzuplanen. Da beim Provost Department auch die Feldpoststelle eingerichtet war, nahm Robert den Brief mit, als er sich nach der Transportroute erkundigte.

„Sie fahren mit Ihrem Transport über Grenada, Corinth und Jackson nach Nashville. Wenn die Straßen- und Wetterverhältnisse sich nicht verschlechtern, brauchen Sie gut vierzehn Tage. Eisenbahnen stehen leider nicht zur Verfügung, weil die Linie zwischen Corinth und Decatur nicht unter unserer Kontrolle ist. Sie müssen mit Planwagen vorlieb nehmen. In der Gegend um Corinth werden Sie höllisch aufpassen müssen, weil sich dort Rebellenpartisanen herumtreiben, Captain. Ich wünsche Ihnen alles Gute“, erklärte der für die Logistik zuständige Major.

„Danke, Sir. Wann soll der Transport abgehen?“

„Übermorgen früh.“

Zwei Tage darauf rückte eine Kolonne von zehn Planwagen mit Verwundeten in Richtung Norden von Vicksburg ab. Einer sah dem Transport mit unverhohlenem Hass nach. Es war Corporal Sam Hunter, der gerade in

diesem Augenblick wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Er hatte an der Spitze des Zuges den Captain erkannt, der für seine Inhaftierung gesorgt hatte.

‚Das zahle ich dir heim!', dachte er bei sich. Dann hatte er eine Idee. Er hatte die ungefähre Route im Gefängnis mitgehört, weil der Major die Tür zum Zellentrakt offen gelassen hatte, damit die Luft dort nicht so stickig wurde. Noch bevor er sich bei seiner Einheit zurückmeldete, suchte er das Haus eines ihm bekannten konföderierten Offiziers namens Joseph Mackintosh auf. Hunter und Mackintosh hatten vor dem Krieg kleinere Gaunereien zusammen gemacht. Bei Mackintosh versammelten sich an diesem Tag heimlich und in Zivil noch andere konföderierte Offiziere – und unter ihnen Martin Moore.

„Was willst du hier, Sam?", fragte Mackintosh nervös, als er den Yankee vor der Haustür sah.

„Joe, ich hab' 'ne gute Geldeinnahmequelle entdeckt", murmelte Hunter.

„Für uns beide oder für wen?", erkundigte Mackintosh sich misstrauisch.

„Für uns und für deinen Verein", grinste Hunter.

„Gut, komm' 'rein."

Mackintosh lotste Hunter in ein Hinterzimmer, wo sie ungestört waren.

„Also, was planst du?", fragte er, als er die Tür geschlossen hatte.

Hunter grinste.

„*Ich* kann nichts unternehmen, aber *ihr* könnt. Ich verlange nur eine kleine Beteiligung."

„Und worin soll deine Beteiligung bestehen?"

„Fünfhundert Dollar in Goldmünzen. Zahlbar im Voraus."

„Bist du närrisch? Woher soll ich fünfhundert Golddollars nehmen?"

„Ich nehme an, du machst sie locker, wenn ich dir sage, worum es geht", erwiderte Hunter mit maliziösem Grinsen. Mackintosh machte eine auffordernde Handbewegung.

„Ich habe in Erfahrung gebracht, dass ein Goldtransport mit schlappen hunderttausend Dollar in Gold nach Nashville unterwegs ist. Es ist ein Teil der Kriegskasse von General Grant. Ich habe die Route. Soviel ich weiß, ist eure Kriegskasse ganz nett geplündert. So 'ne kleine Geldspritze kann euch doch bestimmt nicht schaden."

„Sam, es hat Zeiten gegeben, da hätten wir beide uns die Beute geteilt. Warum willst du nicht mehr als fünfhundert Dollar haben?", fragte

Mackintosh, erneut von Misstrauen gepackt. Sam Hunter sah ihn unschuldig an.

„Joe, ich kann da nicht offen mitmischen! Jeder noch so dumme Militärpolizist *muss* mir auf die Schliche kommen, wenn ich plötzlich Geld habe! Ich will nur fünfhundert, weil nichts zu verteilen bleibt. Du brauchst dafür wahrscheinlich eure Kavallerie. Der Transport ist gut bewacht. Und eure Kavallerie ist sicher nicht abgeneigt, sich auch ein paar Dollar in die Tasche zu schieben, bevor sie den Rest Vater Staat abtritt“, erklärte Hunter. „Für dich wird vermutlich auch nur Ruhm übrig bleiben – oder lobende Erwähnung im Armeebericht.“

Mackintosh sah seinen Gaunerkollegen einen Moment nachdenklich an.

„Doch, für mich springt auch was dabei ‘raus. Ich weiß auch schon wie. Du bleibst hier, Sam“, sagte er und ging fort.

Im Salon saßen fünf konföderierte Offiziere in Zivil und sahen Mackintosh erwartungsvoll an.

„He, wo waren Sie, Lieutenant?“, fragte ein Colonel. Mackintosh kratzte sich verlegen am Kopf.

„Ich habe gerade Besuch von einem meiner Informanten. Er sagt mir, dass heute ein Goldtransport der Yankees in Richtung Nashville abgegangen ist. Er hat die genaue Route und will dafür tausend Golddollars haben“, gab Mackintosh zur Antwort.

„Verdammt teuer“, entfuhr es Martin Moore. „Was ist der Transport wert?“, hakte er nach.

„Hunderttausend Dollar in Gold.“

„Ein Prozent Beteiligung ist nicht zu viel“, sagte der Colonel. „Das Geld können wir gut gebrauchen. Die Franzosen wollen nur noch gegen Gold Waffen und Munition liefern. Die Briten sind auch nicht besser. Gentlemen, krempeln Sie ihre Taschen zugunsten unserer Sache um!“

Gehorsam wendeten die Offiziere ihre Börsen um und bekamen die tausend Dollar zusammen.

„Lieutenant Mackintosh, kaufen Sie Ihrem Informanten die Route ab!“, befahl der Colonel. Mackintosh salutierte und kehrte zu Hunter zurück.

„Sam, ich habe das Geld. Route gegen Geld“, sagte er. Hunter händigte ihm eine schriftliche Kurzbeschreibung des Fahrtweges von Robert Bennetts Verwundetentransport aus, bekam seine geforderten fünfhundert Golddollars und trollte sich. Joseph Mackintosh grinste hinter ihm her und klimperte in seiner Tasche mit den restlichen fünfhundert Dollar. Das von

seinen Kameraden ergaunerte Geld versteckte Mackintosh zunächst im Keller und kam dann mit einer Flasche französischem Cognac wieder herauf, den er noch aus Friedenszeiten hatte.

„Gentlemen, ich denke, das ist ein Grund zum Feiern“, sagte Mackintosh, nahm Gläser aus dem Schrank, schenkte jedem der anwesenden Männer einen Cognac ein.

„Auf die wieder gefüllte Kasse unserer Sache!“, brachte er seinen Toast aus. Die Offiziere nahmen einen Schluck von dem edlen Getränk.

„Hmm, der ist gut, Lieutenant!“, lobte Martin. „Aber auf die gefüllte Kasse sollten wir erst trinken, wenn das Geld gesichert ist“, lachte er dann.

„Captain Moore, tragen Sie bitte Sorge dafür, dass General Forrest die Route erhält. Er ist in der Gegend“, wies der Colonel Martin an.

„Ja, Sir.“

Zwar rebellierte Martins Ehrgefühl zunächst dagegen, sein Ehrenwort zu brechen, als er an General Forrest ein Telegramm mit dem Weg des vermeintlichen Goldtransports aufgab, aber andererseits empfand er gegenüber Yankees keinerlei Verpflichtung – abgesehen von Robert Bennett und Tom Craig. So war sein schlechtes Gewissen schnell beruhigt. Er handelte schließlich nicht gegen seine Freunde.

Doch genau *diese* Vermutung war ein schrecklicher Irrtum ...

Kapitel 19

In der Falle

Robert Bennett konnte von dem Verrat nichts wissen, aber ihm war unwohl. Er schob sein Unwohlsein auf die Warnung vom Major des Provost Department. Diese Warnung ging ihm schon seit Tagen nicht aus dem Kopf, auch wenn er sich immer wieder sagte, dass kein Partisan Interesse daran haben konnte, einen Verwundetentransport zu überfallen – ausgenommen, man wollte einfach Yankees umbringen. Einen Angriff aus purer Mordlust traute Robert allerdings nicht einmal Guerillas zu. Aber seine Unruhe blieb. Am zehnten Tag der Reise, dem 27. Juli 1863, passierte der Treck Corinth, einen Eisenbahnknotenpunkt im Staat Mississippi. Robert, der auf der Höhe des ersten Wagens ritt, drehte plötzlich um.

„Sergeant Carlsson!“, rief er. Anders Carlsson kam nach vorn.

„Sir?“

„Geben Sie mir doch mal die Karte.“

Carlsson griff in seine Kartentasche und gab dem Captain eine Landkarte, in die die geplante Route eingezeichnet war. Robert studierte die Karte eine Weile.

„Ich hab’ ein ganz dummes Gefühl, Mr. Carlsson. Wir sollten einen anderen Weg nehmen. Was halten Sie von einer Straße ein paar Meilen weiter nördlich, hier über die Kreuzung der Louisville & Nashville mit der Mobile & Ohio Railroad?“, fragte er. Carlsson lugte in die Karte.

„Würde ich für ‘ne gute Idee halten, Sir“, bestätigte der Sergeant.

„Sagen Sie es bitte den Fahrern, Sergeant, damit wir uns nicht verlieren“, wies Robert den Sergeant an.

„Wird gemacht, Sir“, bestätigte Sergeant Carlsson.

Sie folgten der Bahnlinie der Mobile & Ohio Railroad, soweit die Streckenführung es zuließ, in Richtung Jackson, beschafften sich in Jackson noch einmal Proviant und setzten dann den Weg nach Nordwesten fort, bis sie an die Strecke der Louisville & Nashville Railroad kamen, die hier die von Jackson kommende Linie kreuzte. Dort bog der Treck nach Nordosten ab und folgte der mit der L & NRR parallel laufenden Straße. Doch schon bald trennten sich die Bahnlinie und die Straße. Robert sah der weiter nach

Nordosten verlaufenden Bahnlinie mit tiefem Seufzen nach, während sich die Straße jetzt fast genau östlich richtete. Diese Bahnlinie führte direkt nach Hause, nach Tennessee Ridge, dem Bahnhof von Dover, wo Susan sicher schon mit hektischen Vorbereitungen für die Hochzeit beschäftigt war.

‚Es sind nur noch ein paar Tage!', beruhigte er sich in Gedanken und trieb Pilatus wieder an. An diesem Tag erwischte er sich mehrfach dabei, dass seine Gedanken immer häufiger bei Susan waren. Nur mit einiger Willenskraft gelang es ihm, sich wieder auf seine Aufgabe zu konzentrieren.

Am folgenden Tag waren sie nur noch wenige Meilen von Johnsonville entfernt, als ohne jede Vorwarnung konföderierte Kavallerie aus dem etwa eine Viertelmeile nördlich neben der Straße befindlichen Wald hervorbrach.

„Los, fahrt zu, was die Pferde laufen können!", befahl Captain Bennett. „Carlsson, die Hälfte bleibt mit mir zurück, die anderen schützen die Wagen!"

Sergeant Carlsson teilte die Leute in Windeseile ein. Robert und seine knapp sechzig Mann versuchten, die Südstaatler aufzuhalten, während Sergeant Carlsson mit den anderen sechzig Mann und den Wagen mit höchstmöglicher Geschwindigkeit nach Osten preschte. Carlsson sah sich noch einmal um und bemerkte, dass die zurückbleibenden Unionssoldaten eingekreist wurden. Es schien so, als werde der Treck nicht verfolgt.

„Gott steh' dem Captain und den Jungs bei!", entfuhr es dem Sergeant. „Christian, Axel! Los, macht euch auf dem Weg nach Johnsonville. Captain Bennett braucht sicher Verstärkung!", befahl er. Während die beiden Trooper noch auf dem Weg waren, gelang es der Begleitmannschaft, einen Flankenangriff abzuwehren.

Weiter hinten, wo Bennett mit seinen sechzig Mann zurückgeblieben war, wurde heftig gekämpft. Verzweifelt versuchten die Unionssoldaten, sich einer Umklammerung zu entziehen, aber es gelang ihnen nicht. Nach einer Stunde harten Kampfes lagen vierzig Nordstaatler tot am Boden, die überlebenden zwanzig und ihr Captain wurden von einer deutlichen Übermacht niedergerungen. Ein Schlag mit dem Gewehrkolben beendete den ungleichen Kampf, den Robert gegen vier oder fünf grauberockte Reiter führte. Es wurde dunkel um ihn.

Als Robert aufwachte, war es dunkel. Er wollte sich den schmerzenden Kopf halten, aber er spürte, dass seine Hände auf den Rücken gefesselt waren.

„Verdammte Bande!“, fluchte er laut.

„Sir, der Yankeechef ist wach!“, hörte er einen Ruf. Robert drehte sich um und sah an einem Feuer einen First-Sergeant der Kavallerie in grauer Uniform sitzen.

‚Immerhin, es sind keine Partisanen!’, durchzuckte es den Captain. Aus der Dunkelheit kam ein Mann in Generalsuniform. Sein Haar war schütter, dafür reichte es im Nacken über den beigefarbenen Stehkragen der Uniform, der mit einem Lorbeerkranz bestickt war, in dem drei Sterne im Schein des Feuers glitzerten. Der General trug einen buschigen, aber unregelmäßigen Bart um den Mund, der am Kinn in einem etwa fingerlangen Ziegenbart endete. Unter buschigen Augenbrauen fanden sich tief liegende, dunkle Augen, die den gefangenen Nordstaatler durchdringend ansahen.

„Guten Abend, Captain“, grüßte eine dunkle Stimme, in der sowohl Härte als auch Höflichkeit schwang. „Ich bin General Nathan Bedford Forrest, Forrest’s Cavalry Corps. Mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Captain Robert Christopher Bennett, 7th US-Cavalry“, stellte Robert sich vor.

„Sie waren sehr widerspenstig, Captain Bennett. Deshalb bleibt es bei den Fesseln, damit Sie uns nicht wieder ausreißen. Aber ich muss zugeben, dass Sie es meinen Leuten außergewöhnlich schwer gemacht haben. Captain Gleason ist sonst noch kein Goldtransport entwischt“, grinste Forrest.

„Goldtransport? Wovon reden Sie, General?“, fragte Robert verblüfft nach.

„Captain, ich erwarte, dass ein Soldat niedrigeren Ranges mich mit *Sir* anspricht. Dies entspricht den allgemeinen Gepflogenheiten. Wir wollen doch die Form wahren. Wie viel Gold haben Sie transportiert?“

„Kein Grain, es sei denn, dass einige meiner Verwundeten Goldzähne gehabt hätten, Sir!“, versetzte Robert. Forrest hob zweifelnd die rechte Augenbraue.

„Das nehme ich Ihnen nicht ab, Captain Bennett.“

„Ist es nicht ohnehin unerheblich, wenn Ihrem Schwadronskommandeur der Treck entkommen ist, Sir?“

„In gewisser Weise haben Sie Recht, Captain. Es ist unerheblich. Dennoch hätte es mich interessiert.“

„Ich habe einen Transport von zweihundert Verwundeten kommandiert, die aus Vicksburg nach Nashville verlegt werden sollten, Sir. Wissentlich habe ich kein Gold bei mir gehabt“, bekräftigte Bennett.

„Na gut, sei’s drum. Fehlinformation“, seufzte Forrest. „Aber ich denke, Sie können uns Auskunft über General Grants Armee bei Vicksburg geben.“

„Sir, ich bin Captain der Cavalry und als solcher nur für begrenzte Aufgaben der Aufklärung der Nachschubstörung eingesetzt gewesen. Über Größe und Zusammensetzung der Armee Grants könnte ich Ihnen keine Auskunft geben – selbst wenn ich wollte.“

„Schade. Eine bessere Zusammenarbeit könnte sich günstig auf Ihre Unterbringung auswirken“, erwiderte Forrest. Seine dunklen Augen verfinsterten sich noch mehr. Er stand auf und ging fort.

Robert zerrte vergeblich an den Fesseln, er wurde sie nicht los.

„Gib dir keine Mühe, Yankee“, mahnte der First-Sergeant am Feuer gemütlich. „Seemannsknoten sind nicht einfach aufzubekommen“, grinste er.

„Bisher hielt ich dich für einen Reiter“, rang Robert sich Galgenhumor ab. Ihm war zum Heulen. Buchstäblich zehn Meilen vor zu Hause abgegriffen, in Feindeshand gefallen! Hinterlistiger konnte das Schicksal kaum zuschlagen!

„Gott schütze jeden braven See- und Reitersmann – und die *anwesenden* Herrschaften von der Infanterie!“, lachte der Konföderierte und trank einen Schluck aus seiner Blechtasse. Trotz seiner ungemütlichen Situation musste Robert gleichfalls lachen.

„Wundere mich, dass du noch lachen kannst, Yankee“, sagte der First-Sergeant. „Du hättest dem General lieber sagen sollen, was er wissen will.“

„Wenn ich das wüsste, was er wissen will und er mir im Gegenzug erlaubt hätte, zu meiner eigenen Hochzeit zu gehen, hätte ich es ihm gesagt“, versetzte Robert bitter. „Dein Chef ist der x-te, der mich am Heiraten hindert!“

„Mach’ dir keine Hoffnung, Yankee, dass Nathan Bedford Forrest einen Yankee entkommen lässt. Eher gehst du zu deiner eigenen Beerdigung!“, warnte der Sergeant nicht unfreundlich. Er winkte mit der Blechtasse.

„Hast du Durst?“, fragte er. Robert nickte.

„Na schön, sollst was haben. Aber wenn du Zicken machst, brauchst du neue Zähne!“, warnte der Konföderierte im gleichen Atemzug.

„Mit gefesselten Händen und Füßen! Dixie, du machst mir Spaß!“, entfuhr es dem Gefangenen halb spöttisch. Der First-Sergeant füllte Kaffee aus der Kanne in eine andere Blechtasse.

„Das Zeug ist kochend heiß. Ich lass’ es noch einen Moment stehen, wenn’s dir recht ist, Yankee“, sagte er.

„Wo sind wir hier?“, erkundigte sich Bennett.

„Das möcht’st wohl wissen, was? Nee, nee, kommt nicht in Frage, Yankee“, erwiderte der Aufseher.

„Und wo bringt ihr uns hin, Johnny Reb?“, fragte Robert unbeeindruckt weiter.

„Camp Virgil in Georgia. Weit genug weg von jeder Ansammlung blauer Ratten, wie du eine bist“, antwortete der Sergeant.

„Woher kommst du?“

„Ich? Aus Tennessee. Und du?“

„Aus Kansas. Kennst du Dover?“

„Ich kenn’ nur das in Tennessee. Da wohn’ ich nämlich.“

„Und wie heißt du?“, bohrte Robert weiter, immer in der Absicht, den Mann in ein Gespräch zu verwickeln.

„Conover, Cash Conover, im Zivilberuf Flussschiffer auf dem Cumberland-River“, gab der Sergeant Auskunft.

„Daher die Schifferknoten, wie?“

„Genau. Dein Kaffee ist trinkfertig, Yankee.“

First-Sergeant Conover flößte seinem Gefangenen den Kaffee vorsichtig ein. So sehr sich Robert auch bemühte, den Mann aus Tennessee in ein längeres Gespräch zu bringen, es wollte ihm nicht gelingen. Im Morgengrauen des folgenden Tages zogen Forrests Kavalleristen mit ihren Gefangenen in Richtung Süden ab.

Sergeant Carlsson und sein Verwundetentransport erreichten Johnsonville mit letzter Kraft. Pferde, Fuhrleute, Reiter und sicher nicht zuletzt die transportierten Verwundeten waren am Ende. Soldaten der Unionskavallerie nahmen sie in Empfang.

„Unser Captain und sechzig Mann sind noch draußen, Sir“, keuchte Carlsson, als ihm ein Offizier eine Blechtasse Wasser gab. Es war Andreas Kossmann, der mit Soldaten der E-Schwadron der 7th US-Cavalry mehr zufällig in der Nähe von Johnsonville rastete.

„Von welcher Einheit sind Sie, Sergeant?“

„2nd US-Cavalry, aber unser Captain, der war von der 7th US. Der arme Kerl! Kommt her, will heiraten und dann so was! Bitte Sir, sehen Sie nach, ob Sie noch was tun können!“, beschwor Carlsson dann Kossmann.

„Friedhelm, lass’ die Männer aufsitzen!“, befahl Kossmann auf Deutsch. „Einer unserer Rittmeister ist abhanden gekommen!“

Eilig sprangen die deutschen Soldaten auf die Pferde und galoppierten in die Richtung, aus der der Transport gekommen war. Kaum fünf Meilen westlich vor Johnsonville fanden sie ein mit Toten übersätes Schlachtfeld. Vierzig Tote in blauer Uniform fanden Kossmann und seine Leute – und etwa fünfzig Südstaatler, die ebenfalls gefallen waren. Sie drehten jeden Mann um, aber ein Captain war nicht unter den Toten.

„Es müssen welche in Gefangenschaft geraten sein, Herr Rittmeister“, meldete Trooper Huber seinem Captain. Kossmann nickte erschüttert.

„Sehe ich auch so, Huber. Petzold, Mackensen! Reiten Sie zurück und holen Sie Wagen, damit wir die armen Teufel nach Johnsonville bringen können. Ihre Kameraden können sie sicher identifizieren. Dann brauchen wir sie wenigstens nicht namenlos zu begraben“, befahl Andreas.

„Und die Rebellen?“, fragte Huber.

„Sie werden wohl kaum erwarten, dass wir nach den Gefährten dieser werten Herren suchen, Huber, um sie nach den Namen zu befragen!“, versetzte Kossmann. Huber nahm Haltung an.

„Nein, Herr Rittmeister!“, stieß er hervor. Wenig später hatten sie die Wagen des Verwundetentransports und verluden die Toten – beider Seiten.

Knapp fünfzig Meilen nordöstlich von Johnsonville bereitete Susan die bevorstehende Hochzeit vor. An diesem Tag war gerade das Hochzeitskleid eingetroffen.

„Oh, Susy, wenn Robert dich in dem Kleid sieht, fällt er um!“, prophezeite ihre Mutter. Gwendolyn Craig hatte die zeitweilige Tätigkeit im Hauptlazarett von Georgetown wieder aufgegeben, als sich die Lage dort entspannt hatte. Nachdem die Verwundeten der verlustreichen Schlacht von Chancellorsville Anfang Mai allmählich auf dem Weg der Genesung waren, waren bis Ende Juni insgesamt auf Seiten der Union rund zweitausendsiebenhundert Soldaten verwundet worden, von denen etwa eintausendsiebenhundert in den Lazaretten in Washington behandelt wurden. Gemessen an der Zahl derer, die dort nach Sharpsburg oder der noch verlustreicheren Schlacht von Fredericksburg Mitte Dezember 1862 Patienten gewesen waren, war die Auslastungsquote deutlich zurückgegangen, so

dass nicht mehr das gesamte Pflegepersonal benötigt wurde. So hatte Gwendolyn ihren Dienst quittiert und war ihrem Mann nach Fort Donelson gefolgt. Jetzt unterstützte sie ihre Tochter bei den Hochzeitsvorbereitungen.

„Meinst du, Ma?“, fragte Susan vorsichtig nach. Gwendolyn sah ihre Tochter noch einmal genau an. Das Kleid aus weißer Baumwolle hatte einen kleinen Ausschnitt und halblange Ärmel, oben gebauscht, die mit einer bauschigen Spitze besetzt waren. Die gleiche Spitze begrenzte den Ausschnitt. Der Rock des Kleides war mit einer Krinoline gestützt und unten wieder mit Spitze besetzt. Um die Taille trug Susan eine weiße Schärpe, die hinten zu einer großen Schleife gebunden wurde. Dazu gehörte ein Schleier aus zartem Tüll, der bis zu den Hüften reichte und ein schmaler Haarreif, der am Hochzeitstag mit reichlich Myrte besteckt werden sollte. Bis dahin war aber noch mehr als eine Woche Zeit – laut Planung.

„Robert darf das Kleid aber erst am Hochzeitstag sehen, sonst bringt es Unglück, mein Kind“, sagte Gwendolyn lächelnd.

„Ich werde es gut verstecken, damit er es nicht gleich wittert, wenn er in ein paar Tagen heimkommt!“, lachte Susan und ließ sich von ihrer Mutter aus dem Kleid helfen.

„Ach, Mama, ich bin so froh, dass Daddy meinem Bobby doch einige Tage Urlaub gegeben hat. Dabei hat er zuerst so gezetert!“

„Das kenne ich. Erst ist er sehr unwillig, und dann rückt er mit allem ‘raus, was du dir wünschst“, erwiderte Gwendolyn, gleichfalls lachend.

Susan sah zur Uhr. Eben schlug es sechs Uhr abends.

„Schade, der Juwelier macht gerade zu. Ich habe bei Mr. Marquardt eine wunderschöne Taschenuhr gesehen, Ma. Ich wollte sie Robert zur Hochzeit schenken. Gehen wir morgen Vormittag hin?“, fragte Susan.

„Ja, dann können wir noch ein paar andere Besorgungen machen. Zum Glück kann man in Dover als Yankee leben.“

Susan lächelte versonnen.

„Ohne Robert und seine fleißigen Männer wäre das kaum möglich, Ma. Ich weiß noch, wie sie hier drei Monate gearbeitet haben, um Dover wieder herzurichten. Manchmal waren sie nahe daran, aufzugeben, aber Robert hat es immer wieder fertig gebracht, sie anzuspornen – und er war nie scharf“, träumte sie laut. Ihr Blick verriet, dass ihre Gedanken ganz und gar bei Robert waren. „Ich freue mich so, dass er bald wieder bei mir ist – und noch mehr darauf, dass ich bald seine Frau bin.“

Am Abend dieses Tages identifizierten die durchgekommenen Soldaten des Verwundetentrecks die Toten.

„Es fehlen zwanzig Mann und unser Captain“, sagte Sergeant Carlsson. Andreas Kossmann hatte die Namen, die ihm Carlsson bisher aufgegeben hatte, schon notiert.

„Sie sagten mir, der Captain sei nicht von Ihrem Regiment, Sergeant, sondern von unserem. Wie war doch der Name?“, fragte er dann.

„Bennett hieß er. Robert Bennett“, antwortete Carlsson. Andreas fiel vor Schreck beinahe der Bleistift aus der Hand.

„Großer Gott! Robert Bennett vermisst? Katastrophe!“, entfuhr es ihm. Sergeant Carlsson zuckte verlegen mit den Schultern.

„Kann doch jedem passieren. Mit so was muss man einfach rechnen“, sagte er.

„Stimmt schon, Sergeant. Aber zehn Tage vor der Hochzeit und zehn Meilen von zu Hause entfernt, ist es einfach mehr als unglücklich“, versetzte Andreas seufzend. „Mein Gott, was wird seine Verlobte sagen?“, setzte er dann leise hinzu. Seufzend machte er seine Eintragung.

Am folgenden Vormittag machten Susan und ihre Mutter den geplanten Einkaufsbummel, nahmen noch eine Zeitung mit. Susan las eine Notiz auf der ersten Seite, ziemlich weit unten.

Verwundetentransport überfallen! Neuer Beweis für die Bösartigkeit der Rebellen! stand dort.

„Nicht zu fassen!“, entfuhr es ihr. „Nicht mal vor Verwundeten machen diese Banditen halt!“, empörte sie sich weiter. „Verlustliste Seite drei“, las sie vor, schlug die Seite aus lauter Neugier um – und geriet plötzlich ins Wanken.

„Nein!“, schrie sie auf. „Nein! Das muss ein Irrtum sein!“

Sie ließ die Zeitung fallen und drohte, in Ohnmacht zu fallen. Ein zufällig vorbeikommender Soldat konnte die junge Frau gerade noch stützen.

„Oh, Gott, Susan, was hast du denn, Kind?“, fragte ihre Mutter erschrocken.

„Sieh mal die Liste auf Seite drei. Sag mir, dass ich nicht mehr lesen kann, Mama.“

Gwendolyn hob die Zeitung auf, während der freundliche Helfer Susan zur nächsten Veranda trug und sie dort absetzte. Ihre Mutter ordnete kurz die Blätter, dann fand sie die Seite mit der Verlustliste.

„Bennett, Robert, Captain, 7th US-Cavalry – vermisst, wahrscheinlich gefallen!“, las sie halblaut. „Um Gottes Willen!“, keuchte sie dann, als sie die ganze Tragweite dessen begriffen hatte, was in der dürren Notiz steckte. Langsam ging sie zu ihrer verzweifelt weinenden Tochter hin.

„Entschuldigen Sie meine Neugier, Ma’am, was hat die junge Lady?“, erkundigte sich der Soldat, der Susan eben gestützt hatte.

„Sie hat gerade erfahren, dass ihr Verlobter vermisst wird und vermutlich gefallen ist“, erklärt Gwendolyn leise.

„Mein Mitgefühl, selbst wenn es ein Rebell sein sollte, Ma’am“, sagte der Soldat.

„Beleidigen Sie nicht noch meinen künftigen Mann!“, fuhr Susan wutschnaubend auf. „Einen besseren Anhänger der Union werden Sie unter der Sonne kaum finden!“, fauchte sie den erschrockenen Soldaten an. Gwendolyn umarmte sie und beruhigte sie. Susan sackte wieder in sich zusammen und weinte nur noch.

„Entschuldigung, Trooper. Sie hat einen schweren Schock. Wären Sie so nett, mir zu helfen, sie nach Haus zu bekommen?“, bat die Mutter sanft.

„Ja, gewiss, Ma’am. Wer ist denn der Verlobte der jungen Dame?“

„Captain Robert Bennett.“

„Heavens! Das wird meinen Colonel treffen wie ein Keulenschlag. Mein Name ist Sanderson. Ich bin der Bursche von Colonel Bennett.“

„Bitte, Mr. Sanderson, bringen Sie es dem alten Herrn schonend bei“, bat Gwendolyn.

„Ich tue mein Möglichstes, Ma’am“, versprach Sanderson.

Dr. Craig verordnete seiner Nichte Beruhigungsmittel und Schlaf. Doch in der Nacht schreckte sie hoch, weil sie Geräusche auf der Straße gehört hatte und geglaubt hatte, Robert käme heim. Es war ein Trugschluss. Unten auf der Straße hatten sich nur zwei Soldaten etwas lauter unterhalten. Verschlafen machte die junge Frau Licht. Noch einmal las sie den Artikel durch, den sie sich weinend aus der Zeitung ausgeschnitten hatte, ebenso die Verlustliste. Dann nahm sie Roberts Orden aus der Nachttischschublade.

„Wenn sie mich schnappen, reiße ich aus. Das verspreche ich dir“, glaubte sie Roberts leise Stimme zu hören.

„Du hast es ja fast herbeigeredet, Liebling“, seufzte sie, als könne Robert durch den Orden hören, was sie sagte. „Vermisst – *wahrscheinlich* gefallen“, brummelte sie vor sich hin. „Wie sind sie darauf nur gekommen,

wenn er einfach nicht mehr da war? Und *wahrscheinlich* heißt doch so viel wie: ‚Wir sind nicht ganz sicher'! Ich sollte mit dem Redakteur sprechen", murmelte sie. Sie legte Zeitungsausschnitte und Orden wieder in die Schublade, löschte das Licht.

„Bobby, wo immer du jetzt bist, was immer du vorhast: Sei bitte nicht unvorsichtig. Heiliger Christophorus, gib Acht auf ihn. Ich glaube nicht, dass er tot ist, bis ich vor seinem Grab stehe."

Am folgenden Morgen suchte sie die Druckerei auf, in der die Zeitung hergestellt wurde und bat um ein Gespräch mit dem Redakteur. Der Drucker lächelte die junge Frau freundlich über den Rand der runden Nickelbrille an.

„Den haben Sie vor sich Miss. Ich bin der Inhaber, Chefredakteur, Reporter und Drucker dieses Blattes in einer Person. Gestatten: Isaac Green", sagte er. Susan nickte, nahm den Zeitungsausschnitt aus ihrer Handtasche und zeigte ihn dem Mann an der Presse.

„Diese Verlustliste haben Sie gestern veröffentlicht. Sie bezeichnen darin Captain Bennett als vermisst, wahrscheinlich gefallen. Ich hätte gern gewusst, wie Sie zu dieser Einschätzung kommen, Mr. Green", bat sie um Auskunft.

„Das ist nicht *meine* Einschätzung, Miss. Ich bekomme die Verlustlisten aus dem Fort Donelson und drucke sie lediglich ab. Nur der Artikel, der dazu in meinem Blatt stand, ist von einem meiner Korrespondenten", antwortete Green.

Im selben Moment öffnete sich die Tür und ein Offizier in Unionsuniform trat ein.

„Aber Sie haben Glück, Miss. Da kommt gerade Lieutenant Graham, der mir die Verlustlisten immer bringt", stellte Green vor.

„Guten Tag, Miss Craig. Es tut mir sehr Leid für Sie", sagte Graham mit ehrlichem Bedauern, als er Susan erkannte.

„Danke, Mr. Graham. Es hat mich wie ein Blitz getroffen, das dürfen Sie mir glauben. Aber bitte – wie sind Sie darauf gekommen, Robert könnte tot sein, obwohl er einfach nur nicht mehr zu finden war?", fragte Susan dann. Steve Graham holte tief Luft, seufzte.

„Wir haben es uns nicht leicht gemacht, mit dieser Angabe, Miss Craig. Sein Vater hat die Liste nur schweren Herzens unterschrieben", erwiderte er.

„Das erklärt mir immer noch nicht den Grund, weshalb Sie annehmen, mein Verlobter sei gefallen“, bohrte Susan unnachgiebig weiter.

„Nun, Robert ist ein Soldat, der in bestimmten Situationen an Unvernunft grenzend tapfer ist. Sergeant Carlsson hat Captain Kossmann berichtet, dass Captain Bennett mit etwa sechzig Mann zurückgeblieben ist, um angreifende Rebellenkavallerie von seinem Verwundetentransport fernzuhalten. Soweit ich meinen Freund Robert kenne, *ist* das so eine Situation, in der er wie ein Löwe kämpft, ungeachtet dessen, was ihm selbst passieren kann. Hinzu kommt, dass von sechzig Mann vierzig mausetot sind. Wir haben nur Tote gefunden. Wir müssen aber davon ausgehen, dass es auch Verwundete gegeben hat; die sind aber nicht mehr am Ort des Geschehens gewesen. Daraus folgt, sie müssen in Gefangenschaft geraten sein. Robert hat sich bestimmt nicht ergeben, ohne kampfunfähig zu sein. Wir nehmen deshalb an, dass er verwundet war. In Anbetracht der medizinischen Lage der Konföderation können wir ihm dann keine Überlebenschance einräumen“, erklärte Graham mit traurigem Lächeln. „Immerhin sind Sie nicht bei ihm, um ihn zu pflegen, Miss Craig“, setzte er dann hinzu.

„Es sind also nur Spekulationen, Lieutenant Graham“, fasste Susan kurz zusammen. „Für mich besteht dann immer noch die Hoffnung, dass Sie sich geirrt haben, Mr. Graham. Danke.“

Als Susan heimging, war für sie klar, dass sie warten würde, bis über Roberts Schicksal Gewissheit herrschte.

Währenddessen war Robert unfreiwillig wieder auf dem Weg Richtung Süden. Gleich am Tag nach seiner Gefangennahme hatte man ihn von seinen Leuten getrennt. General Forrest hielt es für besser, den Yankeeoffizier sicher zu verwahren und ließ ihn nach Camp Virgil in der Nähe von Atlanta in Georgia bringen, etwa dreihundertzwanzig Meilen Luftlinie südöstlich von Johnsonville/Tennessee entfernt. Die Gegend war konföderiertes Kernland, noch nie von Yankeefüßen während dieses Krieges betreten – abgesehen von den Gefangenen, die dorthin gebracht wurden. Der schwer bewachte Gefangenentransport, dem noch vier weitere Unionsoffiziere angehörten, erreichte am 8. August Camp Virgil. Robert durfte nicht daran denken, dass er an diesem Tag eigentlich in Fort Donelson mit Susan vor dem Traualtar beim Feldkaplan stehen wollte, wenn er nicht in Tränen der Verzweiflung ausbrechen wollte. Es kostete ihn viel Beherrschung.

Während des Transports hatte er bemerkt, dass First-Sergeant Conover, der die Gefangenen mit etwa fünfzig Mann eskortierte, kein übler Bursche

war. Unter anderen Umständen hätte der Schiffer sicher sein Freund sein können. Soweit es möglich war, hatte Conover – immer unter herben Flüchen gegen die Yankees – seinen Gefangenen die Reise erleichtert. Es gab Momente, in denen Captain Bennett fast nicht glauben konnte, einen echten Dixie vor sich zu haben, so locker scherzte Conover mit seinen *Fahrgästen*, wie er die ihm anvertrauten Gefangenen oft nannte.

Das Palisadentor des Lagers krachte hinter dem gut bewachten Wagen wieder zu – dahinter bot sich ein trauriges Bild von unter freiem Himmel eingepferchten Gefangenen und einer großen Anzahl von massiven Holzbaracken.

„Klappt die Schnäbel wieder zu, Yankeeboys, das sind Leute, die auf den Weitertransport warten. Ihr bleibt hier!“, lachte Conover, als er die entsetzten Gesichter der fünf Gefangenen auf seinem Wagen sah.

Der Wagen mit den Gefangenen fuhr vor ein gemauertes Gebäude, hielt an. Die Wachmannschaft trieb die Gefangenen vom Wagen, der Wagen wurde weggefahren, einer der Posten verschwand kurz in dem Gebäude und kehrte mit einem einbeinigen Offizier zurück, der die drei Sterne des Colonels auf dem hellblauen Kragen der Infanterie trug. Robert sah sich verstohlen um. Die Konföderierten im Lager waren aus allen möglichen Waffengattungen zusammengewürfelt, doch der Hauptanteil wurde von Infanteristen gestellt. Auffallend war, dass die meisten Offiziere, die sichtbar waren, in irgendeiner Weise versehrt waren. Meist fehlte ein Arm oder ein Bein.

‚Hoffentlich komme ich hier wieder lebend ‘raus!’, durchzuckte es den jungen Captain. ‚Die dürften uns Yanks mit jeder Faser ihres Daseins hassen’, mutmaßte er in Gedanken.

Der Colonel kam auf Unterarmgehstützen die drei Stufen zum staubigen Platz herunter.

„Guten Tag, Gentlemen“, begrüßte er die neuen Gefangenen. „Mein Name ist McNeal, Colonel Miles McNeal. Ich bin der Kommandant dieses Lagers. Wir behandeln unsere Gefangenen hier anständig. Sie werden die gleichen Rationen bekommen, die auch die Wachmannschaften erhalten, was nicht heißt, dass es viel wäre, aber die Blockade lässt nicht mehr zu. Im Gegensatz zu anderen Lagern haben Sie hier feste Quartiere. Schätzen Sie sich also glücklich, dass Sie nach Camp Virgil gekommen sind und nicht irgendwo anders hin, wo Sie vielleicht in Erdhöhlen hausen müssen, sich die Wachen den Bauch voll schlagen und Sie hungern müssten. Doch ich warne Sie: Falls Sie das Weite suchen wollen, werden wir Sie finden und

wieder einfangen. Strafe bleibt dann naturgemäß nicht aus. Versuchen Sie es also gar nicht erst. Nur zur Warnung: Wir befinden uns hier in einem sumpfigen Gebiet, dass man besser nicht zu durchqueren versucht, wenn man die Passagen nicht kennt. Unser vordringliches Interesse ist es, Sie von weiteren Kämpfen fernzuhalten. Uns interessiert es nicht, wie viel Yankees noch kommen, wir werden sie schon aufhalten. Verhöre gibt es deshalb hier nicht. Genießen Sie die Pause, Gentlemen“, sagte McNeal so laut, dass es alle Neuankömmlinge hören konnten. Dann stemmte er sich von einem zum anderen, sah sich die Gefangenen genau an.

Vor Bennett blieb er stehen.

„Ihr Name, Captain?“, fragte der Colonel.

„Robert Christopher Bennett, 7th US-Cavalry, Schwadron C“, stellte Robert sich korrekt vor.

„Wo wurden Sie gefangen genommen?“

„Ein paar Meilen westlich von Johnsonville in Tennessee“, gab Bennett Auskunft.

„Bei welcher Gelegenheit?“

„Ich habe einen Verwundetentransport kommandiert, der von Ihrer Kavallerie überfallen wurde“, erwiderte Robert. McNeal nickte und stemmte sich zu Roberts Nachbarn. Jeden fragte er nach Namen, dem Ort und der Gelegenheit der Gefangennahme.

„Sollten Sie Grund zur Klage haben, Gentlemen, wenden Sie sich an mich. Sie erreichen mich hier in diesem Gebäude. Sergeant Lyman, die Herren bekommen ihre Quartiere zugewiesen und sollen sich mit dem Lager vertraut machen. Nehmen Sie den Männern die Fesseln ab, sobald sie ihre Unterkünfte haben“, wies McNeal einen der Posten an und humpelte in sein Dienstgebäude zurück.

Die Gefangenen konnten sich innerhalb des Lagers frei bewegen, wurden aber dabei ständig bewacht. Nur auf den Latrinen sahen die Wachen nicht ganz so genau nach ihren Bewachten. Drei Tage später hatte Robert sich das Lager sehr genau angesehen und festgestellt, dass das Camp offenbar auf einer felsigen Insel in einem großen Sumpf lag. Dem Gefangenenlager war ein Steinbruch angeschlossen, in dem aber zu Roberts Überraschung nicht allzu viele Gefangene in blauen Uniformen arbeiteten. Er drehte sich zu dem Posten um, der ihn auf allen Wegen im Lager begleitete.

„Was sind das für Leute, Corporal?“, fragte er.

„Strafgefangene, Yankee. Gewöhnliche Kriminelle, die vom Staatsgefängnis von Atlanta hierher zur Zwangsarbeit gebracht werden“, gab der Posten Auskunft.

„Und die Blauröcke?“, hakte Robert nach.

„Ausreißer, die wir wieder eingefangen haben. Wiederholungstäter.“

Sobald er sich über die Örtlichkeit ungefähr im Klaren war, entwarf Robert sich einen Fluchtplan. Er hatte Susan versprochen auszubrechen und gedachte, dies Versprechen zu halten. Robert hatte festgestellt, dass es einen nur oberflächlich überwachten Ausgang zum Steinbruch gab. Er wartete eine dunkle Nacht ab und schlich sich an den Palisaden entlang zu dem bewussten Ausgang. Das Tor war nicht einmal verschlossen.

‚Selbst schuld!’, dachte der Captain, öffnete das Tor und robbte durch den Steinbruch davon. Doch als er über die steile Felskante zum Sumpfbach absteigen wollte, knackte es hinter ihm metallisch.

„Halt! Wer da?“, rief eine Stimme aus dem Dunkel. Bennett drückte sich erschrocken dicht an den Felsen und wagte kaum zu atmen.

„Sonny, mach’ Licht! Hier schleicht irgendwer herum!“, rief der Wächter erneut.

Soweit Robert es im Dunkel fühlen konnte war zwischen ihm und dem Wächter wohl ein Felsenvorsprung. Doch als die Blendlaterne aufflammte, erkannte Bennett seinen Irrtum: Der Wächter stand fast genau vor ihm. Leise hatte er sich zu dem Vorsprung vorgearbeitet.

„Sieh an! So spät noch unterwegs? Das ist aber gar nicht gesund, Yankee“, grinste der Wächter. Bevor der Mann noch den Hahn seines Gewehrs spannen konnte, sprang Robert wie ein Puma vor, riss den Posten zu Boden und rang mit ihm. Die Lampe fiel zu Boden und verlosch wieder. Doch die Rauferei blieb nicht unentdeckt. Drei oder vier andere Lampen flammten auf, mehrere Wächter stürzten in den Steinbruch. Nur Sekunden später war Robert überwältigt. Drei Mann hatten ihn fest im Griff. Der Posten, der ihn entdeckt hatte, rappelte sich vom staubigen Boden hoch, klopfte sich die Uniform grob ab.

„Du hast Pech, Yankee. Der Colonel ist nicht hier. Und *ich* kann Yanks einfach nicht ausstehen“, grinste der Posten schief. „Haltet den Kerl gut fest, Jungs!“

Damit holte der Wächter aus und schlug mehrfach brutal zu, traf den Ausreißer sowohl oberhalb wie unterhalb der Gürtellinie und ließ nicht eher locker, bis der Gefangene sich nicht mehr rührte und zwei seiner Kamera-

den ihn daran hinderten, noch einen Stein zu nehmen, um Robert zu erschlagen.

„Schafft ihn wieder in sein Quartier!“, keuchte der Posten dann, als er aus dem Gewaltrausch wieder erwachte.

Am Morgen brachte ein Wächter den immer noch ohnmächtigen Gefangenen mit einem Eimer kalten Wassers wieder zu sich. Prustend kam Robert hoch und schüttelte sich.

„Guten Morgen, Captain Bennett“, hörte er die Stimme des Colonels.

„Danke, einen *guten* Morgen stelle ich mir anders vor!“, versetzte Robert mühsam, weil seine linke Kinnbacke durch die Schläge vom Vorabend noch stark geschwollen war. Er hatte das Gefühl, keinen heilen Knochen mehr im Leib zu haben.

„Man hat mir berichtet, Sie hätten gestern Nacht ausbrechen wollen, Captain“, sagte McNeal. Robert sah den Lagerkommandanten an, soweit sein verschwollenes rechtes Auge das zuließ.

„Ja, stimmt“, gab er unumwunden zu.

„Schade, dass es Ihnen bei uns nicht gefällt, Captain. Haben Sie Grund zur Klage?“, erkundigte sich der Colonel. Robert schüttelte den Kopf und spürte Schmerzen im Nacken.

„Nichts gegen Ihr Lager, Sir, aber Freiheit ist noch besser“, erwiderte der Gefangene.

„Sie sind ehrlich, Captain, das rechne ich an. Sergeant, der Mann wird fünf Tage bei Wasser und Brot in den Dunkelpferch gesperrt. Vielleicht sieht er dann ein, dass er es hier besser hat.“

Nur eine halbe Stunde später schloss sich hinter Robert die massive Holztür des Dunkelpferches. Zunächst war es absolut finster in dem kaum vier Squareyard kleinen Gefängnis. Selbst die Luftschlitze unter dem Hüttendach waren abgedunkelt, indem man sie von außen mit schwarzem Stoff bespannt hatte. Nach einiger Zeit hatten sich Roberts Augen so an die Dunkelheit gewöhnt, dass er bemerkte, dass trotz der überlappend eingesetzten Bretter noch ein klein wenig Licht durch wenige Ritzen schien. Resigniert setzte Bennett sich auf den blanken Boden der Hütte und überließ sich wenig später dem Schlaf, der ihm fehlte. Fünf Tage lang blieb er in dem finsteren Gefängnis, bekam lediglich Wasser und Brot. Dann ließ man ihn wieder in die relative Freiheit des Lagers hinaus.

Doch schon bald schmiedete er erneut Fluchtpläne. Es war inzwischen September geworden. Neue Gefangene wurden eingeliefert. Unter den Neuen erkannte Robert Rodney Ellison, den Lieutenant der D-Schwadron, der schon seit der Schlacht bei Malvern Hill vor mehr als einem Jahr in Gefangenschaft war. Colonel McNeal ließ es zu, dass Ellison in Robert Bennetts Baracke kam. Kaum zusammen, beschlossen die beiden Männer, die schon früher Freunde gewesen waren, gemeinsam auszureißen. Der Steinbruch schied nicht zwangsläufig aus, aber es war notwendig, eventuell einen der Posten niederzuschlagen.

In einer Neumondnacht, ziemlich genau einen Monat nach seinem ersten Fluchtversuch, unternahm Robert mit Rodney einen erneuten Ausbruch. Zwei Wächter im Steinbruch waren nicht schnell genug und gingen unter wuchtigen Hieben bewusstlos zu Boden.

„Nimm dir das Gewehr, Rod. Ich nehme den Revolver“, flüsterte Robert dem Mitausreißer zu. Mit Hilfe eines Seils ließen sie sich zum Sumpfbach hinunter und versteckten sich zunächst im Unterholz des Sumpfgebietes, das Camp Virgil umgab. Als es hell wurde, eilten sie dann in Richtung Norden durch den Sumpf davon, immer darauf achtend, nicht in eines der Sumpflöcher zu treten.

„Hast du eine Ahnung, wo wir hier hinkommen?“, fragte Ellison.

„Wenn ich die Karte im Büro von McNeal richtig im Gedächtnis habe, kommen wir hier an den Allatoona Lake. In Cartersville am Nordostufer können wir uns vielleicht etwas anderes zum Anziehen beschaffen. So fallen wir auf wie bunte Hunde“, erwiderte Robert.

Nach einigen Stunden hatten sie den See erreicht. Im Schutz einiger Büsche ruhten sich die flüchtigen Offiziere eine Weile aus. Plötzlich fuhr Rodney auf.

„Verdammt! Die Hunde müssen unsere Spur entdeckt haben!“, sagte er. Von beiden Seiten hörten sie Hundegebell, das langsam näher kam.

„Schlechte Karten“, schnaufte Robert. „Sie kommen von beiden Seiten am Ufer lang. Uns hilft nur noch Schwimmen. Der See ist nicht besonders breit. Wir könnten es vielleicht schaffen, vor ihnen am anderen Ufer zu sein. Los, komm!“

Die Flüchtlinge warfen sich ins Wasser und beeilten sich, aus der Reichweite möglicher Schützen zu kommen, die irgendwo am Ufer waren. Tatsächlich peitschten Schüsse auf. Bennett und Ellison tauchten weg und schwammen einige Yards unter Wasser. Doch als sie wieder auftauchten,

schossen die Verfolger am Ufer sofort wieder. Wieder tauchten die beiden Nordstaatler ab. Als sie wieder hochkamen, war am Ufer nichts mehr von den Verfolgern zu sehen.

„Ob sie's aufgegeben haben?", fragte Ellison hoffnungsvoll. Robert sah ihn zweifelnd an, während er sich mit ruhiger werdenden Schwimmstößen zum nordwestlichen Ufer arbeitete.

„Wenn sie mich so oft eingefangen hätten wie dich, hätte ich Zweifel, Rod", grinste er in Anspielung darauf, dass Ellison schon zum sechsten Mal ausgebrochen war. Sie waren jetzt nur noch wenige Yards vom Nordufer entfernt.

„Ich glaube, ich kann wieder stehen", sagte Ellison und richtete sich auf. Er war gerade aufgestanden, als vom Nordufer Schüsse krachten. Rodney griff sich an die Brust, schrie noch einmal auf und fiel tödlich getroffen in die Fluten des Sees zurück. Am Ufer sprangen gut ein Dutzend schwer bewaffnete Konföderierte aus dem Gebüsch. Schussbereite Gewehre zielten auf den noch im Wasser befindlichen Robert.

„Komm 'raus, du elende Ratte!", fauchte es vom Ufer. Robert stand mit erhobenen Händen auf. Er sah ein, dass er nicht die geringste Chance hatte, jetzt noch zu entkommen. Der Posten, der ihn bei seinem letzten Ausbruchsversuch zusammengeschlagen hatte, grinste mit einem Anflug von Sadismus.

„Am liebsten würde ich dir das Fell über die Ohren ziehen, aber der Colonel hat mir leider ausdrücklich befohlen, dich lebend ins Lager zurückzubringen. Du darfst dich auf einen schönen Fußmarsch freuen. Von Reiten oder Fahren hat er nämlich zum Glück nichts gesagt."

Die Wächter fesselten Robert, der führende Corporal nahm ihn an einem Seil, das er um sein Sattelhorn knotete und trabte an. Auf dem Weg zurück stürzte Robert mehrfach, wurde jeweils einige Dutzend Yard mitgeschleift. Als die Wächter mit ihrem Gefangenen wieder in Camp Virgil eintrafen, war es finstere Nacht. Robert war völlig erschöpft und brach bewusstlos zusammen.

Beim Frühappell des nächsten Tages wurde Captain Bennett dem Lagerkommandanten vorgeführt. Colonel McNeal schüttelte betrübt den Kopf.

„Captain Bennett, Sie machen mir große Sorgen. Meine Aufgabe ist es, Sie hier zu behalten, bis die Kampfhandlungen eingestellt werden. Sie ha-

ben keine Chance hier zu entwischen. Sehen Sie es ein und freuen Sie sich, dass der Krieg für Sie vorüber ist“, mahnte McNeal.

„Sir, das werde ich nicht tun können, denn ich habe einen Eid geleistet, den ich nicht brechen werde. Als Offizier bin ich verpflichtet, jede Chance zu nutzen, mich der Gefangenschaft zu entziehen“, erwiderte Robert müde, aber kühl. McNeal trat nahe an ihn heran.

„Ich muss zugeben, dass ich bewundere, wie stur Sie sind, Captain. Wurden Sie ordentlich behandelt?“

„Wie man eben einen Ausreißer behandelt, wenn man ihm zeigen möchte, wer der Herr im Hause ist. Von ein paar Würgemalen am Hals, einigen Hautabschürfungen und blauen Flecken abgesehen werde ich wohl keine Schäden behalten“, versetzte Robert mit nicht zu überhörendem Sarkasmus.

„Würden Sie das bitte präzisieren, Captain?“, forderte McNeal ihn auf.

„Ihre Soldaten haben ohne Anruf geschossen, Lieutenant Ellison getötet ohne ihm die Chance zu geben, zu kapitulieren; mich hat man recht grob gefesselt und mit einem Strick um den Hals neben dem Pferd traben lassen. Wenn ich hingefallen bin, hat mich der Gaul halt ein Stück mitgeschleift, bis ich schon blau anlief. Erst dann hat Ihr Corporal angehalten und mich wieder auf die Füße gestellt“, erklärte Bennett äußerlich ruhig, innerlich vor Wut bebend. Colonel McNeal sah ihn verblüfft an.

„Ich erwarte nicht, dass Sie mir das abnehmen, Sir, auch wenn es den Tatsachen entspricht. Ich bin eben nur ein Yankee“, setzte der Gefangene hinzu. Colonel McNeal hinkte zu seinem Schreibtisch und klingelte. Eine Ordonnanz erschien.

„Sir?“

„Holen Sie Corporal Carter her, Ordonnanz!“, befahl McNeal.

Carter erschien wenige Minuten später.

„Corporal Carter, Sie haben diesen Gefangenen zurückgebracht?“, fragte McNeal – in Anwesenheit Bennetts. Carter nickte stolz.

„Ja, Sir.“

„Sie haben den zweiten Ausreißer erschossen oder erschießen lassen?“, hakte der Colonel weiter.

„Ja, Sir“, gab Carter unumwunden zu.

„Warum?“

„Bitte, Sir?“

„Ich habe Sie etwas gefragt! Antworten Sie Mann!“, knurrte McNeal.

„Es sind Yankees, Sir. Ich hatte keinen Befehl, die Ausreißer erst anzurufen“, antwortete Carter.

„Hatten Sie Befehl *ohne* Anruf zu schießen?“, fragte der Kommandant scharf.

„Nein, Sir.“

„Hatten Sie Befehl, den Überlebenden hierher zu Fuß laufen zu lassen? Mit einem Strick um den Hals? Hatten Sie Befehl, ihn gegebenenfalls hierher zu schleifen?“, fragte der Colonel weiter. Carter wurde hochrot.

„Nein, Sir“, sagte er kleinlaut.

„Mr. Carter, ich bestrafe Sie wegen Gefangenenmisshandlung mit zehn Stunden Strafexerzieren. Sergeant Conover: Sie überwachen, dass Corporal Carter noch heute die ersten drei Stunden dort abexerziert, wo die Gefangenen es sehen können. Ich dulde keine Misshandlung der mir anvertrauten Kriegsgefangenen. Wegtreten, Corporal!“, verkündete McNeal sein Urteil. Carter salutierte mit eisiger Miene und hochrotem Kopf. McNeal sah den Gefangenen an.

„Das zur Gefangenenmisshandlung. Hartnäckiges Ausreißen ist ebenfalls zu bestrafen. Captain Bennett, ich bestrafe Sie mit zehn Tagen Dunkelhaft bei Wasser und Brot und anschließender vierwöchiger Zwangsarbeit im Steinbruch. Damit Sie mir nicht wieder davonlaufen, werden Sie eine Fußfessel erhalten. Legt ihn in Ketten!“

Kapitel 20

Rettungsaktion

Colonel McNeal war ein ordentlicher Mann, der die Namen seiner Gefangenen an das Oberkommando der konföderierten Armee meldete und darum bat, die Angehörigen seiner Gefangenen über deren Verbleib zu unterrichten. Er hatte mit dieser Praxis begonnen, als er selbst darüber informiert wurde, dass sein jüngster Sohn Sean bei Sharpsburg in Gefangenschaft geraten war. Der Kommandant des Unionsgefängnisses, in dem Sean saß, hatte sich dies zur Gewohnheit gemacht. Für McNeal war es eine große Erleichterung, zu wissen, dass sein Sohn lebte. Vor dieser Nachricht hatte er drei Wochen lang keine Ahnung gehabt, was mit seinem Jungen, kaum sechzehn Jahre alt, überhaupt geschehen war, weil Sean nach einem Angriff vermisst wurde. Weil McNeal deshalb gut die Empfindungen anderer Angehöriger nachvollziehen konnte, hatte er mit seinen Listen begonnen. Die Gefangenenlisten von Colonel McNeal gingen zunächst zum Confederate Provost Department in Richmond, von dem eine Abteilung für den Gefangenenaustausch zuständig war. Von dort sollten sie an die in Washington zuständigen Behörden des Nordens weitergeleitet werden.

Beim Provost Department arbeitete inzwischen auch Philip Bennett, der Militärstaatsanwalt für den Bereich Tennessee geworden war, das seitens der Konföderation selbstverständlich noch zum Staatsgebiet gerechnet wurde, wenn dort auch seit eineinhalb Jahren große Teile von Unionstruppen beherrscht wurden. Nur der Südosten Tennessees, etwa südöstlich der Linie Lawrenceburg – Sparta – Cumberland-Gap wurde noch von den Konföderierten kontrolliert. Und das Einflussgebiet nahm fast täglich ab, auch wenn der Juli des Jahres 1863 speziell in Tennessee sehr ruhig geblieben war. Selbst jetzt, Mitte September, war in Tennessee weitgehende Ruhe. Aber die Ruhe war trügerisch.

Zu diesem Zeitpunkt führte Philip Ermittlungen wegen eines verschwundenen Goldtransportes. Pikant daran war, dass sein Schwager Yancey Morrows mit seiner Schwadron den Transport eskortiert hatte und mitsamt dem Gold verschwunden war. Der Transport war für Decatur in Alabama bestimmt und war von Murfreesboro/Tennessee abgesandt worden,

kurz bevor die Truppen des Unionsgenerals Rosecrans die Stadt eingenommen hatten und von dort eine Expedition nach Südosten in Richtung südliche Grenze der Appalachian Mountains unternommen hatte. Alles war möglich. Sowohl das Abfangen des Transportes durch Yankees als auch, dass die Begleitmannschaft das Gold unterschlagen hatte. Die erstere Spur hatte man durch Spione verfolgen lassen – und hatte den Verdacht nicht bestätigt gefunden. Nun ermittelte Philip – mit gewissem Widerwillen, wie er sich eingestand – gegen Yancey und seine Leute. In keinem Yankeegefängnis war einer von ihnen aufgetaucht, aber auch innerhalb der Konföderation fehlte jede Spur von der gesamten Schwadron

Am Morgen des 16. September 1863 kam eine Ordonnanz in Philips Büro.

„Guten Morgen, Sir. Die neuen Verlustlisten sind eben erschienen. Möchten Sie ein Exemplar?“

„Ja, danke, Ordonnanz.“

Der Ordonnanzsoldat legte mehrere frisch gedruckte Seiten auf den Schreibtisch.

„Oh, da fällt mir noch etwas ein, Sir. Ich habe eben die neueste Gefangenenliste gesehen. Ich glaube, ich habe Ihren Namen gesehen. Putzig, was?“, grinste der Soldat. Philip wurde bleich.

„Das ist überhaupt nicht putzig, Ordonnanz!“, versetzte Philip. „Geben Sie mir bitte auch ein Exemplar davon“, wies er den Ordonnanzsoldaten an. Mit roten Ohren händigte der Soldat Philip eine Liste aus. Eilig suchte Philip nach dem Namen.

„Ordonnanz, stellen Sie bitte umgehend fest, ob dieses Jahr noch ein Austausch geplant ist“, sagte er zu dem Soldaten, der salutierte und aus dem Zimmer lief.

„Bobby in Gefangenschaft. Mein Gott!“, entfuhr es Philip als er allein war. „Hoffentlich geht es ihm gut. Wenigstens ist er in Camp Virgil!“

Der Ordonnanzsoldat kam zurück und teilte mit, dass noch ein Austausch für Oktober geplant war.

„Ordonnanz, melden Sie mich bitte bei Colonel Brown an. Ich muss dringend mit ihm sprechen“, wies er den Ordonnanzsoldaten an. Colonel Howard Brown stand der Abteilung des Confederate Provost Department vor, die die Austausche vorbereitete und durchführte. Die Ordonnanz verschwand und kam wenig später mit der Meldung wieder, dass Colonel

Brown den Major Bennett erwarte. Philip eilte sofort in den nächsthöheren Stock, wo Brown sein Büro hatte.

„Guten Morgen, Major Bennett. Was kann ich für Sie tun?“, fragte Colonel Brown.

„Vielleicht können Sie mir behilflich sein, Sir. Ich habe heute Morgen die neueste Gefangenenliste bekommen und festgestellt, dass mein Bruder unter den Gefangenen ist. Wäre es möglich, ihn beim Oktoberaustausch zu berücksichtigen?“, fragte Philip. Brown sah Philip einen Moment verwirrt an.

„Major, wir haben leider keinen unmittelbaren Einfluss darauf, wen die Yankees wieder ‘raus lassen“, sagte er. Philip lächelte schief.

„Sir, ich bin nicht im Süden geboren. Mein Bruder ist Yankee. Er ist bei Johnsonville in Gefangenschaft geraten und sitzt jetzt in Camp Virgil“, gab Philip zu bedenken.

„Was ist Ihnen wichtiger, Major: Dass wir den Krieg gewinnen oder, dass Ihr Bruder weiter gegen uns kämpfen kann?“, fragte Brown scharf.

„Blut, Sir, ist dicker als Wasser. Ich kämpfe gegen die Yankees, aber das heißt nicht, dass ich meinen kleinen Bruder in die Hölle wünsche“, erwiderte Philip kühl. „Es böte sich an, ihn gegen einen in Vicksburg auf Ehrenwort entlassenen Captain unserer Armee auszutauschen“, schlug er dann vor.

„Sie haben meine Frage nur halb beantwortet, Major, aber ich kann Sie verstehen. Wen meinen Sie in Vicksburg?“

„Mein alter Schwadronskamerad Martin Moore hat in Vicksburg die Stadtverteidigung mit organisiert, hat ein Kommando als Captain bekommen und wurde nach dem Fall der Stadt auf Ehrenwort entlassen. Er könnte aber wieder ein Kommando übernehmen, wenn er gegen einen gleichrangigen Unionsoffizier ausgetauscht wird. Ich denke, es wäre im Sinne der Konföderation, einen so ausgezeichneten Offizier wie Captain Moore wieder in unsere Verteidigungsbemühungen einrechnen zu können“, erklärte Philip.

„Bringen Sie es fertig, Moore hierher zu holen?“, fragte Brown.

„Wenn seitens der Yankees freies Geleit versprochen wird, sehe ich kein Problem“, gab Philip zurück.

„Gut. Ich schreibe heute noch nach Washington und setze Captain Bennett auf meine Austauschliste. Informieren Sie bitte Captain Moore und Colonel McNeal.“

„Danke, Sir.“

Fern davon, in Vicksburg, erhielt Thomas Craig, der mit seiner Schwadron noch immer dort war, einen Brief seiner Schwester, in dem Susan ihm mitteilte, dass Robert vermisst wurde, seit sein Verwundetentransport bei Johnsonville überfallen worden war. Tom war tief betroffen, dass sein Freund wohl in Gefangenschaft war; so sehr, dass es auch Martin Moore auffiel, mit dem er sich an diesem Abend traf.

„He, Tom, was ist mit dir?“, fragte Martin besorgt, als Thomas ihn am Abend in seinem inzwischen wieder hergerichteten Haus besuchte.

„Frag’ lieber nicht was mit *mir* ist, sondern, was mit Bobby ist“, seufzte Tom tief.

„Tot?“, erkundigte sich Moore besorgt. Tom zuckte mit den Schultern.

„Nein, so wie Susan schreibt, ist er wohl in Gefangenschaft geraten. In der Liste wird er als vermisst, wahrscheinlich gefallen geführt. Meine Schwester ist völlig fertig. Robert ist heimgereist, um zu heiraten. Nicht zu fassen: Kommandiert einen Verwundetentransport und der wird überfallen! Wer kommt nur auf eine so irre Idee?“, murmelte Tom. Martin hatte plötzlich ein mulmiges Gefühl in der Magengrube.

„Hat er den Transport von hier aus kommandiert?“, fragte Martin vorsichtig nach.

„Ja, mein Vater wollte ihm möglichst lange Urlaub gegen. Er sollte den Transport nach Nashville begleiten und von dort seinen Urlaub antreten“, gab Tom Auskunft.

„Nashville? Sag’ mal: Wann ist Robert abgefahren?“, hakte Moore nach.

„Am siebzehnten Juli.“

Martin sah sich vorsichtig um.

„Auf die Gefahr hin, dass du mir die Schnauze polierst: Könnte das hier seine geplante Route gewesen sein?“, fragte Moore ging zum Sekretär und nahm ein Blatt Papier heraus, das er Tom zeigte. Tom war starr vor Schreck. Er sah die Zeichnung der Strecke, die Roberts Transport hatte fahren sollen!

„Du verdammter Bastard!“, knurrte Thomas. „Du hast Robert ans Messer geliefert! Na warte!“, rief er und wollte sich auf Martin stürzen, aber Moore hielt ihn sich vom Leib.

„Halt, Tom, hör’ mir zu!“, gurgelte er. „Es war keine Absicht, ich schwör’s dir!“

„Was war es dann, verfluchter Rebell?! Robert hat dir mehr geholfen, als jeder andere!“, schrie Tom wütend. „Und zum Dank verrätst du ihn, was?“

Martin hielt Tom mühsam fest.

„Wenn du mich ausreden lassen würdest, können wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, Tom. Beruhige dich und hör mir zu“, bat Martin eindringlich.

„Und woher weiß ich, dass du nicht lügst?“, knurrte Tom.

„Das kann ich dir nicht beweisen, Tom, ich kann dich nur um dein Vertrauen bitten. Du und Robert, ihr habt so viel für mich und meine Familie getan, dass ich nie – nie und nimmer – Robert verraten hätte, wenn ich nur die leiseste Ahnung gehabt hätte, dass er diesen Transport kommandiert – selbst wenn er Gold und Edelsteine im Wert von Millionen geladen gehabt hätte. Bitte, Tom, glaub’ mir das“, erklärte Martin. Tom seufzte schwer.

„Ich würde dir gern vertrauen, Martin, aber …“, setzte er an, Martin unterbrach ihn sanftmütig:

„Dann lass’ es mich erklären, gut?“

Tom nickte.

„Einer meiner Kameraden hier in Vicksburg bekam Besuch von einem Yankeeinformanten. Den Namen kenne ich nicht, aber vielleicht kann ich ihn herausfinden. Der Informant gab ihm diese Route hier und behauptete, es handle sich um einen Goldtransport, der von hier nach Nashville geschickt würde. Mein Kamerad hat dem Informanten die Route für tausend Golddollar abgekauft und ich bekam den Auftrag, sie an Forrest zu telegrafieren“, erklärte Martin. „Hätte ich geahnt, dass das der Weg von Robert ist, hätte ich mir eher die Hand abhacken lassen, als sie an General Forrest weiterzugeben“, setzte er bekräftigend hinzu.

„Martin, du hast dein Ehrenwort gebrochen, nicht mehr gegen die Union zu kämpfen!“, grollte Tom finster.

„Tom, die einzigen Yankees, denen ich mich verpflichtet fühle, sind du und Bob Bennett. Ich werde keine Waffe in die Hand nehmen, solange ich nicht hochoffiziell ausgetauscht werde, aber ich garantiere, dass ich anderweitig für die Freiheit meines Landes kämpfen werde!“, versetzte Martin. „Genauso ruhigen Gewissens kann ich dir versprechen, dass ich gegen dich oder Robert nie bewusst kämpfen werde, egal, was passieren mag.“

Tom sah Martin eine Weile an.

„Es könnte ein Vorteil für dich sein, wenn du vielleicht ausgetauscht wirst. Möglicherweise sogar gegen Robert, denn du bist auch Captain. Du könntest immerhin ein Motiv dafür haben, Bobby um seine Freiheit zu bringen“, dachte der Nordstaatler laut nach. Martin schüttelte den Kopf.

„Wenn das meine Beweggründe wären, Tom, hätte ich andere Mittel und Wege gefunden, Robert oder dich dingfest zu machen. Nein, ein Telegramm an Forrest ist fast gleichbedeutend mit einem Todesurteil, weil Forrest meist nur Tote hinterlässt. Davon hätte ich wirklich nichts gehabt“, erwiderte Moore.

„Kommt auf den Inhalt des Telegramms an“, gab Tom zurück. Moore stand wieder auf und holte aus seinem Sekretär die handgeschriebene Depesche, an die der Telegrafenstreifen angeheftet war.

„Hier, das ist die Depesche, die ich aufgegeben habe. Ich schwöre bei Gott, dass es das Telegramm ist, das Forrest von mir erhalten hat, und dass es das einzige Telegramm ist, das ich abgesandt habe, seit Vicksburg gefallen ist.“

Tom verglich die handschriftliche Notiz mit dem Bestätigungsstreifen, in den die Nachricht in Lochschrift eingestanzt war. Sie stimmte überein.

„Gut, ich glaube dir“, sagte er leise. „Was können wir für Robert tun?“, fragte er dann.

„Ich schreibe an Philip. Er ist jetzt im Provost Department – und die sind auch für den Austausch von Gefangenen zuständig“, versprach Martin.

„Dann beeil’ dich bloß damit. Ich habe gehört, dass unsere Regierung den Gefangenenaustausch beenden will“, warnte Tom.

„Ich telegrafiere heute noch an Philip. Komm mit ins Telegrafenbüro.“

Von den Bemühungen seiner Freunde und seines Bruders, ihn aus der Gefangenschaft freizubekommen, ahnte Robert Bennett freilich nichts. Seit zwei Wochen schuftete er im Steinbruch von Camp Virgil. Die schwere körperliche Arbeit zeigte ihre Wirkung, denn die knappen Rationen lieferten nicht viel Energie. Wenn die Zwangsarbeiter abends in ihre Unterkünfte zurückgebracht wurden, waren sie am Ende ihrer Kräfte.

‚Ich stehe das keine vier Wochen durch’, dachte Robert an diesem Abend, als er erschöpft auf seiner harten Pritsche lag. ‚Ich muss hier weg. Egal, was es mich kostet, ich muss hier ‘raus, sonst überlebe ich das nicht.’

Im Halbdunkel der Unterkunft betrachtete er seine Stiefel. Sie hatten sehr gelitten, vor allem hatte ihnen der Fluchtversuch quer durch den Allatoona Lake geschadet. Immerhin hatte eine mildtätige Seele von Mitge-

fangenem, der im Zivilberuf Schuster war, die Stiefel wieder aufgearbeitet, soweit das mit den beschränkten Mitteln im Lager möglich war. Aber einen Fluchtversuch würden sie bestimmt noch überstehen. Zu Hause konnte er sich neue Stiefel beschaffen. Der linke Stiefel hatte jetzt noch deutliche Spuren der Fußfessel dazubekommen. Vermutlich würde in der nächsten Woche der Schaft abgescheuert sein, wenn er bis dahin nicht die Kettenschelle los war. Den Stiefel in der Hand, überlegte der junge Mann, was er als nächstes tun wollte. Für den folgenden Tag war eine Sprengung im Steinbruch geplant. Daraus musste sich doch eine Fluchtmöglichkeit ergeben! Der Mond ging auf und schien in die Unterkunft. Robert kam eine Idee. Er stellte den Stiefel wieder an seinen Platz und besah sich die am Pritschenpfosten angeschlossene Fußfessel, die ihm die Wache jeden Morgen an den bestiefelten Fuß schloss.

‚Sieht nicht stabil aus', dachte Bennett. Er stieg von der Pritsche und hielt die Kette der Fußfessel, an der eine schwere Eisenkugel hing, ins bleiche Mondlicht.

‚Idiot!', schalt er sich in Gedanken. ‚Du könntest längst über alle Berge sein! Das Zeug ist morsch wie trockenes Holz. Ein kleiner Schlag mit deinem Vorschlaghammer und die Kette zerbröselt zu Staub!'

Wie üblich wurden die Zwangsarbeiter bei Tagesanbruch von den Wachen geweckt, mussten sich unter Bewachung ankleiden, dann wurden die Fußfesseln geschlossen und die Zwangsarbeiter marschierten in Reih und Glied mit den Eisenkugeln in beiden Händen zum Steinbruch. Dort erst wurden die Werkzeuge ausgegeben. Robert erhielt wieder den großen Vorschlaghammer, mit dem er schon zwei Wochen arbeitete. Er achtete darauf, dass die Kette seiner Fußfessel immer über einem Stein lag, damit er rasch zuschlagen und sich von der Kugel befreien konnte. Gegen zehn Uhr blies der Trompeter ein Warnsignal. Augenblicklich ruhte die Arbeit, jeder duckte sich oder räumte seinen Platz, wenn er sich im steinschlaggefährdeten Gebiet befand. Robert gehörte zu denen, die sich zu ducken hatten. Vorsichtig hatte er sich immer weiter an die Abbruchkante herangearbeitet. Als die Sprengladung detonierte, schlug er mit dem Vorschlaghammer zweimal kräftig zu, die Kette zerbrach knapp eine Handbreit unter der Fußschelle. Mit einem beherzten Schwung warf er sich über die Abbruchkante und kletterte so schnell es ihm möglich war, die zerklüftete Felswand hinunter. Er war sicher, dass man ihn erst vermissen würde, wenn die Zwangsarbeiter am Abend in die Unterkünfte zurückgetrieben würden. In keinem Falle

würde man eher zählen, als bis sich die Staubwolke der Explosion wieder verzogen hatte. Nach aller Erfahrung waren das gut zwanzig Minuten.

An diesem Tag hatte First-Sergeant Conover die Aufsicht über die Zwangsarbeiter. Conover ließ gleich nach dem Aufklaren die Gefangenen durchzählen. Eine halbe Stunde war nach der Sprengung vergangen, als Corporal Carter ihm meldete, dass einer der Gefangenen fehle.

„Lassen Sie mich raten Carter: Bennett?“, fragte Conover. Carter nickte.

„Nehmen Sie sich Hunde, Carter, und suchen Sie den Sumpf ab!“, befahl Conover. Carter strahlte vor Freude.

„Ja, Sir!“, meldete er sich zackig ab.

„Carter, Sie denken daran, was Ihnen das letzte Mal passiert ist?“, mahnte Conover. „Schleifen Sie ihn also nicht wieder her!“, wies er den Corporal an. Carters Lächeln erlosch so schnell, wie es gekommen war.

„Ja, Sir!“, bestätigte er. Es klang sehr viel weniger enthusiastisch als die erste Meldung.

Zehn Minuten später schnüffelte eine Meute von zehn Bluthunden intensiv an den Spuren des Flüchtlings. Einer begann zu geifern und folgte trabend der Spur, die er entdeckt hatte.

„Ich glaub’, Nero hat die Spur gefunden, Sir!“, meldete einer der Trooper, die mit Corporal Carter die Suchpatrouille bildeten.

„Guter Hund, Nero, such! Such! Such den Yankee!“, feuerte Carter den Bluthund an. Das große Tier stemmte sich mit Macht gegen die massive Leine.

„Fenton, die Langleine!“, befahl Carter barsch. Trooper Fenton gab ihm eine etwa zehn Yards lange Leine aus starkem Hanf. Carter stieg vom Pferd, band die Langleine an Neros Führleine und ließ den Hund laufen und saß wieder auf. Die Meute hetzte hinterher.

„Bildet eine Kette, zwei Yards Abstand! Wir durchkämmen den Sumpf!“, befahl Carter. Die Soldaten zu Pferd schwärmten aus.

Robert war so schnell und so weit gelaufen, wie sein geschwächter Zustand es zuließ. Weder seine Kondition noch seine hohen Stiefel ließen einen Langstreckenlauf zu. Keuchend stolperte er über eine Baumwurzel, die halb in der Luft hing und stürzte. Einen Moment blieb er benommen liegen. In der Ferne hörte er Hundegebell.

‚Verdammt!', fluchte er in Gedanken. ‚Diese verdammten Viecher haben eine viel zu feine Nase! Die riechen Yankees buchstäblich zehn Meilen gegen den Wind. Viel weiter bin ich nicht vom Camp entfernt', durchfuhr es den jungen Mann. Es hatte ihm letztes Mal nichts genützt, dass er und Rodney ins Wasser gesprungen waren, um die Spuren zu verwischen. Die Verfolger hatten sie trotzdem gefunden. Schwer atmend stemmte er sich hoch und lief weiter, so schnell ihn seine müden Füße trugen. Der Mooruntergrund war nicht dazu geeignet, darauf Rennen zu veranstalten. Das Hundegebell kam rasch näher, jetzt hörte der Flüchtling schon Pferdegeschirre klirren.

‚Gib nicht auf, sonst haben sie dich gleich', mahnte er sich in Gedanken, doch seine stolpernden Schritte wurden immer unsicherer.

„Lasst die Hunde los!", befahl Carter, vom Jagdfieber gepackt. Seine Soldaten ließen die Bluthunde von der Leine und die Tiere jagten voraus ins Unterholz. Nero, der die Spur des Ausreißers entdeckt hatte, hetzte mit langen Sätzen weit voraus. Er schnüffelte nicht mehr am Boden, er nahm sein Wild schon in der Luft wahr. Nero war ein Bluthund mit Erfahrung. In seinen jetzt sechs Jahren hatte er seinem Herrn jeden Schwarzen aufgestöbert, der zu fliehen versucht hatte – *jeden*. Nero war es gleich, ob er Schwarze oder Weiße jagte. Er witterte den Geruch eines Menschen und jagte sein *Jagdwild*, bis er es gestellt hatte. Der Geruch nach Mensch, nach fliehendem Mensch, wurde immer stärker. Dann sah Nero den Menschen, auf den er angesetzt war und sprang ihn mit einem Riesensatz an.

Robert hörte Äste knacken, drehte sich um und sah die Bestie von Bluthund, die wie ein Puma auf ihn zusprang. Er konnte nicht weit genug ausweichen, der Hund bekam ihn noch am rechten Oberschenkel zu fassen und biss sofort heftig zu. Robert schrie auf, stürzte, der Hund hielt ihn fest im Biss.

„Aah! Verdammter Köter! Pfui! Aus!", brüllte Robert. Der Hund wollte gar den Fang schütteln, aber dafür war Robert mit seinen knapp hundertfünfzig Pounds doch zu schwer. So hielt Nero den gestellten Flüchtling fest im Maul und ließ sich nicht davon beeindrucken, dass der Mensch, den er gefangen hatte, wild nach ihm schlug. Nur Sekunden später war eine ganze Meute von Hunden da – und die dazugehörigen Jäger in Gestalt von Carter und seinen berittenen Soldaten. Carter grinste zynisch.

„Ein richtiger Bär, den Nero gefangen hat. Wer hat das Buckshot?", fragte er. Einer seiner Männer reichte ihm eine doppelläufige Schrotflinte.

Carter legte an und zielte auf den hilflos im Verbiss hängenden Bennett. Robert gab es auf, nach dem sturen Hund zu schlagen und ließ sich resigniert in das nasse Gras sinken.

„Schieß doch. Dann hab' ich' s hinter mir", sagte er leise. Carter spannte die Hähne, hielt einen endlosen Moment noch auf den Flüchtling – und schoss. Knapp über Roberts Kopf wurde die Weide zerfetzt, unter der er gestürzt war. Carter hatte im Bruchteil einer Sekunde die Flinte noch minimal angehoben. Nero ließ den Menschen los und lief mit eingezogenem Schwanz zu Carter zurück, der ihm ein Stück Fleisch zuwarf, das der Hund auffing und verschlang. Der Corporal lachte wie irre und wies dann seine Soldaten an, den Ausreißer auf ein Pferd zu fesseln.

Einige Stunden später war die Suchpatrouille mit dem Gefangenen zurück im Camp Virgil. Colonel McNeal war nach Atlanta gefahren und wurde erst am kommenden Tag zurückerwartet. So ließ Carter den eingefangenen Flüchtling ohne Rücksprache mit Vorgesetzten in den Dunkelpferch sperren, sorgte auch nicht für eine Behandlung der Bisswunde. Robert bekam nur einen Krug Wasser und blieb einstweilen sich selbst überlassen. Er versuchte, den Schmerz in der Bisswunde zu ignorieren und war irgendwann eingeschlafen.

Er erwachte von lautem Schimpfen, das offensichtlich First-Sergeant Conover von sich gab. Dann wurde die Pferchtür aufgerissen. Geblendet kniff Bennett die Augen zusammen, weil die Sonne ihm strahlend hell ins Gesicht schien. Conover und zwei andere Soldaten stürzten herein. Die beiden Soldaten stellten Robert recht vorsichtig auf die Füße, aber er knickte gleich wieder in den Knien ein, weil die Beinwunde stark schmerzte. Die beiden Männer stützten ihn.

„Ist deine Wunde behandelt worden, Yankee?", fragte Conover mit nicht zu überhörender Besorgnis. Robert schüttelte den Kopf. Conover beugte sich zu der Bisswunde hinunter und betastete sie vorsichtig. Robert spürte einen brennenden Schmerz, er ächzte leise.

„Ist schon geschwollen", brummelte der Sergeant. „Bringt ihn ins Krankenrevier", wies er dann die Soldaten an, die mit Bennett über den großen Platz zur Lazarettbaracke gingen. Der Lagerarzt nahm sich der Wunde auch gleich an, behandelte sie mit Jod und verband sie dann.

„Drei Tage nicht bewegen", wies der Arzt den Gefangenen an.

„Ja, Doktor“, bestätigte der müde. Seine Bewacher zogen ihm die Stiefel aus, einer schloss das unverletzte Bein am Fuß mit einer Kette an den eisernen Bettpfosten an.

Es war bereits dunkel geworden, als Colonel McNeal zurückkehrte und von Sergeant Conover unterrichtet wurde, dass der entsprungene Gefangene wieder da sei, aber mit einer tiefen Bisswunde im Bein im Lazarett liege.

„Hoffentlich unter Bewachung?“, fragte McNeal. Conover nickte.

„Gehen wir ‘rüber. Ich kann den Mann nicht hier behalten, sonst gelingt ihm doch noch die Flucht“, seufzte McNeal. Er nahm seine Unterarmgehstützen und humpelte zusammen mit Conover zum Lazarett hinüber. Eine Weile sah er den verletzten Nordstaatler an, der seinen Blick müde erwiderte.

„Sie können es nicht lassen, hm?“, fragte McNeal schließlich. Robert schüttelte schweigend den Kopf. Zum Reden war er noch zu erschöpft.

„Wo haben Sie ihn zu fassen gekriegt, Conover?“

„Nach Auskunft von Corporal Carter hat die Patrouille ihn im Sumpf gestellt. Nero hat sich in seinen rechten Oberschenkel verbissen. Sonst wäre er wohl weg gewesen.“

Miles McNeal wandte sich wieder an den Ausreißer:

„Captain Bennett, ich glaube, Sie können sich nicht beschweren, dass Sie hier schlecht behandelt werden. Warum geben Sie es nicht endlich auf und sehen ein, dass Sie das Spiel verloren haben?“

„Es ist ein Versprechen, Sir“, presste Robert mühsam heraus.

„Das heißt, Sie werden es immer wieder versuchen, bis Sie es schaffen?“, hakte McNeal nach. Robert nickte.

„Sie sind wenigstens ehrlich. Ich muss zugeben, dass ich Ihre Zähigkeit bewundere. Ich an Ihrer Stelle hätte schon längst aufgegeben. Warum wollen Sie partout weg?“, bohrte der Kommandant unnachgiebig weiter.

„Erstens, weil ich meinen Offizierseid nicht brechen werde, und zweitens, weil ich eigentlich auf dem Weg zu meiner Hochzeit war. Ich ... ich habe es meiner Verlobten versprochen“, erwiderte Robert leise und stockend. McNeal nahm es nickend zur Kenntnis.

„Ich verstehe Ihre Beweggründe, Captain Bennett. Ihre Gründe sind mir sogar sympathisch. Aber ich werde meinen Eid auch nicht brechen. Und der heißt, dass ich einen Yankee nicht ausreißen lasse. Da Sie immer wieder versuchen werden, hier zu entkommen, kann ich Sie nicht hier behalten. Dafür ist dies Lager nicht sicher genug. Sie werden in ein richtiges

Gefängnis verlegt, wo Sie das Kriegsende hinter Gittern abwarten werden. Nur lassen Sie sich gewarnt sein: Bei Fluchtversuchen in anderen Lagern oder gar Gefängnissen kann es mit Peitschenhieben enden, wenn man Sie wieder einfängt. Sie bleiben zunächst hier, bis Sie soweit sind, dass wir Sie ohne Komplikationen wegbringen können. Ich wünsche gute Besserung“, sagte McNeal, erhob sich und verließ das Lazarett. Conover folgte ihm.

„Wohin bringt man den Yankee, damit er nicht wieder ausreißt?“, fragte der Colonel, als er mit dem Sergeant über den Platz humpelte.

„Nun, Atlanta hat ein stabiles Gefängnis, Sir. Dort sind auch einige Yankeeoffiziere eingesperrt.“

„*Einige* ist gut! Der Knast ist hoffnungslos mit Yankees überfüllt!“, entfuhr es McNeal. „Nein, das ist nichts. Ich telegrafiere nach Richmond, ob uns Libby Prison noch einen widerspenstigen Ausreißer abnehmen kann“, sagte er dann. Er stemmte sich zum lagereigenen Telegrafenbüro und gab ein Telegramm an eines der berüchtigtsten Gefängnisse der Konföderation auf. Wenig später hatte er die Bestätigung, dass Libby Prison den Gefangenen Bennett aufnehmen würde.

„Conover, Sie haben gewisse Erfahrung im Gefangenentransport“, sagte McNeal. „Ich möchte, dass Sie Captain Bennett nach Richmond bringen, damit er dort sicherer verwahrt wird als es hier möglich ist. Von dort können Sie wieder zu Ihrer Einheit bei General Forrest stoßen.“

Conover salutierte.

„Sir, ich würde lieber wieder hierher zurückkehren“, sagte er. McNeal sah ihn verwundert an.

„Sergeant, Sie gehören nicht zu meinem Personal“, erwiderte der Colonel.

„Ich weiß, dass General Forrest mich nur ausleihen wollte. Ich muss zugeben, Sir, dass es mir widerstrebt, Zivilisten anzugreifen. General Forrest tut das nur zu häufig“, gab Conover zu bedenken.

„Die Yankees haben damit angefangen, Sergeant. Die sollten sich nicht wundern, wenn wir sie mit der eigenen Kost füttern!“, versetzte McNeal.

„Sir, ich kann keinen Krieg gegen Menschen führen, die nicht kämpfen, gegen Frauen und Kinder. Nein, Sir, das kann ich nicht.“

McNeal sah den graubärtigen Sergeant eine Weile an.

„Wollten Sie deshalb zum Lagerpersonal?“, fragte er.

„Ja, Sir“, bestätigte Conover.

„Na gut. Dann kommen Sie wieder, wenn Sie Captain Bennett abgeliefert haben. Sie nehmen noch eine Kleinigkeit mit, Sergeant. Es ist besser,

wenn wir das Gold aus dem Transport, den wir den Yankees neulich abgenommen haben, nach Atlanta in den Tresor bringen.“

„Ja, Sir. Wann sollen wir fahren?“

„Sobald Captain Bennetts Wunde etwas verheilt ist. Ich denke in zwei oder drei Tagen können Sie fahren. Das wäre dann der siebzehnte oder der achtzehnte September.“

Am 17. September hatte Philip morgens eine Depesche auf dem Schreibtisch, dass Captain Moore freies Geleit zum Austausch im Camp Virgil gewährt werde. Gleichzeitig hatte er ein Telegramm von Martin erhalten, in dem Martin ihn bat, sich für Roberts Freilassung einzusetzen, weil er ihm viel zu verdanken habe. Philip telegrafierte zurück und bat um ein Treffen im Camp Virgil bei Atlanta. Er werde dort voraussichtlich am 20. September eintreffen, um Robert nach Norden zu bringen. Dann schickte er eine Depesche an Colonel McNeal mit der Anweisung, den Gefangenen Captain Robert Bennett für den nächsten Gefangenenaustausch auszuliefern. Philip gab noch ein drittes Telegramm auf, in dem er seinem Vater ohne Beachtung des offiziellen Weges mitteilte, dass Robert ausgetauscht werden sollte und reiste sofort nach Atlanta ab, ebenso wie Martin, der sich unmittelbar nach Empfang des Telegramms in Uniform auf den Weg nach Atlanta machte.

In den frühen Morgenstunden des 17. September erschien Sergeant Conover im Lazarett und rüttelte Bennett wach.

„Los, aufstehen, Yankee! Ab nach Richmond. Der Knast wartet, Mr. Ausreißer“, knurrte er.

„Dahin komme ich noch früh genug. Muss es denn mitten in der Nacht sein?“, maulte Robert unwillig.

„Steh’ auf, sonst mach’ ich dir Beine, Blaubauch!“, zischte ein zweiter Soldat, der mit Conover gekommen war und spannte den Hahn seines Karabiners. Robert kannte ihn unter dem Namen Fenton.

„Munitionsverschwendung, Fenton. Denk’ dran, ihr schwimmt nicht drin“, erinnerte Robert gähnend. Fenton wurde wütend und stieß mit dem Karabinerkolben nach dem verschlafenen Gefangenen. Conover hinderte ihn grob.

„Trooper Fenton!“, herrschte er ihn an. „Zum Teufel, wie oft muss ich Ihnen sagen, dass in diesem Lager Gefangene nicht misshandelt werden?“

„Aber ...“

„Halt’ die Schnauze und nimm den Ballermann beiseite!“, donnerte Conover. Fenton stand erschrocken stramm. Conover winkte dem Gefangenen und schloss die Fußfessel auf.

„Komm schon, Yank. Fenton hat wieder Sodbrennen.“

Robert erhob sich mühsam, nahm seine Uniform, die einzige Habseligkeit, die ihm geblieben war, und folgte Conover. Sein Pferd, seine Waffen und sein gesamtes Gepäck hatte Forrest für seine Leute beschlagnahmt. Robert durfte nicht hoffen, sein gutes Gewehr oder gar seinen Pilatus je wieder zu sehen.

Wenig später saß er an Händen und Füßen gefesselt im Wagen, der ihn nach Richmond bringen sollte. Conover, und die Trooper Elias, Fenton und Lomax, die ihn bewachen sollten, wirkten sehr nervös, fand Robert. Lag es daran, dass er ein so hartnäckiger Ausreißer war? Eigentlich hatten sie ihn so gut verschnürt, dass er auf dem Transport bestenfalls als Känguru entkommen konnte. Immerhin hatten sie ihm die Hände nicht auf den Rücken gebunden, sondern sie vorn gefesselt, damit er sich in dem praktisch ungefederten Wagen noch abstützen konnte. Kurz nach dem Verlassen des Camps kamen sie an eine Kreuzung. Robert, der hinten im Wagen saß und die hinten reitenden Conover und Fenton sehen konnte, bemerkte, dass auf einem Wegweiser *Richmond* geschrieben stand – und dass sie diesem Wegweiser offensichtlich nicht folgten, sondern weiter in Richtung Südosten, nach Atlanta, fuhren.

„He, Dixie! Nach Richmond geht’s da hinten links ‘rum. Wo wollt ihr mit mir hin?“, rief Robert nach hinten. Conover spuckte Tabaksaft an den Wegrand und grinste.

„Wir machen einen kleinen Umweg über Atlanta, Yank. Wir haben noch was abzugeben. Aber keine Sorge, nach Libby Prison kommst du schon noch. Sehn’ dich nicht zu sehr danach. Das ist kein Ort für berufsmäßige Ausbrecher wie dich.“

Am Mittag dieses Tages erhielt Colonel Bennett im fernen Fort Donelson eine Depesche. Er sah die Ordonnanz verblüfft an, als der Soldat ihm mit zackigem Salut das versiegelte Telegramm gab und sagte:

„An Sie persönlich, Sir. Kommt aus Richmond in Virginia!“

„Danke, Sanderson“, sagte Colonel Bennett langsam. Er nahm die Depesche und öffnete sie gleich.

„HABE ROBERT GEFUNDEN. BEFINDET SICH ALS KRIEGSGEFANGENER IM CAMP VIRGIL/GEORGIA. HABE ERREICHT, DASS ER AUSGETAUSCHT WIRD. MACHE MICH NOCH HEUTE AUF DEN WEG NACH CAMP VIRGIL, UM ROBERT ABZUHOLEN. WIRD IN CA. ZWEI WOCHEN ZU HAUSE SEIN. PHILIP.“

Frederick Bennett las das Telegramm mehrfach, bis er begriffen hatte, dass Philip seinem Bruder aus der Gefangenschaft helfen konnte. Noch wichtiger war zunächst die Tatsache, dass Robert überhaupt noch lebte. Frederick sprang auf und lief, so schnell es sein leicht gelähmtes Bein erlaubte, ins Lazarett hinüber.

„Doktor, wo ist Miss Craig?“, fragte er abgehetzt den Regimentsarzt.

„Warten Sie einen Moment. Sie zieht sich eben um, weil bei der Operation ‘ne Menge Blut geflossen ist“, sagte Thomas und zündete sich seine Pfeife an. Eben gerade hatte er Major Francis Deveraux operiert, einen Franzosen, der zunächst als Militärbeobachter in die USA gekommen war und der sich schließlich die Sache der Union zu Eigen gemacht hatte. Er hatte Major Thomas ersetzt, der bei den häufigen Partisanenkämpfen ums Leben gekommen war.

„Was ist mit Major Deveraux? Kommt er durch?“, fragte Bennett besorgt. Dr. Thomas zuckte mit den Schultern.

„Im Augenblick schwer zu sagen. Er hat sehr viel Blut verloren. Könnte sein, dass es zu viel war“, erwiderte er. Susan kam um die Ecke aus dem Ruheraum des Lazarettpersonals und sah ihren künftigen Schwiegervater am Eingang stehen.

„Tag, Paps. Du lässt dich hier selten sehen“, sagte sie sanft, stellte sich auf die Zehenspitzen und bedachte den Colonel mit einem Kuss auf die Wange.

„Ganz schön respektlos, Miss Craig!“, versetzte der Colonel. Susan sah demonstrativ auf den Kalender an der Wand.

„Heute ist der siebzehnte September, Colonel. Nach Roberts und meiner Planung wollten wir am dreißigsten Mai heiraten und als das nicht klappte, haben wir den achten August zum Hochzeitstermin erhoben. Wäre Robert nicht in den Einsatz geschickt worden und nicht auf dem Rückweg den Rebellen in die Hände gefallen, wäre ich längst seine Frau!“, entgegnete Susan sachlich. „Ich betrachte mich einfach als seine Frau, weil uns nur höhere Gewalt an der Ehe hindert“, setzte sie hinzu. Colonel Bennett lächelte die hübsche junge Frau an.

„Du glaubst nicht, dass er tot ist, oder?“, fragte er.

„Nein, das glaube ich nicht“, antwortete sie. In ihrer Stimme schwang ein leichtes Zittern.

„Dein Glaube versetzt Berge! Ich habe eben ein Telegramm aus Richmond bekommen, dass Philip Robert nicht nur lebend gefunden hat, sondern, dass er ausgetauscht wird und in etwa zwei Wochen heimkommt“, sagte der Colonel. Susan starrte ihn ungläubig an.

„Was? Das ... das ... das gibt’s nicht! Robert lebt und ... Vater!“

Vor Freude weinend fiel sie ihrem Schwiegervater in spe in die Arme.

Ebenfalls mittags an diesem 17. September erhielt Colonel McNeal Philips Telegramm, das dieser im Namen von Colonel Brown aufgegeben hatte:

„GEMAESS ANWEISUNG DES CONFEDERATE PROVOST DEPARTMENT IST CAPTAIN ROBERT BENNETT BEIM NAECHSTEN GEFANGENENAUSTAUSCH ZU BERUECKSICHTIGEN. DER GEFANGENE IST AN MAJOR PHILIP BENNETT, PROVOST DEPARTMENT AUSZULIEFERN. AUSZUTAUSCHENDER OFFIZIER, CAPTAIN MARTIN MOORE, 9TH VIRGINIA CAVALRY, IST AUF DEM WEG ZU IHNEN. MAJOR BENNETT TRIFFT AM 20. SEPTEMBER BEI IHNEN EIN. GEZ. BROWN, COLONEL, CONFEDERATE PROVOST DEPARTMENT.“

McNeal packte ein eisiger Schreck. Der Gefangene war seit den frühen Morgenstunden nach Atlanta unterwegs! Er nahm seine Krücken und hinkte sofort zum Telegrafenbüro.

„Cooper, geben Sie sofort an die Zentralbank in Atlanta ein Telegramm auf, dass sie Conover und seinen Gefangenentransport zurückschicken. Der Gefangene wird ausgetauscht!“, befahl er dem Telegrafisten.

„Ja, Sir!“, bestätigte der Mann am Telegrafen und setzte eine entsprechende Depesche ab. Nicht viel später erhielt er die Antwort, dass der Bankpräsident Sergeant Conover das Telegramm geben würde und ihn mit dem Gefangenen zurückschicken würde. Colonel McNeal atmete auf. Conover würde Atlanta am Nachmittag erreichen, dort übernachten und wäre am Nachmittag des folgenden Tages zurück, also rechtzeitig, um Captain Bennett dem Austauschoffizier zu übergeben.

Kapitel 21

Fort Payne

Der bewachte Wagen befand sich noch gut zehn Meilen von Atlanta entfernt. Sergeant Conover wirkte immer nervöser, fand Bennett.

„Sarge, Sie sind nervös wie ein Schüler bei der High-School-Prüfung. Was ist los? Gibt's hier Blauröcke?“, fragte Robert schließlich interessiert. Conover zuckte erschrocken zusammen.

„Wenn's das allein wäre, wäre mir wohler“, sagte der First-Sergeant entwaffnend ehrlich.

„Was ist es dann?“, hakte Robert nach. „Indianer werden es wohl kaum sein.“

„Schon mal was von der Black-Leg-Bande gehört?“, fragte Conover. Robert schüttelte mit dem Kopf.

„Nein, nie“, antwortete er.

„Eine Partisanenbande. Die übelsten Halsabschneider, die in grauen Klamotten stecken. Früher trieb sie sich sporadisch in Tennessee herum, hat Dover ein paar Mal überfallen, bis sie sich richtig blutige Nasen geholt haben. Meine Frau hat mir geschrieben, dass in der letzten Zeit, besonders im Frühjahr letzten Jahres, deine Kumpel den Black-Legs Feuer unter dem Hintern gemacht haben. Es sind nicht mal Konföderierte; das heißt, es *waren* mal welche. Jetzt führen sie gegen alles Krieg, was sich bewegt“, erklärte Conover. „Jetzt sollen sie auch schon in Georgia ihr Unwesen treiben, aber auch im nördlichen Alabama. Den Schlupfwinkel konnten wir bisher nicht ausfindig machen.“

Conover bemerkte Roberts verblüfften Gesichtsausdruck.

„Mach' dir keine Hoffnungen, Yank. Die würden uns alle fünf kaltmachen – dich wohl zuerst“, warnte er. Robert rang sich ein spöttisches Lächeln ab.

„Ich glaube, da wäre Fenton schneller, oder, Fenton?“, grinste er den Trooper an. Fenton blitzte ihn wütend an, aber ein Blick auf seinen Vorgesetzten verhinderte ein zu schnelles Greifen nach dem Revolver.

„Wissen Sie noch mehr über diese Black-Legs?“, wandte Robert sich wieder an Conover.

„Und wenn ich's wüsste, würde ich es nicht gerade einem Yankee auf die Nase binden", erwiderte der Sergeant brummig. Er ärgerte sich, dass er dem Yankee schon viel zu viel über die Banditen erzählt hatte.

Keine halbe Stunde später parierte der vorausreitende Trooper Elias erschrocken sein Pferd.

„Verdammt! Black-Legs!", schrie er. Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als Schüsse krachten und Elias tödlich getroffen aus dem Sattel fiel. Von Norden her griff eine etwa zwanzig Mann starke Reitertruppe den Wagen an.

„Lomax! Treib' die Pferde! Wir müssen versuchen, ihnen zu entkommen!", befahl Conover. Lomax trieb die Zugpferde des Wagens an, so schnell sie laufen konnten. Robert wurde herumgeworfen und bekam gerade noch die vordere Seite des Wagenkastens zu fassen, hielt sich fest, soweit das mit seinen zusammengebundenen Händen möglich war. Dann griff Lomax sich an den Kopf. Blut spritzte in den Wagen.

„Aah! Mein Auge!", brüllte er auf, ließ die Zügel fahren und sackte zusammen.

Robert warf sich nach oben und bekam noch eines der beiden Zügelpaare zu fassen, hatte noch das rechte Zugpferd unter Kontrolle. Er konnte sich jedoch nicht ganz auf den Bock ziehen, sondern blieb halb im Wageninnern hängen. Nach vorn konnte er nicht besonders gut sehen, konnte ein Schlagloch in der Straße nicht umfahren und prallte mit der rechten Brustseite auf die harte Kante des Wagenkastens. Das Knacken von zwei Rippen war deutlich hörbar. Robert durchfuhr ein stechender Schmerz, er bekam im ersten Moment keine Luft mehr, ließ die Zügel fallen. Das Gespann war führerlos. Sergeant Conover und Fenton schossen wie besessen auf die näher kommenden Partisanen; erfolglos, es waren zu viele. Fenton brach getroffen zusammen, während Conover noch versuchte, auf eines der beiden Pferde vor dem Wagen aufzuspringen. Doch das führerlose Gespann brach zur Seite hin aus, der Wagen kippte um, riss die Pferde mit, stürzte einen kleinen Abhang neben der Straße hinunter. Robert, der keinen Halt mehr fand, knallte mit voller Wucht auf die linke Seite des Wagenkastens und verlor das Bewusstsein.

Als er aufwachte, war er stramm gefesselt und fand sich in einem Zelt auf dem blanken Boden liegend wieder. Neben ihm lag Cash Conover – ebenso verschnürt.

„Himmel, wo bin ich?“, fragte Robert halblaut. Seine gebrochenen Rippen schmerzten. Er ächzte leise.

„Schnauze, verdammter Blaubauch!“, grunzte ihn jemand unfreundlich an. Conover war es nicht. Robert versuchte, sich aufzurichten, um denjenigen zu sehen, aber ein bestiefelter Fuß, der sich hart und grob auf seine rechte Schulter stellte, hinderte ihn daran.

„Sir, der Yankee ist wach!“, rief der Mann hinaus. Der Zelteingang wurde geöffnet und ein Mann kam herein, den Robert erkannte. Das musste dieser Morrows sein, dem er in der Nähe von Munfordville in Kentucky nur knapp entwischt war.

„Kann es sein, dass wir uns kennen?“, fragte Robert vorsichtig nach. Der Mann mit dem Majorsstern am violetten Kragen packte ihn grob am Kragen und riss ihn hoch.

„Du bist verdammt kurz von Gedächtnis, Yankee!“, fuhr der Major ihn an. „Oh, ja, wir kennen uns! Du hast mir den Stall abgefackelt und mich angeschossen. Aber diesmal wirst du mir nicht wieder entwischen. Diesmal bist du fällig. Ich weiß nur noch nicht genau, wie“, knurrte er. „Und falls du es vergessen haben solltest, Robert Bennett: Mein Name ist Yancey Morton Morrows. Du siehst, ich habe ein weit besseres Gedächtnis als du.“

„Deshalb kamst du mir so bekannt vor, Dixie“, rang Robert sich ein Grinsen ab. „Den Stall habe ich aber nicht ...“

„Schnauze, du bist nicht gefragt!“, unterbrach Morrows ihn barsch und versetzte ihm mit der freien Hand Backpfeifen. „Und nenn’ mich nie wieder Dixie! Verstanden?“

Damit warf er Bennett auf den Boden zurück. Gefesselt, wie Robert war, konnte er sich nicht abstützen, schlug hart mit dem Kopf auf und verlor erneut das Bewusstsein.

Colonel McNeal humpelte nervös in seinem Amtszimmer auf und ab. Zwei Tage waren vergangen, aber Sergeant Conover war nicht mit dem Transport zurückgekehrt.

„Was meinen Sie, Captain Warden, ist Conover vielleicht schneller gewesen und hat das Telegramm nicht mehr bekommen?“, fragte er seinen Stellvertreter.

„Nein, das wäre unmöglich, Sir. Sie haben noch am Mittag telegrafiert. Da konnte Conover noch gar nicht in Atlanta sein“, gab der Captain zu bedenken.

„Telegrafieren Sie an die Zentralbank, ob sie Conover das Telegramm gegeben haben“, wies McNeal Warden an.

„Ja, Sir.“

Wenig später kam Warden mit der Antwort der Zentralbank von Georgia wieder. Sergeant Conover war dort nicht erschienen.

„Mein Gott! Schon wieder ein Goldtransport verschwunden!“, schnaufte McNeal verzweifelt.

„Warden, nehmen Sie sich zehn Mann und reiten Sie in Richtung Atlanta. Suchen Sie Conover und seinen Transport!“

„Ja, Sir. Aber sollte Conover nicht einen Gefangenen nach Richmond bringen? Was sollte er überhaupt in Atlanta?“, erkundigte sich Captain Warden.

„Ich habe ihn beauftragt, die kleine Goldladung, die wir den Yanks abgenommen haben, zur Zentralbank zu bringen und dann erst den Gefangenen nach Richmond zu bringen.“

„Sollte Conover damit durchgebrannt sein?“, mutmaßte Warden.

„Ich würde es ihm nicht zutrauen, aber wir müssen es nachprüfen. Reiten Sie, Warden!“

Warden und seine Leute fanden dort, wo der Wagen umgestürzt war, die getöteten Soldaten Elias, Fenton und Lomax. Da die drei Männer weit auseinander lagen und die Spuren von vielen Pferden sichtbar waren, musste ein Kampf stattgefunden haben. Nichts sprach dafür, dass Conover oder Bennett, die nicht mehr dort waren, die Finger im Spiel gehabt hatten. Einer von diesen beiden hätte eine Pause nutzen können, um die anderen zu beseitigen und mit dem Gold zu flüchten.

„Ich würde deshalb annehmen, dass Sergeant Conovers Transport überfallen wurde. Und zwar sehr zielgerichtet, denn die Box, in der das Gold versteckt war, ist aufgebrochen worden. Jemand muss gewusst haben, dass nicht nur ein Gefangener, sondern auch Gold transportiert wurde“, berichtete Warden. „Fragt sich nur: Wer wusste davon?“

„Conover, der Bankpräsident und ich. Sonst niemand. Es sei denn, dass jemand unterm Fenster gelauscht hätte“, erwiderte McNeal. „Ich weiß nur nicht, wie wir das herausbekommen können.“

Captain Warden lächelte.

„Sollte nicht jemand vom Provost Department wegen des Gefangenenaustausches kommen?“, fragte er.

„Ja, weshalb?“

Warden trat nahe an den Kommandanten heran.

„Wir werden lauthals verkünden, dass zwar der Gefangene abhanden gekommen ist, dass das Gold aber sicher in Atlanta liegt. Vielleicht verrät sich der Lauscher“, flüsterte er. McNeal nickte.

„Gute Idee“, erwiderte er ebenso leise.

Am Mittag des folgenden Tages traf Major Philip Bennett im Camp Virgil ein. McNeal sah den Militärstaatsanwalt einen Moment verwirrt an. Der Mann hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Gefangenen, der eigentlich ausgetauscht werden sollte.

„Entschuldigen Sie die indiskrete Frage, Major: Sind Sie mit Captain Bennett verwandt?“, fragte McNeal, nachdem Philip sich vorgestellt hatte.

„Er ist mein jüngerer Bruder“, gab Philip zurück. McNeal ließ sich in seinen Schreibsessel fallen.

„Ihr ... Ihr Bruder? Captain Bennett machte nicht gerade den Eindruck, aus dem Süden zu sein!“, stotterte McNeal verblüfft.

„Ist er auch nicht. Dafür war ich ursprünglich im Norden beheimatet, Sir. Aber es ist blanker Zufall, dass Colonel Brown mich mit dem Austausch beauftragt hat. Wo ist Captain Bennett?“

„Ich wünschte, ich könnte der Anweisung des Provost Department nachkommen, Major. Aber es ist unmöglich“, sagte McNeal mit hilflosem Schulterzucken.

„Was soll das heißen?“, forschte Philip, ganz Staatsanwalt.

McNeal erhob sich mit Hilfe seiner Krücken und hinkte zu Philip hin.

„Major Bennett, Ihr Bruder ist einer der hartnäckigsten Ausbrecher, die ich in meiner Karriere erlebt habe – und ich bin einige Jahre Gefängnisdirektor in Austin gewesen! Dreimal ist er uns hier ausgerissen, dreimal haben wir ihn wieder eingefangen. Beim dritten Mal ist mir der Kragen geplatzt, was Sie gewiss verstehen werden. Ich habe ihn nach Libby Prison verlegen lassen wollen. Der Wagen mit ihm ist allerdings nicht mal bis nach Atlanta gekommen. Drei der begleitenden Männer sind tot, der führende Sergeant und der Gefangene sind verschwunden. Und das ist nicht alles“, erklärte McNeal. Er winkte Philip nahe heran. „Ich vermute, dass der Überfall weniger dem Gefangenen als dem etwa zehntausend Dollar in Gold zählenden Werttransport galt. Wir hatten es in einer Kiste versteckt, von der nur Sergeant Conover, der Zentralbankpräsident und ich wussten. Jemand muss den Transport verraten haben. Ich weiß nur nicht, wer“, setzte er flüsternd hinzu.

Leise erklärte er dem Staatsanwalt, was er und Warden zur Aufdeckung des Raubes vorhatten. Philip nickte.

„Haben Sie einen Verdacht, wer das Gold gestohlen haben könnte?“, fragte Philip leise. McNeal zuckte mit den Schultern.

„Ganz ehrlich: Nein. Nachdem, was Warden mir beschrieben hat, war es wohl ein Reiterüberfall. Wenn es nicht so unwahrscheinlich wäre, würde ich auf die Black-Leg-Bande tippen. Aber die treibt sich mehr im nördlichen Alabama und südlichen Tennessee herum. In Georgia sind sie noch nie gesichtet worden“, erwiderte McNeal.

„Nie gehört. Aber wir können ihnen folgen. Können Sie mir fünfzig Mann zur Verfügung stellen?“

„Darf ich fragen was Sie vorhaben, Major?“, erkundigte sich McNeal.

„Es ist denkbar, dass ich in dieser Sache zwei Fliegen mit einer Klappe schlage. Ich ermittle seit geraumer Zeit wegen eines Überfalls auf einen Goldtransport, der ungefähr hunderttausend Dollar wert war. Die Methode scheint die gleiche zu sein, wenn bei meinem Fall auch der Verdacht besteht, dass das Gold von der Begleitmannschaft unterschlagen wurde. Ich möchte mir den Tatort ansehen, um zu überprüfen, ob verwertbare Spuren vorhanden sind“, gab Philip zurück.

„Ich kann Ihnen keine Leute geben, Major. Aber wir können Ihnen den Tatort zeigen“, erwiderte Colonel McNeal.

Drei Stunden später hatte Philip den inzwischen eingetroffenen Martin Moore in die Sachlage eingeweiht und war mit ihm, Captain Warden und fünf Mann der Lagermannschaft am Morgen des nächsten Tages in Richtung Atlanta geritten. Die Spuren des Wagens und der nebenher laufenden Pferde waren deutlich erkennbar.

„Verstehe ich nicht. Warum sind die Spuren auch nach vier Tagen noch so deutlich?“, fragte Martin.

„In den zwei Tagen vor dem Transport hat es wie aus Kübeln gegossen, Captain Moore. Der Boden war stark aufgeweicht. Deshalb haben das Gespann und die begleitenden Pferde so tiefe Spuren hinterlassen. Sie sehen, dass unsere Spuren von heute und die von vor zwei Tagen praktisch nicht erkennbar sind, weil der Boden wieder hart geworden ist“, erklärte Warden.

Sie erreichten die Stelle, an der der Überfall begonnen hatte. Philip stieg vom Pferd und untersuchte die vorhandenen Spuren genau. Dann nahm er aus seiner Satteltasche einen Zeichenblock und zeichnete die Spu-

ren so genau ab, wie es ihm möglich war, vermerkte Besonderheiten der einzelnen Spuren, die er zeichnerisch nicht festhalten konnte. Schließlich besah er sich das Ergebnis.

„Ich könnte schwören, dass ich einige dieser Spuren schon einmal gesehen habe“, sagte er. „Danke für die Führung, Captain. Ich kehre zunächst nach Richmond zurück, um diese Spuren mit meinen bisherigen Ermittlungen zu vergleichen. Captain Moore wird mir bei den weiteren Ermittlungen behilflich sein. Teilen Sie Colonel McNeal bitte mit, dass sich das Provost Department bei ihm meldet, sofern wir herausgefunden haben, wer hier lange Finger gemacht hat“, entließ Philip dann Captain Warden.

„Dann darf ich mich empfehlen, Sir?“

„Ja, und vielen Dank noch mal an Colonel McNeal.“

Warden winkte seinen Leuten und verließ Philip und Martin. Martin sah ihnen hinterher, bis sie hinter einer Wegbiegung verschwunden waren.

„Traust du ihm?“, fragte Moore.

„Bei einer Sache, bei der es um so viel Geld geht, würde ich nicht meiner eigenen Großmutter trauen, Martin“, erwiderte Philip.

„Was hast du vor?“

Philip grinste.

„Jedenfalls nicht, nach Richmond zurückzukehren. Ich werde diesen Spuren hier folgen. Sie müssen uns zwangsläufig zum Unterschlupf der Leute führen, die meinen Bruder und Cash Conover geschnappt haben und die uns noch mal um zehntausend Dollar erleichtert haben“, sagte er.

„Sei ehrlich: Was ist dir wichtiger?“

„Kommt drauf an, als was du mich fragst, Martin. Als Militärstaatsanwalt für den Bereich Tennessee ist die Aufklärung der Golddiebstähle mein vordringliches Ziel. Für Major Philip Bennett ist es sehr viel wichtiger, seinen kleinen Bruder lebend wieder zu finden!“

„Ich hab’ verstanden, Phil. Kann ich dir helfen?“

„Natürlich. Komm.“

Als Robert zu sich kam, fand er sich in einem überdachten Lattenverschlag wieder, der mehr einem grob gezimmerten Käfig glich. Zu seiner Überraschung war er nicht mehr gefesselt und neben ihm saß Sergeant Conover. Dafür fühlte Robert sich völlig zerschlagen. Seine gebrochenen Rippen schmerzten stark und sein Kopf schien platzen zu wollen.

„Guter Gott, wo bin ich?“, fragte er mit deutlichem Ächzen.

„Willkommen in der gemeinsamen Hölle von Yankees und Dixies“, hörte er Conover sagen. „Du bist zäh, Yank. Noch Kopfschmerzen?“

Robert richtete sich mühsam auf und hielt sich mit einer Hand den brummenden Schädel.

„Ich muss unter eine Büffelherde geraten sein“, mutmaßte er. „Was ist eigentlich passiert?“

„Wir sind überfallen worden. Elias, Fenton und Lomax sind tot. Die Black-Legs haben uns nach Fort Payne verschleppt – und das Gold haben sie auch! Wer hat denen bloß gesteckt, dass wir Gold transportieren?“, erklärte Conover. Robert sah den Konföderierten verwirrt an.

„Gold? Wo habt ihr Gold transportiert?“

Conover grinste.

„In der Kiste, die wir als Sitzgelegenheit für dich im Wagen montiert hatten. Hast gar nicht geahnt, dass du auf eurer eigenen Kohle sitzt, was?“

„Das erklärt deine Nervosität. Idioten!“, knurrte Robert.

„Was soll’s?“, seufzte Conover. „Jedenfalls bewahrheiten sich meine schlimmsten Befürchtungen.“

„Was für Befürchtungen?“

„Ach, was interessiert’s dich, Yank? Ich bete nur, dass der Bandenchef mich nicht erkennt! Sonst sehe ich meine Charlotte nie wieder“, sagte er. Dann sah er Bennett an. „Ich kann hier nicht reden, verdammt!“

Es verging eine knappe Woche, in der Robert Gelegenheit hatte, den Lattenpferch genau zu untersuchen und die Mauern beobachten konnte, soweit sie von dem Pferch aus zu sehen waren. Von Conover hatte er erfahren, dass Fort Payne ein seit langer Zeit aufgegebener Stützpunkt war, den man unmittelbar nach dem Verlassen teilweise geschleift hatte. Entsprechend waren die Mauern in desolatem Zustand. Aus Gesprächen mit Conover hatte Robert sich ein Bild machen können, wo er sich ungefähr befand, hatte sich einen Fluchtweg überlegt. Fort Payne befand sich nur wenige Meilen südöstlich von Decatur im nördlichen Alabama. Wenn er an die Bahnlinie kam, brauchte er sich bis Nashville keinen anderen Wegweiser zu suchen – und in Nashville war mit einiger Sicherheit eine Unionskommandantur, bei der er sich zurückmelden konnte und von der man ihm weiterhelfen würde.

„He, was hast du vor, Yank?“, fragte Conover leise, als Robert nach Anbruch der Dunkelheit intensiv mit einer der Latten beschäftigte. Robert sah ihn mitleidig an.

„Was kann *ich* schon vorhaben? Ausbrechen, natürlich!“, versetzte er.

„Tu’s nicht!“, warnte Conover.

„Wenn du mich verpfeifst, breche ich dir sämtliche Knochen, Johnny Reb!“, drohte Robert.

„Wenn du noch dazu kommst! Yank, das ist nicht Camp Virgil und es ist nicht Colonel McNeal, der seine Gefangenen anständig behandelt. Wenn die dich schnappen, machen sie Kleinholz aus dir!“, verdeutlichte Conover seine Warnung.

„Bange machen gilt nicht! Willst du mit?“, fragte Bennett lächelnd.

„Was hab’ ich davon, Yank? Entweder fangen sie mich wieder ein oder ich schmore hinkünftig in einem Yankeegefängnis. Danke, kein Bedarf!“, erwiderte Conover.

„Cash, du bist ein wichtiger Zeuge in der Goldgeschichte. Wenn dieser Morrows dich erkennt, bist du genauso geliefert“, warnte Robert.

„Ich lasse es drauf ankommen, Yank. Ich werde dich nicht verpfeifen. Viel Glück“, grinste Conover schief. Robert hielt ihm die rechte Hand hin.

„Wenn du nach Hause kommst, nach Dover, dann klopf’ mal bei Dr. Craig. Ich bin dort öfter zu Gast. War nett, dich kennen gelernt zu haben, Cash“, sagte er. Conover sah unschlüssig auf die sich ihm entgegenstreckende Hand. Noch zögernd schlug er ein.

„Ich wünschte, es gäbe mehr Yankees wie dich, Robert“, sagte er mit tränenfeuchten Augen. Sie drückten sich kräftig die Hände, dann robbte Robert leise davon.

Die Nacht war wolkenverhangen und schon sehr kühl, wie es Anfang Oktober üblich sein kann. Die großenteils maroden Mauern des Forts waren nur zum Teil bewacht und das Fort insgesamt schlecht ausgeleuchtet. So gelang es Robert, ungesehen aus dem Fort zu entkommen. Er hielt sich in nordwestlicher Richtung, um nach Decatur zu gelangen.

Als der Morgen dämmerte, setzte starker Regen ein, der den Flüchtling zwang, sich eine Gelegenheit zum Unterstellen zu suchen. Robert schlüpfte unter einen Baum mit einer großen, noch nicht vollständig entlaubten Krone und sah sich um. Im ungewissen Licht der Morgendämmerung erkannte er in der Nähe ein großes Gehöft mit einer einzeln stehenden Scheune. Die Erntezeit war vorüber, so dass er hoffen durfte, nicht gleich entdeckt zu werden.

Er eilte auf die Scheune zu, suchte sich einen versteckten Platz zwischen Strohballen und zog sich die nassen Sachen aus, um sie bis zum Einbruch der Dunkelheit einigermaßen trocken zu haben. Gegen Mittag er-

wachte er aus seinem Erschöpfungsschlaf, zog sich die inzwischen getrocknete Uniform wieder an, spähte hinaus, welche Tageszeit es sein mochte und legte sich wieder auf den relativ bequemen Strohballen, um bis zum Abend noch Kräfte zu sammeln. Er hielt es für besser, nur nachts unterwegs zu sein, damit er nicht auffiel.

Roberts Flucht blieb nicht unentdeckt. Der Posten, der morgens die Käfige abging, bemerkte den lose stehenden Pfosten, sah genauer in den fraglichen Käfig und stellte schnell fest, dass einer der Gefangenen, die die Partisanen sich als Geiseln für den Fall der Entdeckung durch Truppen der Nord- oder Südstaaten hielten, entwischt war. Er schüttelte den zurückgebliebenen Conover brutal wach.

„Wo ist dein Kumpan, Grayback?“, brüllte der Wächter.

„W... welcher Kumpan?“, brummelte Conover, noch völlig verschlafen. Der Posten versetzte ihm einen Tritt in den Rücken.

„Der Yankee, der mit dir im Käfig war! Wo steckt der Bastard?“

„Au! Keine Ahnung“, murmelte Conover. „Vielleicht ist er auf einer Wolke weggeschwebt. Hauptsache, ich sehe die blaue Ratte nicht wieder.“

„Er ist also ausgebrochen, Bastard! Wann ist er weg und warum hast du keinen Alarm gegeben?“, fuhr der Wächter Conover an.

„Ich habe geschlafen. Ich weiß es nicht“, erwiderte Conover und drehte sich um. Als sein Blick in den des Wächters tauchte, bereute Cash Conover es zutiefst, nicht gemeinsam mit Bennett ausgebrochen zu sein. Der Mann machte nicht den Eindruck, als ob er ihm glauben würde.

„Was geht hier vor?“, fragte eine herrische Stimme, die Conover auch ohne sich umzusehen als die von Yancey Morton Morrows identifizierte. Der Posten zwängte sich aus dem Käfig und nahm Haltung an.

„Gefangenenausbruch im Käfig zwölf, Sir! Der Mitgefangene hat keinen Alarm gegeben!“, meldete der Posten.

„Holt den Kerl ‘raus!“, befahl Morrows kalt. Der Käfig wurde aufgeschlossen, zwei Mann stürzten herein, griffen sich den recht überraschten Conover und schleppten ihn auf den Platz, warfen ihn vor Morrows in den Dreck. Conover rappelte sich auf und wurde gleich wieder von zwei Mann gepackt. Der Mann mit dem Majorsstern am violetten Kragen, den Cash Conover noch als den ehrenwerten Captain Morrows von der 9th Virginia Cavalry kannte, presste die schmalen Lippen zu einem Strich zusammen. Er griff nach Conovers grauem Bart und besah sich das Gesicht des gefangenen Konföderierten genau.

„Sieh an, wir kennen uns, Sergeant Conover. Zu dumm, dass Sie ausgerechnet meinem kleinen Kommando über den Weg fahren mussten. Ich kann es mir nicht leisten, jemanden wie Sie gehen zu lassen. Ich kann es mir aber auch nicht leisten, Sie allzu lange leben zu lassen. Es sei denn, Sie erklären sich bereit, mir bei meinen Bemühungen, den Yankees mit allen Mitteln Widerstand zu leisten, zu helfen."

„Wenn Ihr Widerstand darin besteht, Südstaatler zu überfallen und zu töten, sehe ich darin keine Bemühungen, den Yankees das Fell über die Ohren zu ziehen!", erwiderte Conover eisig. Morrows holte aus und schlug dem Sergeant voller Verachtung ins Gesicht.

„Das für deine Frechheit, Grayback!", zischte er. „Wo ist dein Kumpel hin?"

„Er war ein Gefangener, den ich nach Richmond eskortieren sollte. Ich habe keine persönliche Beziehung zu ihm", versetzte Conover.

„Immerhin duzt ihr euch", bemerkte Morrows mit freudlosem Lächeln.

„Wenn Ihre Leute das gehört haben, müssen sie bemerkt haben, dass wir uns gegenseitig nicht gerade mit Kosenamen angesprochen haben! Ich nenne ihn Yank, was nicht unbedingt ein Freundschaftsangebot ist, und er schimpft mich dafür Reb. Wir duzen uns aus gegenseitiger Verachtung", behauptete Conover und wusste in diesem Augenblick, dass er log. Der Yankee hatte ihm mehr Achtung abgenötigt, als es je ein Konföderierter fertig gebracht hatte. Er gestand sich jetzt ein, dass er gern dessen Freund gewesen wäre.

„Na schön. Wir können es auch anders abfragen, Grayback. Heywords, ziehen Sie den Grayback bis zum Gürtel aus!"

Zwei Männer heilten Cash Conover fest, während Sergeant Heywords ihm Uniformjacke und Hemd aufknöpfte und ihm beides so geschickt auszog, dass Conover nicht den Hauch einer Chance hatte, sich dabei aus dem Griff der Wächter zu befreien. Heywords schien Übung in der Ausführung eines solchen Befehls zu haben. Der Partisanen-Sergeant grinste schadenfroh, als er Conovers Uniform über dem Arm hatte und der Gefangene mit nacktem Oberkörper dastand. Eine Schiffstätowierung zeigte sich auf der breiten, behaarten Brust des Cumberland-Schiffers. Conover sah ein eisiges Lächeln auf Morrows' schwarzbärtigem Gesicht, als der mit widerwärtiger Langsamkeit eine aufgerollte Bullenpeitsche aus dem Gürtel zog, sie sorgsam durch die Hand glatt zog und sich dann einen Zigarillo anzündete. Conover konnte seinen Blick nicht von dem Anblick der Peitsche abwen-

den und bemerkte kaum, dass man ihm Hanfstricke an den Hand- und Fußgelenken festband.

„Aufs Fass mit ihm!“, befahl der Partisanenführer mit teuflischem Grinsen. Die Wächter warfen Conover bäuchlings quer über ein liegendes Fass. Je ein Mann griff sich einen der vier Hanfstricke und zog stramm. Conover hing unausweichlich fest. Das Fass drückte schmerzhaft in seine Rippen, die Stricke schnitten in die Handgelenke ein.

„Gut, Conover. Bevor wir zur eigentlichen Bestrafung kommen – zehn Hiebe wegen unterlassenen Alarms – möchte ich von dir wissen, wann der elende Yankee ausgebrochen ist und wohin der Lump wollte“, begann Morrows das Verhör.

„Ich ... ich weiß es nicht“, presste Conover heraus. Die Quittung war ein scharfer Hieb der Bullenpeitsche, die eine brennende Spur zwischen der linken Schulter und dem rechten Nierenbereich hinterließ. Conover schrie auf.

„Also?“

„Heute Nacht“, ächzte Conover.

„Heute Nacht, *Sir*, heißt das!“, schrie Morrows und schlug erneut zu. Conover schrie erneut gepeinigt auf.

„Nun?“

„Heute Nacht, Sir“, japste Conover.

„Klingt schon besser. Wann genau?“

„Ich weiß es nicht, Sir. Es muss gewesen sein, als ich schon geschlafen habe“, behauptete Conover. Zwei weitere Peitschenhiebe rissen ihm erneut die Haut auf, ließen ihn vor Schmerz schreien.

„Denk noch mal nach“, empfahl Morrows fast sanftmütig.

„Keine Ahnung“, beharrte Conover.

Morrows zog an seinem Zigarillo und drückte die Glut in eine der blutenden Wunden. Conover brüllte gepeinigt. Morrows’ Brutalität überzeugte ihn, dass es besser war, den Widerstand aufzugeben.

„Nun?“

„Kurz nach Einbruch der Dunkelheit“, stöhnte Conover.

„Und wohin wollte er?“

„Nach Nordwesten. Nach Fort Donelson wohl, Sir“, ächzte Conover.

„Na also, wir verstehen uns doch, nicht wahr?“, säuselte Morrows fast liebenswürdig in das linke Ohr des Gefolterten. „Gut, damit haben wir diesen Teil erledigt. Sergeant Heywords: Stellen Sie ein Suchkommando zusammen und treiben Sie den Yankee aus seinem Loch. Ich will den Kerl

lebend haben! Er soll seine fünfundzwanzig Hiebe genießen dürfen!“, wandte sich Morrows dann an den Sergeant. Heywords knallte militärisch die Hacken zusammen und salutierte.

„Ja, Sir!“, bellte er bestätigend.

Als das Suchkommando fort war, hing Cash Conover immer noch von den Posten gehalten in seiner unangenehmen Lage.

„Du wirst dir noch wünschen, den Yankee mit bloßen Händen erwürgt zu haben, Grayback“, knurrte Morrows finster. Dann stellte er sich breitbeinig zurecht, holte weit aus und schlug mit voller Kraft zu. Jeder Hieb presste einen gepeinigten Aufschrei des Gefangenen heraus.

Bruno Schaefer war ein kleiner Tabakfarmer, der nur wenige Tiere in seinem Stall hatte. Es war schon nach dem Mittag, als er in die Scheune ging, um etwas Heu für seine beiden Kälber zu holen. Als er mit der Heugabel dabei war, seinen Karren zu füllen, schneite es Strohhalme. Der Farmer stand wie erstarrt, sah dann vorsichtig nach oben. Durch eine etwas breitere Ritze seines Strohbodens fielen in unregelmäßigen Abständen Halme hindurch. Er legte die Heugabel weg, und schlich sich die immer am Strohboden anstehende Leiter hinauf, um nachzusehen, ob dort oben irgendwelches Ungeziefer sein Unwesen trieb. Als er über die Bodenkante schaute, bemerkte er, dass ein Yankee in einer verschmutzten Uniform seinen Strohboden als Hotel missbrauchte. Ein frostiges Grinsen zeigte sich auf Schaefers Gesicht, der sich als Südstaatler verstand.

‚Dir werd’ ich’s zeigen!’ durchzuckte es den Tabakfarmer.

Er zog sich zurück, holte einen seiner drei jüngeren Söhne, die noch nicht bei der Armee waren, beauftragte ihn, die Scheune nicht aus den Augen zu lassen und wollte in den Stall gehen, um sein Pferd zu satteln, als zehn Männer in grauen Jacken mit violetten Kragen und Aufschlägen und ebensolchen Abzeichen und schwarzen Hosen auf den Hof ritten. Schaefer erbleichte.

„Nein!“, murmelte er entsetzt. „Die Black-Legs!“

„He, hat sich hier ein Yankee verkrochen?“, herrschte ihn der führende Sergeant an.

„Jj... ja. Ich ... ich wollte gerade los, um unsere Jungs zu holen, um ...“, stammelte der Farmer.

„Jetzt sind *wir* da! Los, treib’ ihn ‘raus!“, zischte der Sergeant giftig.

„Ja, Sir! Sofort, Sir!“, buckelte der Farmer, den angesichts der in der gesamten Gegend gefürchteten Partisanen die in seiner alten Heimat Deutschland anerzogene Unterwürfigkeit gegenüber der – in diesem Fall vermeintlichen – Obrigkeit gepackt hatte. Er zog sich rückwärts ins Haus zurück, holte seine Bullenpeitsche und stürmte in die Scheune.

„Mach’, dass du wegkommst, verdammter Yankee!“

Robert zuckte erschrocken von seinem Strohballenlager hoch. Vor ihm stand ein wütend aussehender, rotbärtiger Mann, der nicht lange auf Antwort wartete, sondern gleich mit einer bissigen Bullenpeitsche nach ihm schlug.

„Los, verschwinde!“, brüllte der Mann und schlug erneut nach dem verschlafenen, ungebetenen Gast. Bennett hob abwehrend die Hände, versuchte, sich gegen die Hiebe zu decken.

„Schon gut, schon gut! Ich geh’ ja schon!“, bemühte er sich, den wütenden Farmer zu besänftigen. Er rutschte von den Strohballen herunter. Der Farmer trieb ihn mit zornigen Hieben die Leiter hinunter und aus der Scheune hinaus.

Als Robert nach vorn sah und in zehn Gewehrläufe blickte, die auf ihn gerichtet waren, packte ihn stumpfe Resignation. Es war zum vierten Mal vergeblich gewesen! Robert spürte nichts mehr, nicht die Hiebe des Farmers, nicht die Tritte der Partisanen, die ihn in Fesseln nach Fort Payne zurücktrieben.

Morrows grinste teuflisch, als Heywords den zerschlagenen, erschöpften Flüchtling vor ihm in den Schlamm schubste, dass der Dreck spritzte.

„Schau an, der oberschlaue Captain Bennett!“, höhnte Morrows und zerrte Robert am Schlafittchen hoch. „Hör zu, Yankee: Ich habe mir einmal geschworen, keine von euch blauen Ratten lebend aus diesem Lager zu lassen, und das meine ich ernst. Leider brauche ich dich noch als kleinen Schutzschild gegen deine Kumpane, aber es wird mir ein Vergnügen sein, dich häppchenweise in die Hölle zu befördern. Du wirst noch den Tag verfluchen, an dem du geboren worden bist!“, drohte Morrows finster und böse. Robert war zu erschöpft, um noch ein Wort herauszubringen. Er schloss einfach die Augen. Morrows sah ihn noch einen Moment mit unverhohlenem Hass an und schlug ihm verächtlich mit dem Handrücken ins Gesicht, dass dem Gefangenen der linke Mundwinkel aufriss. Robert reagierte nicht mehr darauf.

„Ihn heute noch zu bestrafen, hat wenig Zweck, Sir“, mischte sich Sergeant Heywords ein. „Er ist zu fertig, um die Strafe überhaupt mitzubekommen.“

„Hast Recht“, grunzte Morrows. „Sperrt ihn in den Einzelpferch. Vier Mann Bewachung! Sobald er wieder einigermaßen klar ist, liegt er auf dem Fass!“

Cash Conover beobachtete von seinem wieder reparierten Pferch aus, dass Bennett in den Einzelpferch in der Mitte des Lagers gesperrt wurde, und dass sich vier Mann in unerfreulicher Nähe des Käfigs postierten. Die rüde Behandlung hatte Conover verdeutlicht, dass er in diesem Lager genauso wenig des Lebens sicher war, wie die Yankees, die hier eingesperrt waren. Zwar hatte Morrows einen ebenfalls hier festgesetzten Arzt beauftragt, sich um Conovers Verletzungen zu kümmern, aber Conover rechnete nicht mit weiterer Großherzigkeit des Partisanenchefs. Morrows hatte ihn erkannt und er würde ihn umbringen – früher oder später. Conover fasste den Entschluss zu fliehen.

Conover sah sich um. In den Käfigen, die er sehen konnte, waren immer Yankees und Dixies gemeinsam eingesperrt. Es war seltsam: Unter den eigentlichen Kriegsgegnern, den echten Nord- und ebenso echten Südstaatlern, war in diesem Lager Frieden. Man half sich gegenseitig, so gut das mit den beschränkten Mitteln möglich war und die immer zu Gemeinheiten aufgelegten Wachen zuließen.

Im Augenblick war Morrows offensichtlich sehr übellaunig. Am Nachmittag hatten die Wachen die Lagerinsassen aus den Käfigen getrieben, Morrows hatte einen Yankeeoffizier herausgesucht, hatte ihn zum Tode verurteilt und gleich hängen lassen. Das Verbrechen des Mannes: Die Tatsache, dass er Offizier der Armee der Vereinigten Staaten war! Gleich darauf hatte Morrows sich einen Südstaatenoffizier gegriffen und ihn höchstpersönlich ausgepeitscht – zur Abschreckung! Unter diesen Bedingungen machte Conover sich Sorgen um das, was mit einem eingefangenen Ausreißer geschehen konnte.

Die bittere Antwort bekam er am Mittag des nächsten Tages. Zwei Wachen zerrten Bennett aus dem Pferch zu dem als Prügelbock dienenden Fass. Morrows trat nahe an ihn heran. Robert versuchte, dem blanken Hass ausdrückenden Blick seines Gegenübers standzuhalten.

„Ich werde dich fertig machen, Yankee, das verspreche ich dir“, sagte Morrows gefährlich leise. „Aber nicht gleich heute, denn ich brauche dich noch eine Weile, damit mir deine Freunde nicht zu nahe auf die Pelle rücken. Viel länger als zwei Monate gebe ich dir allerdings nicht mehr. Bis dahin, du elendes Stück Dreck, wirst du mehr schreien, als in deinem ganzen bisherigen Leben. Ich will dich tot sehen, Yankee. Du wirst spüren, was es heißt, sich mit Yancey Morton Morrows anzulegen!“

Der Partisanenführer trat zurück.

„Heywords, ziehen Sie den Gefangenen bis zum Gürtel aus!“, befahl er dann. Der Sergeant salutierte und zog Robert das ramponierte Hemd aus. Morrows betrachtete sich den Gefangenen noch einen Moment, fand eine große Narbe an der linken Schulter und eine knapp unter dem jetzt deutlich hervortretenden linken Rippenbogen.

„Sharpsburg, denke ich“, sagte er. Robert sah ihn verblüfft an, dann nickte er.

„Du bist zäher, als ich je gehofft habe. Eigentlich hatte ich gedacht, ich hätte dich Miststück schon längst in die Ewigen Jagdgründe befördert!“, knurrte Morrows und zog seine Peitsche glatt, sah mit bösem Grinsen, dass seine Männer dem Gefangenen Stricke an Hand- und Fußgelenke banden und ihn dann auf das Fass zwangen. Die gebrochenen Rippen schmerzten stark, aber Robert zwang sich, eine Schmerzäußerung zu unterdrücken, als die Posten die Stricke anzogen und er nur auf dem Bauch noch auflag, ansonsten in der Luft hing.

„Du bist aus diesem Lager ausgebrochen, Yankee. Aus einem Lager, aus dem noch kein Yankeeoffizier lebend herausgekommen ist. Das kostet dich mindestens fünfundzwanzig Hiebe“, erklärte Morrows dann laut. Er holte aus und schlug heftig zu. Robert spürte einen brennenden Schmerz, aber es gelang ihm, sich in der Gewalt zu behalten.

‚Anspannen!’, mahnte er sich in Gedanken. ‚Denk’ an Gelbe Wolke, denk’ an die Übungen, die die Assiniboins mit dir gemacht haben! Du steckst das weg!’

Eisern biss er die Zähne zusammen, ließ allenfalls ein leises Ächzen hören, aber er schrie nicht. Nach fünf Hieben merkte Morrows, dass sein Opfer nicht so mitspielte, wie er es sich vorstellte.

„Du willst also Krieg, Yankee!“, stellte er fest. „Na gut, ich habe Zeit. Du machst es dir nur unnötig schwer. Ich habe von *mindestens* fünfundzwanzig Hieben gesprochen, du Mistkerl!“

Robert verbiss sich mit aller Willenskraft eine Äußerung von Schwäche oder Schmerz, konzentrierte sich auf das Training, das er vor vielen Jahren bei den Assiniboins gemacht hatte. Damals hatte er von seinen Freunden Techniken erlernt, die gegen Schmerzen einigermaßen unempfindlich machten. Sie setzten aber voraus, dass man sich auf den Schmerz einstellen konnte. Morrows hielt mit äußerst unregelmäßigen Hieben dagegen, fuhr zwischendurch gar sanft mit der Peitschenschnur über den zerschlagenen, blutenden Rücken des Gefangenen. Robert war einer Ohnmacht nahe und verfluchte seine Zähigkeit, die eine gnädige Bewusstlosigkeit verhinderte.

Cash Conover hatte keine Fingernägel mehr, so regte ihn Morrows' sadistisches Spiel auf. Unruhig ging er am Holzgitter auf und ab, obwohl seine eigenen Verletzungen ihn schmerzten. Er konnte allzu gut nachempfinden, was der junge Captain litt. Schließlich gab er sich einen verzweifelten Ruck.

„Yankee!", schrie er laut. „Gib auf, Bobby! Das Schwein zieht dir die Haut in Fetzen ab, wenn du nicht wie abgestochen brüllst!"

Zwei Posten stießen sofort mit Gewehrkolben nach Conover, aber er zog sich schnell in die Mitte seines Käfigs zurück.

„Hast Recht, Cash. Du hast ja so Recht!", murmelte Robert erschöpft. Andererseits wollte er seinem Peiniger nicht den Triumph gönnen, ihn untergekriegt zu haben.

Wieder züngelte die Peitschenschnur sachte über seinen Nacken.

„Es sollten *mindestens* fünfundzwanzig Hiebe sein, du Rotznase. Vielleicht habe ich vergessen zu sagen, dass ich erwarte, dich fünfundzwanzigmal brüllen zu hören. Ich werde also so lange weitermachen, bis du das getan hast. Selbst wenn ich dich deshalb doch schon heute totschlagen müsste. Hast du das verstanden?", drohte Morrows ebenso leise wie gefährlich. Der Mann meinte es ernst, todernst. Robert sah ein, dass er nicht gewinnen konnte. Er gab seinen verbissenen Widerstand gegen die Schmerzen auf. Jeder Hieb entriss ihm einen gequälten Schrei. Nach sechs weiteren Hieben verlor er das Bewusstsein. Ein Eimer kaltes Wasser holte ihn erbarmungslos zurück.

„Heywords, geben Sie mir die Katze!", befahl Morrows. Heywords gehorchte nicht sofort. Morrows schlug mit der Peitsche nach seinem sonst so willigen Helfer, dass dieser sich beeilte, die neunschwänzige Katze aus

der Baracke des Kommandanten zu holen und sie Morrows gab, wenn auch mit zitternden Händen.

‚Gott im Himmel, der will mich erschlagen!', durchfuhr es Robert. Als er den nächsten Schlag bekam, half alle Beherrschung nichts mehr. Er schrie laut auf. Nach drei Hieben mit dem scheußlichen Marterinstrument verlor er erneut das Bewusstsein. Wieder brachte ihn ein Eimer Wasser in die grausame Realität von Fort Payne zurück. Trotz der Kühle des Tages und des kalten Wassers schwitzte der junge Mann, als ob er im Hochsommer Bäume fällte. Vor sich sah er einen der Wächter mit einem Feuerhaken in einem kleinen, aber offensichtlich heißen Feuer stochern, denn der Haken schien zu glühen.

Zu weiteren Überlegungen kam Bennett nicht, weil Morrows wieder mit der Katze auf ihn ein hieb und er vor Schmerzen schrie. Wieder schwanden ihm die Sinne und diesmal brauchte es drei Eimer Wasser, um ihn wieder zu wecken. Morrows stellte sich vor ihn hin, packte grob seinen Haarschopf und riss Roberts Kopf hoch.

„So, so. Du wolltest dich also mit mir messen, Drecksack. In diesem Lager gibt es nur einen Chef, und das bin ich. Ich bin hier Herr über Leben und Tod dieser blau- und grauberockten Nichtsnutze. Dein kleiner Aufstand verdient eine zusätzliche Strafe, die dir eine Lehre für alle Zeiten sein wird. Vielleicht hast du davon gehört, dass manche dieser stinkigen, auf der faulen Haut liegenden Pflanzer ihre Nigger mit einem Brandstempel zu zeichnen pflegen – wie man es auch mit anderem Vieh tut. Ich zeichne widerspenstige Gefangene so, denn ihr seid noch weniger wert als Vieh. Und ein Brandzeichen von Yancey Morton Morrows ist ein verbrieftes Todesurteil, Yankee. Ich werde dir jetzt mein Zeichen einbrennen. Da, wo du es besonders gut merkst und spürst, was es heißt, sich Yancey Morton Morrows widersetzen zu wollen", kündigte Morrows mit höhnischem, grausamem Grinsen an.

„Heywords, zeigen Sie ihm das Eisen!", befahl der Partisanenführer dann. Der gehorsame Sergeant kam mit dem rot glühenden Brandstempel. Er war rechteckig mit abgerundeten Ecken, darin waren ein großes Y und zwei große M untereinander zu einem Monogramm angeordnet. Morrows zwang sein Opfer, sich den Stempel gut anzusehen, dann schickte er Heywords wieder zum Feuer. Es dauerte entsetzlich lange, bis dem Sergeant das Eisen glühend genug erschien. Dann kam er mit schnellen Schritten zurück, hielt schützend die behandschuhte Hand davor, damit es im kühlen Oktoberwind nicht zu schnell abkühlte und übergab das Brandeisen mit

zackigem Salut an Morrows, der ihm dafür die neunschwänzige Katze zurückgab. Langsam, entsetzlich langsam, senkte er das Eisen herab. Robert schloss die Augen, instinktiv spannte sich sein Körper an. Er spürte starke Hitze, aber dann hörte er nur ein satanisches Lachen. Morrows zog das Eisen zurück und gab es wieder an Heywords, der es wieder erhitzte.

„Du sollst dich richtig darauf freuen können“, kicherte Morrows mit gewisser Aufregung in der Stimme.

Cash Conover empfand scheußliche Qualen, mit ansehen zu müssen, wie ein Mann so furchtbar geschunden wurde.

„Mein Gott, wie lange will dieser Sadist das noch treiben?“, keuchte er leise.

„Das Schwein hat es schon auf eine halbe Nacht gebracht. Die Apachen sind gegen den Waisenknaben!“, kam es aus dem Nachbarkäfig. Dort war eine gemischte Mannschaft aus mehreren Unionssoldaten und einem Südstaatenoffizier eingeschlossen. Ein Corporal hatte Conover angesprochen.

„Es hat nur ein Gutes: Nach so einem Tag verschwindet er meist für eine Woche. Weiß der Teufel, ob er auf Raubzug geht oder sich im Puff amüsiert. Hauptsache, das Schwein ist nicht hier!“, setzte der Unionscorporal hinzu.

Heywords erhitzte das Eisen zum sechsten Mal. Fünfmal hatte Morrows sein Opfer schon genarrt. Der Sergeant stieß das Brandeisen tief in die Glut und wies zwei seiner Männer an, mit dem Blasebalg noch nachzuhelfen. Das Feuer loderte auf, die Glut wurde immer heller. Morrows lachte hässlich. Als Heywords mit dem Brandstempel zurückkam, hatte das Eisen eine sehr viel hellere Färbung, als zuvor. Morrows stellte sich breitbeinig hin, nahm das Eisen, senkte es genussvoll auf eine besonders schlimm zerschlagene Zone im Bereich des linken Schulterblattes. Die Wachen zerrten noch stärker an den Hanfstricken, dann bohrte sich das hell glühende Eisen in Roberts blutende Wunden. Der Schmerz war so grauenhaft, dass sich Robert ein unmenschlicher Schrei entrang. Sekundenlang, Sekunden, die zu einer grausamen Ewigkeit gerannen, marterte ihn das Brandeisen. Dann endlich fiel er in eine gnädige, tiefe Bewusstlosigkeit, aus der ihn kein Wasser mehr zu wecken vermochte.

Kapitel 22

Wiedersehen in Taylor's Mill

Martin Moore und Philip Bennett waren den Spuren der Guerillas bis nach Decatur im Norden Alabamas gefolgt. Im Trubel der Stadt gingen die auf der Landstraße noch so deutlich sichtbaren Trittsiegel der Pferde und die Wagenspuren unter. Sicher war, dass die Partisanen vier Tage Vorsprung hatten. Wenn sie sich nicht mehr in der Stadt aufhielten, musste die Spur hier reißen. Philip und Martin trennten sich und fragten in verschiedenen Geschäften nach, ob man Konföderierte mit einem Yankeegefangenen gesehen habe. Die Leute schwiegen. Aber es war nicht das Schweigen der Unwissenden, es war das Schweigen der Ängstlichen, die wussten und doch die deckten, die sie knechteten. Ergebnislos trafen sich die Freunde schließlich in einer Kneipe wieder.

„Es hat keinen Zweck, Martin. Sie kennen die Halsabschneider ganz genau, aber sie kommen fast um vor Angst, wenn du die Kerle erwähnst. Wir sollten uns ein Zimmer suchen und morgen weiterreiten. Vielleicht finden wir die Spuren wieder“, resümierte Philip ihre Bemühungen, die Guerillas in Decatur zu entdecken.

„Ich glaube nicht, dass wir noch so etwas wie Spuren finden. Ich habe mir eine Karte von der Gegend besorgt. Vielleicht finden wir irgendetwas, wo die Banditen unterschlüpfen könnten“, sagte Martin. Dann sah er Philip an. „Für den Fall, dass wir sie wirklich finden: Hast du dir schon überlegt, wie wir den Burschen Robert, Conover und die Kohlen abknöpfen können?“, fragte er. Philip schüttelte den Kopf.

„Nein, noch nicht. Mir ist wichtig, dass wir sie überhaupt finden und sie nicht mehr aus den Augen lassen. Wir zwei schaffen es nicht allein. Wir bräuchten vermutlich eine ganze Schwadron, um ihnen auf die Finger zu hauen“, erwiderte er. Martin sah sich um.

„Ich glaube, es ist besser, wenn wir nicht in Decatur bleiben. Hier ganz in der Nähe wohnt ein Lieferant meines Vaters auf einer recht einsamen Farm. Wir sollten dorthin reiten und uns bei ihm einquartieren. Dort sind wir jedenfalls ungestört“, schlug Moore vor. Philip stimmte zu und wenig später waren sie auf dem Weg nach Süden, immer auf der Hut vor vorge-

schobenen Unionspatrouillen. Seit dem letzten Septemberdrittel hatten die Truppen der Nordstaaten, vornehmlich Kavallerie, Überfälle auf Posten der Konföderation in Tennessee durchgeführt und es wurden täglich mehr solcher plötzlichen Angriffe. Davor waren sie auch im nördlichen Alabama, das an Tennessee grenzt, nicht sicher.

In den Abendstunden erreichten sie die Farm. Martin stieg vom Pferd und klopfte an. Es dauerte nicht lange, bis ein rotbärtiger Mann die Tür öffnete.

„'N Abend, Gentlemen", sagte er und nahm die krumme Pfeife aus dem Mund.

„Guten Abend Mr. Schaefer. Mein Name ist Moore, Martin Moore aus Winchester in Virginia. Sie erinnern sich an Chester Moore?", stellte Martin sich vor.

„Chester Moore, der Tabakzüchter und Zigarrenfabrikant? Sicher. Sie müssen sein Sohn sein. Herzlich willkommen, Captain Moore. Treten Sie doch ein. Was kann ich für Sie tun?"

„Sie könnten mir und meinem Kameraden für heute Nacht ein Dach über dem Kopf geben", bat Martin lächelnd.

„Ja, natürlich. Kommen Sie. Bringen wir erst mal die Pferde in den Stall!", sagte Schaefer und führte die beiden Südstaatenoffiziere zu seiner Scheune.

„Hier können Sie Ihre Pferde unterstellen. Der Yankeegestank müsste inzwischen abgezogen sein."

„Hatten Sie Besuch von Blauröcken?", fragte Philip.

„Nur einer, aber den habe ich achtkantig 'rausgeschmissen! Ich hoffe, er brät in der Hölle!", knurrte Schaefer. Philip und Martin sahen sich bedeutsam an.

„Wo ist der Mann jetzt?", erkundigte sich Philip. Schaefer stutzte.

„Was interessiert Sie denn ein entsprungener Yankee, den schon jemand wieder eingefangen hat?"

„Nun, vielleicht ist es der, den wir suchen", gab Philip kühl zurück. „Wer hat den Mann mitgenommen?"

„Warum ist Ihnen das so wichtig, Major? Es gibt mir sowieso zu viel Yankees. Einer weniger schadet nichts."

„Mr. Schaefer, der Mann, den wir suchen, ist ungefähr sechs Fuß groß, trug zuletzt eine Sommeruniform der Yankeekavallerie mit den Abzeichen eines Captains. Er hat dunkle, kurz geschnittene Haare, ist normalerweise

glatt rasiert und hat braune Augen, etwa vergleichbar mit der Farbe dunklen Bernsteins“, beschrieb Philip seinen Bruder. Schaefer setzte sich auf einen der Strohballen.

„Also, wenn Sie unter *Sommeruniform* eine zerfetztes, blaues Hemd, ramponierte himmelblaue Reithosen und löchrige Stiefel mit abgeschabten Schäften verstehen, könnte das Ihr Mann gewesen sein. Er trug allerdings einen Stoppelbart, der wenigstens eineinhalb Wochen alt war. Wenn ich Sie so ansehe, Major, Sie könnten fast sein Bruder sein.“

Philip nahm Schaefers Aussage ohne äußere Reaktion hin. So sehr, wie der Mann offenbar Yankees hasste, brauchte er nicht zu wissen, dass er mit seiner Vermutung mitten ins Schwarze getroffen hatte.

„Wo ist der Mann jetzt?“, bohrte der Major unnachgiebig weiter.

„Ich mache Ihnen nicht viel Hoffnung, dass Sie ihn selber um die Ecke bringen können, Major. Den haben sich die Black-Legs geschnappt, die übelsten Jay-Hawker, die frei herumlaufen!“

„Mr. Schaefer – wo sind diese Banditen?“, riskierte Philip die direkte Frage. Schaefer wollte Philips durchdringendem Blick ausweichen, aber Philip nahm ihn etwas unsanft an der Jacke.

„Wo sind sie, verdammt?“, fuhr er den erschrockenen Farmer an.

„Im alten Fort Payne“, würgte Schaefer. Philip ließ ihn los und setzte sich auf einen Strohballen.

„Guter Gott! Fort Payne ist auf halbem Weg zurück nach Atlanta!“, entfuhr es Martin. Schaefer schüttelte den Kopf.

„Nein, Captain Moore. Ich meine das *alte* Fort Payne. Es gab hier, etwa zehn Meilen südlich von hier, lange vor dem Krieg einen Militärstützpunkt, das alte Fort Payne. Es wurde ungefähr zehn Jahre vor der Unabhängigkeit aufgegeben und verfiel. Ist ein elender Flecken Land“, erklärte Schaefer. Er sah Philip an. „Und ich kann nur empfehlen, Major: Bleiben Sie weit weg von diesem Ort!“, setzte er hinzu.

„Warum?“, fragte Philip.

„Diese Black-Legs, Major, die sperren nicht nur Yanks ein, wofür Gott sie segnen möchte; nein, da hocken auch unsere Jungs. Ich hab’s selbst gesehen.“

„Und denen hetzt keiner die Army auf den Hals?“, erkundigte sich Martin verblüfft. Schaefer schüttelte den Kopf.

„Nein, Captain. Dieser Morrows, der hält sich die Gefangenen praktisch als Geiseln. Er hat ...“

„Was haben Sie gesagt? *Morrows?“,* stieß Philip geschockt hervor.

„Ja, Sir", bestätigte Schaefer recht kleinlaut. Philip ließ sich wieder auf den Strohballen fallen und vergrub das Gesicht in den Händen.

„Dann sind es also nicht nur böse Gerüchte!", keuchte Philip entsetzt.

Er sah auf und fixierte Schaefer.

„Wie kommen wir in dieses elende Fort hinein?", fragte er dann mit einem Ton, der eher mit dem Knurren eines Wolfes vergleichbar war, als mit einer menschlichen Stimme.

„Sir, Sie haben keine Chance, dort hineinzukommen, es sei denn, dass Sie auch als Gefangene und Geiseln enden wollen. Aber Mr. Taylor, unser Totengräber könnte Ihnen vielleicht helfen. Er fährt meist einmal in der Woche nach Fort Payne, um Tote abzuholen."

„Danke, Mr. Schaefer, wir werden morgen zu ihm reiten und ihn um seine Hilfe bitten", sagte Philip leise. Schaefer wollte gehen, aber Philip hielt ihn am Ärmel fest.

„Moment noch", sagte er wie unter einer plötzlichen Eingebung. „Sie haben sich nicht zufällig dafür interessiert, *wen* Sie hier 'raus befördert haben?", fragte er. Schaefer stutzte.

„Nein, aber der führende Sergeant hat den Mann angesprochen. Wie war noch der Name? Benet, Bernet oder so ähnlich."

„Etwa *Bennett*?", fuhr Philip kerzengerade von seinem Strohballen hoch.

„Könnte sein, Major. Ich hab' da nicht so genau hingehört, weil ich froh war, den verdammten Yankee los zu sein. Wer ist der Mann eigentlich, dass Sie so hartnäckig nach ihm fahnden?"

Philips Fähigkeit zu schwindeln hatte Grenzen. Hier war sie erreicht.

„Er ist mein Bruder, Mr. Schaefer. Mein Bruder, den Sie möglicherweise an seine Todfeinde ausgeliefert haben. Ich sollte Sie erschlagen!"

„Aber ... Sir, das ... das konnte ich doch nicht ahnen!", stotterte Schaefer. Er steuerte rückwärts aus der Scheune und ließ die beiden Offiziere allein.

Philip sank in sich zusammen, aber Martin war völlig entsetzt.

„Ich weiß nicht, ob ich Bobby wünschen soll, dass er noch lebt!", presste er hervor. Martin erinnerte sich dunkel, dass Yancey einmal einen Gefangenen verhört hatte. Es war nicht zu überhören gewesen, dass er den Mann brutal gefoltert hatte. Philip hatte sich blind und taub gegen Martins Warnungen und das, was er sah, gestellt. Jetzt hatte er die Bestätigung von einem unabhängigen Dritten. Er spürte Martins Hand auf seiner Schulter

und sah auf. Martin gab ihm wortlos ein Taschentuch. Dann erst merkte Philip, dass er weinte.

Zu Roberts Glück war Morrows am Tag nach der Strafaktion mit einer größeren Anzahl von Leuten auf Beutezug ausgeritten. Conover bemühte sich heimlich um Roberts Wunden, weil Morrows ausdrücklich angeordnet hatte, dass der Yankee nicht behandelt werden dürfte. Der gefangene Arzt, ein Nordstaatler, war drei Käfige weiter eingesperrt und reichte über weitere helfende Hände ein paar Kräuter und gab die Anweisung, die Kräuter zu reiben und vorsichtig auf die Brandwunde zu legen. Conover war gerade dabei, als Robert langsam wieder zu sich kam.

„Au, verd...!“

„Pst! Leise, Söhnchen!“, mahnte Conover sanftmütig im Flüsterton. „Sie haben dich durch die Mangel gedreht, aber du lebst noch“, bemerkte er dann, nicht ohne Bewunderung. „Ich hab’ nicht mal ein Drittel deiner Dresche bezogen und gebrüllt wie am Spieß.“

„Damit hast du dir nur Unannehmlichkeiten erspart, Cash“, erwiderte Robert mit deutlichem Ächzen. „Und was *leben* anbetrifft: Fragt sich wie lange noch. Ein zweites Mal überstehe ich das nicht“, setzte er hinzu.

„Sir!“, zischte es leise aus dem Nachbarkäfig. „He, Sir! Captain!“

Robert hob mühsam den Kopf und sah nach nebenan. Der Unionscorporal hockte am Gitter neben ihm.

„Ja?“

„Sir, Sie müssen hier weg! Das Schwein bringt Sie um!“

„Erkenntnis, Kamerad!“, entfuhr es Robert halb spöttisch. „Junge, in dem Zustand komme ich keine lausige Meile weit!“, erwiderte er.

„Dein Kamerad hat nicht Unrecht, Söhnchen“, hörte er hinter sich Conover, der sich immer noch mit den offenen Wunden beschäftigte. „Wie lange bleibt dieser Kojote weg?“, fragte Conover dann den Corporal.

„Meistens ‘ne Woche. Hier im Camp lässt er nur etwa dreißig Mann zurück. Die gucken nicht besonders genau hin, sind nicht besonders helle, aber nach drei, vier Tagen fangen sie an zu saufen. Dann sind sie zu ganz miesen Scherzen aufgelegt. Bis dahin müsstet ihr beide längst weg sein.“

Conover sah zu Robert, der die Augen wieder geschlossen hatte. Nein, laufen konnte der Yankee nicht sehr weit.

„Hmm, ohne Transportmittel wird das kaum gehen, Yank“, gab der graubärtige Sergeant zu bedenken.

„Der Totengräber müsste übermorgen kommen. Einmal in der Woche holt er Leichen ab", erwiderte der blauberockte Corporal. „Wenn ihr es schafft, über die Mauer zu kommen, habt ihr 'ne Chance, dem in den Wagen zu schlüpfen. Vorher macht's keinen Sinn, weil die Karre von den Wächtern auf den Kopf gestellt wird."

Conover grinste über das ganze, graubärtige Gesicht.

„Tot genug siehst du jedenfalls aus, um im Sarg zu reisen, Söhnchen", kicherte er leise. Robert nahm den Vorschlag nickend zur Kenntnis und schlief wieder ein. Solange er auf dem Bauch lag, schmerzten zwar die gebrochenen Rippen, aber es war nichts im Vergleich zu dem, was er fühlte, wenn er versuchte, sich auf den Rücken zu legen.

Tatsächlich kam Mr. Taylor, der Totengräber, zwei Tage später ins Camp. Als sein Wagen das Tor passierte, dämmerte es bereits. Von Philip Bennett hatte er eine präzise Personenbeschreibung erhalten und kannte den Namen des Gesuchten. Taylor hatte praktisch alle Bewegungsfreiheit im Lager und ging die Käfige ab, um Leichen zu suchen. Aber daneben suchte er nach dem vermissten Yankeeoffizier. Vor dem Käfig zwölf blieb er stehen und sah den First-Sergeant seltsam an, der sich um einen anscheinend verletzten Nordstaaten-Captain kümmerte. Cash Conover war sich nicht ganz sicher, ob dem Totengräber zu trauen war. Wenn es stimmte, was manche Gerüchte über die Black-Leg-Bande behaupteten, dann hatte der Partisanenchef auch unter Zivilisten seine Helfershelfer. Er hörte sofort mit seinem Tun auf, als er den Fremden bemerkte. Taylor sah eine Weile in den Käfig.

„Ist das Captain Bennett?", fragte er mit einem deutlichen Hinweis auf den schlafenden Blaurock.

„Weiß nicht", brummelte Conover. „Bin Südstaatler. Das is' 'n Yankee, Mr. Totengräber!", knurrte er. Taylor zuckte hilflos mit den Schultern. Wie konnte er auch Auskunft von einem Feind des Gesuchten erwarten? Taylor gab die Suche auf und zog sich in eine andere Ecke des Lagers zurück, um nachzusehen, ob dort noch ein Geschäft zu machen war, ob es noch Leichen gab. Doch an diesem Tag hatte der Totengräber Pech: Ausnahmsweise gab es keine Leichen in Fort Payne.

Kaum war der Totengräber weg, als Conover seinen geschwächt schlafenden Mitgefangenen wachrüttelte.

„Wach auf, Söhnchen. Wird Zeit, dass wir gehen", sagte er leise. Es dauerte eine Weile, bis Robert wach war und sich mit Hilfe von Conover

aufrichten konnte. Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Im Schein der wenigen Fackeln waren fünf der knapp dreißig Mann Bewachung mit einer akribischen Untersuchung des Totengräbergefährts beschäftigt, um sicherzustellen, dass der Mann nicht etwa lebende Gefangene aus dem Fort schmuggelte. Die übrigen Wachen schienen von der mühsamen Arbeit ihrer Kameraden, den Wagen komplett auseinander zunehmen, geradezu fasziniert zu sein, denn sie hatten für ihre Gefangenen keinen Blick mehr. So achtete auch niemand auf den Käfig zwölf, aus dem Conover vorsichtig eine Strebe herauslöste, während Bennett die Wachen im Auge behielt. Die Strebe brach mit leisem Knacken, dann schlichen sich die Flüchtlinge vorsichtig aus dem Käfig und verschwanden im Dunkel der Ecke, über die Robert schon einmal ausgebrochen war.

Sie hatten sich eine Stunde Vorsprung ausgebeten. Dann sollte der Corporal im Nachbarkäfig Alarm schlagen und ihren Ausbruch melden. Sowohl Robert als auch Cash war klar, dass sie in dem Fall mit ihrem Leben spielten, aber ihretwegen sollte kein anderer Nachteile haben. Die Insassen des Nachbarkäfigs hatten sich eine Lügengeschichte zurechtgelegt, um die Suchmannschaft in eine völlig falsche Richtung zu lenken, hatten sie sich eingeprägt, um sich nicht in Widersprüche zu verstricken. Robert und Cash waren nicht gegangen, ohne ihren Nachbarn zu versprechen, sie eines nicht allzu fernen Tages aus dem Lager herauszuholen.

Die Flüchtlinge schlüpften über die marode Mauer, in deren Ritzen sie genügend Halt fanden, um den Boden auf der anderen Seite heil zu erreichen. Conover wunderte sich über die Zähigkeit seines Gefährten, der am Tag zuvor dem Tod noch näher als dem Leben geschienen hatte. Jetzt kletterte er behände über Mauerritzen und Klüfte, verschmolz fast mit dem Schlagschatten der Mauer, die der Mond zeichnete. Das Fort war in einer Entfernung von gut hundert Yards mit dichtem Wald umgeben. Die Flüchtlinge warteten einen Moment, bis eine große Wolke den Mond verdeckte und eilten dann zum Waldrand, verschwanden im Dickicht.

Schon bald kamen sie an einen Waldweg, der nach Conovers Kenntnis in Richtung Decatur führte. Der First-Sergeant grinste über das ganze Gesicht.

„Wir brauchen nur noch zu warten, bis Freund Totengräber vorbeikommt. Der bringt uns aus der Reichweite dieser Klapperschlangen mit den violetten Kragen!“

„Bist du sicher?“

„Er wird es nie erfahren. Ich hab' gesehen, dass er die Särge vorn und hinten abgehängt hat. Schaffst du es, auf den Wagen aufzuspringen?"

Die Frage war an sich überflüssig, weil Conover gesehen hatte, dass Robert durchaus zu Klettereien imstande war.

„Solange du mir nur erzählst, dass Yancey Morrows und seine Schweinebacken hinter mir her sind, gehe ich sogar eine glatte Wand ohne Seil hinauf", versetzte Robert mit fast schelmischem Grinsen. „Es *muss* gehen, Cash! Wenn Morrows mich wieder in die Finger bekommt, haut er mich in Stücke", ergänzte er dann erheblich ernster. Dafür zeigte sich auf Cash Conovers Gesicht ein breites Grinsen.

„Nein, er wird dich den Ameisen zum Frühstück servieren, hab' ich gehört."

„Danke, *so* genau wollte ich's nicht wissen", erwiderte Robert spöttisch. „Achtung, der Wagen kommt!"

Sie duckten sich hinter einem Busch, ließen den Wagen passieren. Dann liefen sie los, bekamen die Wagenkante zu fassen und zogen sich hinein, wobei Conover dem übel geschundenen Robert half, so gut er es selbst vermochte.

Wie Conover gesagt hatte, hatte der Totengräber zwischen seinem Fahrerbock und dem Wageninneren eine Plane hängen, die einen Blick in den Innenraum von außen verhinderte. Ebenso hing hinten am Wagen eine lose Plane, die einen sofortigen Einblick nach innen unmöglich machte. Auf dem Wagen standen zwei Särge ohne Sargschrauben. Conover sah hinein. Es war fast völlig dunkel im Wageninneren, so dass er tasten musste. Tatsächlich, die Särge waren leer – abgesehen von den Sargschrauben, die in den Särgen lagen. In schweigendem Einverständnis stiegen die beiden Flüchtlinge in die leeren Särge, zogen die Deckel soweit zu, dass noch Luft herankam und ließen sich fahren.

Der Totengräber hatte von seinen blinden Passagieren nichts bemerkt, weil das Gefährt heftig quietschte und Mr. Taylor selbst – wenn auch unmelodisch – geistliche Lieder sang. Doch nach kurzer Fahrt stoppte der Wagen wieder. Robert kam erschrocken hoch, stieß sich prompt den Kopf am Sargdeckel, konnte den Deckel aber gerade noch festhalten, bevor er vom Sarg fiel. Draußen war Hufgeklapper zu hören und eine befehlsgewohnte Stimme, die den Kutscher anherrschte, stehen zu bleiben.

„He, was hast du auf dem Wagen?", fuhr jemand den Totengräber an.

„Guten Abend, die Herren, Colin Taylor, Totengräber. Stets zu Diensten, die Herren. Ich habe nur zwei leere Särge auf dem Wagen und Ihre freundlichen Kameraden im Fort Payne haben den Wagen bereits auseinander genommen, um zu kontrollieren, ob ich nicht etwa jemanden ausschmuggle. Ich kann Ihnen versichern, dass sich außer den Särgen hinten nichts befindet“, erklärte der Totengräber diensteifrig.

„He, Wesley! Sie haben doch vorhin selbst den Wagen mit untersucht. Der ist leer!“, kam eine andere Stimme.

„Ach ja, der Totengräber! Ist schon gut, fahr weiter!“, entließ der Angesprochene den Totengräber. Der schnalzte mit der Zunge und der Wagen fuhr wieder an. Robert atmete hörbar auf.

„Gott sei Dank!“, entfuhr es ihm leise. Dann klopfte es am Deckel. Robert hob ihn leicht an.

„Cash?“

„Ja. Hast du auch so viel Schiss eben gehabt?“, kam vom anderen Sarg eine geflüsterte Frage.

„Und ob! Ich dachte, das war’s. Hoffe nur, dass nicht noch mehr solcher Patrouillen hier herumstreichen“, erwiderte Robert im gleichen Ton.

Einige Minuten vor Mitternacht erreichte Taylor mit seinem Gefährt seine alte Mühle, die dem ganzen Wohnplatz den Namen *Taylor’s Mill* gegeben hatte. Er spannte die beiden Pferde aus und nahm dann die Plane und den Spriegel ab, weil er am nächsten Tag eine Beerdigung mit offenem Wagen hatte und schon früh wegfahren wollte. So wollte er den Wagen noch am Abend soweit vorbereiten, dass er am nächsten Morgen nur noch die Pferde einschirren musste. Als er die Plane in die Truhe in der Remise packte, hörte er ein scharrendes Geräusch, das eindeutig von seinem Wagen kam und das sehr nach schleifendem Sargdeckel klang. Taylor spürte, dass sich seine Nackenhaare aufstellten, als es im selben Moment Mitternacht schlug. Colin Taylor drehte sich langsam um und sah zu seinem blanken Entsetzen, dass die Deckel beider Särge aufgeschoben wurden und aus den Särgen zwei halbverhungerte, mehr tot als lebendig aussehende, bärtige Männer in zerfetzten Uniformen hochkamen. Taylor standen die Haare zu Berge, er wurde blass und grün und wieder blass, die Knie wurden ihm in Bruchteilen von Sekunden weich, dann rannte er markerschütternd

„Hilfe! Geister! Gespenster! Vampire!“, schreiend aus der Remise und verschwand in der Mühle.

Robert und Cash sahen sich im Schein der trüben Lampe an und begannen zu lachen.

„Wir machen uns gut als Vampire!“, bemerkte Cash lachend.

„Dann lösch' das Licht! Vampire vertragen Licht so schlecht!“, erwiderte Robert, ebenso lachend.

Sie stiegen vom Wagen und überlegten, ob sie noch in der Nacht weiter nach Norden gehen sollten, um die Bahnlinie nach Nashville noch vor dem Morgengrauen zu erreichen, als die hintere Remisentür aufgerissen wurde und zwei Männer mit schussbereiten Gewehren hereinsprangen. Sie trugen graue Uniformen. Die Flüchtlinge fuhren erschrocken herum.

„Nein, verdammt! Diesmal kriegt ihr mich nicht!“, schrie Robert wütend, griff nach der Heugabel, die neben ihm lag, um sie nach den Grauröcken zu werfen, aber Cash fiel ihm in den Arm.

„Halt, warte!“, beschwor er ihn.

„Ich wüsste nicht, warum ...“, setzte Robert an, aber er stockte, als die beiden Männer mit vorgehaltenen Waffen in den Lichtschein der Stalllaterne traten und er seinen Bruder und Martin Moore erkannte.

„Bei Gott, das kann ich nicht!“, flüsterte er resigniert und ließ die Heugabel fallen.

„Robert? Sergeant Conover? Seid ihr es wirklich?“, fragte Philip. Er legte sein Gewehr gesichert weg. Robert hob die Hände. Er spürte tiefe Bitterkeit aufsteigen, die ihn wieder seine Schwäche fühlen ließ. Er war nicht mehr in der Lage, jetzt noch zu rennen.

„Tu's nur! Liefer' deinen kleinen Bruder ruhig ans Messer!“, versetzte der Unionssoldat bitter. Philip stieg über einige Strohballen zum Wagen.

„Nein, keineswegs. Du bist frei, Bobby“, sagte er leise und beruhigend. „Du bist ausgetauscht. Wir suchen dich wie eine Stecknadel, um dich heimzubringen.“

„Wie? Das ... das glaub' ich nicht!“, entfuhr es Robert verblüfft. Im nächsten Moment umarmten sich die Brüder, Robert fühlte nur noch einen stechenden Schmerz in seinen zahlreichen Wunden, dann wurde es dunkel um ihn. Philip hatte es nicht bemerkt, weil er Robert fest an sich gedrückt hatte und hart mit den Tränen kämpfte.

Robert erwachte, als ihm die Sonne ins Gesicht schien. Blinzelnd schlug er die Augen auf und stellte fest, dass er auf dem Heuboden der Remise lag. Durch ein großes, glasloses Fenster schien die Oktobersonne in

den Heuboden, ihm direkt ins Gesicht. Mit einiger Mühe drehte er sich um und fand Philip neben sich sitzen.

„Guten Morgen. Ausgeschlafen?“, begrüßte Philip ihn. Robert schüttelte den Kopf.

„Nein, ich fühl’ mich furchtbar“, sagte er. „Verfrachtet ihr mich wenigstens wieder nach Camp Virgil?“

Philip lächelte.

„Wie kommen wir denn dazu? Nein, wir bringen dich nach Fort Donelson, wohin du gehörst, Kleiner“, erwiderte der Ältere. In seinen grüngrauen Augen tanzten freundliche Funken, wie Robert sie schon seit langer Zeit nicht mehr gesehen hatte.

„Nein, das kann nicht sein! Ich muss immer noch träumen!“, flüsterte er und zwickte sich. Der Schmerz war echt, aber sein lächelnder Bruder offensichtlich auch, denn er blieb dort und wich keinesfalls der Fratze Yancey Morrows’.

„Sag bloß, das hast du heute Nacht schon nicht mehr mitbekommen? Bist ja ganz schön aus den Latschen gekippt. Du siehst nicht gut aus. Hast du Hunger?“

Robert nickte schweigend und ließ sich wieder ins Stroh sinken. Als Philip aufstehen wollte, nahm Robert ihn bei der Hand.

„Warte. Ich hab’ mich zu Tode erschrocken, als ihr in die Remise gestürmt seid. Was, zum Teufel, sollte das?“

Philip setzte sich wieder.

„Möchtest du die Erklärung auf nüchternen Magen oder willst du erst was frühstücken?“, fragte er. „Martin hat gerade Kaffee fertig.“

„Ich hab’ schrecklichen Hunger.“

Philip entfernte sich kurz und kam mit Kaffee und Brot wieder.

„Hier, iss erst einmal. Du siehst völlig verhungert aus. Langsam essen“, sagte er und stellte eine Blechtasse mit heißem Kaffee und einen Blechteller, wie er zum Essgeschirr der Armeeausrüstung gehörte, neben Robert ab. Der Hunger war nagend. Vor allem in der Zeit im Fort Payne hatte Robert so gut wie nichts gegessen, aber er zwang sich, langsam zu essen, um seinen Magen nicht zu überfordern.

„Was wird hier gespielt, Philip?“, fragte Robert kauend.

„Was meinst du?“

„Ich komm’ nicht mit bei dieser Austauschgeschichte“, präzisierte Robert. Philip grinste.

„Es hat gewisse Vorteile, an den Knotenpunkten der Information zu sitzen. Die Gefangenenlisten kommen zuerst ins Provost Department, wo ich arbeite. Ich habe dich auf der Liste von Colonel McNeal gesehen und habe einfach ausprobiert, was ein Majorsstern wert ist. Auf meine Bitte hin hat Colonel Brown dich auf die Liste gesetzt und auf meinen Vorschlag Martin als den Offizier benannt, der gegen dich ausgetauscht wird. Mit dem Moment, dass du wieder frei bist, ist Martin nicht mehr an sein Ehrenwort gebunden, nicht mehr gegen die Union zu kämpfen. Bis der Austausch also durch deine Übergabe im Fort Donelson vollzogen ist, wird Martin uns begleiten. Ich habe seine Waffen, die er erst erhalten wird, wenn wir in Donelson sind – genau wie du", erklärte Philip. „Wir hatten nur Schwierigkeiten, den Captain Bennett zu finden. Als wir nach Camp Virgil kamen, habe ich erfahren, dass du uns um die Nasenlänge eines halben Tages voraus warst, weil du sechs Stunden vor Eintreffen meines Telegramms wegen wiederholten Ausbruchsversuches verlegt worden bist und unterwegs spurlos verschwunden warst – mitsamt Sergeant Conover und etwa zehntausend Dollar in Gold. Wärst du nicht so ein hartnäckiger Ausbrecher gewesen, wärst du schon längst zu Haus."

Robert lächelte gedrückt.

„Ich hatte ja keine Ahnung, dass du dich um meine Freilassung bemühst. Hätte ich das gewusst, wäre ich brav im Camp Virgil geblieben und hätte dort auf dich gewartet. So allerdings habe ich mir gesagt: *Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott* und bin immer wieder ausgekniffen. Ich hab' was mitgemacht, sag' ich dir!"

„Man sieht's!", grinste Philip. „Wir sind euren Spuren bis Decatur gefolgt und haben sie dort im Gewühl verloren. Mr. Schaefer, der dich an Morrows ausgeliefert hat, hat uns wieder auf eure Spur gebracht und uns Mr. Taylor als Kundschafter empfohlen. Er sollte feststellen, ob du tatsächlich dort bist. Als er heute Nacht zurückkam und wie von den Furien gehetzt ins Haus schoss, haben wir an einen Überfall geglaubt und sind in die Remise gerannt. Fast hätte ich Taylor Recht gegeben, dass es in der Remise spukt, so gespenstisch habt ihr zwei ausgesehen", sagte er und klopfte Robert aufmunternd von hinten auf die linke Schulter. Robert verzog schmerzvoll das Gesicht und stöhnte unterdrückt.

„Au, verd...!", presste er hervor, weil die Brandwunde furchtbar schmerzte.

„He, was ist? Verträgst du brüderliches Schulterklopfen nicht mehr?“, frotzelte Philip und knuffte seinen Bruder freundschaftlich in den Rücken. Robert krümmte sich unter Schmerzen.

„Hör auf, verflixt!“, ächzte er. Philip stockte.

„Was ist mit dir? Bist du verletzt?“, fragte er besorgt. Robert nickte und fiel wieder ins Stroh.

„Sehen Sie sich seinen Rücken an, Sir, dann verstehen Sie“, sagte Conover.

Vorsichtig knöpfte Philip Robert das zerrissene Hemd auf und legte die linke Schulter frei. Blutige, kaum verschorfte Striemen und eine großflächige Verbrennung dritten Grades, die sehr nach einem Brandstempel aussah, wie er für Vieh verwendet wurde, wurden sichtbar. Philip wurde bleich.

„Großer Gott!“, entfuhr es ihm. „Bobby, wer hat dir *das* angetan?“, fragte er schluckend.

„Ein Hurensohn mit Namen Yancey Morton Morrows!“, presste Robert heraus. Den Namen spie er aus wie Gift und Galle. Philips Entsetzen war echt. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Goldraub, ja, das traute er Yancey zu. Einen Gefangenen derart grausam zu misshandeln, nein, das hätte er von seinem Schwager nicht im Albtraum angenommen. Jedenfalls hatte er es nie wahrhaben wollen, dass Yancey zu so etwas fähig war, auch, wenn es durchaus Hinweise darauf gegeben hatte.

„Nein“, sagte er, „nein, das ... das kann nicht sein!“

„Es *ist* so, Sir“, bestätigte Conover. „Er hat sich sogar vorgestellt. Im Übrigen habe ich ihn auch erkannt“, bekräftigte er.

„Ich habe dich schon lange vor dem Kerl gewarnt“, bemerkte Martin. Philip sah ins Leere.

„Bei Gott, er wird es büßen!“, knurrte Robert matt, aber entschlossen. Philip schüttelte sich, als ob er einen Albtraum loswerden wollte.

„Nein“, sagte er dann. „Robert, Yancey ist eine Nummer zu groß für dich“, warnte er. Robert richtete sich mühsam auf und sah seinen Bruder an.

„Philip, das ist jetzt eine ausgesprochen persönliche Angelegenheit zwischen mir und diesem ... diesem ..., nein ich finde kein passendes Schimpfwort für Morrows! Aber ich zahle es ihm heim, darauf kannst du dich verlassen“, sagte er. Philip seufzte.

„Ich erinnere mich an den Abend, als Yancey den gleichen Schwur tat. Es war, als du mit noch einem anderen Yankee von Morrows’ Farm in

Kentucky geflüchtet bist und den Stall niedergebrannt hast. Yancey hat es euch nicht verziehen, dass ihr ihn niedergeschossen habt und ihm den Stall angezündet habt."

„Das erklärt, weshalb Morrows die Yanks nicht leiden kann, aber es ist kein Grund, jemandem eine solche Gravierung zu verpassen, Phil!", protestierte Martin, der sich die Verletzungen seines Freundes mit Grausen besah.

„Philip – Morrows wollte Andy Evans und mich an euch ausliefern. Er hat im Stall sofort auf uns geschossen. Wir haben uns lediglich gewehrt. Wir haben ihn nicht getötet, obwohl es uns möglich gewesen wäre. Was den Brand anbelangt: Ich weiß nicht, wie er auf die Idee kommt, *wir* hätten ihn gelegt. Morrows hatte eine Petroleumlampe bei sich, die er – weiß der Teufel wie – mitgeschleppt hat, als er vor Andy und mir davongekrochen ist. Wir haben uns um die Pferde gekümmert, als der Stall verrammelt wurde und eben diese Petroleumlampe durch ein Fenster in den Stall geworfen wurde. Morrows selbst hat seinen Stall angezündet, um Andy und mich zu rösten. Wir hätten bescheuert sein müssen, den Stall anzuzünden, solange wir uns noch selbst im Stall befanden und die Tür verriegelt war! Ist dir eigentlich nicht aufgefallen, dass wir nur sehr knapp den Flammen entkommen sind?", erklärte Robert.

Philip sah ihn eine Weile an, versuchte, sich an die Ereignisse jener Winternacht zu erinnern. Schließlich nickte er langsam.

„Ich war so blind, Robert!", presste der Ältere heraus. „Blind vor Liebe. Ich bin mit Yanceys Schwester Pamela verheiratet. Sie ist ein feines Mädchen, hat viel von deiner Susan. Ich ..."

Er brach ab, als er Roberts Hand auf der Schulter spürte.

„Dir mache ich keinen Vorwurf, Philip. Ich mache nicht mal deiner Frau einen Vorwurf, auch wenn sie uns ein Schlafmittel geben wollte, damit ihr uns nur einsammeln müsst. Ich mache auch Yancey wegen der damaligen Geschichte keinen Vorwurf. Er betrachtete uns als seine Feinde, wollte uns aus dem Verkehr ziehen; gut, ist in Ordnung, das ist der Krieg. Ich bin ihm auch nicht gram, weil er mich am Antietam niedergeschossen hat, dass ich bald hops gegangen wäre. Es ist im Kampf geschehen. Ich hätte ihn wohl auch nicht geschont, hätte ich ihn so vor dem Visier gehabt, wie er mich. Das ist Berufsrisiko, speziell in Zeiten wie diesen. Was ich ihm übel nehme, was mich wirklich rasend macht, ist die Tatsache, dass er Gefangene, Leute die sich nicht wehren können, so viehisch quält. Er wollte mich töten, wobei er sich, wie er sagte, Zeit lassen wollte. Einen oder zwei Monate hat er mir noch an Lebenszeit zugestanden, wobei er mir

gleich gesagt hat, dass ich wohl mehr brüllen würde, als in meinem bisherigen Leben. Er hat Cash zehn Peitschenhiebe übergezogen, weil er mich nicht verraten hat. Er hat aus ihm heraus geprügelt, wann ich geflohen bin. Das, Philip, ist blanker Sadismus. Dafür ist nicht einmal Krieg eine Entschuldigung. Und deshalb werde ich ihn dafür büßen lassen“, erklärte Robert.

„Das ist noch nicht alles, Sir“, meldete sich Conover zu Wort. „Als der erste Goldtransport verschwand, kam der Verdacht auf, Morrows und seine Schwadron hätten das Gold gestohlen. Sie *haben* es geklaut! Ich habe den Wagen der Army of Northern Virginia in der Remise im Fort gesehen. Außerdem haben sie sich noch das Gold meines Transports unter den Nagel gerissen. Als sie uns geschnappt haben, haben sie ganz zielbewusst die Kiste im Wagen aufgebrochen und nachgezählt. Ich habe gehört, wie einer gesagt hat, dass die Summe stimmt. Jemand muss uns verraten haben.“

Philip wurde wieder hellhörig.

„Haben Sie einen Verdacht, Sergeant?“

„Ich habe keine Ahnung, wer außer mir, Colonel McNeal und dem Präsidenten der Bank davon wusste. Von meinen Leuten jedenfalls keiner und Robert schon gar nicht. Ich habe das Gold selbst eingepackt, bei Nacht und Nebel.“

„Und wo ist das Gold?“

„Sorry, keine Ahnung. Im Fort scheint es nicht zu sein. Morrows lässt nie sehr viele Leute im Fort, wenn er auf Beutezug geht. Vor allem sind immer die Leute, mit ihm unterwegs, denen er vertraut, wie mir Mitgefangene sagten. Ich vermute, er hat es außerhalb des Forts versteckt“, mutmaßte Conover. Philip dachte einen Moment nach.

„Die Goldgeschichte ist im Augenblick zweitrangig. Morrows ahnt nichts davon, dass wir wissen, dass er die Mäuse gestohlen hat. Er wird sie im Augenblick kaum anrühren, denke ich. Zunächst mal gehört ihr beide in ärztliche Behandlung. Behandelt Dr. Craig eigentlich noch immer Rebellen?“, fragte Philip seinen Bruder. Robert grinste.

„Dieses Wort aus deinem Munde?“, schmunzelte er. „Als ich im April fortging, tat er es noch. Ich glaube nicht, dass er seine Einstellung geändert hat.“

„Könnte Cash es riskieren, nach Dover zurückzugehen, um sich von Dr. Craig behandeln zu lassen?“, hakte Philip nach.

„Philip, ich kann nicht garantieren, dass Cash sich dort frei bewegen kann – jedenfalls, wenn er in Uniform ist und nicht ausdrücklich als zum

Austauschkommando gehörig bezeichnet wird", erwiderte Robert schulterzuckend. „Dem Cumberland-Schiffer Conover sieht man aber nicht unbedingt an, dass er auch dein Sergeant ist, Major Bennett", setzte er dann lächelnd hinzu. „Und von mir würde es niemand erfahren, dass er es ist. Cash hat bei mir noch was gut. Ohne ihn wäre ich nicht bis hier gekommen."

Gegen Mittag fuhr Colin Taylor die vier Soldaten zur Eisenbahn nach Decatur. Robert und Cash hatte er je eine alte schwarze Decke gegeben, aus denen sie sich Ponchos gemacht hatten. Es war jetzt Mitte Oktober und die erste Kältewelle brach über das Land herein. Vor allem Robert, der nur mit seinem Sommerhemd bekleidet war, tat die Kälte nicht gut. Die Wollponchos dämpften die Kälte auf ein erträgliches Maß. Solange sie auf dem Gebiet waren, das noch von den Konföderierten beherrscht wurde, drohte Robert nun keine erneute Gefangennahme mehr. Philip hatte ihm das Dokument gegeben, aus dem hervorging, dass er als ausgetauschter Gefangener zu seinem Heimatstandort reisen konnte. Kein Konföderierter hatte damit das Recht, Robert wieder gefangen zu nehmen, solange er unbewaffnet zu seinem Dienstort unterwegs war. Philip, Martin und Cash schützte der Geleitbrief vom Oberkommando der US-Army. Sie konnten als Austauschkommando unbehindert auch in Gebiete reisen, die von den Truppen der Union beherrscht wurden, obwohl sie als konföderierte Soldaten deutlich erkennbar waren.

Als sie in Nashville den Zug verließen, und um sie herum nur noch Blauröcke waren, fühlte Robert sich wesentlich wohler, während seine grauberockten Gefährten zusehends unruhiger wurden. Doch dank des Geleitbriefes behinderte sie niemand, wenn hin und wieder auch spitze Bemerkungen fielen, wenn sie kontrolliert wurden. Roberts Zustand war nicht gut. Seine Wunden schmerzten, die Entbehrungen der letzten Monate machten sich täglich mehr bemerkbar. Aber er wollte nichts davon wissen, sich einige Tage in Nashville zu erholen und dann erst weiterzureisen. Er wollte nur heim.

Im Kavalleriedepot Nashville bekamen Cash und Robert leihweise Pferde, während Philip und Martin ihre Pferde mit der Bahn mitgebracht hatten. Robert hatte dem Depotverwalter vorgeschwindelt, Conovers Pferd sei unterwegs eingegangen. Da die Union nicht an Pferdemangel litt, gab der Verwalter dem Rebellen tatsächlich ein Pferd. Aus dem Depot erhielt

Robert eine neue Uniform und auch einen Wintermantel, so dass er Cash auch den zweiten Poncho überlassen konnte. Weil auf dem Weg bis Fort Donelson außer in dem noch wenigstens zweieinhalb Tagesritte entfernten Dover keine festen Unterkünfte zu erwarten waren, bekamen sie auch Zelte und Proviant, so dass es ihnen möglich war, unterwegs zu kampieren. Zum ersten Mal seit mehr als drei Monaten war eine Heimkehr für Robert ohne eine drohende Gefahr möglich – und wahrscheinlich. Wer sollte sie noch aufhalten, wenn ihn selbst die Konföderation nicht mehr als Gefangenen betrachtete?

Kapitel 23

Begegnungen

Die vier Reiter folgten dem Lauf des Cumberland River in Richtung Dover. Am Nachmittag des dritten Tages erreichten sie eine Höhle, deren Eingang nur knapp zwanzig Yards oberhalb des Weges am Cumberland-River erkennbar war. Der Weg führte hier vor einem Felsmassiv entlang, dahinter floss der Cumberland in Richtung Nordwesten. Philip sah auf den Sonnenstand. Es war Nachmittag, aber es waren noch etwa zwei Stunden zu reiten, bis sie Dover erreichten. Robert schien sich nur mit Mühe im Sattel zu halten, aber er sagte nichts.

„Wir sollten hier übernachten“, schlug Philip vor. Robert sah ebenfalls nach der Sonne, dann nach dem Weg.

„Es ist nicht mehr weit bis Dover“, sagte er. „Lass’ uns weiterreiten“, empfahl er. Philip grinste.

„Wenn Pferde den Stall riechen ...!“, kicherte er. „Sei ehrlich zu dir selbst: Du bist erschöpft und brauchst ein paar Stunden Ruhe“, mahnte er den Jüngeren.

„Ich kann mich bei Dr. Craig ausruhen“, protestierte Robert. „Und Cash möchte bestimmt auch weiter“, setzte er hinzu.

„Captain Bennett: Wir bleiben hier!“, gab Philip, ganz befehlsgewohnter Major, militärisch zurück. Robert salutierte nachlässig.

„Ja, Sir!“, seufzte er. Er hatte keine Lust, so kurz vor dem Ziel noch aufgehalten zu werden.

Er rutschte aus dem Sattel und merkte, dass ihm die Knie noch weicher waren als am Morgen. Philip konnte ihn stützen.

„Danke.“

„Und du willst weiterreiten! Du spinnst ja!“, wies Philip seinen Bruder sanftmütig zurecht.

„Jedenfalls kann ich besser reiten als laufen“, versetzte Robert mit leisem Ächzen. Philip stützte mit einem Arm seinen Bruder, als sie in die Höhle hineingingen, in der anderen Hand hielt er eine Blendlaterne. Conover kam mit den Pferden nach, während Martin noch Holz sammelte.

Nicht weit in der Höhle fanden die Brüder einen anscheinend häufiger benutzten Lagerplatz, wie eine stark mit Holzkohle belegte Feuerstelle bewies. Die Feuerstelle war jedoch so geschickt angelegt, dass ein Lichtschein nicht nach außen drang, weil sich der Gang bis dort zweimal bog. Dennoch war der Lagerplatz kaum hundert Yards vom Eingang entfernt.

„Teufel auch! Hier war schon jemand!“, entfuhr es Philip, als er die Feuerstelle sah. Robert ließ sich auf einen großen Felsblock sinken, der wie ein Sitz an der Feuerstelle lag und stocherte mit einem halb angebrannten Ast in der Holzkohle herum, nahm ein Stück heraus.

„Kann noch nicht lange her sein. Die Holzkohle ist noch warm“, sagte er. „Leuchte doch mal“, bat er dann. Philip kam mit seiner Laterne näher und leuchtete in die Feuerreste hinein. Robert wühlte vorsichtig mit seinem Ast, förderte einige Zigarillostummel und ein halbverbranntes Papier heraus. Das Papier nahm er ganz vorsichtig aus der Asche.

„Könnte eine schematische Landkarte sein“, mutmaßte er, als er sich das Stück näher angesehen hatte. „Sieh mal: Das hier ist Dover, die Höhle hier ist eingekreist.“

Philip sah sich die Karte eingehend an, dann wurde er plötzlich blass.

„Oha!“, entfuhr es ihm. Robert stand mühsam auf, um zu sehen, was seinen Bruder aufregte.

„Was ist?“, fragte er.

„Ich glaube, *das* Ding habe ich schon mal gesehen!“, erwiderte Philip und wies auf eine Art Monogramm in der unverbrannten Ecke der Karte. Es war ein Rechteck, in dem ein Y und zwei M untereinander standen. Robert musste sich wieder setzen.

„Ich weiß auch, wo!“, sagte er, kreideweiß im Gesicht. Die Brüder sahen sich verstehend an. Morrows und seine Bande mussten in der Nähe sein!

„Deshalb haben wir sie nie gefunden! Sie müssen hier in der Höhle untergetaucht sein, von deren Existenz wir keine Ahnung hatten. Dann haben sie abgewartet, bis sich die Wogen draußen wieder geglättet haben“, murmelte Robert. „Auf alle Fälle planen sie eine Teufelei!“, setzte er hinzu. „Philip, halt’ mich für völlig verrückt, aber mir wäre es lieber, wenn wir gleich nach Dover weiterritten. Ich hab’ ein ganz dummes Gefühl.“

„Ich verstehe, dass du Angst hast“, erwiderte Philip. „Aber wir wissen nicht mal, ob Dr. Craig überhaupt in Dover ist, oder ob er nicht wieder bei euch im Fort aushilft. Dann müsstest du nach Donelson weiterreiten, und das sind fast zwölf Meilen von hier, Bobby. Das schaffen wir heute auf

keinen Fall mehr. Und bevor ich es dir in deinem Zustand zumute, dass du bei der Kälte in einem Zelt schläfst, ziehe ich eine einigermaßen heizbare Höhle vor“, gab Philip zurück.

„Die wollen sich Dover wieder mal vornehmen!“, warnte Robert.

„Können wir es vielleicht verhindern?“, fuhr Philip seinen Bruder an. „Robert, wir sind nur zu viert, eigentlich dreieinhalb, denn dich kann ich nicht voll rechnen. Wir haben wohl vier Gewehre und vier Revolver, aber wenig Munition. Und in deinem Zustand bist du nicht in der Lage, zu raufen!“

„Vielleicht verhindern wir einen Überfall nicht. Aber wir könnten sie wenigstens warnen“, versetzte Robert ungerührt.

„Bobby, *wenn* deine Leute in Dover sind, werden sie mit den Partisanen schon fertig werden. Wenn sie *nicht* dort sind, könnten wir dreieinhalb Leute eh nichts ausrichten.“

„Nimm mal an, sie wären dort und würden die Partisanen vertreiben“, entgegnete Robert. „Diese Höhle hier ist ihr Unterschlupf, Philip! Was glaubst du wohl, wo sie sich verkriechen werden, wenn unser Vater ihnen zu nahe auf den Pelz rückt? Ein Brandzeichen und ich-weiß-nicht-wie-viele Peitschenhiebe reichen mir für den Rest meines Lebens!“

„Bestehst du darauf, weiterzureiten?“, fragte der Ältere. „Du bist nicht gesund. Du wirst von Tag zu Tag schwächer“, wies Philip auf Roberts schlechten Zustand hin.

„Ein Grund mehr, so schnell wie möglich zu Dr. Craig zu kommen“, gab Robert zurück. „Im Moment habe ich noch die Kraft dazu. Lass’ uns reiten.“

„Gut, du musst es wissen“, seufzte Philip. „Aber wir bleiben trotzdem hier und machen eine Pause, um was zu essen“, beharrte Philip hartnäckig.

Wenig später wärmte ein flackerndes Feuer in der alten Feuerstelle die vier Männer; eine Kanne Kaffee stand auf einem Stein mitten im Feuer, in einer Pfanne brutzelten Maisfladen und Speck, die Conover verteilte. Robert wirkte geistesabwesend. Erst als Philip ihn leicht am Bein anstieß, wurde er aufmerksam.

„Hier, dein Essen. Träumst du?“

„Danke. Ich hab’ gerade an Morrows gedacht. Ich hab’ mir überlegt, wie ein Mensch so sadistisch sein kann und es auch noch fertig bringt, eine ganze Schwadron auf seine Linie einzuschwören“, sagte er. Philip nahm seinen Teller, setzte sich neben seinen Bruder und begann zu essen.

„Ich wünschte, ich könnte es dir genau sagen“, sagte er dann zwischen zwei Happen. „Sicher ist nur, dass Yancey sich die Leute passend ausgesucht hat. Entweder sind sie aus dem gleichen Holz geschnitzt wie er – zum Beispiel Sergeant Heywords – oder sie haben keine eigene Meinung und lehnen sich gegen solche Befehle wie bei dir nicht auf.“

Robert aß ohne rechten Appetit. Die Tatsache, dass seine Peiniger hier irgendwo in der Nähe waren, schlug ihm auf den Magen. Ein Blick auf Cash Conover zeigte Robert, dass es dem Sergeant nicht besser ging.

Sie saßen wohl eine Stunde, hatten gegessen und die Kanne Kaffee ausgetrunken, als Conover plötzlich aufsprang.

„Hufgetrappel!“, stieß er erschrocken hervor. Mit schnellen Schritten war er am Höhlenausgang. Unten sah er etwa zwanzig Reiter den Weg heraufkommen, den sie selbst geritten waren. Es waren Morrows und seine Leute, wie der Sergeant unschwer an den violetten Kragen und Abzeichen erkannte.

„Ja, zum ... Das *sind* diese Hurensöhne!“, schnaufte er und lief eilig zurück, bevor man ihn von unten bemerkte. „Alarm! Morrows im Anmarsch. Ich glaube nicht, dass sie wissen, dass wir hier sind. Vielleicht wollen sie sich hier vor den Yankees verstecken. Wir müssen hier sofort weg!“, rief er. Eilig löschte Martin das Feuer, während Philip und Robert Sättel und Decken auf die Pferde packten und das Geschirr verstauten.

„Ob es hier noch einen zweiten Ausgang gibt?“, fragte Robert. „Vorn kommen wir wohl nicht mehr weg.“

„Ja, ich hab’ noch zwei gefunden, aber sie sind nix für uns“, sagte Conover, der vor dem Essen die Höhle näher untersucht hatte.

„Und warum nicht?“, forschte Robert.

„Der eine Ausgang ist in der Decke, ungefähr vierzig Fuß über dem Boden. Ohne Seil keine Chance, Bobby. Der andere geht zum Cumberland hinaus; er endet dummerweise in der Schlucht. Gegenüber sind Felsen, die schlappe hundertfünfzig Fuß hoch und völlig glatt sind. Der Fluss ist reißend. Da ist kein Hinauskommen.“

„Wir sitzen also in der Falle!“, fasste Robert Conovers Ausführungen knapp zusammen. Seine Begleiter nickten bedrückt. Philip beobachtete seinen Bruder mit gewisser Bewunderung. Sofern Gefahr drohte, schien er seine Schwäche nicht wahrzunehmen.

„Ich hab' vorhin eine Art Felsbastion gesehen", sagte Cash. „Dort könnten wir uns verschanzen", schlug er vor. Die drei anderen nickten, nahmen ihre Pferde und folgten dem Sergeant.

Bald hatten sie die Felsbastion erreicht, ein massiges Sinterplateau, das etwa zwanzig Fuß über dem Höhlenboden lag. Von einer Seite her war es gut zu besteigen. Die Pferde stellten das größte Problem dar. Sie konnten sie nicht mit auf das Plateau nehmen, weil sie sie nicht wieder heruntergebracht hätten. Dafür war der Pfad einfach zu steil.

„Ich bleibe unten und gehe hinten um das Plateau herum. Dort werden sie mich erst mal nicht entdecken", erbot sich Conover. Die anderen drei nahmen ihre Gewehre und Munition und stiegen auf die Sinterbastei. Weil sie in unmittelbarer Gefahr waren, gab Philip die von ihm verwalteten Waffen ohne Zögern heraus.

„Löscht die Lampen. Dann sehen sie uns nicht gleich", sagte Robert leise.

„He, da drüben geht's weiter. Ich gehe auf die andere Seite der Halle. Dann können wir sie nötigenfalls ins Kreuzfeuer nehmen", bot Martin an.

„Gut. Geh' 'rüber", stimmte Philip zu. Er selbst und sein Bruder legten sich flach hinter eine Sinterbrüstung, während Moore auf dem Basteiabsatz auf die andere Seite der Höhlenhalle schlich und seine Lampe löschte. Schlagartig wurde es dunkel in der Höhlenhalle. Die vier Männer verhielten sich ruhig und warteten. Nur das Tropfen von Wasser von den gewaltigen, von der Decke herunter wachsenden Stalaktiten auf von unten wachsende Stalagmiten und in kleine Seen in der Halle war zu hören.

„He, Sir, das sind frische Spuren!", gab einer seiner Männer Major Morrows einen Hinweis, als sie auf den Wegabzweig ritten, der zu ihrem Hauptversteck im Norden Tennessees führte. Morrows ließ halten, stieg vom Pferd und sah sich die Spuren genau an.

„Sind nur vier. Mit denen werden wir fertig", sagte er dann und stieg wieder auf. Oben am Höhleneingang gab er Zeichen zum Halten, die ganze Truppe von etwa zwanzig Mann saß ab, drei oder vier liefen gleich auf einem versteckt liegenden Pfad über das Höhlenplateau zum Cumberland auf der anderen Seite, zwei Mann blieben bei den Pferden, die anderen gingen mit Morrows in die Höhle hinein.

„Wer immer hier drin steckt: Kommt mit erhobenen Händen heraus! Wir wissen, dass ihr nur zu viert seid!", schrie Morrows in die finstere

Höhle hinein. Seine Leute zündeten Fackeln an, die den vorderen Teil der Tropfsteinhöhle ausleuchteten.

Conover beruhigte die Pferde, die nervös wurden und zu wiehern drohten.

„Was meinst du? Ob die die Höhle durchsuchen?“, raunte Philip seinem Bruder fragend zu.

„Worauf du sonst was schlucken kannst!“, murmelte Robert. „Wir können nur beten, dass sie uns nicht zuerst sehen. Wir haben hier zwar eine gute Position, aber nur sehr wenig Munition. Wenn wir schießen, muss es sitzen“, sagte er dann leise.

„Ist das ein Befehl, Captain Bennett?“, schmunzelte Philip.

„Nein, Sir, eine gut gemeinte Empfehlung“, gab Robert ebenso schmunzelnd zurück. Es knackte leise metallisch, als Robert seinen Karabiner durchlud. Ein noch leiseres Geräusch zeigte, dass er das Visier der Waffe hochgestellt hatte. Er wollte nichts dem Zufall überlassen.

„Ausschwärmen!“, befahl Morrows lautstark. Seine Leute verteilten sich in Abständen von vier Yards und gingen in einer breiten Kette tiefer in die Tropfsteinhöhle hinein.

„He, Sir! Hier ist eine eben gelöschte Feuerstelle!“, rief einer seiner Männer. Morrows ging hinüber zur Hauptfeuerstelle, untersuchte die Asche.

„Keine Viertelstunde her, dass das Feuer gelöscht wurde“, brummte er. „Die Hunde müssen uns bemerkt haben. Wir können es uns nicht leisten, dass jemand unser Versteck kennt. Den Kerlen müssen wir das Maul stopfen“, knurrte der Partisanenführer. Die Kette rückte weiter vor. Schließlich erreichten sie das Sinterplateau. Alles war still, niemand war zu sehen. Morrows sah nachdenklich auf den Sinterabsatz.

„Sergeant, zwei Fackeln nach oben werfen!“, befahl er. Auf einen Wink von Heywords warfen zwei der Leute ihre Fackeln auf das Plateau hinauf, Robert und Philip sahen die Fackeln heranfliegen und konnten rechtzeitig leise wegrollen. Die Fackeln schlugen auf den Sinter auf, ohne sie direkt zu gefährden. Dafür warfen die Fackeln nun Schatten, die die Brüder oben verrieten.

„Da oben, Sir!“, rief jemand von unten.

Robert packte eine der Fackeln, warf sie nach unten und kam kurz aus der Deckung hoch, schoss dreimal gut gezielt nach unten. Drei von Morrows' Männern brachen getroffen zusammen. Eilig suchten sich die Partisanen in der Halle Deckung. Robert schlich ein Stück weiter in Martins Richtung, bis er eine Position erreicht hatte, die etwa in der Mitte zwischen Philips und Martins Deckung war. Philip warf die zweite Fackel hinunter, gab zwei gut gezielte Schüsse ab. Wieder waren zwei von Morrows' Leuten außer Gefecht gesetzt. Die Jay-Hawker waren im Nachteil, weil ihre Gegner oben auf der Felsbastion saßen, sich unsichtbar im Dunkeln befanden, während sie selber unten in der Halle mitten im Büchsenlicht standen. Als auch Martin von der gegenüberliegenden Hallenseite eingriff, und die Eindringlinge damit von drei Seiten unter Feuer genommen wurden, sah Morrows ein, dass er im Augenblick nichts gewinnen konnte.

„Zurück!", befahl er. Seine Männer zogen sich in Richtung Höhlenausgang zurück.

Robert lief eilig zu seinem Bruder zurück.

„Wir werden uns nicht auf Dauer halten können. Wir können sie zwar einzeln abschießen, aber dazu müssen sie hier in die Halle. Vorne haben wir absolut keine Chance gegen die Überzahl. Schätze, er wird versuchen, uns auszuhungern, wenn er nicht noch einen Angriff riskiert. Außerdem kennt er die Höhle besser als wir", mutmaßte der Captain

„Stimmt. Was schlägst du vor?", fragte Philip. Cash kam die Sintersäule hinauf gekrabbelt, von der anderen Seite kam Martin heran.

„Cash, wie weit ist der Hinterausgang entfernt?", fragte Robert.

„Der zum Cumberland? Etwa zweihundert Yards rechts durch den Gang dort. Aber ich könnte wetten, dass Morrows dort mindestens einen Posten hat", warnte er.

„Ich sterbe lieber im Kampf, als dass ich mich totpeitschen lasse oder den Ameisen zum Frühstück serviert werde", versetzte Robert. „Ich versuche, hinten 'rauszukommen und die Kavallerie zu holen."

„Du willst *was*?", fragte Philip erschrocken.

„Ich nehme an, dass Morrows und seine Spießgesellen mal wieder Dover angegriffen haben. Deshalb gehe ich davon aus, dass meine Leute sie bereits verfolgen. Wenn es mir gelingt, hinten 'rauszukommen und über den Cumberland 'rüberzukommen, finde ich vermutlich ihre Verfolger. Ich könnte sie zur Höhle führen und dann könnten wir ihnen von zwei Seiten einheizen", verdeutlichte Robert sein Vorhaben.

„Du spinnst ja völlig!“, entfuhr es Conover. „Söhnchen, da hinten ist kein Durchkommen!“

„Cash: Alleine kommen wir hier nicht ‘raus – es sei denn als Leichen oder als Morrows’ Gefangene. Was Letzteres bedeutet, weißt du ebenso gut wie ich. Ich lasse euch meinen Karabiner und die Munition dafür hier, damit ihr sie euch vom Pelz halten könnt, bis ich mit Verstärkung zurück bin.“

„Du bist doch überhaupt nicht in der Lage dazu!“, protestierte Martin.

„Wer sonst könnte wohl die Blauröcke holen, hm? Von euch drei Grauröcken doch wohl keiner, oder sehe ich das falsch?“, versetzte Robert. „Es wird gehen; es *muss* gehen, Martin.“

Philip sah seinen jüngeren Bruder einen Moment an. Er hatte Recht: Er war der Einzige, der Verstärkung holen konnte. Und im Augenblick schien er seine Verletzungen nicht zu spüren.

„Ist schon gut. Geh’ nur, Bobby. Viel Glück“, sagte Philip leise. „Cash, binde die Pferde unten irgendwo fest und komm’ mit der restlichen Munition hier ‘rauf. Geheimhaltung ist jetzt ohnehin nicht mehr von Nutzen. Du bist hier oben besser aufgehoben“, wies er den Sergeant an, während Robert das Sinterplateau erstaunlich behände hinunterkletterte und im rechten Seitengang verschwand.

Der Posten, den Morrows am hinteren Ausgang platziert hatte, hörte Schritte im Gang.

„Halt! Wer da?“, rief er in die Dunkelheit hinein. Statt einer Antwort zischte ein Messer heraus, das dem Posten direkt ins Herz fuhr. Der Mann brach tot zusammen.

„Da waren’s nur noch neun“, brummte Robert, zog sein Wurfmesser wieder aus der Leiche und sah sich um. Vor dem Höhlenausgang war ein kleiner Felsabsatz, gerade mal einen Fuß breit und etwa drei Fuß von der wild schäumenden Wasseroberfläche des Cumberland entfernt. Der Fluss führte im Augenblick Niedrigwasser, so dass mehr Steine als normal trocken lagen. Aber sie waren zu weit auseinander, um sie als Brücke zu benutzen. Der Cumberland war an dieser Stelle zwar schmal – das andere Ufer war kaum fünf Yards entfernt – aber dafür ragten dort glatte Felsen hundertfünfzig Fuß in die Höhe. Links schloss sich dem kleinen Absatz vor der Höhle ein kleiner Wasserfall an und rechts sah Robert in einer respektablen Entfernung von mindestens dreißig Yards eine kleine Holzbrücke. Er kannte die Brücke, weil er auf seinen Patrouillen oft genug daran vorbeige-

ritten war. Den Höhleneingang konnte man von dort fast nicht wahrnehmen. Er sah sich nach einem möglichen Weg dorthin die Felsen an der rechten Seite an. Nach einiger Zeit bemerkte er, dass es im Fels einige gangbare Stufen gab, die jetzt, bei Niedrigwasser, benutzbar waren. Er begann, hinüberzuklettern. Es war eine ungeheure Anstrengung für den verletzten, geschwächten jungen Mann. Er zwang sich eisern, Stufe um Stufe zu erreichen. Von seinem Durchkommen hing das Leben seines Bruders und zweier guter Freunde ab. Als er die kleine Brücke schließlich erreichte, zitterte er am ganzen Leib. Keuchend und erschöpft gönnte er sich eine kurze Ruhepause auf der Brücke, ehe er hinüberging, um nach Dover zu gelangen.

Er hatte kaum das andere Ufer betreten, als ohne Warnung mehrere Schüsse fielen und drei oder vier Männer in Partisanenuniformen den Weg herunter stürmten, der weiter nach oben über das Höhlenplateau hinüberführte.

„Halt, Yankee! Stehen bleiben!“, brüllten drei Stimmen gleichzeitig. Robert sah sich erschrocken um und beschloss, den Befehl geflissentlich zu überhören. Er lief den Weg von der Brücke fort, öffnete noch im Laufen sein Holster und nahm den schweren Colt, Kaliber .45 heraus, dann blieb er plötzlich stehen, nahm die Waffe in beide Hände und zielte sorgsam auf den vordersten Verfolger. Ein Schuss krachte, der Mann brach tödlich getroffen zusammen. Dem zweiten Verfolger ging es nicht besser. Der dritte Mann sprang hinter einem Fels in Deckung und erwiderte Roberts Feuer, der aber gleich den Weg weiter hinauf hetzte.

Nach weiteren hundert Yards war er am Waldrand. Robert sah sich kurz um. Er keuchte vor Anstrengung. Vor ihm dehnte sich eine Wiese, auf der auf den nächsten dreihundert Yards nicht der Hauch von Deckung war. Er musste das Risiko eingehen und weiterlaufen. Er konnte nur hoffen, den Waldrand am anderen Ende der Wiese zu erreichen, bevor der letzte Partisan auftauchte. Als er halb über die Wiese hinüber war, hörte er hinter sich Äste knacken, sah sich um. Doch statt des erwarteten einzelnen Verfolgers brachen zehn berittene Jay-Hawker aus dem Dickicht hervor und schossen, was die Läufe hergaben. Mit noch vier Kugeln im Revolver war Robert chancenlos. Er lief weiter, wohl wissend, um sein Leben zu laufen, als er einen Schlag am rechten Bein spürte, dem ein stechender Schmerz folgte. Im Reflex drehte er sich um und erwiderte das Feuer der Partisanen. Mit vier Schüssen holte er drei seiner unerbittlichen Verfolger aus den Sätteln. Eine zweite Kugel streifte ihn am rechten Arm, machte es Robert unmög-

lich, sich noch mit dem Messer zu verteidigen. Er war wehrlos. Schon war der vorderste Partisan heran, sprang vom Pferd, riss ein großes Bowiemesser aus dem Gürtel, ging damit auf den zusammenbrechenden Blaurock los – und erstarrte mitten in der Bewegung, als ob er gegen eine Wand gelaufen wäre. Drei rote Flecken zeigten sich auf seiner Brust, dann brach er zusammen. Von weiter oben, von der Höhe, die Robert hatte erreichen wollen, krachte eine Salve von Gewehrschüssen, die die Partisanen aus den Sätteln warf oder zur Umkehr zwang. Nur Sekunden später stürmten blaugekleidete Gestalten den Weg herunter. Einer fing Robert gerade noch auf, bevor er völlig zu Boden ging. Ungläubig sahen sie sich für Sekunden an.

„Tommy?“

Thomas Craig war mit einer Abteilung von dreißig Mann hinter einem Partisanentrupp her, der kaum zwei Stunden zuvor Dover überfallen und einige Einwohner getötet hatte. Sie folgten den noch deutlich sichtbaren Spuren, aber Tom wusste, dass sie sie auf dem felsigen Untergrund jenseits des Cumberland verlieren würden, wenn sie den Partisanen nicht so dicht auf den Fersen waren, dass sie Sichtkontakt bekommen konnten. Vor ihnen auf dem Waldweg krachten Schüsse.

„Sergeant Dennis, zehn Mann folgen mir, die anderen gehen hier oben in Stellung!“, befahl Tom.

„Ja, Sir!“, bestätigte Dennis und teilte die Leute ein.

Tom und seine Leute sprangen von den Pferden, und liefen mit schussbereiten Karabinern den Waldweg hinunter. Dennis und seine zwanzig Mann gingen oben an die Felskante. Unten lief ein blauuniformierter Mann auf der weiten Bachwiese vor etwa zehn anscheinend konföderierten Soldaten davon, die wild schossen. Der Blaurock mit den Offiziersabzeichen knickte kurz ein, als habe ihn etwas getroffen, dann drehte er sich um und schoss auf die Angreifer. Mit vier Schüssen traf er drei der Verfolger, dann sprang einer vom Pferd, stürzte mit einem Messer auf den Blaurock los.

„Feuer!“, befahl Dennis. Seine Männer schossen eine Salve, die den Messermann und wenigstens drei der Angreifer töteten und die anderen zur Umkehr zwangen.

Fast im gleichen Moment erreichten Thomas und seine zehn Mann die Wiese. Während seine Leute schützend in Stellung gingen, um einen erneuten Angriff abzuwehren, hetzte Tom auf den zusammenbrechenden Offizier zu, konnte ihn gerade noch auffangen. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Er hatte Robert Bennett aufgefangen!

„Tommy?“, fragte Robert matt.

„Bobby! Mein Gott, ich glaub’ es nicht!“, rief Tom und drückte den so lange vermissten Freund fest an sich. Er hatte Tränen in den Augen.

„Tom, in der Höhle, auf der anderen Seite des Cumberland, sind drei Freunde von mir. Philip, Martin und Sergeant Conover. Bitte, hol’ sie ‘raus!“, bat Robert mit deutlichem Ächzen. „Sie ... sie sind nur zu dritt und haben etwa fünfzehn gegen sich.“

Tom sah den verwundeten Freund fragend an.

„Guck nicht so! Tu’ was, verdammt!“, forderte Robert stöhnend.

„Das sind Dixies, oder?“, hakte Tom nach.

„Nein, es sind Partisanen. Bitte, Tom, hol sie ‘raus.“

„Ich meine die Leute in der Höhle. Sind das nicht Dixies?“, forschte Tom weiter.

„Ja, aber keine, die uns an den Skalp wollen. Wenn du noch länger so dumm fragst, sind sie’s ohnehin nicht mehr. Bitte, ich hab’ ihnen Hilfe versprochen.“

„Ist gut. Wo ist die Höhle genau?“, beruhigte Tom. Robert beschrieb den Weg zur Höhle.

„Sergeant Dennis, kümmern Sie sich um Captain Bennett! Zwanzig Mann kommen mit mir!“, befahl Tom dann.

Er und seine Leute saßen auf und galoppierten in die von Robert angegebene Richtung, Sergeant Dennis’ Männer übernahmen Robert und trugen ihn zunächst nach oben auf den Felsabsatz, wo einer der Trooper Roberts Verwundungen notdürftig verband. Tom und seine zwanzig Mann preschten um den Berg herum, fanden eine Furt, setzten über und fanden schnell den von Robert beschriebenen Weg, der zur Höhle führte.

Als die Unionssoldaten vorn in die Höhle eindrangen und die eingeschlossenen Südstaatler die Partisanen ebenfalls wieder unter Feuer nahmen, bemerkte Yancey Morrows, dass die Dinge nicht zum Besten für ihn standen. Er winkte Sergeant Heywords und schlich sich zum Deckenausgang. Auf einen scharfen Pfiff senkte sich eine Strickleiter herab, über die der Major und der Sergeant eilig die Höhle verließen. Dann zog Morrows die Leiter wieder ein und überließ seine verbliebenen sechs oder sieben Mann ihrem Schicksal. Er selbst, Sergeant Heywords und noch fünf andere, die den Yankees jenseits des Cumberland gerade noch entkommen waren, flüchteten eilig auf dem Kamm des Berges.

Unten in der Höhle zogen sich die letzten drei Partisanen zum Deckenausgang zurück. Doch auf ihren Pfiff geschah nichts. Von vorn kamen die Yankees, von hinten hielten die Dixies sie in Schach. Entmutigt gaben die drei Männer auf, warfen die Waffen weg und ergaben sich.

„He, Philip, Martin!“, rief Tom in das Dunkel. „Alles in Ordnung. Wir haben die Letzten zu fassen. Kommt ‘raus!“

„Tom!“, kam es von hinten. „Wir sind zu dritt und wir sind Grauröcke! Gewährt ihr uns freien Abzug?“, hörte er Martin rufen.

„Mach’ keine Witze, Martin! Robert hat uns nicht hergeschickt, um euch gefangen zu nehmen!“, erwiderte Tom zurück.

Es dauerte nicht lange, bis drei Männer in grauen Uniformen mit vier Pferden aus dem Dunkel kamen. Tom steckte den Revolver demonstrativ ein, während seine Leute die Gefangenen verschnürten und gleichfalls ihre Waffen sicherten oder einsteckten.

„Hallo, Phil. Hallo, Martin“, begrüßte Tom die Konföderierten. „Und wer ist der dritte Gentleman?“, fragte er mit Blick auf Sergeant Conover.

„Hallo, Tom. Das ist First-Sergeant Cash Conover. Er gehört mit zum Austauschkommando“, stellte Philip Conover vor. „Herzlichen Dank. Ohne euch wären wir hier nicht mehr ‘rausgekommen“, bedankte er sich dann. Tom winkte ab.

„Schon gut. Was sagst du? Austauschkommando? ‘N bisschen spät, findest du nicht?“, grinste er.

„Wieso?“, fragte Philip harmlos.

„Du hast am siebzehnten September ein Telegramm geschickt, dass Robert in zwei Wochen zu Hause ist. Ist jetzt einen guten Monat her. Das meine ich mit spät“, präzisierte Tom.

„Mach’ dich noch lustig darüber, dass Robert schlimmer ist, als ein berufsmäßiger Entfesselungskünstler!“, schnaubte Phil. „Er war uns mit seinen Ausbruchsversuchen immer eine Nasenlänge voraus. Wo ist er jetzt? Wie hat er euch eigentlich gefunden?“

„Sagen wir, wir haben *ihn* gefunden. Wir waren hinter euren Kumpeln da her. Purer Zufall. Und das gerade noch rechtzeitig, sonst hätte ihn wohl einer von euren Freunden skalpiert“, versetzte Tom spitz.

„Tom, das sind nicht unsere Freunde. Das sind Hurensöhne, die genauso auf uns Jagd machen, wie auf euch“, knurrte Philip. „Habt ihr den Major erwischt?“

Tom sah seinen Corporal fragend an.

„Nein, Sir. Unter den Toten ist niemand, der auch nur zwei Winkel auf dem Ärmel hat. Unter den Gefangenen auch nicht. Die müssen uns entwischt sein.“

Philip knurrte etwas Unverständliches.

„Tom, Sergeant Conover braucht ärztliche Hilfe. Ist dein Onkel noch bereit, Konföderierte zu behandeln?“, fragte er dann.

„Bevor Onkel Lucas sich davon abhalten lässt, fließt der Tennessee rückwärts. Kommt schon!“

Kurz darauf erreichte der Trupp mit den Gefangenen und den freien Südstaatlern den Platz, wo Sergeant Dennis und seine Leute warteten. Philip, Martin und Tom stürzten sofort zu Robert, der mit verbundenem Arm und Bein am Feuer saß, neben sich je einen Trooper.

„Wie geht’s dir?“, fragte Philip.

„Es war schon mal besser. Tom, ist dein Onkel in Dover?“, fragte Robert. Die Anspannung hatte nachgelassen, damit spürte er seine Schwäche wieder.

„Nicht nur Onkel Lucas“, lachte Tom auf. „Susan ist auch hier. Sie hilft in der Praxis aus, weil im Fort nicht viel los ist.“

Robert stützte sich hoch.

„Trooper, helfen Sie mir bitte auf’s Pferd“, bat er einen der Männer, die neben ihm saßen.

„Bist du völlig verrückt?“, fuhr Tom ihn an. „ Du hast ‘ne Kugel im Bein, einen Streifschuss am Arm und du willst reiten? Hast du ‘nen Buntspecht verschluckt?“

„Tom, ich habe deiner Schwester versprochen, dass ich diesmal nicht auf einer Bahre heimkomme. Hindere mich nie daran, ein Versprechen zu erfüllen!“

Tom sah Philip und Martin hilflos an.

„Was sagt man dazu?“, seufzte er.

„Du solltest meinen Bruder kennen, Tom. Es ist lebensgefährlich, ihn an einem Versprechen hindern zu wollen. Meistens für ihn selbst. Aber er ist viel zu dickköpfig, um das einzusehen. Komm, helfen wir ihm“, erwiderte Philip, nicht minder seufzend. Zu zweit halfen sie Robert auf sein Pferd, dann rückte die ganze Truppe mitsamt den drei gefangenen Partisanen in Richtung Dover ab.

Nach Dover war es nicht mehr weit. Es waren noch knapp zehn Meilen, aber diese zehn Meilen forderten Robert den Rest seiner schwindenden

Kräfte ab. Zeitweise blieb er nur im Sattel, weil sein Bruder ihn festhielt. Dennoch sträubte er sich gegen Pausen. Solange er nicht bei Dr. Craig war, konnte ihn immer noch jemand an einer Heimkehr hindern. Der Zusammenstoß mit den Jay-Hawkers hatte es deutlich gezeigt. Robert verspürte überhaupt keine Lust dazu, so kurz vor dem Ziel in irgendeiner Weise aufgehalten zu werden.

Etwa eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit erreichten die Soldaten das Haus von Dr. Craig. Tom saß ab und klopfte. Es dauerte nicht lange, bis Lucas Craig öffnete.

„‘N Abend, Tom. Habt ihr Verwundete, dass du so spät noch klopfst, wenn du nicht allein bist?“

„Ja, zwei. Einen akuten Fall mit Schusswunden und einer, der ältere Verletzungen hat. Ist Susan noch hier?“, gab Tom zurück.

„Sie wollte die Woche über hier bleiben.“

„Hol’ sie. Wir haben ihr etwas mitgebracht“, lächelte Tom mit einem Seitenblick auf Robert.

„Und was?“, fragte Lucas.

„Überraschung“, grinste Tom. Sein Onkel nickte und ließ die Männer eintreten.

Die beiden Trooper, die schon den ganzen Weg bei Robert gewesen waren, halfen ihm vom Pferd.

„Vorsicht mit dem Bein, Captain“, empfahl einer, den Tom Robert als Trooper Presley vorgestellt hatte.

„Sollen wir Sie stützen, Sir?“, fragte der zweite, Donovan mit Namen.

„Ich versuch’s mal alleine. Bleibt in meiner Nähe, Jungs“, bat der Captain. Mit langsamen, unsicheren Schritten erklomm er die drei Stufen zur Veranda, dicht gefolgt von den beiden Troopern.

Susan saß im Wohnzimmer am Kamin und las in einem Buch, als ihr Onkel hereinkam.

„Susy, Tom ist eben gekommen. Er sagt, er hat dir was mitgebracht. Du möchtest bitte mal an die Tür kommen“, sagte Lucas. Er wirkte leicht verwirrt, fand Susan.

„Was denn?“, fragte sie verblüfft.

„Weiß ich nicht. Er sagt, das sei eine Überraschung“, erwiderte der Arzt. Susan legte das Buch weg und ging in den Flur. An der offenen Haustür standen Tom und drei Männer in grauen Uniformen, von denen sie ei-

nen als Philip Bennett erkannte. Mit zweifelndem Blick kam die junge Frau zur Tür. Sie hatte sie noch nicht ganz erreicht, als sie ihren Augen nicht zu trauen glaubte: Am Türrahmen hielt sich – bleich, müde, aber offensichtlich glücklich – Robert Bennett fest!

„Robert!“, rief Susan freudig erschreckt, stürzte zu ihm hin und umarmte ihn unter Freudentränen. „Bobby! Oh, Gott! Wo bist du nur gewesen?“, schluchzte sie. Robert erwiderte ihre Umarmung, unfähig ein Wort herauszubringen. Der Kloß in seinem Hals war zu groß. Susan schmiegte sich dicht an ihn, kraulte ihn verliebt unter dem Mantelcape am Rücken. Philip sah, wie sein Bruder plötzlich noch bleicher wurde und schmerzlich das Gesicht verzog.

„Susan, bitte!“, bat er, aber sie umarmte ihn nur noch fester, froh, ihn wieder in den Armen zu halten.

„Nein! Bitte!“, stöhnte er auf. Es klang so kläglich, dass Susan ihn erschrocken losließ.

„Was ist? Bist du verletzt?“, fragte sie besorgt. Er nickte nur noch stumm – und kippte um wie ein gefällter Baum. Presley und Donovan fingen den ohnmächtigen Captain auf.

„Robert!“, rief Susan, aber er hörte sie nicht mehr. Erschrocken und ängstlich sah sie ihren Onkel an.

„Was ist mit ihm, Tom?“, fragte Lucas.

„Kugel im rechten Bein, Streifschuss am rechten Arm“, erklärte Tom.

„Bringt ihn ‘rauf. Gleich das erste Zimmer oben links. Susan, mach’ bitte Wasser heiß“, erteilte Dr. Craig seine Anweisungen.

Susan eilte in die Küche, während die Trooper Robert in den ersten Stock hinauftrugen und ihn auf den Tisch im Patientenzimmer legten.

„Wer ist der zweite Verwundete?“, fragte Dr. Craig dann in die Runde.

„Ich, Doc. Aber bei mir ist es nicht so arg, wie bei dem Söhnchen da“, meldete sich Conover. Dr. Craig maß ihn prüfend.

„Los, kommt ‘rein und macht die Tür zu. Zieht ja wie Hechtsuppe!“, winkte er die Soldaten in den Flur. Tom drehte sich noch einmal um und wandte sich an Sergeant Dennis.

„Dennis, kehren Sie mit den Männern ins Fort zurück. Berichten Sie Colonel Bennett, dass ich mit Presley und Donovan und dem Austauschkommando komme, sobald hier alles geregelt ist und ich genau weiß, wie schwer Captain Bennett verwundet ist.“

„Ja, Sir!“, bestätigte Dennis, winkte seinen Leuten und ritt in Richtung Fort Donelson davon. Tom schloss hinter sich die Haustür.

Dr. Craig war den beiden Troopern ins Patientenzimmer gefolgt, die den Captain aus der Uniform schälten. Hose, Stiefel, Jacke und Oberhemd hatten sie ihm schon ausgezogen, als der Arzt eintrat. Der Verletzte trug jetzt nur noch das einteilige Unterzeug, spöttisch *Longjohns* genannt. Dr. Craig schnitt das rechte Unterhosenbein vorsichtig mit dem Skalpell auf, bat Presley, Robert leicht zu drehen.

„Die Kugel steckt noch drin“, murmelte der Arzt. „Wo hat er sich die eingefangen?“

„Unten am Cumberland, Doc“, gab Presley Auskunft.

„Wie habt ihr ihn transportiert?“

„Er ist bis hier geritten, Sir“, antwortete Donovan.

„Verrückter Kerl! Aber wenn er bis hier geritten ist, ist die Kugel kein Grund, dass er einfach umkippt. So gut kenne ich Bob Bennett. Dafür ist er zu zäh“, brummelte Lucas. „Sehen wir uns mal den Arm an. Trooper, ziehen Sie dem Captain doch bitte auch den *Longjohn* aus.“

Donovan öffnete das Unterzeug und zog es Robert über die Schultern, als er stockte und bleich wurde.

„Mann, jetzt kapier’ ich, warum er aus den Latschen gekippt ist!“, entfuhr es ihm.

„Was ist?“, fragte Lucas.

„Das ... das sehen Sie sich lieber selbst an, Doc. Das glauben Sie mir nicht“, erwiderte Donovan mit blankem Entsetzen im Gesicht. Lucas kam zum Tischende und sah die entzündeten, schlecht verschorften, teilweise aufgebrochenen Striemen, die die Bullenpeitsche hinterlassen hatte – und die furchtbare Verbrennung im linken Schulterblatt.

„Bei Gott! Jetzt verstehe ich!“, entfuhr es Dr. Craig. „Diese ... diese ... Kojoten, Stinktiere und was es sonst noch für Ungeziefer gibt!“, presste er hervor. Mit langen Schritten eilte er zur Tür und riss sie zornbebend auf.

„Major Bennett!“, brüllte er hinunter. „Kommen Sie bitte *sofort* nach oben!“

Philip, Martin, Tom und Cash eilten im Laufschritt ins Obergeschoss.

„Was, Major Bennett, ist *das*?“, fragte Lucas zornig und wies auf den Rücken seines Patienten. Donovan und Presley hatten ihn inzwischen ganz umgedreht und ihm den Longjohn bis zur Hüfte ausgezogen.

„Ist das etwa die Art, in der die Konföderation mit ihren Kriegsgefangenen umspringt?“, fauchte der Arzt den Major an.

„Nein, Dr. Craig, das ist es nicht“, erwiderte Philip mit mühsamer Beherrschung. „*Das*, Doc, ist die Art, mit der gewisse Jay-Hawker-Banden,

die alles andere als der Konföderation zugehörig sind, Ausreißer bestrafen. Befragen Sie Sergeant Conover. Der hat eine ähnliche Verzierung auf dem Rücken – beigebracht von derselben Person, die auch das da angerichtet hat“, erklärte er. Dr. Craig sah Conover an.

„Stimmt“, bestätigte Cash knapp und berichtete, was geschehen war. In dieser Vollständigkeit kannten nicht einmal Philip und Martin die Angelegenheit, in der Conover sie jetzt vortrug.

„Eins ist sicher: Er hat Übermenschliches geleistet, Doc“, schloss Conover seinen Bericht. Philip und Martin nickten beifällig. Tom sah entsetzt auf den zerschlagenen Rücken seines besten Freundes.

„Das hätte ich ahnen sollen!“, entfuhr es ihm. „Ich hätte diese Hunde gevierteilt!“, knurrte er wütend. Philip schüttelte den Kopf.

„Das sind nur kleine Lichter, Tom. Wir müssen an meinen herzliebsten Schwager, dieses Chefschwein, heran. *Der* hat das da zu verantworten“, sagte er leise.

„Wenn das so ist, bitte ich um Entschuldigung für meine Vorwürfe, Major Bennett“, sagte Dr. Craig.

„Schon gut, Doc, das konnten Sie nicht wissen“, wehrte Philip ab.

Die Tür öffnete sich und Susan balancierte eine Schüssel mit heißem Wasser herein.

„Könnte einer der Herren mal die Tür wieder schließen?“, bat sie. Tom sprang hinzu und nahm ihr die Schüssel ab.

„Lass’ nur. Das ist nichts für dich, Kleines. Geh’ wieder ‘runter“, sagte er sanft. Susan sah ihn verständnislos an.

„Thomas, du tönst groß, dass du mir etwas mitgebracht hast – nämlich meinen Mann – und dann scheuchst du mich von Bobby wieder weg? Kommt ja überhaupt nicht in Frage!“, protestierte Susan. Dr. Craig kam zu ihr hin und nahm sie an den schmalen Schultern.

„Susan, deinem Verlobten geht es nicht gut, gar nicht gut“, warnte er.

„Als er von Sharpsburg zurückkam, wäre er fast gestorben, Onkel Lucas. Das ist kein Argument. Lass’ mich zu ihm. Du weißt, dass das Robert immer noch am besten hilft“, bat Susan.

„Ich befürchte, dass du *den* Anblick nicht erträgst, Susan. Gerade *weil* du Robert liebst“, warnte Lucas.

Susan schob ihn und Tom einfach beiseite, die ihr den Blick auf den Operationstisch verstellten. Doch was sie sah, ließ sie sich schaudernd wieder abwenden. Sie brauchte einen Moment, um sich wieder dem Tisch zu-

wenden zu können. Mit starrem Blick trat sie an den Tisch, ihre schmale Hand fuhr sanft über die grässlichen, kaum verschorften Wunden.

„Um Gottes Willen, Robert!“, flüsterte sie entsetzt. Dann sah sie Philip an. „Wie konntest du das zulassen?“, fragte sie ihn bitter.

„Ich wünschte, es hätte in meiner Macht gestanden, es zu verhüten, Susan“, erwiderte er leise.

„Es stand doch in deiner Macht, ihn aus dem Lager zu holen“, erinnerte sie böse. „Warum hast du *das* nicht verhindert?“

Statt Susan zu antworten, wandte Philip sich an Sergeant Conover.

„Sergeant, würden Sie als ebenfalls Betroffener der jungen Dame bitte erklären, woher diese Spuren absolut unwürdiger Behandlung stammen?“, forderte er Cash auf. Conover wiederholte seinen Bericht, den Susan nicht mitgehört hatte.

„Entschuldige bitte, Phil. Ich ...“

Philip nahm Susan sanft in die Arme.

„Ist gut. Ich glaube, Robert wird dich jetzt nötiger als je zuvor brauchen, Susan. Er hat es sich nicht eingestehen wollen, wie schlimm seine Verletzungen sind. Er wollte nur heim zu dir. Und er war bereit, dafür auch sein Leben aufs Spiel zu setzen. Erhalte es ihm, denn du würdest niemanden finden, der dich so sehr liebt, wie mein Bruder“, empfahl er und wischte ihr eine Träne aus dem Gesicht. „Du warst sein einziger Lichtblick in den letzten Monaten. Gib ihm die Kraft zurück, die er eingebüßt hat. Du bist die Einzige, die das kann“, bat er leise. Susan wischte sich eine zweite Träne ab.

„Der Arzt, Philip, ist mein Onkel“, erwiderte sie.

„Schon, aber du bist der Engel, ohne den auch ein guter Arzt nichts werden kann. Denk an mein Bein. Dank deiner unermüdlichen Bemühungen habe ich es noch, oder, Dr. Craig?“

Lucas sah den Major über den Brillenrand an.

„Zweifellos, Major“, sagte er. Sein Blick fiel auf den immer noch ohnmächtigen Patienten.

„Ich werde jetzt mit der Operation beginnen. Major, Captain, Sergeant, Thomas – raus mit euch, ich kann euch hier jetzt nicht brauchen. Und Sie beide“, wandte er sich an die Trooper, „können mir am besten helfen, wenn Sie sich unten in den Flur setzen und Fledermausohren machen, falls ich Sie brauche.“

Eine gute Stunde später hatte Lucas Robert die Kugel aus dem Bein operiert. Sie hatte nur die Muskulatur verletzt. Der Knochen war zum Glück nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Wunden am Rücken und den Streifschuss hatte Susan mit einer heilenden Salbe behandelt, die ihre Wurzeln in Roberts Indianertee hatte. Dr. Craig hatte die Kräuter des bei ihm verbliebenen Säckchens genauestens untersucht und festgestellt, woraus die Mischung bestand. Von dieser Analyse bis zur Heilsalbe war es nur ein kleiner Schritt gewesen. Rasiert, gewaschen und verbunden lag der junge Mann in dem breiten Doppelbett, behütet von der Frau, die ihn liebte. Draußen ging der leichte Regen in den ersten Schnee über, drinnen war es kuschelig warm. In den Straßen flammten die Öllaternen auf, Dr. Craigs Patientenzimmer erleuchtete nur noch das anheimelnd flackernde, angenehm wärmende Kaminfeuer. Susan atmete auf. Robert war endlich in Sicherheit.

Kapitel 24

Ausgetrickst

Die Uhr auf dem Kaminsims im Krankenzimmer schlug leise ein Uhr nachts. Susan sah hoch und bemerkte, dass das Feuer im Kamin sehr weit heruntergebrannt war. Sie stand vorsichtig von der Bettkante auf und legte einige Holzscheite nach. Dann setzte sie sich wieder an Roberts Bett, wo sie schon seit acht Uhr abends gesessen hatte. Noch war die Bewusstlosigkeit keinem Schlaf gewichen. Seit Robert am frühen Abend zusammengebrochen war, hatte er sich nicht mehr gerührt. Seine Ohnmacht war so tief, dass Susans Onkel für die Operation nicht einmal Betäubungsmittel benötigt hatte. Doch sobald er aus der Bewusstlosigkeit aufwachen würde, würde er mit Sicherheit Schmerzen haben, die einen ruhigen Schlaf verhindern würden. Susan wollte dann für ihn da sein, aber im Augenblick bezweifelte sie, dass sie die ganze Nacht Wache halten könnte. Sie war an diesem Morgen früh um sechs Uhr aufgestanden und spürte bleierne Müdigkeit. Einige Zeit sah sie fast geistesabwesend auf das leere Bett neben Robert.

Damals, als er im September 1862 hier gelegen hatte, hatte sie in diesem Bett geschlafen, um in seiner Nähe zu sein, falls sich sein Zustand veränderte ... Susan musste lächeln, als sie an die Zeit dachte. Das mit Roberts Zustand war ein wundervoller Vorwand gewesen, um bei ihm bleiben zu können. Träumend dachte sie an manche schöne Stunde, die sie mit Robert in diesem Zimmer verbracht hatte. Ihr Blick fiel auf ihren immer noch bewusstlosen Verlobten. Als er sie im April verlassen hatte, war er ein kerngesunder Mann gewesen, jetzt war er als gejagter, verletzter Flüchtling zurückgekehrt. Selbst wenn seine Wunden äußerlich verheilen würden – welche Folgen würde die grausame Behandlung in seinem Innern haben?

Robert war nicht der erste Fall von misshandeltem Gefangenen. Es gab genügend andere Beispiele auch aus Lagern, die der Armeeführung der Konföderation unterstanden. Es gab auch Gerüchte, dass es auch im Norden Gefangenenlager gab, in denen die Gefangenen unwürdig behandelt wurden, in denen angeblich sogar gefoltert wurde. Beweise gab es bislang allerdings nicht. Die so geschundenen Gefangenen, so erzählte man in Sa-

nitätskreisen, würden schwere seelische Schäden davontragen – wenn man sie nicht sehr liebevoll behandelte. In den meisten Fällen war das unmöglich, aber hier bestand die Chance, dem Verletzten jegliche Liebe zukommen zu lassen. Und Susan hatte durchaus vor, genau das zu tun.

Sie stand auf, verließ kurz das Krankenzimmer und kam wenig später mit ihrem Nachtzeug zurück.

Als sie in einem Nachthemd, das allemal für ein Sommerkleid durchgegangen wäre, vor dem Spiegel saß und sich kämmte, hatte sie das Gefühl, beobachtet zu werden. Sie drehte sich um und sah in ein fiebertrübes, nussbraunes Augenpaar. Lächelnd legte sie die Bürste weg und setzte sich wieder auf die Bettkante. Ganz sanft strich sie ihm über das Gesicht.

„Du bist ja wach, mein Schatz“, wisperte sie sanft. „Schlaf’, Liebling. Du brauchst jetzt Ruhe.“

„Wo bin ich?“, fragte er mit einem deutlichen Ächzen.

„Bei Lucas. Weißt du das nicht mehr?“

„Nein. Das Letzte, woran ich mich erinnern kann, ist ein Schlag ans Bein und dann weiß ich nichts mehr. Wie bin ich hergekommen?“

„Bemerkenswert“, sagte Susan und streichelte ihn liebevoll. „Du bist sogar noch hierher geritten, hast dich geweigert, Pausen zu machen. Als ich dich umarmt habe, bist du dann umgekippt und hast dich nicht mehr bewegt. Onkel Lucas brauchte nicht mal eine Betäubung für die Operation.“

„Ist ... ist das Bein noch dran?“

„Ja, hab keine Angst. Frag’ Philip, welchen Aufstand ich mache, wenn jemand von Amputieren spricht. Außerdem war es nur eine Weichteilverletzung, keine Verletzung des Knochens. Hast du Schmerzen?“

„Im Moment nicht.“

„Auch am Rücken nicht?“

„Nein, solange ich ruhig liege und eine weiche Unterlage habe, nicht.“

Susan beugte sich zu ihm und küsste ihn sanft auf die Wange.

„Ich denke, meine Angst um dich war nicht unbegründet, wenn ich an deinen Rücken denke. Warum haben die das getan, Bobby?“

Robert versuchte zu lächeln, aber es wollte ihm noch nicht gelingen.

„Ich wollte eben ‘raus. Das hatte ich dir versprochen“, erwiderte er mit einiger Mühe. Susan nahm seine Hand.

„Robert“, sagte sie dann langsam, „ich möchte nicht, dass du mir etwas versprichst, was dich in Gefahr bringt. Du hattest mir zwar versprochen, nicht auf einer Bahre heimzukommen, aber das ist kein Grund, mehr tot als lebendig auf einem Pferd zu hängen, sich so zu quälen und den Zustand

noch schlimmer zu machen, als er ohnehin schon ist. Du bist verwundet – und zwar kaum weniger schlimm als nach Sharpsburg, wenn ich alles zusammenrechne. Ich würde nie von dir erwarten, dass du mit solchen Verletzungen munter durch die Straßen spazierst. Ich hätte auch nicht von dir verlangt, dass du so hartnäckig auszubrechen versuchst, dass man dich so schrecklich zurichtet. Tu' so etwas nie wieder, Bob. Versprich mir nicht Dinge, die du nur unter Lebensgefahr halten kannst. Das will ich nicht."

Robert schloss die Augen und erlaubte sich, ihre Zärtlichkeit einfach zu genießen. Es war zu schön.

„Tut's gut?", fragte sie sanft. Ihre schmale Hand strich zärtlich durch sein Haar. Er nickte mit geschlossenen Augen.

„Susan, ich liebe dich", flüsterte er. „Für dich würde ich mein Leben geben."

Erschrocken legte sie ihm die Hand an die Lippen.

„Nein!", wehrte sie ab. „Keine solchen Schwüre, die dich unnötig in Gefahr bringen! Bitte."

„Wolltest du schlafen gehen, Schatz?", wechselte er das Thema.

„Ja. Wenn du nichts einzuwenden hast. Ich bin sehr müde", erwiderte sie leise. Seine Hand tastete nach ihrer.

„Dann komm, mein Schatz", bat er ebenso leise.

„Ich bleibe nur hier, weil es dir nicht gut geht und ich dich nicht alleinlassen mag", erklärte Susan. Robert schwieg, aber sein Blick sagte mehr, als alle Worte. Er wusste sehr genau, dass seine Verlobte jetzt schwindelte. Ein mühsames, aber wissendes leichtes Lächeln umspielte seine Mundwinkel. Susan ging um das Bett herum und schlüpfte unter die warme Decke des Nachbarbetts. In einer liebgewordenen Gewohnheit drehte sie sich zu Robert um, strich ihm zart über das Gesicht und küsste ihn. Er nahm ihre rechte Hand.

„Wo ist dein Ring?", fragte er. Lächelnd legte sie sich hin und hob ihre linke Hand.

„Hier ist er."

Er sah sie fragend an.

„Seit wann trägst du ihn dort?", erkundigte er sich schließlich.

„Seit dem achten August. Wir wollten an diesem Tag heiraten, Bobby. Du warst nicht da, aber ich betrachte mich seitdem als deine Frau – auch, wenn wir noch nicht offiziell verheiratet sind", sagte sie. „Und wo ist *dein* Ring?", fragte sie dann, als sie bemerkte, dass an seiner rechten Hand eben-

falls kein Ring mehr war. Mit einiger Mühe bekam er den linken Arm unter der Bettdecke hervor.

„Dort, wo er hingehört, mein Schatz.“

„Und seit wann trägst *du* ihn dort?“

Robert rang sich ein Lächeln ab.

„Seit dem dreißigsten Mai, dem Tag, der unser ursprünglicher Hochzeitstermin war“, erwiderte er. „Beinahe hätte ich ihn allerdings verloren. Cash Conover hatte ihn mir schon abgenommen, wie auch alle anderen Wertsachen, die ich hatte. Aber als ich nach Camp Virgil kam, hat er mir alles wieder gegeben. Und die Partisanen haben uns nicht durchsucht – jedenfalls nicht nach Wertsachen.“

Susan rutschte nahe zu ihm, legte den Kopf auf seine rechte Schulter, achtete sorgsam darauf, sich nicht auf seine Wunde zu legen. Wie von selbst begab sich ihre Hand auf eine zärtliche Wanderschaft, fand schließlich seine rechte Hand und umschloss sie sanft.

„Ich bin so froh, dass du lebst und dass du wieder zu Hause bist. Die Ungewissheit war das Schlimmste. In den Verlustlisten war gemeldet worden, du wärst vermisst, vermutlich gefallen. Es war furchtbar für mich. Ich habe mich verzweifelt daran festgehalten, dass es nur eine Vermutung war, aber es gab kein Lebenszeichen von dir. Als Philips Telegramm kam, dass er dich gefunden hatte und du freikämst, habe ich Freudentänze aufgeführt. Es war eine schlimme Ernüchterung, dass deine Freilassung nicht so schnell ging, wie Philip gehofft hatte. Aber heute Abend – ich wusste nicht ob ich vor Schreck oder Freude heulen sollte. Du hast so krank ausgesehen“, sagte sie leise. Robert antwortete nicht. Susan sah auf. Er hatte die Augen geschlossen und atmete tief und ruhig, war fest eingeschlafen. Sie lächelte.

„Schlaf’ schön“, wisperte sie, schmiegte sich dicht an ihn und überließ sich dann ebenfalls dem Schlaf.

Susan schreckte hoch, als Robert unruhig wurde. Sein Atem ging schwer, der Schweiß lief ihm in Bächen über das Gesicht. Er warf sich herum, als wollte er sich gegen etwas wehren. Noch verschlafen tauchte Susan das Leintuch, das sie neben sich auf ihrem Nachttisch hatte, in die dort stehende kleine Emailleschüssel, drückte es gut aus und trocknete Robert vorsichtig Gesicht und Oberkörper ab, streichelte ihn beruhigend. Er schien schon ruhiger zu werden, als er plötzlich ruckartig hochfuhr und fast kerzengerade im Bett saß. Er schüttelte sich kurz.

„Philip!“, rief er dann panikartig.

„Pscht, bleib’ ruhig, Bobby. Du bist in Sicherheit. Es ist alles in Ordnung“, beruhigte Susan ihn. Ganz vorsichtig, aber unnachgiebig drückte sie ihn in die weichen Kissen zurück. „Du bist zu Hause, mein Schatz. Komm, leg dich wieder hin.“

Seine anfängliche Gegenwehr ließ nach, er sank in die Kissen zurück, spürte wieder das wundervolle, sanfte Streicheln an seinem Arm.

„Was ist? Hast du Schmerzen?“, fragte Susan besorgt.

„Nein, es geht. Aber ich habe schrecklich geträumt“, erwiderte er keuchend.

„Wovon, Liebling?“

„Von Fort Payne“, ächzte er und fuhr sich mit der freien Hand über das Gesicht. „Ich hab’ geträumt, sie hätten mich wieder geschnappt. Hab’ ich eben geschrien?“

„Nein, du hast nur nach Philip gerufen. Hoffentlich schläft er so fest, dass er nichts gehört hat.“

„Im Traum habe fürchterlich gebrüllt.“

„Hast du von ... von diesem Morrows geträumt?“, erkundigte sie sich teilnahmsvoll und strich ihm durch das nassgeschwitzte Haar. Er nickte.

„Und von dem, was er mit Ausreißern zu tun pflegt. Ich dachte immer, ich könnte was vertragen, aber ...“

Er brach kopfschüttelnd ab.

„Robert, Mr. Conover hat mir sehr detailliert erzählt, was mit dir geschehen ist. Und ich habe die Folgen davon auf deinem Rücken gesehen. Ich halte es für normal, dass du nach solcher Misshandlung Albträume hast“, sagte Susan. „Wobei *Misshandlung* für das, was dort geschehen ist, eine grobe Untertreibung ist“, murmelte sie dann. „Du brauchst dich deshalb nicht zu schämen. Ich frage mich, ehrlich gesagt, wie du es überhaupt geschafft hast, diese Marter zu überleben.“

„In gewisser Weise ist mir meine Freundschaft zu den Assiniboins zugutegekommen, andererseits hat sie mein Leiden verlängert. Ich wär’ am liebsten gestorben. Aber ich hatte dir versprochen, dass ich zurückkomme. Und ich wollte ungern wortbrüchig werden. Also musste ich irgendwie überleben. Nenn’ es unbegreiflichen Lebenswillen“, flüsterte er matt.

„Glaubst du, dass du schlafen kannst oder soll ich dir ein Schlafmittel geben?“

„Nein, ich versuche es erst mal ohne.“

„Nicht wieder den Helden spielen, Captain Bennett“, ermahnte Susan ihn sanftmütig. „Du brauchst jetzt nichts mehr zu beweisen und kein Versprechen mehr zu erfüllen. Du bist hier, um dich zu erholen. Und dafür ist Schlaf unbedingt notwendig.“

„Bitte, komm nahe zu mir“, bat er leise.

„Und deine Verwundungen?“, fragte Susan verblüfft, aber er hatte schon den rechten Arm um sie gelegt. Mit einem ebenso resignierten wie glücklichen Seufzer schmiegte sie sich dicht an ihn.

„Hast du bestimmt keine Schmerzen?“, hakte sie noch einmal nach, als er nicht antwortete.

„Der Streifschuss am Arm ist nicht schlimm. Ich habe keine Schmerzen mehr, seit du ihn mir verbunden hast. Komm, mein Liebling“, erwiderte er leise und deckte sie sanft zu. „Es tut gut, dass du bei mir bist“, flüsterte er und küsste zärtlich ihr weiches Haar, das sich leicht und warm auf seine Haut legte.

„Geh’ nicht wieder fort“, bat sie. Robert spürte, dass eine Träne auf seine Brust rollte. Er fuhr ihr zart über das Gesicht.

„Es wird schwierig, aber ich denke, dass ich noch einige Zeit hier sein werde“, gab er mit mattem, müdem Unterton zurück. Susan blickte auf und sah in ein warmes, braunes Augenpaar und küsste Robert. Es war ein sanfter, unendlich zärtlicher Kuss, den sie beide genossen. Nur Minuten später waren sie beiden wieder in tiefen Schlaf gefallen.

Dr. Craig betrat das immer noch verdunkelte Patientenzimmer morgens um neun Uhr. Lucas lächelte leicht, als er das friedliche Bild sah, das sich ihm bot. Nur das heruntergebrannte Kaminfeuer beleuchtete romantisch das breite Doppelbett. Susan lag in Roberts Armen, er hatte sich leicht zu ihr gedreht. Beide schliefen offensichtlich ruhig und tief. Susan hatte einfach Recht, wenn sie behauptete, ihre unmittelbare Nähe sei die beste Hilfe für Robert.

Leise legte Dr. Craig ein paar Holzscheite im Kamin nach und schlich auf Zehenspitzen wieder zur Tür. Sollten sie die traute Zweisamkeit genießen. Heiraten würden sie ohnehin, sobald Robert wieder gerade stehen konnte. Ohne Roberts Gefangenschaft wären sie schon seit fast drei Monaten verheiratet gewesen. Lucas war nicht entgangen, dass sie ihre Verlobungsringe an der linken Hand trugen. Die letzten Monate waren für Susan schlimmer gewesen, als sie sich hatte eingestehen wollen. Sie hatte schlecht geschlafen, weil sie zwei Monate lang nicht einmal gewusst hatte, ob ihr

Verlobter noch lebte oder doch gefallen war. Umso zufriedener wirkte sie jetzt, wo er wieder daheim war. Lucas Craig verließ leise das Zimmer und ließ das junge Paar den Frieden des Morgens genießen. Sie hatten es beide nötig, in Ruhe gelassen zu werden.

Als Roberts Bruder und seine Freunde ihn am Morgen besuchen wollten, stoppte Dr. Craig die drei Besucher noch vor der Zimmertür.

„Wohin, die Herren?“, fragte er. Philip hatte die Hand schon auf der Türklinke, drehte sich aber um.

„Zu meinem Bruder, Doc“, erwiderte er.

„Nein, Major, lassen Sie ihn ein paar Tage ganz in Ruhe. Melden Sie ihn im Fort an und gönnen Sie ihm einige Tage dringend notwendigen Urlaub – von allem. Besuchen Sie ihn auf der Rücktour. Dann, denke ich, kann er auch wieder Besuch empfangen.“

„Geht es ihm so schlecht?“, fragte Philip nach.

„Ihr Sergeant hatte gestern ohne weiteres Recht, wenn er meinte, Captain Bennett hätte Übermenschliches geleistet. Er war völlig entkräftet. Ich habe in meinen fast dreißig Jahren, die ich jetzt als Arzt praktiziere, noch nicht erlebt, dass ein Mensch mit solchen Verletzungen noch halbwegs auf eigenen Füßen zu mir gekommen ist. Nach dem, was ich gestern bei der Untersuchung festgestellt habe, wäre er in Donelson nicht mehr lebend angekommen. Ihr Bruder braucht unbedingt Ruhe.“

„Dr. Craig – ich lasse Robert in diesem Zustand, den Sie mir gerade beschreiben, sehr ungern ohne Schutz. Ich habe Grund zu der Annahme, dass die Partisanen ihn vielleicht erkannt haben und hier nach ihm suchen werden. Deshalb wäre es mir lieber, wenn er so schnell als möglich nach Donelson kommt und in der Zwischenzeit immer Schutz durch uns drei oder Soldaten seiner Einheit hat“, erklärte Philip.

„Er hat hier nichts zu befürchten. Zum einen sollte ich Ihnen sagen, dass Ihr Bruder in Dover nicht zu Gast ist, Major Bennett. Er wird hier sogar von eingefleischten Südstaatlern als Mitbürger akzeptiert. Die Leute hier haben nicht vergessen, dass Ihr Bruder, meine Neffen und ihre Einheit Dover wieder aufgebaut haben, als General Grant hier nur Schutt und Asche hinterlassen hat. Zum anderen ist es eine verbriefte Tatsache, dass ich als neutral zwischen den streitenden Parteien gelte und jedermann hier weiß, dass Dr. Craig jeden behandelt, der Hilfe braucht – selbstverständlich auch Yankees.“

„In eben Letzterem liegt die Gefahr, Doc“, bemerkte Martin. „Morrows würde ihn deshalb hier zuerst suchen. Und für Sie bedeutet das ebenfalls große Gefahr. Einen Yancey Morrows würde Ihre Neutralität nicht kümmern. Er würde nur wahrnehmen, dass Sie auch seinen Feinden helfen. Das wäre ein Grund für ihn, Sie umzubringen“, warnte er. Dr. Craig lächelte.

„Nicht einmal ein Verbrecher würde sich an einem Arzt vergreifen, dessen Hilfe er vielleicht schneller braucht, als er ahnen kann“, erwiderte er.

„Ich würde mich an Ihrer Stelle nicht darauf verlassen, Doc“, seufzte Martin. „Robert kann hier nicht auf Dauer bleiben. Es wäre wirklich zu gefährlich.“

Im selben Moment kam Susan aus dem Krankenzimmer. Martins letzten Satz hatte sie noch gehört.

„Was wäre zu gefährlich? Oh, Verzeihung, die Herren. Guten Morgen.“

„Guten Morgen, Susy. Martin meint, es ist zu gefährlich, dass Robert hier bleibt, weil Morrows ihn hier wahrscheinlich zuerst suchen wird. Er muss hier weg“, erklärte Tom.

„Nein, kommt nicht in Frage!“, protestierte Susan. „Er braucht unbedingt Ruhe – und die hat er nur hier. Im Lazarett ist so ein Trubel, dass er sich nicht erholen kann.“

„Philip, wir werden Robert nicht an meiner Schwester vorbei bekommen“, schnaufte Tom. „Da ist sie eigensinnig.“

„Kommt, Kinder, das müssen wir doch nicht im Stehen besprechen. Gehen wir nach unten ins Wohnzimmer“, schlug Dr. Craig vor.

Sie gingen hinunter, nahmen im Wohnzimmer Platz.

„Wie kommt ihr darauf, dass dieser Bandit Robert ausgerechnet hier suchen wird?“, fragte Susan.

„Erstens, weil Dr. Craig der erste Arzt ist, der von der Cumberland-Schlucht erreichbar ist, zweitens, weil Dr. Craig bekanntermaßen neutral ist“, erklärte Philip.

„Und drittens, weil Morrows vermutlich seine Spione in der Stadt hat?“, mutmaßte Susan. Die Männer sahen sie verblüfft an.

„Wie kommst du darauf?“, fragte Lucas.

„Ganz einfach: Diese Banditen überfallen Dover immer dann, wenn gerade keine Soldaten hier sind. Das war so, als hier noch die Konföderierten waren, daran hat sich mit den Unionstruppen auch nichts geändert. Es

muss jemand in der Stadt geben, der diesen Leuten verrät, was hier gerade los ist. Dieser Jemand hat dann bestimmt mitbekommen, dass Robert hierhergekommen ist“, erklärte sie.

„Sicher ein Grund mehr, deinen Verlobten von hier wegzubringen“, bemerkte Philip und steckte sich seine Pfeife an. Susan schüttelte den Kopf.

„Nein, er muss hier bleiben. Aber vielleicht können wir diese Rüpel täuschen.“

„Wie meinst du das?“, erkundigte sich Tom.

„Morrows käme doch nicht auf die Idee, hier nach Robert zu suchen, wenn wir ihm weismachen, Robert sei tot, oder?“, erwiderte Susan.

„Und wie stellen wir das an?“, fragte Martin.

„Wie wäre es, wenn wir Roberts Uniform mit Stroh und Sand ausstopfen, dass es aussieht, als ob ein Mensch in der Kleidung stecke, diese Strohpuppe mit dem Wagen nach Donelson transportieren und behaupten, Robert wäre seinen Verletzungen erlegen?“, schlug die junge Frau vor. Philip grinste breit.

„Ich hab’ ja immer gesagt, dass du zu Robert passt wie ein Stiefel zum anderen!“, lachte er. „Ihr seid beide gerissen! Die Idee ist großartig! Wir sollten Conover noch einweihen. Er wohnt genau gegenüber und kann mit darauf achten, ob die Banditen darauf hereinfallen.“

Conover wurde dazu geholt und war sofort bereit, für die Zeit, bis wieder ein ausreichender Schutz durch Roberts eigene Soldaten hergestellt war, über Dr. Craigs Haus zu wachen. Es fiel nicht schwer, ihn dort einzuschleusen, weil er sich selbst bei dem Arzt in Behandlung befand. Nur eine gute Stunde später war Roberts Uniform mit Sand und Stroh ausgestopft und lag unter einem weißen Leichentuch auf Dr. Craigs kleinem Einspänner. Susan hatte ihren Onkel und Cash Conover zum Zwiebelschneiden in die Küche geladen, damit sie alle drei überzeugend weinten. Tom setzte sich auf den Bock und fuhr betont langsam, die beiden Südstaaten-Offiziere ritten im Schritt neben dem angeblichen Leichenwagen her.

Die Dunkelheit war gerade hereingebrochen, als es an Dr. Craigs Haustür heftig klopfte. Der Arzt öffnete – und vor ihm stand ein augenscheinlich konföderierter Soldat mit den Abzeichen eines Sergeants in violetter Farbe und schwarzen Hosen. Der Mann salutierte formvollendet.

„Sergeant Heywords, Morrows’ Cavalry! Ich muss das Haus durchsuchen, Sir!“, meldete er.

„Weshalb, Sergeant?“, fragte Dr. Craig.

„Wir suchen einen entflohenen Yankee. Gehen Sie beiseite.“

„Den Teufel werd’ ich tun!“, schnaubte der Arzt. „Ja, einen Yankee hab’ ich hier gehabt, aber den hatten Sie so zugerichtet, dass er an den Verletzungen krepiert ist!“

„Ich will die Leiche sehen.“

„Na, dann fahren Sie mal ins Fort Donelson, Mister! Dorthin habe ich ihn bringen lassen!“

Heywords kam einen Schritt nach vorn und wollte den Arzt packen, als ihn eine scharfe Stimme anherrschte:

„Nimm sofort die Flossen hoch, du Bastard!“

Es war Cash Conover, der mit Roberts siebenschüssigem Sharps-Karabiner hinter dem Sergeant auf der dunklen Straße stand. Heywords drehte sich vorsichtig um und beging den Fehler, einen Fluchtversuch zu machen, weil er nicht mehr schnell genug an seinen Revolver kam, der in seinem geschlossenen Holster steckte. Conover schoss sofort und traf den Partisanensergeant ins Bein. Aufbrüllend ging Heywords zu Boden. Conover sprang hinzu und trat ihm noch heftig auf die rechte Hand, die nach dem Revolver angelte.

„Es wird mir ein Vergnügen sein, dich mit deiner eigenen Kost zu füttern, du Lump!“, knurrte Conover. In Heywords’ Augen stand die nackte Angst, als er sah, dass Conover erneut auf ihn anlegte. Dr. Craig hielt das Gewehr fest.

„Nein, das wäre Mord, Mr. Conover. Das dulde ich nicht. Ich werde ihn operieren und dann wird die nächste Patrouille diesen Mann nach Fort Donelson bringen, damit er sicher verwahrt wird. Ich denke, das wäre in Mr. Bennetts Sinne.“

„Bestimmt nicht!“, knurrte Conover. „Robert hätte ihm das Fell in Stücken abgezogen!“

Conover fesselte Heywords grob, stellte ihn ebenso ohne Feingefühl auf die Füße und schubste ihn ins Haus. Dr. Craig nahm gleich eine Operation vor, dann sperrten sie den Partisanen in den Keller, wo Cash ihn scharf bewachte.

Dr. Craig ging ins Obergeschoss. Susan war gerade dabei, Roberts Rücken neu zu verbinden. Er lag entspannt auf dem Bauch und umarmte sein Kopfkissen. Robert sah hoch.

„Ich habe einen Schuss gehört. Was war los?“, fragte er.

„Es ist unfasslich!“, platzte Lucas heraus. „Diese Banditen wollten tatsächlich das Haus durchsuchen, ob du hier bist!“

„Wer hat geschossen?“„ hakte Robert nach.

„Mr. Conover. Er hat einen dieser Banditen, jemand, der sich Sergeant Heywords nannte, angeschossen. Ich habe ihn eben operiert und dann haben wir ihn im Keller eingelocht. Conover bewacht ihn.“

„Schade, dass du ihn nicht aufgeschlitzt hast, Onkel Lucas. Möglichst ohne Betäubung“, seufzte Robert.

„Ich bin absolut neutral. Das gilt auch für Partisanen“, entgegnete Lucas.

„Ich weiß. Nehme ich dir auch nicht übel. Hoffentlich bereust du es nicht eines Tages. Solange einer von diesen Kojoten lebt ...“

„Aus dir spricht der Wunsch nach Rache, Robert. Das hat noch niemanden weitergebracht“, unterbrach Lucas den jungen Mann.

„Du musst wissen, was du tust“, sagte Robert leise. „Ich sollte nicht zu lange hier bleiben. Sonst gefährde ich dich unnötig.“

„Nein“, widersprach Lucas. „Susan hat dir doch von unserer Trickserei erzählt, oder?“

Robert nickte. Er hatte die Augen geschlossen und genoss einfach Susans sanfte Hände, die seine Wunden vorsichtig einbalsamierten. Es war wunderschön, er empfand keinerlei Schmerz, nur ein wohliges Gefühl, das eine angenehme Gänsehaut verursachte. Leise schnurrte er zufrieden.

„Du bist hier völlig sicher“, fuhr Lucas fort. „Die Partisanen müssen glauben, dass du tot bist.“

„Ich wünschte, ich könnte deinen Optimismus teilen, Lucas. Morrows ist nicht auf den Kopf gefallen“, erwiderte Robert. „Ich habe mich schon mal sehr sicher gefühlt. In dem Moment hat mich zwar der Hausherr an die frische Luft gesetzt, was jetzt nicht zu befürchten ist, aber Morrows’ Leute haben auch jeden Stein nach mir umgedreht – und mich leider auch gefunden. Seitdem habe ich diese nette Verzierung auf dem Rücken.“

„Nun, da musste er nicht annehmen, dass du nicht mehr unter den Lebenden weilst“, bemerkte Susan sanft. „Ich habe Tom gebeten, dich auf die Verlustliste zu setzen. Du wirst ganz offiziell als tot gemeldet. Sobald du gesund bist und dich wieder im Fort zurückmeldest, wird das zum Irrtum erklärt. Mit Namensverwechslung oder so ähnlich.“

„Danke. Hoffentlich wird der Amtsschimmel nicht wieder in Tönen wiehern, die mir nicht in den Kram passen.“

„Was meinst du?“

„Nun: Ein Toter bezieht keinen Sold, Schatz. Und außerdem könnte es passieren, dass meine Heiratserlaubnis damit erlischt, weil Tote auch nicht heiraten“, versetzte er. Susan hielt in ihrer Arbeit inne.

„Oh, Gott! Daran haben wir gar nicht gedacht!“, entfuhr es ihr.

„Ich weiß, ihr habt es gut gemeint. Lass’ nur. Wird sich schon regeln lassen“, entgegnete Robert leise. „Was meinst du, wie lange ich mit den Verletzungen liegen muss?“, fragte er dann.

„So lange, bis du gesund bist“, erwiderte sie schmunzelnd.

„Verblüffend präzise Auskunft, Lady“, knurrte Robert. Lucas musste lachen.

„Du scheinst es eilig zu haben, die die Knochen wieder zerschlagen zu lassen, was?“

„Nein, überhaupt nicht. Aber im Fort Payne schmoren mindestens fünfzig Gefangene von Nord- und Südstaaten. Ich möchte sie gern ‘rausholen. Das haben Cash und ich ihnen versprochen.“

„Du und eine lebensgefährlichen Versprechen!“, platzte Susan heraus. „Genügt dir ein Besuch in Fort Payne nicht?“

„In der Weise, wie ich da war, sicher. Ich gedenke aber, das nächste Mal nicht allein zu kommen, sondern mit mindestens zwei Schwadronen Kavallerie, um den Laden auseinander zunehmen“, erwiderte Robert.

Colonel Bennetts Züge versteinerten sich, als er den Wagen von Dr. Craig durch das Tor kommen sah und den abgedeckten Körper bemerkte, der auf der Ladefläche lag. Er ließ seine Akten liegen und eilte hinaus auf den großen Exerzierplatz. Tom stieg vom Wagen. Er sah den Colonel kommen, nahm Haltung an und salutierte.

„Captain Craig zurück aus Dover! Captain Bennett ist tot, Sir!“, meldete er steif und absolut ernst. Frederick Bennett stand wie erstarrt. Es kostete ihn sehr viel Beherrschung, Toms Meldung ohne eine emotionale Regung entgegenzunehmen. Mit viel Mühe erwiderte er Craigs Gruß.

„Danke, Captain Craig! Sind das die Herren vom Austauschkommando?“

„Ja, Sir. Captain Moore, der gegen Captain Bennett ausgetauscht werden sollte und Major Bennett, der den Austausch dokumentieren sollte.“

„Lassen Sie Captain Bennett in der Kapelle aufbahren, Captain Craig“, befahl Frederick.

„Ich hätte noch eine Kleinigkeit mit Ihnen zu besprechen, Sir. Sind Sergeant Evans und Sergeant Nott hier?“

„Ja. Ordonnanz! Holen Sie Evans und Nott!“

„Ja, Sir!“, erwiderte der Ordonnanzsoldat und rannte davon, kam nur wenige Augenblicke später mit den Sergeants zurück. Tom wandte sich an die Sergeants, sprach so leise mit ihnen, dass niemand anders es hören konnte.

„Bringen Sie den Wagen mit Captain Bennetts Leichnam in die Stallungen und lassen Sie niemanden heran! Verstanden?“, sagte er dann laut. Die Sergeants salutierten und fuhren den Wagen weg. Colonel Bennett sah verwirrt auf Tom, der aber nur bedeutsam zwinkerte und unaufgefordert zum Kommandantenbüro hinaufging. Philip und Martin folgten ihm, dann kehrte auch Frederick in sein Büro zurück.

Tom schloss die Tür, nicht ohne sich noch einmal umzusehen, ob jemand lauschte.

„Entschuldigung, wir mussten ein bisschen Theater spielen, Sir“, sagte Tom dann. „Robert lebt und liegt noch in Dover. Es geht ihm zwar noch nicht gut, aber Susan pflegt ihn bei Onkel Lucas.“

Frederick Bennett ließ sich in seinen Schreibsessel fallen.

„Was zum Teufel, soll das?“, fragte er. Tom erklärte es ihm kurz.

„Hmm, gut. Ich setze ihn auf die Verlustliste. Was hast du mit Evans und Nott verhandelt?“

„Ihnen die Wahrheit gesagt und sie gebeten, jeden von dem Wagen fernzuhalten. Denen kann ich blind vertrauen.“

Colonel Bennett stand wieder auf und ging zu Philip, maß seinen älteren Sohn mit einem undefinierbaren Blick.

„Ich dachte, du wolltest mit Uniformen nichts zu tun haben? Du bist hier doch desertiert“, bemerkte Frederick spitz. Philip sah ihn kühl an.

„Nachdem ich das geworden bin, was ich werden wollte, konnte ich beruhigt wieder eine Uniform anziehen. Rechtswissenschaften und Militär schließen sich nicht zwangsläufig aus. Wie du aus meinem Briefkopf ersehen hast, arbeite ich jetzt für das Provost Department“, versetzte er.

„Ja, nur für das Falsche“, erwiderte Frederick kalt.

„Hier wäre ich nicht ums Verrecken dazu gekommen, weil du ja nicht einmal eine Versetzung zugelassen hast. Nun hast du das Ergebnis“, gab Philip zurück. Er griff in seine Kartentasche und nahm die Austauschdokumente heraus. „Hier, das sind die Unterlagen für den formellen Austausch. Ich bitte um eine Unterschrift, Sir.“

Frederick nahm die Papiere, die Philip ihm gab, sah lange darauf. Dann grinste er eisig.

„Oh, nein. Captain Bennett ist doch tot, Major Bennett. Also kann ein Austausch nicht mehr stattfinden. Da der Gefangenenaustausch unmöglich geworden ist, entfällt auch die Zusicherung freien Geleits an Sie und Captain Moore. Captain Craig: Captain Moore und Major Bennett sind als Gefangene zu betrachten!“

„Wie bitte?“, entfuhr es den dreien wie aus einem Munde.

„Colonel, das können Sie nicht machen!“, protestierte Tom.

„Warum nicht? Wenn zwei Rebellenoffiziere so dumm sind, auf eine an bestimmte Bedingungen geknüpfte Zusage zu bauen, dann sind sie selbst schuld, wenn diese Bedingungen entfallen sind. Und dann informieren Sie das Provost Department, dass wir einen Deserteur eingefangen haben, Captain!“, versetzte Frederick mit einem eisigen Blick auf Philip und Martin, die vor Schreck bleich geworden waren.

„Nein, Sir, das werde ich nicht tun!“, verweigerte Tom den Befehl. Statt einer Antwort rief der Colonel nach der Wache, die die beiden überraschten Südstaatler und Tom schnell überwältigten.

„Die Rebellen ins Gefängnis. Captain Craig hat zehn Tage Arrest wegen Befehlsverweigerung!“, schnaubte der Colonel.

„Du wirst es noch bereuen, Vater!“, rief Philip, als die Wachen ihn rüde abführten.

„Schätze, Robert würde Ihnen jetzt ...“

„Er ist nicht mehr da, Captain Craig!“, unterbrach Frederick Tom barsch, dann schleppten die Wachen auch Thomas aus dem Büro.

„Was soll das eigentlich?“, fragte Martin entsetzt, als sie in die Gitterzellen eingeschlossen waren und die Wachen den Zellentrakt verlassen hatten. Philip sah sich vorsichtig um. Im Augenblick waren sie die einzigen Insassen des Gefängnisblocks.

„Bei meinem Vater weiß man nie, ob er spielt, oder das ernst meint, was er sagt. Wenn ich es rein formaljuristisch betrachte, hat er natürlich Recht, dass die Zusage des freien Geleits mit der Unmöglichkeit der Mission, für die diese Zusage gegeben wurde, erlischt. Kann sein, dass er unser Spiel fortsetzt, wenn ich mir auch nicht ganz sicher bin“, sagte er.

„Was meinst du dazu, Tom?“, fragte Martin.

„Ich weiß nicht. Philip müsste seinen Vater am besten beurteilen können. Ich hab’ mich zum ersten Mal auf so ein Spiel eingelassen. Ich kenne seine Reaktion darauf nicht. Irgendwie müssen wir Bobby informieren, dass sein Vater eventuell schummelt.“

Philip war wieder ruhiger geworden. Er schüttelte den Kopf.

„Nein“, sagte er. „Wir sollten zunächst mal davon ausgehen, dass mein Vater einfach nur weiterspielt, um Robert wirkungsvoll zu schützen. Aber wir sollten Robert irgendwie stecken, dass wir noch hier sind und nicht ‘rauskommen, bevor er hier wieder aufkreuzt.“

„Dann steigt er halbtot aus dem Bett, Phil“, warnte Martin. „Er würde nicht zulassen, dass sie uns einsperren.“

„Natürlich nicht“, gab Philip zurück. „Ich schlage vor, wir lassen es auf uns zukommen und spielen mit.“

„Du meinst tatsächlich, dass er nur unsere Trickserei fortsetzt?“, hakte Martin nach.

„Ja, glaube ich. Wenn in den nächsten Tagen militärisches Totenzeremoniell gehalten wird, wäre ich davon überzeugt“, erwiderte Philip. „Aber wir müssen Bobby Bescheid geben, dass das Spiel diese kleine Nebenwirkung hatte. Er soll sich in Ruhe erholen. Ich glaube nicht, dass uns etwas passieren wird“, beruhigte Philip seine Mitgefangenen.

Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Draußen auf dem Exerzierplatz wurden die Lichter entzündet. Philip sah aus dem vergitterten Fenster.

„Das Fort sieht gut aus. Ihr habt es gut instand gesetzt“, lobte er, zu Tom gewandt.

„Woher kennst du Donelson?“, erkundigte sich Tom.

„Ich war hier bis zum Februar ‘62 stationiert. Als die Forts fielen, war ich gerade verwundet – zum Glück, sonst wäre ich nicht ‘rausgekommen. Ich war damals bei Dr. Craig.“

Philip sah Thomas offen an.

„Tom, deine Schwester ist was ganz Besonderes. Ich kann Robert gut verstehen, dass er sie so sehr liebt. Wäre ich nicht schon verheiratet gewesen, hätte ich mich sofort in sie verliebt. Ehrlich, ich beneide Bobby, dass er jetzt bei seinem Engel ist – und wir dafür gesiebte Luft atmen.“

„Ich glaube, Phil, wir haben uns heute gerade selbst ausgetrickst“, grinste Tom.

Am folgenden Tag wurde die angebliche Leiche mit militärischen Ehren im Friedhof des Forts beigesetzt. Vom Gefängnisblock aus hatten die Gefangenen einen guten Blick auf den kleinen Friedhof und konnten die Zeremonie gut beobachten. Gleichzeitig wurde Robert in den Verlustlisten

offiziell als tot gemeldet, als *den in der Gefangenschaft erlittenen Verletzungen erlegen*, wie es so schön hieß.

Während Tom Sergeant Evans als Eingeweihten nach Dover schickte, um Robert über seinen Verbleib sowie über den seines Bruders und seines Freunds Martin zu informieren, erhielt Yancey Morrows über einen seiner Informanten die Verlustliste. Der Partisanenführer grinste teuflisch.

„Zu guter Letzt doch noch Erfolg gehabt. Der Kerl kommt uns nicht mehr in die Quere. Wo steckt eigentlich Heywords?“

Der Informant seufzte.

„Der Sergeant ist bei dem Versuch, das Haus von Dr. Craig zu durchsuchen, gefangen genommen worden. Heute Morgen haben ihn die Yankees nach Donelson gebracht“, erklärte der Mann.

„Die Durchsuchung hat sich erübrigt. Wir wissen, dass Bennett tot ist. Aber wenn Heywords redet, sind wir geliefert. Wir müssen zunächst weg. Die Cumberland-Höhle kommt nicht in Betracht. Die kennen die Yankees. Wir müssen uns einen neuen Unterschlupf suchen. Los, Leute, sattelt die Gäule.“

„Entschuldigung, Sir, was ist mit Fort Payne? Das kennt jedenfalls noch der Dixie, der mit Bennett zusammen ausgebrochen ist.“

„Müssen wir riskieren. Wir fangen uns notfalls neue Geiseln, sobald wir einen guten Unterschlupf gefunden haben“, knurrte Morrows. Seine Leute gehorchten, sattelten die Pferde und folgten ihrem Chef in eine ungewisse Zukunft.

Kapitel 25

Ein unmöglicher Plan

Vier Wochen waren vergangen. Thomas' erster Weg nach seiner Arrestentlassung hatte ihn nach Dover geführt, wo er Robert davon unterrichtete, dass Philip und Martin als Gefangene galten, solange er nicht lebend ins Fort zurückkehrte, dass sie aber auf keinen Fall wollten, dass er deshalb seine Tarnung als Toter aufgab. Tom kehrte mit Roberts schriftlichem Versprechen, dass er seinem Bruder und Martin heraushelfen werde, spät am Abend nach Donelson zurück.

Im zwei Meilen entfernten Dover lag Susan träumend in Roberts Armen und sah in das flackernde Kaminfeuer.

„Es ist so wunderbar friedlich hier", hörte sie ihn leise sagen. Seine Hand streichelte sachte ihren Nacken. Sie kuschelte sich dicht an ihn, kraulte ihn sanft am Bauch, wo kein Verband seine Haut verdeckte. Er seufzte zufrieden und küsste ihr Haar.

„Ich liebe dich", flüsterte er verliebt. Sie richtete sich halb auf und sah ihn an.

„Für das, was ich in deinen Augen lese, Liebster, bist du noch nicht gesund genug."

„Vielleicht kann ich noch keine Bäume ausreißen, aber ich habe immerhin keine Schmerzen mehr. Meine Wunden sind so gut wie ausgeheilt – abgesehen von der Brandwunde, die sich selbst Zwei Schlangens Kräutern widersetzt. Seit vier Wochen verwöhnst du mich ansonsten so wundervoll, dass ich schon glaube, im Paradies zu sein. Und ich gestehe, ich habe große Sehnsucht nach dir", erwiderte er leise. Seine Hand glitt sanft über Susans zarte Züge. Sie gestand sich ein, selbst großes Verlangen nach Robert zu haben. In den letzten Nächten hatte sie sich nur noch mit Mühe beherrscht, ihn nicht weiter zu reizen. Die Versuchung war zu groß, als dass die Liebenden ihr noch länger widerstehen konnten. Robert zog Susan sanft an sich, sie versanken in einem wonnigen Kuss, schmusten verliebt. Vorsichtig öffnete Robert Susans Nachthemd, liebkoste sachte ihre Haut, dann liebten sie sich voller Zärtlichkeit.

Es war der 24. November 1863, als Robert Bennett genesen ins Fort Donelson zurückkehrte. Er ritt noch immer das vom Depot ausgeliehene Pferd, Susan fuhr mit Dr. Craigs kleinem Einspänner mit. An diesem Tag hatte First-Sergeant Cologgia Tordienst. Er erkannte seinen Vorgesetzten schon von weitem. Evans und Nott hatten den First-Sergeant schon wegen dessen Freundschaft zu Robert in das kleine Geheimnis eingeweiht.

„*Attenzione*! Tor auf, *Capitano* Bennett kommt!“, rief er nach unten. Der Torposten sah verblüfft nach oben zum Turm, wo Cologgia stand.

„He, Spaghetti! Der ist doch hin!“, kam es von unten zurück.

„Mach’ das Tor auf oder ich mach’ dir Beine, Trooper Klapman!“, fauchte Cologgia in sauberem Englisch. Klapman erschrak. Wenn Cologgia tadelloses Englisch sprach, widersetzte man sich dem First-Sergeant besser nicht mehr, sonst konnte er ausgesprochen ungemütlich werden. Trooper Klapman stieß den Torbalken hoch und stemmte das schwere Tor auf. Robert ließ Susan höflich den Vortritt und ritt hinter ihr in das Fort hinein.

Cologgia verließ – wider alle Dienstvorschriften – seinen Turmposten und sprang die Treppen hinunter und rannte zur Kommandantur, wo Bennett vom Pferd stieg.

„Roberto! Gott sei Dank, du bist wieder da!“, rief Cologgia schon von weitem und umarmte den Captain einfach. Robert erwiderte die Umarmung mit einiger Rührung. Cologgia war nicht der Einzige, der ihn überschwänglich begrüßte. Sämtliche Angehörigen seiner Schwadron und seines alten Zuges, die nicht mehr zur C-Schwadron gehörten, standen binnen Sekunden um den Heimkehrer herum, schrien alle durcheinander, bis ein scharfer Ruf von der Kommandantur dem Trubel ein Ende setzte:

„Achtung!“

Schlagartig verstummte die fröhliche Begrüßung, die Soldaten, einschließlich des so ungestüm begrüßten Robert Bennett nahmen Haltung an, machten kehrt zur Kommandantur, wo Colonel Frederick Bennett oben am Treppenabsatz stand. Robert salutierte militärisch.

„Captain Robert Bennett zurück aus der Gefangenschaft!“, meldete er. Sein Vater winkte nur. Robert stieg die vier Stufen hinauf.

„Herzlich willkommen, mein Junge!“, sagte der Colonel mit tränenfeuchten Augen und umarmte seinen Sohn. Die Soldaten unten brachen in lauten Jubel aus, warfen Mützen und Hüte in die Luft, freuten sich, als ob der Krieg gewonnen sei.

„Wir haben dich sehr vermisst. Wie geht es dir?“, fuhr Frederick dann fort. Robert schluckte, um den Kloß in seinem Hals loszuwerden.

„Danke, ich bin eingeschränkt dienstfähig. Im Augenblick darf ich nur kurze Strecken reiten, springen ist mir ausdrücklich verboten, plötzliche Bewegungen der Lendenwirbelsäule ebenfalls. Die Stöße mit Gewehrkolben in den Rücken haben die alte Verletzung von vor einem Jahr an dieser Stelle wieder aufbrechen lassen. Aber sonst geht es mir gut. Ich hatte wunderbare Pflege“, sagte er dann und legte einen Arm um Susan, die ihm gefolgt war.

„Kommt ‘rein, hier ist es zu kalt“, sagte Frederick. „Los, Marsch an eure Arbeit! Gefeiert wird später!“, rief er den Männern zu, die geschlossen salutierten und sich dann trollten.

Der Colonel schloss leise die Tür seines Büros.

„Meine Güte, wir haben was ausgestanden, als du einfach wie vom Erdboden verschluckt warst! Aber zum Glück lebst du und bist wieder da. Ich habe gehört, du wärst schwer verwundet gewesen. Was war genau mit dir?“, erkundigte sich Frederick. Robert berichtete kurz.

„Nun bin ich wieder hier und damit ist wohl auch der Grund entfallen, Philip und Martin noch länger festzuhalten“, schloss er seinen Bericht. Frederick sah seinen Sohn verblüfft an.

„Du weißt davon?“

„Selbstverständlich!“, versetzte Robert. „Denk’ nicht, ich hätte völlig hinter dem Mond gelebt! Sie hatten die Zusicherung freien Geleits, das du ihnen nur entziehen konntest, weil ich offiziell für tot erklärt wurde. Ich gehe zunächst mal davon aus, dass du ihr Spiel nur perfektioniert hast – aber das Spiel ist jetzt aus! Ich bin wieder da.“

Frederick seufzte.

„Sie sind deine Feinde! Wie kannst du dich für ihre Freilassung einsetzen?“, fragte er.

„Meine *Feinde*? Vater, wenn sie das wirklich wären, hätte Philip nicht dafür gesorgt, dass ich ausgetauscht werde, hätten Philip und Martin mich nicht bis hierher begleitet, um sicherzustellen, dass ich heil ankomme. Ich verdanke ihnen mein Leben! Das kann ich kaum Feindschaft nennen!“, entgegnete Robert.

„Nun, der Beweggrund könnte doch auch gewesen sein, Captain Moore wieder ins Gefecht zu bringen“, mutmaßte der Colonel.

„Selbstverständlich war das der Beweggrund. Du kannst es auch umgekehrt betrachten, schließlich bin ich *auch* wieder da. Sie haben freies Geleit von General Sheridan zugesichert bekommen. Du kannst dich doch nicht einfach über die Weisung deines Vorgesetzten hinwegsetzen!“, ent-

fuhr es Robert. „Sie als Kriegsgefangene zu betrachten, wäre Verstoß gegen geltendes Recht!“

„Komm mir nicht mit irgendwelchen Gesetzen!“, knurrte Frederick.

„Vater, komm auf den Teppich zurück! Wenn du sie nicht freilässt, verweigerst du Sheridans Befehl! Muss ich dir wirklich sagen, welche Folgen das für dich hat?“

„Phil Sheridan wäre mir gewiss dankbar, wenn er erführe, dass wir einen Deserteur und einen Erzrebellen festgesetzt haben“, entgegnete Frederick scharf.

„Quatsch! Erstens ist die Geschichte mit Philips Desertion kalter Kaffee und Schnee von vorgestern in einem und zweitens hast du selbst die Anzeige zurückgezogen. Das Provost Department hat zwar nicht mitgespielt, aber *du* hast diese Anzeige zurückgezogen. Du hast überhaupt keine Veranlassung, von der Sache noch zu reden. Für dich ist das abgeschlossen, weil du Philips Kündigung akzeptiert hast und ihm für die Restdienstzeit den fälligen Resturlaub gegeben hast. Eine Desertion hat nicht stattgefunden! Und was Martin anbelangt: Er hat ordnungsgemäß seinen Abschied von der Unionsarmee genommen und ist in die Konföderierte Armee eingetreten, wie einige hunderttausend andere auch. Er ist Offizier eines von uns nicht akzeptierten, aber derzeit nun einmal bestehenden Staatsgebildes! Das Kriegsrecht gilt insoweit auch für dich, wenn du von unseren Gegnern dessen Einhaltung einforderst. Also, lass’ sie frei!“

„Na gut, ich werde drüber nachdenken“, versprach Frederick.

Robert stützte sich auf den Schreibtisch seines Vaters.

„Du wirst nicht drüber nachdenken, du wirst sie laufen lassen – und zwar gleich!“, forderte er. Frederick sprang auf, Vater und Sohn standen sich gegenüber wie französische Kampfhähne.

„*Du* willst *mir* Befehle geben?“, knurrte Frederick.

„Wenn du normaler Logik nicht zugänglich bist, geht es wohl nicht anders! Ich gebe dir den Befehl, den dir General Sheridan gegeben hat und den du offensichtlich nicht verstehen *willst*. Genau genommen übersetze ich ihn dir, weil du die Sprache offenbar nicht verstehst. Du lässt die beiden laufen – oder ich informiere den General“, erwiderte Robert gefährlich ruhig. Frederick fiel in seinen Sessel zurück. Er kannte seinen Sohn gut genug, um zu wissen, dass er tat, was er androhte.

„Du hast gewonnen. Hoffentlich bereust du es nicht eines Tages“, orakelte der Colonel. Er nahm ein Blatt Papier aus dem Schreibtisch und schrieb den Entlassungsbefehl für Philip und Martin. Robert nahm das

Blatt, sah kurz darauf. Es war eine Anweisung, die beiden Offiziere freizulassen, ihnen ihre Waffen und Pferde auszuhändigen und sie bis zum Erreichen eigener Linien nicht zu behelligen. Eine Frist stand nicht dabei.

„Danke, Sir“, sagte er und salutierte. Er verließ die Kommandantur.

Susan trat an den Schreibtisch ihres künftigen Schwiegervaters.

„Paps, warum hast du deinen Sohn und einen von Roberts besten Freunden verhaften lassen?“, fragte sie leise. Der Colonel sah hoch.

„Ich glaube nicht, dass ich einer frei mitarbeitenden Krankenschwester Rechenschaft über meine Anweisungen schuldig bin!“, versetzte Frederick.

„Paps, ich bin nicht irgendeine Krankenschwester, sondern die künftige Frau deines Sohnes – und damit die Schwägerin deines anderen Sohnes. Als deine Beinahe-Schwiegertochter denke ich schon, dass du mir sagen solltest, was dich eigentlich dazu bewogen hat, deinen Sohn als Kriegsgefangenen zu betrachten.“

„Es genügt mir eigentlich, dass ich zwei Dick- und Querköpfe als Söhne habe. Ich brauche nicht noch so eine Schwiegertochter“, erwiderte Frederick fast verzweifelt. Susan lächelte ihn freundlich an.

„Ach, Paps!“, lachte sie. „Du hast wunderbare Söhne, die sich so gut verstehen, dass nicht einmal ein Krieg sie wirklich trennen kann, auch wenn sie auf verschiedenen Seiten kämpfen. Du solltest darüber glücklich sein, dass es so ist. Genauso wie darüber, dass Robert und Martin immer noch Freunde sind. So gute Freunde, dass Bobby Martin in Vicksburg geholfen hat und Martin sich dafür bei Roberts Freilassung revanchiert hat. Sei sicher: *Die* vier – Robert, Tom, Martin und Philip – werden mit Sicherheit nicht mehr aufeinander schießen oder sich mit dem Säbel erschlagen wollen. Und ich wäre froh darüber.“

„Wir haben nur zufällig einen Krieg zu verlieren!“, knurrte Frederick gereizt.

„Daddy – mein Bruder und mein Mann gehören mit Sicherheit zu den verlässlichsten Soldaten, die unser Land haben kann.“

„Dann, verdammt noch mal, warum will er mit seinen Feinden gut Freund sein?“, fragte Frederick und spielte nervös mit seiner Schreibfeder.

„*Weil* Robert eine Teilung dieses Landes *nie* akzeptieren wird. Aber er möchte überzeugen, nicht in Grund und Boden rammen. Robert hat erkannt, dass wir die Leute im Süden eines Tages brauchen werden, wenn wir die Zerstörungen des Krieges beseitigen wollen. Wie wollen wir das ohne die Menschen im Süden anstellen? Nordstaatler dorthin umsiedeln, oder

wie stellst du es dir vor?“, erwiderte Susan sanft. Frederick warf seine Schreibfeder auf den Tisch.

„Das ist Sache der Politiker. Ich bin Soldat und habe lediglich Befehle auszuführen!“, knurrte er.

„Das muss nicht am eigenen Denken hindern. Denk doch an Dover. Robert hat es fertig gebracht, die Leute in der Stadt zur Vernunft zu bringen, indem er ihnen ihre Häuser zurückgegeben hat. Er sollte sogar für den Posten des City-Marshal kandidieren, so sehr akzeptieren ihn die Bürger von Dover! Bobby ist ein guter Diplomat, Vater. Du solltest dir die Talente deiner Söhne zunutze machen, statt sie zu verprellen. Philip hast du damit in eine Richtung getrieben, die du selbst sicher nicht gewollt hast. Zusammen wären deine Söhne ein unschlagbares Team.“

Frederick kniff die Augen zusammen. Er bekam eine Ahnung.

„Susan, sollst du mir irgendwas aus der Nase ziehen?“, fragte er misstrauisch.

„Nein, dich auf einen Schock vorbereiten“, lächelte Susan süß.

„Was haben diese Bratenbengel schon wieder vor?“

Susan setzte sich auf den Schreibtisch und nahm die Schreibfeder.

„Vorerst nur *ein* Bratenbengel, nämlich Robert. Er hat die Idee, diesen Partisanen gemeinsam mit Philip und Martin auf den Pelz zu rücken“, erwiderte sie. Frederick hielt sich den Kopf.

„Jetzt ist er übergeschnappt!“, stieß er keuchend hervor.

„Nein, er arbeitet schon am Frieden, Daddy“, lachte sie, gab ihrem Schwiegervater einen flüchtigen Kuss und verließ gleichfalls die Kommandantur. Frederick sah ihr nach und musste plötzlich lächeln. Wenn Robert *das* gelang, dann war das ein Husarenstück der besonderen Sorte!

Robert eilte von der Kommandantur direkt in den Gefängnisblock und hielt dem Sergeant dort den Entlassungsschein unter die Nase. Es war Sergeant Salzmann von der deutschen Schwadron. Salzmann grinste breit.

„Hab’ schon gedacht, der Herr Oberst wollte die armen Kerle verschimmeln lassen“, sagte er und schloss die Haupttür auf. „Ich glaub’, die Herren sind froh, bald nach Hause zu kommen.“

Er führte Robert zu Philips und Martins gemeinsamer Zelle, schloss auf. Sie sprangen auf.

„Gott sei Dank, du bist endlich da!“, schnaufte Philip, als er Roberts Umarmung spürte.

„Ich konnte nicht früher hier sein. Tut mir Leid. Haben sie euch anständig behandelt?“

Beide nickten.

„Ja, ohne weiteres. Dein Vater hat uns zwar einlochen lassen und unter eine Bewachung wie im Zuchthaus gestellt, aber wir haben nicht gefroren, konnten einmal in der Woche baden und haben mehr zu essen bekommen, als in den letzten zwei Jahren“, erwiderte Martin. „Mir ist sogar die Uniform ausgebessert worden“, setzte er hinzu. Robert wedelte mit dem Entlassungsschein.

„Unbefristet, meine Lieben! Bleibt ihr noch ein paar Tage?“

„Himmel, ich will heim!“, platzte Martin heraus.

„Kann ich verstehen – aber ich möchte endlich heiraten! Martin, wir hatten schon auf der Schule abgemacht, dass du mein Trauzeuge sein solltest – außer Tommy. Und ich will nicht heiraten, ohne dass mein Bruder dabei ist. Und dann habe ich euch einen Vorschlag zu machen. Kommt.“

Wenig später saßen Robert, Tom, Martin und Philip in Roberts Stube bei einem heißen Teepunsch, den Toms Bursche O’Hara serviert hatte.

„Sagt mal, habe ich es nur geträumt, oder sind diese lila Ratten, diese Partisanen, auf euch genauso wenig gut zu sprechen wie auf uns?“, fragte Robert nach einer Weile. Philip sah ihn verblüfft an, weil Robert wissen musste, dass die Partisanen Südstaatler gleichfalls gefangen hielten.

„Nein, das ist eine Tatsache. Aber warum fragst du eigentlich danach? Du warst doch zusammen mit Cash eingesperrt“, wunderte er sich.

„Weißt du, manches, von dem, was ich erlebt habe, kommt mir vor wie ein böser Traum. Dass die Peitschenhiebe und das Brennen kein Traum waren, hat mir ein Blick in den Spiegel gezeigt. Ich habe nicht geahnt, was ich meiner Frau eigentlich zumute, wenn ich mein Hemd ausziehe! Aber ich hätte fast geglaubt, dass nur der Wunsch der Vater des Gedankens war, als es um euch ging“, erklärte Robert.

„Worauf willst du hinaus?“, fragte Martin mit gewissem Misstrauen.

„Wenn in dem Lager sowohl Yankees als auch Dixies sitzen, haben beide Seiten ein Interesse dran, Morrows und seine Bande auszuheben. Korrekt?“, fragte Robert weiter. Philip und Martin nickten bestätigend.

„Gut. Warum erledigen wir das nicht gemeinsam?“, ließ Robert seinen Vorschlag hören. Die Konföderierten fuhren erschrocken zurück.

„Du spinnst ja!“, platzte Philip heraus. „Bruder, es ist zufällig Krieg!“, erinnerte er.

„Stimmt“, bestätigte Robert. „Und zufällig zwingen euch diese lila Ratten zu einem für euch ganz und gar ungesunden Mehrfrontenkrieg. Uns behindern sie auch – und außerdem fallen sie in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen über Dover her. Abgesehen davon, dass dort Dr. Craig wohnt, ohne den es mich gewiss schon länger nicht mehr gäbe, hilft Susan ihm oft in der Praxis, wenn hier nicht viel los ist. Mir wäre erheblich wohler, wenn ich nicht ständig Sorge vor so einem Überfall haben müsste. In Dover wohnen ansonsten im Wesentlichen *eure* Leute, die wir vor den Partisanen zu schützen versuchen. Außerdem fände ich es nicht fair, wenn eine Seite das Fort ausnimmt, und die Gefangenen der jeweils anderen Seite dann vom Regen in die Traufe kommen. Eine Befreiung würde ich mir anders vorstellen. Zudem wäre es Personal sparend, wenn wir uns die Arbeit teilen. Jede Seite käme mit einem halben Bataillon aus. Das ist sowohl für euch als auch für uns entbehrlich.“

Philip schüttelte lächelnd den Kopf.

„Irgendwie musst du einen Schaden aus Fort Payne mitgebracht haben“, mutmaßte er. „Die Idee ist völlig verrückt! Robert, es gäbe mehr Konföderierte, die aus Yankees Hackfleisch machen wollen, statt mit ihnen zusammenarbeiten zu wollen! Ihr seid ganz nebenbei unsere Feinde!“

„Waren wir in der Cumberland-Höhle Feinde? Haben wir sie uns nicht gemeinsam vom Hals gehalten?“, fragte Robert listig.

„Wir waren in unmittelbarer Lebensgefahr“, gab Martin zu bedenken.

„*Jeder* von uns ist in unmittelbarer Lebensgefahr, wenn er Yancey und seinen Spießgesellen in die Hände fällt!“, versetzte Robert. „Ob wir als Einzelne oder als Gruppe denen in die Fänge geraten. Und was Feindschaft anbelangt: Dort, in Fort Payne, hat sich eine seltsame Gemeinschaft von angeblich tödlich verfeindeten Leuten gebildet, die sich gegenseitig über alle Fährnisse des Gefangenenlebens hinweghelfen. Zwischen echten Yankees und echten Dixies herrscht dort wirklich Frieden, nicht nur ein Waffenstillstand. Als Cash und ich dort ankamen, haben wir uns gegenseitig geachtet, aber in Fort Payne sind wir Freunde geworden. Philip, Fort Payne gemeinsam auszunehmen, wäre die einmalige Chance, für einen künftigen Frieden vorzuarbeiten.“

„Frieden? Welchen Frieden stellst du dir vor?“, erkundigte sich Martin.

„Ich weiß, du gehst mir jetzt an die Gurgel, aber ich stelle mir die Einheit unseres Landes vor.“

„Die Konföderation könntest du nicht akzeptieren?“, hakte Martin nach.

„Nein, ich *kann* sie nicht akzeptieren. Aber das heißt nicht, dass ich jeden in die Hölle wünsche, der sie als seine Heimat ansieht.“

„Du hältst es also für falsch, wenn ein Volk seine Selbstbestimmung durchsetzen will?“, fragte Philip.

„Das hängt davon ab, wie du *Volk* definierst. Die Kolonisten, deren Werk dieses Land ist, haben sich nicht mehr als Schotten, Engländer, Dänen, Deutsche oder Polen bezeichnet, sondern sich von Anfang an als Amerikaner gesehen, als Leute, die vor der Unterdrückung und Not aus Europa geflohen waren. Sie sind zu einem neuen Volk verschmolzen, eben zu den Amerikanern – spätestens nach dem Unabhängigkeitskrieg. Und dieses Volk, Philip, bewohnt dieses Land von den Großen Seen bis zum Golf von Mexiko, vom Atlantik bis zum Pazifik. Wir sind *ein* Volk, denn eure Bevölkerungsstruktur unterscheidet sich von der im Norden in keiner Weise – sieht man von dem deutlich höheren Anteil an Schwarzen im Süden ab. Aber euer Drängen nach Recht auf Selbstbestimmung schließt gerade diese Gruppe aus, weil ihr sie nicht als vollwertige Menschen betrachtet, sondern mit ihnen Handel treibt, als seien sie Vieh! Anders ist die Selbstbestimmung zum Beispiel in dem Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn zu betrachten, wo die Ungarn vor sechzehn Jahren versucht haben, sich von den Österreichern zu befreien, wo es die Italiener gerade wieder getan haben, als sie mit französischer Hilfe die Österreicher aus Norditalien zum Teufel gejagt haben. Selbstbestimmung ist für mich eher ein Problem ethnischer Zugehörigkeit, ein Problem einer gemeinsamen Sprache, eines weitgehend gemeinsamen Glaubens. In dieser Hinsicht, Philip, unterscheidet ihr euch im Süden wirklich nicht von uns im Norden. Und deshalb ist es Dummheit in Dosen, wenn wir uns die Köpfe einschlagen, weil ihr das nicht einsehen wollt!“

Philip sah seinen Bruder eine Weile an.

„Du solltest in die Politik gehen, Robert. Mit Politikern deiner Couleur hätten wir diesen Krieg nicht“, sagte er dann langsam.

Robert schüttelte den Kopf und schenkte sich noch Teepunsch nach.

„Nein, ich bin kein Politiker“, erwiderte er. „Solche Typen wie Mr. Edmund Ruffin könnte ich mit Worten nicht überzeugen, weil sie viel zu fanatisch an ihrer Idee kleben. Schwachköpfe wie den gibt es auch im Norden, speziell unter den Abolitionisten, die eure Sklaven nicht nur heute mit Gewalt befreien wollen, sondern euch gleich nebenbei aufschlitzen wollen. Gegen Irre bist du nie gefeit. Überlegt es euch, ob es nicht Sinn macht, wenn wir Freund Morrows gemeinsam in Beelzebubs Bratpfanne hauen.

Interesse haben wir beide daran. Ich möchte nicht, dass die Aktion eine Katastrophe für die Gefangenen wird, wenn wir sonst zufällig zum gleichen Zeitpunkt auf Fort Payne losgehen, uns gegenseitig in die Haare geraten und Yancey damit genügend Zeit geben, die Geiseln abzuschlachten. Tun würde er das, da gebe ich dir Brief und Siegel. Unkoordiniert geht es für beide Seiten schief, kostet Hunderte das Leben und die Kommandeure der Truppen ihren Kopf. Das brauchen wir beide nicht."

Martin sah gedankenverloren in die Flamme der Petroleumlampe auf dem Tisch.

„Zugegeben, mich persönlich würde es reizen, mal wieder mit dir zusammenzuarbeiten. Du bist ein feiner Kerl, Tom ist es auch. Du hast noch nie ein Versprechen gebrochen, wenn man dich nicht mit Gewalt daran gehindert hat. Wenn ich überhaupt irgendwelchen Yankees traue, dann euch beiden", sagte er schließlich. Philip wog bedenklich den Kopf.

„Nach Sharpsburg rennst du bei mir persönlich ein recht großes, offenes Tor ein, wenn du mir vorschlägst, dass wir nicht mehr aufeinander schießen sollten. Aber im Alleingang kannst du eine solche Sache nicht machen. Du brauchst dazu genauso die Genehmigung deiner Armeeführung, wie Martin und ich sie benötigen. Eurem Oberkommando kann es doch nur recht sein, wenn wir in einen Mehrfrontenkrieg gezwungen werden. Und für unseren Armeechef gilt das selbstverständlich auch", gab er zu bedenken.

„Sicher bedarf es der Überzeugung. Aber ich glaube, ich könnte es fertig bringen", erwiderte Robert. Philip rührte nachdenklich in seinem Punsch.

„Was macht dich so sicher, dass unser Vater und das Oberkommando mitspielen?", fragte er. Robert lächelte verbindlich und lehnte sich gemütlich zurück.

„Ich denke, ich könnte damit argumentieren, dass ihr den Krieg ohnehin nicht mehr gewinnen könnt. Ich hätte noch auf der Pfanne, zu sagen, dass jeder Dixie, der bei der Befreiungsaktion oder im Kampf gegen die Partisanen fällt, nicht mehr auf uns schießen kann", sagte er.

Philip und Martin sprangen auf.

„Robert, *das* hätte ich nicht von dir erwartet!", schnaubte Philip und wollte gehen. Robert hielt ihn am Ärmel fest.

„Warte! Ich habe gesagt, dass ich damit bei meinem Chef *argumentieren* werde, nicht dass es meiner Meinung entspricht!", bremste er. „Die

erste Behauptung entspricht meiner Auffassung, die zweite ganz und gar nicht. Bleib' hier."

Philip drehte sich heftig um.

„Schon die erste Behauptung ist einfach infam! Das kann ich nicht auf mir und meinen Kameraden sitzen lassen!", fauchte Philip.

„Komm, setz' dich und hör' mir zu: Philip, ich bitte dich, dir eure Situation einmal nüchtern zu betrachten. Sieh dir diese Karte an", sagte Robert, drehte die Lampe höher, stand auf und ging zu einer Karte, die die gesamten Vereinigten Staaten von Amerika – einschließlich der rebellischen Südstaaten – zeigte. Die Blicke seiner Gäste folgten dem Captain.

„Folgende Dinge sind einfach Fakten, die selbst überzeugte Rebellen zur Kenntnis nehmen müssten: Erstens: In Louisiana besteht seit fast zwei Jahren ein starker Brückenkopf der Union. Zweitens: Dadurch, dass Vicksburg gefallen ist, ist die Konföderation in zwei Teile zerschlagen, das östliche Ufer des Mississippi ist eine allzu ideale Nachschubbasis für unsere Truppen, die vom Mississippi her nach Osten vorgehen. Drittens: An der Atlantikküste und am Golf von Mexiko werden eure Häfen von einer immer enger werdenden Blockade abgeschnürt. Nach dem, was ich in den letzten Monaten aus Gesprächen der Wachmannschaften herausgehört habe, habt ihr noch immer keine ausreichende Waffenproduktion aufbauen können, seid immer noch auf die immer seltener durchkommenden Importe aus England oder Frankreich angewiesen. Viertens: Euer Dollar wird täglich weniger wert, so dass eure Lieferanten Bezahlung in Gold verlangen. Ihr habt keine eigenen Goldquellen, weshalb ihr bei uns gelegentlich was zu stibitzen versucht. Fünftens: Die Army of Northern Virginia hat sich im Juli bei Gettysburg blutige Nasen geholt, als General Lee versuchte, nach Pennsylvania vorzudringen. Welchen Prestigeverlust die gleichzeitige Niederlage eurer Armeen am 3. Juli bei Gettysburg und in Vicksburg nach sich zieht, ist jetzt vielleicht noch nicht ganz abzusehen, aber Großbritannien und Frankreich haben sich seither nachweislich sehr zurückgehalten, euch *zu* deutlich zu unterstützen. Sechstens: Im Norden ist Tennessee seit Braggs Niederlage bei Chattanooga am Thanksgiving Day vor kaum einer Woche am 25. November praktisch komplett in unserer Hand. Vom Mississippi her will Sherman im Frühjahr auf euch losgehen, Grant will sich – wieder einmal, zugegeben – Richmond vorknöpfen. Und von Süden könnte Banks bei entscheidender Verstärkung seines Brückenkopfs losziehen. Jungs, ihr seid seit dem 3. Juli unwiderruflich in der Defensive!", erklärte Robert.

„Mag sein, dass wir im Augenblick eine schwache Phase haben, aber wenn das Frühjahr kommt, werdet ihr sehen, dass ihr uns noch nicht unten habt!“, versetzte Martin. „Letztlich werden wir gewinnen und unabhängig sein, auch wenn euch Yankees das nicht in den Kram passt!“

Robert sah seinen Freund mitleidig an.

„Martin, ihr habt einmalig tapfere Soldaten, das gestehe ich ohne weiteres zu. Ihr habt mit General Lee einen klugen General, der taktisch raffiniert agiert. Aber ihr habt, verdammt noch mal, nicht *genügend* gute Leute! Eure Personalreserven sind bald erschöpft. Wenn ihr so weitermacht, gibt es im Süden bald mehr Schwarze als Weiße. Nach neuesten Berichten, die ich in Dover noch gelesen habe, werden bei euch schon Kinder unter sechzehn zur Armee zugelassen und noch Leute über sechzig Jahre eingezogen. Wie weit ist es mit dem Süden schon gekommen, dass man beinahe Wiegen und Gräber berauben muss? Eure Siege sind Pyrrhussiege, die euch mehr Leute kosten, als gesund für euch ist. Bedenkt, dass ihr das Land nach dem Krieg irgendwie wieder aufbauen müsst. Kinder, Alte, Frauen und allein Schwarze werden euch den Süden kaum wieder so herrichten, wie ihr ihn kennt“, erwiderte er.

„Ach, du hast doch keine Ahnung, wie der Süden ist!“, grollte Martin.

„Martin, bitte übersieh’ eines nicht: Der Norden hat ungefähr dreimal so viel Einwohner wie die Südstaaten weiße Bewohner zählen. Da bei uns inzwischen auch Farbigenregimenter aufgestellt werden, habt ihr es also nicht nur mit den weißen Nordstaatlern zu tun, sondern auch mit den Farbigen. Du brauchst nicht so spöttisch mit dem Kopf zu schütteln, mein Freund – die Jungs sind wirklich gut! Man macht sich hier nur Sorgen, wie sie möglicherweise als Kriegsgefangene behandelt werden. Darum setzt man die Farbigenregimenter noch sehr zurückhaltend ein, aber das könnte sich ändern. Wir im Norden haben die Fabriken, die Werften, die offenen Häfen. Martin – ihr mögt euch noch so tapfer wehren, es ist nur eine Frage der Zeit, wann der Süden kleinbei geben *muss*!“

Martin grinste.

„Aber euch läuft die Zeit davon, lieber Yankee-Freund!“, bemerkte er. „Wenn es euch nicht spätestens im nächsten halben Jahr gelingt, den Süden in die Knie zu zwingen, wird die Friedensbewegung bei euch noch stärker werden. Schon jetzt zeichnet sich ab, dass eure Demokraten dem Süden Frieden und Freiheit bieten werden, wenn sie die Wahlen gewinnen, die bei euch im nächsten Jahr anstehen. Wenn wir uns nur bis dahin halten, haben wir es geschafft. Mit einem Demokraten an der Regierung statt eures Re-

publikaner-Präsidenten ist der Krieg für euch erledigt. Schlage vor, wir sprechen uns in einem halben Jahr.“

„Dann bete, dass es so kommt, Martin. Denn es wäre euer letzter Rettungsanker. Wenn Lincoln die Wahl gewinnt, seid ihr fällig. Und bete, dass bei uns nicht Generäle wie Grant, Sherman und Sheridan an entscheidender Position stehen werden, wenn es im Frühjahr wieder verstärkt zu Kämpfen kommt. Ich habe sie erlebt und weiß, dass sie absolut rücksichtslos sind – sowohl was ihre eigenen Männer anbetrifft, als auch hinsichtlich der Zivilbevölkerung.“

„Ihr kommt gegen uns eben nur mit Barbarei an!“, knurrte Martin.

„Möglich. Aber wenn es Generäle gibt, die Barbarei als Mittel der Kriegführung akzeptieren, dann sind es diese drei.“

Philip und Thomas hatten schweigend zugehört. Philip stand auf und besah sich die Karte genau.

„Sind die Nadeln von euch eingenommene Orte?“, fragte er und wies auf zahlreiche Stahlnadeln, die farbige Holzköpfchen hatten. Robert nickte.

„In *der* Vollständigkeit habe ich es noch nicht gesehen“, sagte Philip. „Und wenn ich es mir betrachte, fürchte ich, dass du Recht hast, Robert. Aber selbst, wenn wir bei der Partisanenjagd mitmachen und du mit deiner düsteren Prognose richtig liegst, würde das nur das Leiden des Südens verlängern, oder?“, erkundigte sich der Ältere dann.

„Ja, wahrscheinlich“, bestätigte Robert.

„Dann ist mir – ehrlich gesagt – ein Ende mit Schrecken lieber als ein Schrecken ohne Ende“, versetzte Philip. „Und außerdem glaube ich nicht, dass du die Idee überhaupt genehmigt bekämst.“

„Ich würde es nur versuchen, wenn ich eure Zusage hätte, dass ihr im Falle der Genehmigung mitspielt“, sagte Robert.

Martin sah Philip an, als seien ihm Hörner gewachsen.

„Sag mal, ich hab’ doch eben nicht richtig gehört!“, empörte sich Moore. „Für das, was du eben gesagt hast, werden andere Leute wegen Defätismus beim Provost Department angeklagt!“

Philip sah ihn ruhig an.

„Genau das, was Robert uns eben an Entwicklung erklärt hat, lieber Martin, habe ich schon 1861 befürchtet. Er hat leider absolut Recht. Wir werden uns vielleicht noch eine Weile halten können. Gewinnen können wir den Krieg nicht mehr.“

„Du bist und bleibst ein feiger Yankee, Philip! Du bist kein Südstaatler geworden!“, fauchte Martin. Philip blieb ruhig und sah seinen Bruder an.

„Verletzter Konföderiertenstolz! Dagegen ist kein Kraut gewachsen“, grinste er.

Robert sah den aufgebrachten Moore eine Weile an.

„Ich erinnere mich an eine Unterrichtsstunde in Taktik“, sagte er dann langsam. „Unser Taktiklehrer hatte einen Sandkasten mit einer Ausgangsposition der Schlacht von Leuthen aufgebaut. Martin hatte die Ehre Friedrich von Preußen zu spielen, Thomas war sein österreichischer Gegenspieler. Es war nur die Ausgangsposition, die Schlacht sollte nicht unbedingt historisch getreu nachgespielt werden, die beiden hatten praktisch freie Hand. Martin probierte es mit Friedrichs schiefer Schlachtordnung, wie er sie aus dem Taktikunterricht kannte. Thomas hat experimentiert, seine Kavallerie ein wenig zurückgehalten und den Preußen mit Artillerie eingeheizt. Und dann fragte Tommy, ob der Einsatz von Tirailleurs, von Scharfschützen, zulässig wäre – im Hinblick darauf, dass Engländer und Franzosen diese Spezies von Soldaten in den Kolonien damals bereits einsetzten. Der Lehrer ließ es zu – und Martin stand plötzlich ohne Generäle da, selbst den Alten Fritz hat’s erwischt. Martin hat nicht aufgegeben, solange er noch eine Figur mit Offiziersuniform auf dem Feld hatte. Er hat die Schlacht von Leuthen mit fliegenden Fahnen verloren, hat achtzig Prozent der eingesetzten Truppen verloren und sich wie ein Schneekönig gefreut, dass es nicht mehr waren. Er glaubt übrigens immer noch hartnäckig, die Schlacht gewonnen zu haben, obwohl Tom ihn weggefegt hat, wie Anno 1588 der Sturm die spanische Armada im Ärmelkanal. Er ist unbelehrbar, was Niederlagen anbetrifft, Philip“, erzählte Robert mit einem sanften Lächeln um die Mundwinkel. Martin wurde rot.

„Jeder macht mal ‘nen Fehler!“, brummelte er.

„Gewiss. Nur heute stehst du selbst auf dem Feld und die Scharfschützen lauern nur darauf, dich umzupusten. Martin, du bist mein Freund. Und es wäre unendlich bitter für mich, wenn du dich so schrecklich irren würdest, dass es dich das Leben kosten könnte. Sei nicht so stur, an etwas zu glauben, das nicht vorhanden ist. Ihr habt keine Chance, Martin“, erwiderte Robert. Sein Ton und sein Blick sagten Martin, dass Robert es erstens ernst meinte, und zweitens, dass er es mit seinem Freund gut meinte, wenn er ihm von diesen Dingen erzählte.

„Na ja“, meinte Martin nach einer Weile, die er nachgedacht hatte, „vielleicht wär’s wirklich mal angenehm, mit euch statt gegen euch zu kämpfen. In der Höhle hat mir das ganz gut gefallen, muss ich zugeben.“

Philip, der schon eine ganze Weile geschwiegen hatte, nickte.

„Mir wäre es auch lieb, meinen Bruder auf meiner Seite zu wissen. Aber schaffst du es tatsächlich, eure Generäle davon zu überzeugen?“

„Ich werde es versuchen“, versprach Robert. „Was hältst du davon, wenn wir über Dr. Craigs Adresse in Verbindung bleiben?“, fragte er dann. Philip nickte.

Nachdem Robert seinen Bruder und Martin für eine mögliche begrenzte Zusammenarbeit gewonnen hatte, konnte er sich einer angenehmeren Aufgabe widmen: Er wollte endlich heiraten! Die Genehmigung lag vor, das Aufgebot war abgelaufen, Susan hatte ihr Hochzeitskleid und fast alle Gäste waren im Fort. Nur Benjamin Bennett und Lucas Craig mussten noch eingeladen werden. Nach reiflicher Überlegung schien es Robert besser, Onkel Ben die Hochzeit zwar mitzuteilen, ihn aber nicht zur Hochzeit einzuladen. Sein Vater und dessen Bruder verstanden sich absolut nicht und Robert wollte einen Streit bei seiner Hochzeit vermeiden.

Blieb noch ein verzeihendes Gespräch mit seiner künftigen Schwiegermutter. Robert wollte ihr seinen nun schon zwei Jahre zurückliegenden Liebeskummer, den ihr Drängen auf eine Verlobung Susans mit Ronald Gordon ausgelöst hatte, nicht länger nachtragen. Am Tag, nachdem er mit Philip und Martin den noch verrückt erscheinenden Plan gefasst hatte, mit ihnen gemeinsam auf die Jay-Hawkers Jagd zu machen, stand er mit einem schon weihnachtlichen Strauß aus Misteln, Ilex und Kiefernzweigen in der Wohnung seiner künftigen Schwiegereltern.

„Guten Abend, Tante Gwendy“, lächelte er freundlich, als sie die Tür öffnete.

„Robert!“, entfuhr es ihr erstaunt. „Schön dass du uns besuchst! Warte nur, ich hole Susan.“

„Nein, nein, bleib’ da“, hielt er sie zurück. Gwendolyn blieb stehen, sah sich unsicher um.

„Ja?“

„Ausnahmsweise sind die Blumen nicht für Susan, sondern für dich, Mom“, sagte er und überreichte ihr den Strauß.

„Ich ... ich weiß gar nicht, was ... was ich sagen soll!“, stotterte Gwendolyn.

„Brauchst du auch nicht, Mom. Ich wollte dir nur sagen, dass ich die Affäre Ronald Gordon für ausgestanden erklären möchte.“

„Du meinst, ... du ... du bist mir nicht mehr böse deshalb?“, erkundigte sie sich vorsichtig. Robert schüttelte lächelnd den Kopf.

„Es ist viel Zeit vergangen, ich hatte zwei Jahre Zeit, um drüber wegzukommen. Inzwischen ist viel geschehen, ich habe mit Susan viele Monate verbracht, in denen es mir manchmal nicht gut ging, aber Susans Liebe hat alle Wunden geheilt. Auch die der Trennung. Es ist vergessen“, sagte er leise und umarmte seine Schwiegermutter in spe.

Die weiteren Vorbereitungen waren kurz. Am Freitag, den 26. November 1863 wurde in der Offiziersmesse fröhlich gepoltert und am nächsten Tag standen Robert Bennett und Susan Craig endlich vor dem Traualtar – gerade noch rechtzeitig vor Beginn der Adventszeit.

„Und so frage ich dich, Robert Christopher Bennett: Willst du die hier anwesende Susan Agnes Martha Craig zu deiner Ehefrau nehmen, willst du sie lieben, sie ehren und ihr die Treue halten, bis dass der Tod euch scheidet? Bist du bereit, die Kinder, die Gott euch schenken will, aus seiner Hand anzunehmen? Dann antworte mit: Ja, ich will“, stellte der Feldkaplan die Fragen, denen andere junge Männer gern auswichen, die Robert aber schon seit langer Zeit beantworten wollte.

„Ja, ich will!“, antwortete er laut und deutlich.

„Und ich frage auch dich, Susan Agnes Martha Craig: Willst du den hier anwesenden Robert Christopher Bennett zu deinem Ehemann nehmen, ihn lieben und ehren und ihm die Treue halten, bis dass der Tod euch scheidet? Bist auch du bereit, die Kinder, die Gott euch schenken will, aus seiner Hand anzunehmen und zu erziehen, wie es einer christlichen Mutter ansteht? Dann antworte mit: Ja, ich will.“

„Ja, ich will!“, antwortete auch Susan, einen verliebten Seitenblick auf Robert werfend.

Der Kaplan winkte dem als Messdiener fungierenden Cologgia, der das Tablett mit den Ringen hatte. Cologgia trat vor, hielt dem Priester das Tablett hin.

„Da ihr also beide zu einer wahren christlichen Ehe entschlossen seid, so steckt einander den Ring der Treue an und sprecht mir nach: Im Namen des Vaters – und des Sohnes – und des Heiligen Geistes: Trag diesen Ring als Zeichen deiner Liebe und Treue.“

Damit überreichte er Robert den kleineren Ring, der ihn mit den vorgesprochenen Worten vorsichtig auf Susans linken Ringfinger schob. Dann gab der Priester Susan den größeren Ring und sie tat es Robert gleich.

„Nun schließt den Bund heiliger Ehe. Reicht einander die Hände“, forderte der Kaplan die Brautleute auf, die sich die Hände reichten, die der

Priester mit seiner Stola umschlang, „und sprecht mir nach:“ – Father Higgins nickte Robert zu – „Vor Gottes Angesicht nehme ich dich, Susan, zu meiner Ehefrau.“

Robert wiederholte die Worte des Priesters mit einem glücklichen Lächeln. Der Kaplan wandte sich an Susan, nickte ihr zu und sprach ihr vor:

„Vor Gottes Angesicht nehme ich dich, Robert, zu meinem Ehemann.“

Susan wiederholte die Formel.

„Im Namen der Kirche bestätige ich den Bund, den ihr geschlossen habt, und segne ihn – im Namen des Vaters – und des Sohnes – und des Heiligen Geistes“, schloss Higgins die Trauformel ab und machte ein Kreuzzeichen über dem Brautpaar.

„Amen“, erwiderten die Brautleute.

„Es segne euch der allmächtige Gott durch das Wort seines Mundes und vereine eure Herzen durch das unvergängliche Band reiner Liebe. Gehet hin in Frieden“, entließ der Priester das Brautpaar.

„Amen“, erwiderte die Hochzeitsgemeinde im Chor.

„Sie dürfen die Braut küssen, Captain“, lächelte Higgins dann. Susan und Robert sahen sich einen Moment an, dann zog Robert seine Frau an sich und küsste sie zärtlich. Den typisch amerikanischen Jubel hörte das Brautpaar nicht. Im Augenblick gab es für sie nur sie beide und ihre Liebe auf der Welt – keinen Krieg und keine Gefahr, keine Wunden und kein Leid.

Kapitel 26

Vorbereitungen

Etwas mehr als ein Monat war nach der Hochzeit vergangen, als Robert Bennett am Montag, den 10. Januar 1864 seinen Dienst wieder antrat. Seine ihm zustehenden zwei Wochen Heiratsurlaub hatte er auf Weihnachten und Neujahr verschoben und wundervolle, friedliche Weihnachten mit seiner Frau in einem tief verschneiten Dover verbracht. Philip Bennett und Martin Moore waren unmittelbar nach der Hochzeit abgereist, hatten beide ihre Anschriften, unter denen sie über die konföderierte Feldpost erreichbar waren, bei Dr. Craig hinterlassen.

Nun, als das neue Jahr für Robert auch im Dienst begann, plagte ihn gleich das schlechte Gewissen, sein Versprechen an die Insassen von Fort Payne noch nicht erfüllt zu haben. Es kam dem jungen Captain entgegen, dass er vor Dienstbeginn den Tagesbefehl des Regimentskommandeurs einzuholen hatte.

„Captain Bennett meldet sich zum Dienst, Sir“, meldete er sich korrekt. Colonel Bennett sah von seiner Arbeit auf und lächelte.

„Danke, Captain“, erwiderte er ebenso korrekt. „Schön, dass die C-Schwadron wieder komplett ist“, sagte er dann. „Lieutenant O’Hara hat sich sehr nach seinem Chef gesehnt, wie er mir heute Morgen sagte. Auf Dauer ist ihm die Schwadron wohl eine Nummer zu groß. Ich glaube, er wäre noch nicht so weit, eine ganze Schwadron wirklich führen zu können. Ich bin froh, dass du wieder voll einsatzfähig bist. Siehst gut aus, mein Junge.“

„Danke, ich fühle mich auch wieder gut. Es waren zwei wundervolle Wochen. Was liegt zurzeit an?“, fragte Robert.

„Im Augenblick verstärkte Patrouillentätigkeit. Wir haben in Tennessee jetzt noch die 7th Illinois-, die 2nd Missouri- und die 4th Ohio-Cavalry dazubekommen. Mit einiger Chance könnte eine neue Brigade daraus werden.“

„Könnte es den ersten Stern in der Familie geben?“, fragte Robert lächelnd. Frederick zuckte mit den Schultern.

„Rein vom Dienst- und Lebensalter her wäre ich dran, aber in einer Zeit, in der solche grünen Bengel wie Custer, der in deinem Alter ist, zu Generälen gemacht werden, weiß ich nicht, ob ich die Brigade wirklich bekomme. Warten wir es ab“, gab der Colonel zurück.

„Daddy, ich hab’ ‘ne verrückte Sache vor. Sag’ mir, was du davon hältst“, sagte Robert dann und erzählte seinem Vater von der Idee, die Partisanen zusammen mit den Konföderierten zu jagen.

Frederick setzte sich.

„Du hast Recht. Völlig verrückt!“, bemerkte er. „Kooperation mit den Rebellen! Junge, das grenzt an Verrat!“

„Vater, der Winter ist hart und die Bedingungen in Fort Payne sind eine einzige Katastrophe! Die Männer müssen da ‘raus – und das vorzugsweise vorgestern! Es sitzen ungefähr zur Hälfte Nord- und Südstaatler dort. Mit jedem Tag, mit dem sich eine Befreiung der Männer verzögert, werden ihre Überlebenschancen geringer“, warnte Robert.

„Die Rebellen sind mir herzlich egal, mein Sohn“, versetzte Frederick.

„Und unsere Männer? Sollen die dort elend verrecken, wenn wir ihnen nicht helfen? Das kann nicht dein Ernst sein!“

„Ist es auch nicht. Aber um Fort Payne zu befreien, brauchen wir die Rebellen nicht. Das können wir auch alleine“, entgegnete Frederick.

„Eben das können wir nicht!“, gab Robert zurück. „Fort Payne liegt südlich von Decatur in Alabama. Wir brauchen ungefähr ein Bataillon Soldaten, damit wir das Fort direkt stürmen können, ohne es zu belagern. Das können wir aber nur, wenn wir vorher die Rebellen in der Gegend weggeräumt haben – oder wenn wir uns mit ihnen arrangiert haben. Sie haben dasselbe Interesse wie wir an Fort Payne und dieselben Schwierigkeiten. Warum, zum Teufel, sollen deine Söhne nicht einmal zusammenarbeiten, statt die Familie mit Stumpf und Stiel auszurotten?“

Frederick sah seinen Sohn verblüfft an.

„Was war das? Du und Philip ...?“

„Martin Moore und Thomas Craig auch. Philip ist mein Bruder und Martin und Tom definitiv die besten Freunde, die ich habe. Wenn wir die Gelegenheit hätten, Fort Payne gemeinsam auszunehmen, wäre das eine gute Grundlage, auch nach einem Frieden gemeinsam für dieses Land zu arbeiten.“

Der Colonel schüttelte ernst, beinahe traurig den Kopf.

„Der Krieg ist nicht zu Ende, mein Sohn. Es ist im Augenblick nicht absehbar, wie lange sich die Rebellen noch halten können. Eure Aktion

wird deshalb sicher vor Kriegsende abgeschlossen sein. Und danach? Was wird danach? Wie stellst du dir ein Danach vor?“, fragte er. Robert setzte sich in den Sessel vor dem Schreibtisch.

„Ich habe nicht die Absicht, je wieder auf Martin oder Philip zu schießen. Bei Philip ist die Wahrscheinlichkeit ohnehin gering, da er in Richmond für das Confederate Provost Department arbeitet. Mit Martin könnte ich arrangieren, dass er mir mitteilt, wo er sich gerade befindet, ohne mir seinen Auftrag oder seine Einheit zu nennen. So könnten wir uns aus dem Weg gehen.“

„Dass Letzteres eine Unmöglichkeit ist, weißt du genau. Was du vorhast, kann dich Kopf und Kragen kosten, Robert!“, warnte Frederick.

„Ich würde es nicht ohne Genehmigung des Ministers oder wenigstens des Armeechefs tun“, gab Robert zu bedenken.

„Und wie willst du die bekommen?“, fragte der Colonel listig.

„Ich würde dich bitten, mir Gelegenheit zu geben, nach Washington zu reisen, um Minister Stanton oder General Halleck um Erlaubnis zu bitten“, bat Robert.

„Und du meinst, einer von denen könnte zustimmen?“, hakte der Colonel nach.

„Ich denke, ich könnte einen davon überreden, ja“, erwiderte Robert zuversichtlich. Frederick seufzte.

„Du bist und bleibst ein Dickkopf! Geh’ mit Gott, aber geh’!“, entließ er den Captain.

„Glaubst du wirklich, dass der Präsident oder der Armeechef so was Verrücktes mitmachen?“, fragte Susan besorgt, als Robert sich zwei Tage darauf von ihr verabschiedete. Er lächelte sanft.

„Ich weiß es nicht, aber ich muss es einfach versuchen, damit ich mir nicht ewig Vorwürfe mache, weshalb ich es nicht wenigstens probiert habe“, erwiderte er.

„Wann bist du ungefähr zurück?“, fragte Susan und korrigierte diskret seinen schiefen Mantelkragen.

„Wenn mich der Armeechef gar nicht erst empfängt und ich auch nicht zu Minister Stanton oder zum Präsidenten durchdringe, bin ich in einer knappen Woche wieder hier. Sollte ich versehentlich Erfolg haben, denke ich, in zwei Wochen zurück zu sein“, antwortete er und umarmte Susan.

„Bestimmt?“, schmunzelte sie.

„Nun ja – Partisanenkatastrophen nicht eingerechnet“, grinste Robert schelmisch und küsste sie sanft auf die Stirn.

„Nein!“, wehrte Susan erschrocken ab. „Mal’ nicht den Teufel an die Wand!“, beschwor sie ihn.

„Ich weiß! ... Er könnte dich mit der Mistgabel stechen!“, vollendete er lachend ihren Satz.

„Ach, du bist unmöglich!“, schalt sie, aber es klang nicht echt. Vorsichtig machte sie sich aus seiner Umarmung frei und griff in die Rocktasche, aus der sie seinen Orden herausholte.

„Steck’ ihn bitte wieder an – und du wirst ihn nie wieder hier lassen, wenn du fortgehst. Ich will nicht abergläubisch wirken, aber es hat dir Unglück gebracht, dass du ihn zurückgelassen hast. Bitte.“

Robert sah Susan eine Weile an.

„Ich will nicht, dass du Angst hast. Diese Reise ist nicht gefährlich, weil ich nur Bahnlinien benutze, die in unionskontrolliertem Gebiet liegen“, sagte er dann leise. „Ich liebe dich. Hab’ Vertrauen zu mir, Schatz“, setzte er hinzu und drückte sie liebevoll an sich.

„Es liegt doch nicht daran, dass ich kein Vertrauen zu dir hätte“, entgegnete sie mit einem tiefen Seufzen. „Ich weiß nur, wie diese Banditen dich zugerichtet haben. Ist dir eigentlich klar, dass du nicht gerade Schmucknarben auf dem Rücken hast?“

„Ja, das weiß ich. Es war auch alles andere als schön, diese Gravierung bei vollem Bewusstsein spüren zu müssen. Aber diesmal reise ich auf sicheren Wegen. Susy, bitte, mach’ dir nicht unnötig Sorgen.“

„Ob’s unnötig war, kann ich dir sagen, wenn du wieder hier bist“, versetzte Susan. Er nickte und küsste sie leicht auf die Wange.

„Wiedersehen, mein Schatz. Bin ja bald zurück“, sagte er. Dann ging er hinunter in den Hof, wo Trooper Holden bereits mit dem Einspänner wartete, in den Rover eingeschirrt war.

Robert drehte sich noch einmal um und winkte zu Susan hinauf, dann fuhr Holden an, steuerte aus dem Fort in Richtung Tennessee Ridge davon, von wo aus sein Vorgesetzter mit dem Zug nach Washington zu reisen wollte. Vorsichtshalber hatte Robert Bennett sowohl an den Kriegsminister Stanton als auch an den Armeechef Halleck telegrafiert und um eine Unterredung wegen eines geplanten Sondereinsatzes gebeten. Sowohl der Minister als auch der General hatten ihm eine Zusage gegeben.

Drei Tage später erreichte Robert Washington. Er hatte nicht erwartet, am Bahnhof abgeholt zu werden und ging deshalb direkt zum Droschkenstand vor der Empfangshalle. Ein Ruf ließ ihn sich umdrehen:

„Captain! Warten Sie mal!“

Robert blieb stehen und sah sich um. Ein Captain mit Stabsabzeichen am Hut winkte ihm und lief auf ihn zu.

„Sie müssen Captain Bennett von der 7th US-Cavalry sein!“, mutmaßte der Captain vom Stab.

„Der bin ich. Und mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Captain Terence Schofield vom Armeestab der Army of the Potomac“, stellte der Captain sich vor. „Sie hatten um ein Gespräch mit dem Armeechef oder dem Minister gebeten. General Halleck erwartet Sie, Kamerad.“

Robert sah Schofield verblüfft an.

„Ich hatte meinen Ankunftstermin nicht angegeben“, bemerkte er mit gewissem Misstrauen. Schofield lachte herzlich.

„Dafür wollte mein Chef ihn unbedingt wissen! Er hat nach Fort Donelson telegrafiert und hat von dort Ihren Abreisetag erhalten. Und dann brauchten wir nur noch den Fahrplan, um Sie abzuholen“, erklärte er.

„Hat Colonel Bennett gleich meinen Steckbrief mitgeschickt?“, fragte Bennett.

„Nein, aber Kavallerieoffiziere gibt es hier nicht viele – außer einigen von Sheridans Division, aber die kommen hier nicht mit der Eisenbahn an“, grinste Schofield. „Kommen Sie, Bennett. Der Chef wartet nicht gern.“

Captain Schofield führte Robert zu einer Armeekalesche, die außerhalb des Droschkenparkplatzes abgestellt war. Die Offiziere stiegen ein, Schofield klopfte an die Wagenfront und die Kutsche setzte sich in Bewegung.

Wenig später fuhr die Kalesche vor dem Kriegsministerium vor. Schofield lotste Bennett durch das Ganggewirr zum Büro des Armeechefs. General Halleck, korrekt wie immer gekleidet, saß hinter seinem Schreibtisch, davor saß ein Mann, ebenfalls in Generalsuniform, die jedoch erheblich schlampiger wirkte. Während Halleck den für Major-Generals vorgeschriebenen Rock mit den in zwei Reihen zu je drei in Dreiergruppen angeordneten Knöpfen trug, hatte der andere Mann den Rock des gewöhnlichen Soldaten an, der mit lediglich fünf Knöpfen verschlossen wurde – und den trug er auch noch offen, die Krawatte am Hals gelockert und den obersten Hemdenknopf offen. Nur die Schulterklappen mit goldeingefasstem schwarzem

Grund und zwei Silbersternen zeigten an, dass es sich um einen Major-General handelte. Der mit der offenen Jacke sah die beiden Offiziere hereinkommen. Schofield stoppte sofort und wollte umkehren.

„Halt, Schofield, bleiben Sie. Ich wollte gerade gehen“, sagte er, stand auf, drückte den Zigarrenstummel im Aschenbecher aus und salutierte.

„Ich kehre nach Tennessee zurück, Sir. Sie erreichen mich in Memphis.“

„Warten Sie, Grant“, bat Halleck. „Vielleicht sollten Sie sich das Gespräch mit anhören.“

Halleck wandte sich an den verwirrten Bennett:

„Sie sind gewiss Captain Bennett von der 7th US-Cavalry.“

„Ja, der bin ich, Sir“, bestätigte er.

Halleck winkte den jungen Mann heran.

„Danke, Schofield. Ich brauche Sie im Moment nicht“, rief er dem anderen Captain zu.

„Nehmen Sie Platz, Captain Bennett. Ihr Kommandeur hat mir telegrafiert, Sie hätten eine *sehr* ungewöhnliche Idee. Was haben Sie vor?“, fragte Halleck dann. Robert setzte sich in den anderen Sessel vor den Schreibtisch.

„Danke, Sir“, bedankte er sich, räusperte sich. „Wir haben ein erhebliches Problem mit Partisanen, Sir“, setzte Robert dann an.

„Bekannt. Dieser Mosby bindet mir in Virginia eine ganze Division“, warf Halleck ein.

„Ich meine nicht Mosby, Sir. Ich bin im September letzten Jahres in Gefangenschaft von Guerillas eines bislang unbekannten Partisanenführers namens Yancey Morton Morrows geraten. Dieser Morrows ist kein Partisanenchef wie Mosby, Ferguson oder Quantrill, die uns munter bekämpfen und dafür von den Rebellen beinahe wie Heilige verehrt werden. Nein, dieser Mann ist einfach ein Bandit, der sich an Unionssoldaten ebenso vergreift, wie an Rebellen und Zivilisten beiderlei Geschlechts, wobei er auch keine Rücksicht auf Kinder oder Greise nimmt, wie wir in Dover feststellen mussten. Morrows überfällt auch Südstaatler, die keine Uniform tragen. Er hat sich ungefähr hundert Soldaten sowohl der Nord- als auch der Südstaaten gegriffen, die er im Fort Payne – im *alten* Fort Payne – südlich von Decatur in Alabama, eingesperrt hat. Er missbraucht diese Gefangenen als Geiseln, um uns und die Konföderierten davon abzuhalten, ihm den Garaus zu machen. Ich möchte dieses Fort ausheben ...“

„Was hält Sie davon ab, Captain? Das ist ein völlig normaler Vorgang in einem Krieg!“, unterbrach Halleck Bennett verblüfft.

„Nun, Sir, ich habe die Absicht, Fort Payne zusammen mit Mitarbeitern des Confederate Provost Department auszuräuchern. Deshalb bitte ich um Ihre Genehmigung, weil wir mit den Konföderierten nun einmal Krieg haben.“

Halleck sah den jungen Captain an, als wären ihm Hörner gewachsen.

„Zusammenarbeit mit den Rebellen? Captain, ich muss doch sehr bitten!“, empörte er sich. Grant schüttelte den Kopf.

„Kann es sein, dass Sie einen dauerhaften Schaden aus der Gefangenschaft mitgebracht haben?“, erkundigte er sich. Robert lächelte Grant verbindlich an.

„Durchaus nicht, Sir“, erwiderte er.

„Dann faseln Sie nicht solchen Blödsinn, Mann!“, fuhr Grant Robert unfreundlich an.

Bennett atmete tief durch. Dass die Sache nicht einfach sein würde, hatte er gewusst. Jetzt hieß es, die Geschichte durchzufechten.

„Ich weiß, dass, es völlig verrückt klingt, Sirs. Aber lassen Sie mich die Angelegenheit bitte näher erläutern“, bat er. Schon brummig nickte Halleck.

„Wie ich bereits erwähnte, sind in Fort Payne etwa zur Hälfte Nord- und Südstaatler eingekerkert. Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, dass das Confederate Provost Department Fort Payne hochnehmen will. Ich möchte vor allem sicherstellen, dass unsere Leute, die dort eingesperrt sind, nicht vom Regen in die Traufe kommen, wenn die Dixies eventuell schneller sind als wir. Davon abgesehen liegt das Fort in empfindlicher Nähe unserer südöstlichen Flanke. Greifen wir Fort Payne an und die Rebs tun es zufällig zum gleichen Zeitpunkt, geraten wir mit den Grauröcken aneinander. Morrows hätte damit genügend Zeit, die Gefangenen abzuschlachten, wobei *der* sicher keine Gewissensbisse hat. Wenn wir die Männer lebend aus Fort Payne herausholen wollen, müsste ich in begrenztem Umfang mit den Rebellen zusammenarbeiten dürfen“, fuhr Bennett unbeirrt fort.

„Scheitert schon daran, dass Lee oder Longstreet da nicht mitmachen – und Joe Johnston, der Oberbefehlshaber der Rebellen, schon gar nicht“, warf Grant ein.

„Ein Mehrfrontenkrieg der Dixies kann uns nur recht sein, Captain. Je mehr sie gegen sich haben, desto schneller haben wir sie am Boden“, setzte

Halleck hinzu. „Nein, schlagen Sie sich das aus dem Kopf“, empfahl der Armeechef.

„Sir, wir könnten eine Eroberung von Fort Payne nur mit einem ganzen Bataillon in Erwägung ziehen. Wenn wir uns mit den Südstaatlern die Arbeit teilen, käme jede Seite mit einem halben Bataillon aus. Davon abgesehen können die Südstaaten den Krieg einfach nicht mehr gewinnen, ihre Chancen schwinden täglich mehr. Wir würden uns nichts damit vergeben, sie hier mit einzubinden. Zudem sollten wir nicht übersehen, dass jeder Südstaatler, der bei der Befreiung von Fort Payne ums Leben kommt, auch nicht mehr auf uns schießen kann“, spielte Robert seinen nicht ernst gemeinten Trumpf aus.

Halleck und Grant wirkten schon nicht mehr ganz uninteressiert.

„Personal sparende Eroberung?“, fragte Halleck nach. Robert nickte.

„Genau, Sir“, bestätigte er. Halleck dachte einen Moment nach.

„Sie gehören zur 7th US-Cavalry, Captain“, sinnierte er dann laut. „Grant, der junge Mann gehört zu Ihrem Haufen, was meinen Sie dazu?“

„Klingt nicht mehr völlig verrückt“, sagte er. „Geben Sie mir die Vollmacht, den Einsatz eventuell zu genehmigen?“, fragte der General.

„Sie haben die Vollmacht, Grant. Handeln Sie nach Ihrem Ermessen“, erwiderte Halleck. Grant nickte und wandte sich wieder an Robert.

„Und wie wollen Sie Lee oder einen anderen General der Konföderierten dazu bringen, dass seine Leute den Kopf für unsere Interessen hinhalten?“, erkundigte er sich.

„Ich habe durch meinen Mitausreißer und Offiziere des Austauschkommandos passable Verbindungen. Schätze, dass mein – nennen wir ihn mal Partner – mit ähnlichen Argumenten versuchen wird, von Lee oder seinem Armeechef Johnston eine Genehmigung zu erhalten“, erwiderte Robert.

Grant nahm eine neue Zigarre aus der Tasche, schnitt bedächtig die Spitze ab und entzündete sie.

„Mal ganz ehrlich: Was versprechen Sie sich von einer solchen Aktion? Vor allem: Was soll danach werden?“, fragte er.

„Was ich mir davon verspreche, Sir? Erstens: Die Freiheit der Männer, die dort als Gefangene und Geiseln schmoren und ausgesprochen schlecht behandelt werden. Zweitens: Eine aktuelle Bedrohung von unserer Südflanke in Tennessee abzuwehren und unseren Vormarsch in Gang zu halten. Drittens: Dem Mann den Hals umzudrehen, dem ich die Spuren von dreißig oder noch mehr Peitschenhieben und ein Viehbrandzeichen auf meinem

Rücken verdanke. Was danach werden soll? Ich dachte, mit meinem Partner zu vereinbaren, dass wir uns nach Beendigung des Einsatzes in unterschiedlichen Richtungen zurückziehen und uns vierundzwanzig Stunden nicht verfolgen. Danach die Sintflut“, erklärte Bennett. Grant kniff die Augen zusammen und fixierte den Captain eine Weile.

„Wie eilig ist es Ihnen mit dem Sondereinsatz?“, fragte er.

„Lieber gestern als heute“, antwortete Robert. Grant nickte.

„Ich möchte mir noch einige Dinge ansehen, bevor ich eine endgültige Entscheidung treffe. Kommen Sie morgen Vormittag ins Ministerium. Captain Schofield wird Sie zu mir bringen. Ich beauftrage Turner, meinen Aktenhengst, dass er Ihnen ein passables Zimmer besorgt“, entschied Grant.

„Danke, Sir“, sagte Robert und erhob sich.

„Wie? Sie geben sich damit zufrieden?“, fragte Halleck verblüfft.

„Sir, diese Entscheidung ist von einiger Tragweite. Wenn Major-General Grant sich zusätzliche Informationen beschaffen will, die nicht durch meine möglicherweise sehr persönliche Auffassung gefärbt sind, kann ich das verstehen und gedulde mich“, versetzte Robert, an Halleck gewandt. „Ich komme morgen Vormittag, Sir“, sagte er zu Grant, salutierte und verließ das Ministerium.

Am folgenden Vormittag meldete sich Robert Bennett wieder im Ministerium und Captain Schofield brachte ihn zu General Grant. Grant saß in einer blauen Zigarrenqualmwolke, hatte wieder seine schlampige Feldjacke mit dem offenen Hemd an, die Füße bequem auf dem Tisch und hatte drei Akten vor sich liegen, die Robert schnell als Personalakten der US-Army erkannte.

„Sie sind tatsächlich gekommen“, brummte Grant, ohne die Zigarre aus dem Mund zu nehmen, sich zu erheben oder wenigstens die Füße vom Schreibtisch zu nehmen.

„Sie hatten mir gesagt, Sie wollten sich einige Dinge ansehen und dann die endgültige Entscheidung treffen, Sir. Bitte, ich nehme an, Sie haben sich die Dinge angesehen und sind bereit, zu einer Entscheidung zu kommen. Deshalb bin ich hier“, versetzte Robert. Grant grinste, bequemte sich, die Füße vom Tisch zu nehmen und bot Robert Platz an.

„Was zu trinken? Zigarre?“, bot Grant an.

„Einen Kaffee ohne Milch und Zucker, wenn’s keine Umstände macht. Keine Zigarre, danke.“

Grant musste grinsen.

„Nichtraucher und Antialkoholiker? Junge, Sie riechen ja noch nach Windeln!“, spottete er.

„Wenn ich rauche, rauche ich Pfeife, aber dazu brauche ich Ruhe und viel Zeit. Was Alkohol anbelangt, bin ich nicht grundsätzlich dagegen, aber im Dienst meide ich ihn nach Möglichkeit. Nüchtern war ich bislang besser beraten“, erwiderte der Captain ruhig. Grant nahm eine flache Flasche aus der Innentasche des Uniformrocks und goss eine hellgelbe Flüssigkeit in zwei Gläser. Eines davon schob er Robert zu.

„Probieren Sie wenigstens mal. Kaffee können Sie immer nach haben“, forderte er Robert auf.

‚Du willst was von ihm. Also benimm dich und sei nicht unhöflich!’ ermahnte Robert sich in Gedanken, nahm das Glas und prostete dem General zu, trank einen Schluck.

„Oh, Apfelwein!“, entfuhr es ihm verblüfft. Grant lachte schallend.

„Ha, wieder einen erwischt, der meint, ich hätte Whisky in der Tasche!“, rief er fröhlich.

„Die Flaschenform würde den Verdacht jedenfalls zunächst rechtfertigen, Sir“, gab Robert zu bedenken. Grant lächelte.

„Ich weiß. Viele halten mich für einen haltlosen Säufer, weil ich immer aus dem Flachmann trinke. Die meisten wissen nicht, dass ich mit meinem angegriffenen Magen nicht sehr kalt trinken kann und deshalb immer einen Flachmann mit Getränken in meiner Jackentasche habe, damit die Trinktemperatur für mich richtig ist. Also, bleiben Sie bei Apfelwein oder bestehen Sie immer noch auf Kaffee?“

„Ich würde doch Kaffee vorziehen, Sir. Apfelwein trinke ich lieber gut gekühlt.“

„Unbelehrbar!“, schnaufte Grant. „Sie werden schon sehen, was Ihr Magen in einigen Jahren dazu sagt.“

Dann rief er nach der Ordonnanz und bestellte eine Tasse schwarzen Kaffee, die auch gleich serviert wurde.

„Na gut, kommen wir zur eigentlichen Sache. Ich habe mir Personalakten kommen lassen. Von Ihnen, Ihrem Vater und dem schwarzen Schaf der Familie, Ihrem Bruder Philip, der uns etwas plötzlich und wenig ruhmvoll verlassen hat. Bemerkenswerte Familie“, sagte Grant und schlug die erste Akte auf. Es war die von Philip.

„Mein Bruder ist nicht desertiert, Sir“, wehrte Robert ab.

„Steht hier so drin, Captain“, entgegnete Grant. „Und obendrein ist er jetzt Offizier bei den Rebellen. Lobenswert kann ich das nicht finden!“

Robert schüttelte den Kopf.

„Es würde im Augenblick zu weit führen, die gesamte Angelegenheit mit der angeblichen Desertion aufzurollen, aber er ist nicht desertiert. Er hat seinen Abschied genommen, was das Provost Department aber einfach nicht zur Kenntnis genommen hat, sondern einen Steckbrief veröffentlicht hat, der meinen Bruder zwang, sich in den Süden abzusetzen, weil man ihn dort nicht verfolgte. Das allerdings war zu einem Zeitpunkt, zu dem sich noch nicht alle jetzt in Sezession befindlichen Staaten losgesagt hatten. Als dann auch die restlichen, jetzt noch abgefallenen Staaten die Sezession erklärten und sich der Konföderation anschlossen, galt der Steckbrief dort noch immer. Eine Amnestie wurde nur für die gewährt, die sich bereit erklärten, in die Armee der Konföderation einzutreten. Weil mein Bruder nicht unschuldig ins Gefängnis wollte, hat er sich schweren Herzens entschlossen, wieder Soldat zu werden. Er ist kein absolut überzeugter Rebell, Sir, wenn er heute auch Ansichten vertritt, die ihm während des Studiums im Süden beigebracht wurden und die er gewiss nicht hätte, hätte er im Norden Jura studieren können“, entgegnete Robert. Grant nahm es zur Kenntnis.

„Zu Ihnen, Captain: Ich habe Ihre Akte entnommen, dass Sie erstens ein unverschämt tapferer und zweitens sehr beliebter Offizier sind. Wie kommt es, dass Sie immer noch Captain sind?“

Robert lächelte.

„Mein Kommandeur hatte schon seine liebe Not, mich überhaupt zum Captain zu befördern. Hätte er mir nicht garantieren können, dass ich meine Leute behalte, hätte ich eher meinen Abschied genommen, als mich befördern zu lassen“, erklärte er. Grant grinste.

„Und dann war da noch eine Wette, die Sie angeblich verloren haben. Stimmt das?“, hakte er nach.

„Ja, das stimmt, Sir.“

„Und davon lassen Sie sich beeinflussen? Naivling!“, spottete der General.

Roberts nussbraune Augen wurden eine Schattierung dunkler – untrügliches Zeichen von Zorn für Leute, die ihn kannten, wenngleich er äußerlich ruhig blieb.

„Ich habe ein Versprechen gegeben, Sir. Auf einem Versprechen, das ich in Form des Offizierseides gegeben habe, beruht mein gesamtes Dasein als Soldat. Wenn es jedoch naiv ist, Versprechen zu halten zu wollen, kann man meinen Bruder wohl kaum dafür zur Verantwortung ziehen wollen,

wenn er es möglicherweise nicht getan hat – wenn es im Umkehrschluss also vernünftig und normal ist, eine Zusage nicht einzuhalten – wobei ein Bruch seines Versprechens übrigens sehr stark anzuzweifeln wäre!“, versetzte der Captain eisig. „Und wenn *ich* das Versprechen, das ich hinsichtlich meiner Beförderung 1861 gegeben habe, nicht eingehalten habe, dann auch nur, weil ich zwischenzeitlich erfahren musste, dass auch andere nicht willens waren, ihren Teil des Versprechens zu halten, sondern es bereits vor mir gebrochen haben. Danach fühlte ich mich an meine Zusage auch nicht mehr gebunden!“

Das saß. General Grant war für einige Augenblicke buchstäblich sprachlos, paffte nur seine Zigarre.

„Sie sind sehr direkt, wenn man Sie ein wenig sticht, Captain. Im Übrigen stelle ich fest, dass Sie ohne entsprechende Provokation recht zurückhaltend sind. Ich mag das. Hätten Sie Interesse, in meinem Stab zu arbeiten?“, bot Grant nach einer ganzen Weile des Schweigens an.

„General Pleasonton wollte mich schon vor etwa einem Jahr in seinem Stab haben, Sir. Ich wollte nicht sehr gern, weil ich derzeit eine Schwadron befehlige, die aus den besten Leuten besteht, die ich bekommen konnte. Mein First-Lieutenant, der mich seit meiner Gefangennahme im Juli letzten Jahres vertreten hat, hat sie mir zum Glück gut erhalten und wäre froh, wenn ich die Schwadron endlich wieder übernähme. Das wäre auch mein Wunsch. Was mir dazwischen kommen könnte, wäre, dass unser Regimentsarzt mir endgültig das Reiten verbietet, weil meine Wirbelsäule bedingt durch Verwundung und Gefangenschaft einige Schäden hat. Dann allerdings wäre es sehr fraglich, ob ich für Ihre Zwecke noch zu verwenden wäre. Im Augenblick ist es für mich aber vorrangig, dass die Gefangenen von Fort Payne freikommen, Sir. Ich möchte das erledigen, solange ich es noch kann.“

Grant seufzte.

„Teufel, Sie wissen, was Sie wollen! Durch nichts zu beirren. Sagen Sie: Bei Ihrem *Partner* – könnte es sich da eventuell um Ihren Bruder handeln?“, fragte Grant dann. Robert schluckte kurz. Wenn er es zugab, musste Grant wissen, dass seine These von den toten Südstaatlern nicht ernst gemeint war, verschwieg er das, welche Folge konnte es haben? Er entschloss sich zur Wahrheit.

„Ja, Sir“, gab er zu. Grant nickte, legte Philips Akte weg und blätterte in Roberts Akte.

„Sie haben mit Ihrer Schwadron Dover instand gesetzt, nachdem meine Leute es geplündert und zerstört hatten, was mich zeitweilig mein Kommando gekostet hat. Es heißt, Sie kämen mit den Leuten in Dover nicht nur gut aus, man hätte Sie sogar zur Kandidatur um den Posten des City-Marshal aufgefordert. Ist das wirklich wahr? Sie, einen Yankee?“, wunderte sich der General.

„Ja, Sir, das stimmt. Ich habe die Kandidatur aber nicht angenommen, weil ich unabkömmlich war“, erklärte Robert.

„Sie zeigen viel Nachsicht mit den Südstaatlern, Captain“, bemerkte Grant. „Ich habe auch aus Vicksburg einen Bericht, nach dem Sie einem alten Freund ein bisschen unter die Arme gegriffen haben, der nur Stunden zuvor noch heftigst gegen uns gekämpft hatte. Ihre Nachsicht ist mir etwas zu weit gefasst, Captain. Wenn ich diese Sache genehmige, muss ich befürchten, dass Sie die Jay-Hawker nicht mit der gebotenen Rücksichtslosigkeit verfolgen!“, fuhr Grant Robert an. Bennett schüttelte den Kopf.

„Nein, Sir, ich glaube, ich kann Sie beruhigen. Am Antietam habe ich mit meinem eigenen Bruder gefochten, ihn verwundet. Das gleiche gilt für besagten Freund. Kampf ist Kampf, Sir, da kenne ich keine Rücksichten. Doch wenn der Kampf beendet ist, sehe ich keine Notwendigkeit, jemanden, der ohnehin schon am Boden liegt, noch weiter zu treten. Und mich soll der Teufel holen, wenn ich mich je am Eigentum von Zivilisten vergreife oder Menschen mit der Waffe attackiere, die ganz offensichtlich nicht kämpfen wollen und es auch nicht können!“, entgegnete Robert. „Aber was diese Partisanen anbelangt, kann ich Ihnen guten Gewissens versprechen, dass ich sie notfalls bis ans Ende der Welt jage.“

„Wenn ich Ihnen befehlen würde, Ihren Bruder bewusst und willentlich zu töten – was täten Sie?“, bohrte Grant unnachgiebig weiter. Robert seufzte.

„Ich denke, Sir, ich würde versuchen, Mittel und Wege zu finden, wie ich diesen Befehl umgehen kann“, gab er zu. Grant schüttelte den Kopf.

„Ehrlich sind Sie auch noch! Hätte eigentlich erwartet, dass Sie mir jetzt das Lügenmärchen vom absolut gehorsamen Soldaten auftischen“, sagt er. Grinsend setzte er hinzu: „So wie Ihre Aussage von gestern, dass jeder Südstaatler, der fällt, nicht mehr auf uns schießen kann.“

Robert fühlte Röte aufsteigen. Er war durchschaut.

„Sie würden also eher ein Kriegsgerichtsverfahren riskieren, als ihren Bruder – oder vielleicht auch den besagten Freund – bewusst und gewollt zu töten, sehe ich das richtig?“, hakte er nochmals nach. Robert nickte.

„Ja, Sir.“

„Und diese Guerillas?“

„Sähe ich lieber heute als morgen in Luzifers Kochtopf“, erwiderte Robert fest.

„Persönliche Gründe?“

„Ja, Sir.“

Grant klappte die Akte wieder zu.

„Sie machen es mir nicht leicht, Captain Bennett. Einerseits wollen Sie individuell entscheiden, ob Sie einen Befehl ausführen wollen oder nicht; andererseits sind Sie mit dem *was* Sie tun und *wie* Sie es tun, außerordentlich erfolgreich. Nehmen wir mal an, ich genehmige das Unternehmen. Meinen Sie nicht, Sie hätten am Ende wieder einige Freunde im Süden mehr, die zu töten es Ihnen widerstreben würde?“, fragte Grant.

„Das wäre sicher nicht auszuschließen, Sir“, erwiderte Robert.

„Meine Güte, Bennett, schwindeln Sie doch noch mal so schön wie gestern! Ist ja furchtbar, wie ehrlich Sie sind!“, schnaufte der General.

„Ich möchte nicht, dass Sie eines Tages von mir enttäuscht sind, Sir. Ich verspreche nichts, was ich nicht halten kann“, versetzte Robert kühl. Grant nickte. Er nahm ein Blatt Papier mit dem Briefkopf des Chefs der Army of Western Tennessee, schrieb etwas darauf und unterzeichnete es.

„Sie haben mich überzeugt, Captain. Ich genehmige Ihre verrückte Idee. Vielleicht ist sie gar nicht so verrückt, vielleicht ist sie der Anfang eines echten Zusammenwachsens unserer Nation, wer weiß? Stellen Sie bitte sicher, dass Ihnen von den Partnern im Süden ebenso freies Geleit zugesichert wird, wie ich es hierin zusichere. Ich halte es für unabdingbar, dass beide Partner sich vor unliebsamen Überraschungen schützen. Deshalb meine ausdrückliche Anweisung, nach Beendigung des Einsatzes den Südstaatlern freies Geleit zu gewähren. Ich wünsche Ihnen viel Glück. Berichten Sie mir nach Abschluss der Aktion persönlich über die Ergebnisse“, sagte Grant und schob Robert das Dokument zu, das dieser wie ein Kleinod annahm. Jeder Einheit der Union wurde darin außerdem Unterstützung der Aktion befohlen.

„Ich danke Ihnen, Sir“, sagte der junge Mann, erhob sich und salutierte. Grant stand gleichfalls auf und reichte dem überraschten Robert die Hand, in die dieser noch zögernd einschlug.

„Und irgendwann, Bennett, will ich Sie in meinem Stab haben!“, schloss Grant und kaute auf der Zigarre. Robert lächelte.

„Irgendwann, Sir ...“, sagte er leise und ging fort.

Noch von Washington aus telegrafierte er an Philip, direkt ins Provost Department, und bat um Bestätigung an die Adresse von Dr. Craig. Als Philip Roberts Depesche in der Hand hielt, konnte er nicht glauben, was er schwarz auf weiß sah.

„Dieser Teufelskerl! Wie hat er das nur hingekriegt?“, murmelte Philip. Er verlor keine Zeit und eilte gleich hinüber ins Kriegsministerium. Eigentlich wollte er sich erkundigen, wo er General Joseph Johnston, den Oberbefehlshaber der konföderierten Streitkräfte, erreichen konnte. Er traf auf General Lee, den Chef der Army of Northern Virginia, der sich mehr zufällig in Richmond aufhielt. Lee wollte zunächst wissen, was Philip von Johnston wollte. Der Major erklärte es ihm in kurzen Worten. Lee stutzte und lotste Philip dann in ein Büro in der Nähe, das er für gewöhnlich benutzte, wenn er im Ministerium war.

„Sie meinen, Fort Payne zusammen mit den *Yankees* auszuheben?“, fragte Lee verblüfft nach, als er die Tür geschlossen hatte.

„Exakt, Sir. Aber es sind nicht irgendwelche Yankees, es ist mein jüngerer Bruder und einer seiner besten Freunde. Mein Bruder hat von seinem Chef, General Grant, die schriftliche Erlaubnis für eine gemeinsame Aktion mit uns. Genauer: Dem Provost Department. Ich wollte mir dafür Freiwillige suchen, sie vorübergehend unter den Befehl des Confederate Provost Department stellen, damit sie als Polizisten anerkannt sind und gemeinsam mit den Yanks auf die Jay-Hawker losgehen, Sir“, bestätigte Philip.

„Und Sie meinen, dass es klappt?“, fragte Lee nach.

„Mein Bruder ist ein zuverlässiger Partner, Sir.“

„Wäre er für unsere Sache zu gewinnen?“

„Nein, Sir. Er ist Unionist mit Leib und Seele.“

„Abolitionist?“, fragte der General weiter.

„Sagen wir es so: Mein Bruder macht *keinerlei* Rassenunterschiede. Zu Hause, im Nebraska-Territorium, hat er mit seiner Art ‘ne Menge Indianerkriege verhindert. Er würde nie einen Menschen seiner Hautfarbe wegen als minderwertig ansehen“, erklärte Philip. „Südstaatler betrachtet er übrigens auch nicht als Menschen minderen Wertes“, setzte er lächelnd hinzu. Lee musste ebenfalls lächeln.

„Und diese Partisanen führen tatsächlich gegen uns Krieg?“, erkundigte sich Lee weiter. „Bisher war ich der Meinung, sie heizten den Yankees ein und kämpften für unsere Sache.“

„Auf Ferguson, Mosby und Quantrill – bei dem mit Einschränkungen – trifft das auch zu, Sir. Bei der Black-Leg-Bande handelt es sich allerdings

um Deserteure unserer Armee, die nicht nur Südstaatler gefangen nehmen, foltern und hinrichten, sondern die uns auch um einige tausend Dollar in Gold gebracht haben. Ich habe als Militärstaatsanwalt entsprechende Ermittlungen geführt und bestätigt gefunden. Gegen sämtliche Mitglieder der Black-Leg-Bande, der ehemaligen Schwadron A der 9th Virginia-Cavalry, liegt Haftbefehl vom Kriegsgericht vor – wegen Desertion, Unterschlagung, Raub, Freiheitsberaubung, Gefangenenmisshandlung und Mordes. Die Yankees bekämpfen sie mehr am Rande, halten sich aber etwa die Hälfte der Gefangenen in Fort Payne zum Schutz gegen die Yankees. Sie überfallen recht häufig Dover, das zwar von Südstaatlern bewohnt wird, aber in den Händen der Yankees ist. Und die nehmen den Schutz der Bürger von Dover richtig ernst. Deshalb hat Morrows sich auch Yankees gegriffen“, erklärte Philip.

„Klingt komisch – Yankees, die Südstaatler schützen“, murmelte Lee.

„Auch daran ist mein kleiner Bruder beteiligt, Sir. Seit sein Regiment im Fort Donelson ist, hat sich das Verhältnis der Leute zu den Yankees sehr entspannt – jedenfalls, wenn es um das Regiment meines Bruders geht, Sir.“

„Ihr Bruder muss ein einflussreicher Mann sein. Welchen Rang hat er?“

Philip grinste.

„Sie werden es nicht glauben, Sir: Er ist Captain – und selbst das sehr widerwillig. Aber er wäre nach meiner Überzeugung gut für einen Brigadier-General.“

„Ein harter Gegner?“

„Gegen Soldaten, ja. An Zivilisten würde er sich nie vergreifen, solange sie ihm keinen Grund dazu geben. Doch wenn ihn jemand angreift, gleich ob Zivilist oder Soldat, wird Bobby zurückschlagen.“

„Sie wären interessiert daran?“

„Ja. Es wäre mal was anderes, als auf den eigenen Bruder zu schießen, gebe ich zu.“

„Der nördliche Teil von Alabama fällt in meinen Zuständigkeitsbereich, Major Bennett. Ich genehmige die Sache“, sagte er dann. „Und wenn es möglich ist, würde ich Ihren Bruder gern kennen lernen.“

Während Lee die Erlaubnis schrieb, sah Philip den General an. Es war ein Zeichen höchster Wertschätzung, wenn General Lee jemanden kennen lernen wollte. Lee schob ihm die Genehmigung zu.

„Wann werden Sie aufbrechen, Major?“, fragte er.

„Sobald ich genügend Freiwillige zusammen habe, Sir. Danke für die Genehmigung.“

„Viel Glück, Major. Vertreten Sie die Konföderation würdig.“

„Ich hoffe, dass ich das kann. Schließlich bin ich kein eigentlicher Südstaatler.“

Lee lächelte.

„Wer für den Süden kämpft, Major, ist ein Südstaatler. Mag er auch im Norden geboren sein.“

Philip salutierte und verließ das Ministerium. Noch am selben Tag machte er sich daran, Freiwillige zu suchen – und musste feststellen, dass es eine Menge Leute gab, die bereit waren, mitzumachen, sofern Robert Bennett der Partner war. Cash Conover war genauso dabei wie Martin Moore. Und ein ganz blutjunger Bursche wollte sich einfach nicht abweisen lassen: Joe Farnbrook hätte Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um gegen die Partisanen mitmachen zu dürfen. Philip akzeptierte den sechzehnjährigen Jungen mit einen unguten Gefühl in der Magengrube.

Kapitel 27

Partisanenjagd

Nach seiner Rückkehr aus Washington hatte Robert nach Leuten gesucht, die bereit waren, gegen die Partisanen und mit den Rebellen zusammen zu kämpfen. Seine eigene Schwadron wollte unbedingt vollständig dabei sein; Tom Craigs Schwadron wollte nicht nachstehen, schließlich hatten gerade diese beiden Einheiten die Hauptlast bei der oft vergeblichen Verfolgung der Jay-Hawker getragen. Ebenso waren die Männer dabei, die ehemals zur C-Schwadron gehört hatten und jetzt in verschiedenen Aufgabenbereichen im Fort eingesetzt waren – einschließlich Major Bruce. Colonel Bennett war beeindruckt. Er hatte nicht damit gerechnet, dass so viele seiner Männer bereit sein könnten, gegen die Banditen mit den Konföderierten gemeinsame Sache zu machen. Da Major Bruce sich von Colonel Bennett mit nichts bewegen ließ, aus der Sache auszusteigen, betraute Bennett senior ihn einfach mit der Führung des Unionstrupps – auch wenn Barry Bruce von Anfang an zu verstehen gab, dass er seine Befehlsgewalt nur in Ausnahmefällen einsetzen wollte.

Barry kannte Robert gut, *zu* gut. In den letzten Monaten, bevor Robert seine Idee mit dem Gemeinschaftsunternehmen hatte durchsetzen können, hatte er eisige Entschlossenheit und völlige Rücksichtslosigkeit gegenüber den Guerillas signalisiert. Im Regelfall galt gerade Robert Bennett als ein Offizier, der genau darauf achtete, dass Gefangene anständig behandelt wurden. Misshandlungen waren ihm zuwider – mit Ausnahme der bereits gefangenen Partisanen. Bruce hatte es nur zweimal zulassen können, Bennett die Partisanen vernehmen zu lassen. Weil beide Verhörten danach dringend ärztliche Hilfe benötigt hatten, hatte Bruce es vermieden, Robert zu den Partisanenverhören hinzuzuziehen. Die Gefahr war zu groß, dass er zuschlug. Barry war gewarnt, was mit gefangenen Jay-Hawkers geschehen konnte, wenn sie Robert in die Fänge gerieten. Bruce wollte den jungen Mann deshalb bremsen, wenn es notwendig war. Das Unternehmen als solches sollte Robert gern selbst führen. Bennett hatte deshalb die Bewegungsfreiheit, die er benötigte.

Ende Januar 1864 hatte Robert seine Freiwilligentruppe zusammen, die als Halbbataillon S bezeichnet wurde. Noch Ende Januar hielt er Philips Bestätigung in der Hand, dass auch General Lee das Unternehmen billigte und dass er auf der Suche nach Freiwilligen sei. Mit der von ihm selbst geführten Schwadron unternahm Robert Fernpatrouillen, um das Versteck der Partisanen zu beobachten. Infolge eines Wärmeeinbruchs war die Schneefallgrenze in den Great Smoky Mountains an der Grenze zwischen Tennessee und North Carolina stark gestiegen, es hatte wie aus Kübeln geschüttet. So führte der Cumberland wieder einmal Hochwasser, was den Patrouillen das Passieren der Flüsse erschwerte.

Am 4. Februar brach eine Patrouille auf, mit dem Ziel, möglichst sichere Spuren der Partisanen zu finden. Die Höhle am Cumberland fanden Roberts Soldaten verlassen vor. Den Spuren nach zu urteilen waren die Guerillas schon seit langer Zeit nicht mehr dort gewesen, jedenfalls nicht mehr seit dem Kampf nach Bennetts Flucht aus Fort Payne. Nur eine einzige Aschenschicht lag über der, die Robert einmal durchsucht hatte. Es war die, die er selbst und seine Freunde hinterlassen hatten. Dennoch wollte Robert nicht glauben, dass die Jay-Hawker sich zerstreut hatten und keine Gefahr mehr darstellten.

Mitte Februar drangen Robert und seine Leute tatsächlich bis nach Fort Payne vor. Cologgia war mit zehn Mann vorausgeritten, um die Lage zu erkunden. Als sie zurückkehrten, schüttelte Cologgia zweifelnd den Kopf.

„Ecco, Capitano! In die Fort sind nicht mal dreißig Mann mit die Abzeichen, die du beschrieben hast. Aber die Gefangenen es geht sehr schlecht“, radebrechte Collie wieder einmal mit Genuss. Robert zog die Stirn kraus.

„Wie? Zuletzt war da eine ganze, bis an die Zähne bewaffnete Schwadron! Mach’ keine Witze, Collie!“

„Ich mache nie Witze, Capitano, wenn ich meine Berichte abgebe. Das weißt du genau!“, versetzte Cologgia.

„Das muss ich sehen!“, entfuhr es Robert.

Nur wenig später waren er und seine Soldaten auf dem Weg nach Fort Payne. Schon von weitem war erkennbar, dass keine Wachen auf den Umgängen der Mauern waren. Die Nordstaatler kamen ungesehen an die Mauern heran. Cologgia leitete Robert und einige andere zu der großen Bresche, über die Robert und Cash seinerzeit geflohen waren. Vorsichtig lugte der Captain in das Fort.

„Bei Gott, das glaub' ich nicht!“, entfuhr es ihm leise, als er sah, dass knapp zwanzig Mann der Partisanen anwesend waren, die auch noch schlecht bewaffnet waren – und dass es fast keine Unteroffiziere, geschweige denn Offiziere dort unten gab.

„Die Gelegenheit kommt nicht wieder. Vielleicht ist Morrows auf Beutezug. Los, wir nutzen das und nehmen das Fort aus!“, befahl Robert leise.

Auf seinen Befehl hin griffen seine Männer durch die Bresche und über die Westmauer an, nahmen die Mauer und überschwemmten innerhalb von Minuten das halb geschleifte Fort. Die Partisanen waren zu überrascht, um wirksame Gegenwehr zu leisten. Sie schafften es nicht einmal mehr, sich an den Gefangenen zu vergreifen, so schnell war die Besetzung vonstattengegangen. Zehn Partisanen waren beim Sturm gefallen, fünf waren verwundet, weitere fünf fielen den Unionssoldaten unverletzt in die Hände, unter ihnen der ranghöchste im Fort befindliche Partisan – ein Corporal.

Cologgia und Trooper Lance schleppten den Corporal zu Robert. Die Augen des Gefangenen weiteten sich vor Schreck, als er den Captain erkannte. Robert packte ihn am Schlafittchen.

„Wo steckt das Oberschwein? Wo finde ich Morrows?“, fuhr er den Gefangenen an. Der Mann zitterte am ganzen Leib.

„Das ... das weiß ich nicht“, stotterte der Corporal.

„Hör mir gut zu, du lila Ratte: Ich weiß sehr wohl um die Methoden deines Chefs, widerspenstigen Gefangenen die Zunge zu lösen. Ich habe absolut keine Hemmungen, euch mit eurer eigenen Kost zu füttern. Also?“, drohte Bennett finster. Seine Augen waren kalt und schwarz wie Obsidiangestein fand Cologgia. In *dem* Zustand war der Captain durchaus fähig, jemanden umzubringen.

„Der Major ist schon seit Monaten verschwunden und mit ihm der Großteil der Leute. Ich... ich weiß es nicht, Yankee. A... aber wenn ich es wüsste, würde ich es sagen. Der ... der Major hat sechs von unseren Kameraden einfach verlassen – in der einen Höhle da am Cum... Cumberland. Da... danach ist es zum Streit gekommen und der Major hat uns einfach sitzen lassen. Wir haben hier nichts mehr zu essen und ...“

„Danke, das genügt! Hör auf zu jammern!“, knurrte Robert und ließ den Corporal los.

„Collie, was ist mit den armen Teufeln in den Käfigen?“, fragte er dann Sergeant Cologgia. Umberto sah betrübt aus.

„Also: Von zwanzig Käfigen waren achtzehn noch intakt, mit insgesamt fünfundvierzig Insassen. Von denen sind dreizehn tot – einfach verhungert oder erfroren oder an irgendwelchen Krankheiten krepiert. Von denen, die leben, schätze ich mal, werden wenigstens fünf die nächsten drei Tage nicht überstehen – die gleichen Gründe wie bei den Toten. Alle anderen sind krank, wobei schwer zu sagen ist, *wie* krank sie sind und ob eventuell Seuchengefahr besteht“, sagte er. Der Anblick der zu Gerippen abgemagerten Gefangenen hatte ihm einen solchen Schock versetzt, dass er nicht mal mehr italienische Brocken in seine Rede einwarf.

Robert griff sich den am Boden liegenden Corporal und riss ihn unsanft hoch.

„Du mieses Stück! Wenn hier nichts mehr war, warum, verdammt noch mal, habt ihr dann nicht die Gefangenen freigelassen?“, fragte er, beinahe verzweifelt. Der Corporal bekam einen Anflug von Frechheit und spuckte Robert ins Gesicht. Es war der Tropfen, der ein volles Fass zum Überlaufen brachte. Robert schlug ohne jede Nachsicht oder den Anschein von Erbarmen auf den Partisanencorporal ein, bis er sich nicht mehr bewegte. Nur das beherzte Zugreifen von Cologgia und Lance hinderten Robert daran, den Revolver aus dem Holster zu ziehen und den Mann zu erschießen.

„Roberto!“, mahnte Collie. „Bist du von Sinnen, Capitano?“

„Mit dem Schwein rechne ich ab! Lass’ mich los, Collie!“, schrie Robert, aber Cologgia und Lance ließen nicht locker. Es dauerte eine Weile, bis die beiden Männer den Captain unter Kontrolle hatten. Cologgia nahm ihm vorsichtig den Revolver ab. Er schüttelte nur den Kopf.

„Was ist mit dir los, Capitano? So kenne ich dich nicht.“

Robert ließ sich auf einen Holzstoß sinken und vergrub keuchend und erschöpft den Kopf in den Händen.

„Was eben mit mir los war? Collie, dieses Miststück von Partisan war nicht unerheblich an der netten Verzierung auf meinem Rücken beteiligt!“, schnaubte Robert.

„Das ist kein Grund, mit gleicher Münze zurückzuzahlen, Robert“, erwiderte Cologgia mahnend. Robert sah ihn zornig an.

„Unser General hat mir neulich gerade gesagt, dass es meine Aufgabe ist, unsere Feinde mit allen Mitteln zu bekämpfen!“, knurrte er. Cologgia zuckte mit den Schultern und trug dann den Corporal zusammen mit Lance fort.

Fort Payne war ausgehoben, aber bei Robert kam keine Freude, nicht einmal Befriedigung auf. Es waren ganze siebenundzwanzig Überlebende, die sie nach Fort Donelson zurückbrachten – und fünf überlebende Partisanen, die Stein und Bein schwuren, dass es die Black-Leg-Bande immer noch gab, aber dass niemand wusste, wohin sie verschwunden war. Colonel Bennett wollte das ganze Unternehmen schon wieder abblasen, bevor es eigentlich begonnen hatte, als ein Zusammenstoß mit Guerillas bei Johnson's Mills in Tennessee vom 22. Februar 1864 gemeldet wurde.

Toms Schwadron wurde ausgesandt, um die Sache zu überprüfen, da angenommen wurde, es handle sich um Fergusons Partisanen. Nach ersten Anzeichen schien der Überfall aber die Handschrift von Yancey Morrows' zu tragen. Das Ergebnis war eindeutig: Es *waren* Black-Legs gewesen! Und sie hatten fünfzigtausend Dollar in Gold erbeutet, von der Begleitmannschaft vierundzwanzig Mann niedergemacht. Tom hatte den einzigen Überlebenden, der schwer verwundet davongekommen war, in einem Lazarett in Union City/Kentucky ausfindig gemacht und von diesem erfahren, dass die Partisanen violette Abzeichen trugen, ihn offenbar für tot gehalten hatten und die anderen Männer zunächst gefangen genommen hatten und sie dann einzeln erschossen, praktisch hingerichtet hatten.

Wenngleich sich auch später noch hartnäckig die Behauptung hielt, Ferguson habe das Massaker zu verantworten, war es für die Männer der 7th US-Cavalry klar, dass sie es mit Morrows und seinen Jay-Hawkers zu tun hatten.

„Allmählich würde es sich lohnen, das Goldversteck der Burschen zu finden", sinnierte der Colonel laut.

„Was ist mit dem Unternehmen? Geht es wie geplant weiter oder brechen wir es ab, Sir?", fragte Robert.

„Nein, jetzt haben wir die Gewissheit, dass die Banditen immer noch da sind und weiterhin eine Bedrohung sind. Was macht Philips Vorbereitung?", entgegnete Frederick.

„Er hat mir heute gerade telegrafiert, dass er seine Freiwilligen zusammen hat und sich mit mir treffen will", erwiderte Robert.

„Habt ihr schon einen Treffpunkt?", fragte Frederick.

„Mason Creek, etwa zwanzig Meilen südlich von hier. Philip gibt an, dass er in drei Tagen dort ist. Wenn wir morgen aufbrechen, können wir gleich Quartiere suchen", antwortete Robert. Frederick nickte.

Er sah seinen Sohn eine Weile an. Robert war nie von überschäumender Fröhlichkeit gewesen. Von Fredericks Kindern war er immer schon der

Ernsthafteste gewesen, eine Eigenschaft, die Frederick an ihm sehr schätzte; aber seit seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft hatte er sich verändert, war noch ernster als sonst geworden. Nur in Susans Gesellschaft lachte er noch, dann aber umso herzlicher.

„Vater, kannst du es einrichten, dass die gefangenen Partisanen wegkommen? Nach Rhode Island oder so?“, rief ihn die Stimme seines Sohnes aus dem Tagtraum zurück.

„Wie? Äh, ... weiß ich nicht genau. Warum?“, stotterte Frederick erschrocken.

„Es wäre mir lieb, wenn es hier keine Jay-Hawker mehr gibt, die Morrows eventuell freipressen kann, wenn er sich Leute von uns schnappt“, gab Robert zurück.

„Das werden sicher nicht die Letzten sein, die ihr fangt“, erwiderte Frederick. „Was soll mit *denen* passieren?“

Robert lächelte kalt. Seine braunen Augen funkelten wie frisch angespülter Bernstein.

„Das kann er nicht, wenn es keine Gefangenen mehr gibt!“, versetzte er. Frederick konnte sein Erstaunen nur schlecht verbergen.

„Ehrlich, mein Junge, wenn es um Indianer ginge, würdest du *das* nicht vorschlagen!“, entfuhr es dem Colonel. Das Funkeln in Roberts Augen erlosch, nur noch Bitterkeit war darin zu lesen.

„Ich weiß, was du durch die Indianer verloren hast, Vater“, sagte er leise. „Ich weiß aber auch, dass Indianer nicht von Natur aus böse sind. Sie haben erst angefangen, auch Frauen und Kinder zu überfallen, als wir ihre Dörfer niedergebrannt haben und keinen Unterschied zwischen Kriegern, Frauen und Kindern mehr gemacht haben, niemanden mehr verschont haben, der rote Haut hatte. Das ist eine Tatsache. Hier liegt die Sache eher umgekehrt: Ich betrachte das Problem Morrows so wie Roter Bison das Problem deiner Strafexpeditionen betrachtet hat: Wen du erwischen kannst, den leg’ um, sonst tötet er dich!“, entgegnete Robert. Frederick zuckte mit den Schultern.

„Du hast mich oft gebremst, wenn ich deinen Freunden zu sehr auf den Pelz gerückt bin. Gegenüber den Guerillas verfolgst du jedenfalls die gleiche Politik wie ich bei den Indianern, mein Sohn“, sagte Frederick mit maliziösem Grinsen und setzte sich hinter seinen Schreibtisch.

„Sieh es, wie du willst!“, erwiderte Robert unwillig. „Aber du könntest die Banditen dann wenigstens aus meiner Reichweite bringen, bevor ich

mich doch noch vergesse“, setzte er hinzu, salutierte und verließ die Kommandantur.

Die C-Schwadron verließ im Morgengrauen des folgenden Tages, es war der 1. März 1864, Fort Donelson als Vorausabteilung, um in Mason Creek die Partner aus dem Süden zu treffen. Vor dem geplanten Treffen mit Philip und seinen Leuten packte Robert eine seltsame Unruhe. Vorsichtige Seitenblicke auf seine Männer zeigten dem Captain, dass es ihnen nicht besser ging. Für alle war es eine seltsame Vorstellung, dass sie nun mit den Leuten zusammenarbeiten sollten, die sie eigentlich bekämpften. Nicht einmal Robert, der das ganze Unternehmen geplant hatte und sich mit dem Gedanken schon länger befasst hatte, konnte sich dem mulmigen Gefühl in der Magengrube entziehen. Er wollte es darauf schieben, dass er mit seinen Todfeinden, den Partisanen, endlich abrechnen wollte und deshalb so etwas wie Jagdfieber hatte.

Sergeant Hart wollte seinen Vorgesetzten ansprechen, musste sich aber erst von einem sperrigen Kloß im Hals befreien. Er räusperte sich geräuschvoll.

„Sind Sie der Meinung, dass wir hier richtig sind, Sir?“, fragte der Stallmeister. Colonel Bennett hatte Hart nur ungern für die Partisanenjagd freigegeben, aber Harts Gehilfen im Stall konnten auch einige Zeit ohne den Sergeant auskommen. Robert nickte auf die förmliche Frage.

„Ja, das ist Mason Creek – oder das, was davon übrig ist, seit das Dorf während einer Schlacht zusammengeschossen worden ist, weil sich hier ein paar Dixies verschanzt hatten und keine Handbreit Boden preisgeben wollten“, sagte Robert mit belegter Stimme. „Mein Gott, was Artillerie anrichten kann!“, entfuhr es ihm dann, als er den Blick über die zerstörte Ortschaft gleiten ließ.

„Ist hier noch wer?“, fragte Trooper Lance neben Robert. Der Captain schüttelte den Kopf.

„Das Dorf wurde kurz vor dem Kampf evakuiert – zum Glück. Sonst wären wohl sämtliche Einwohner in dem Inferno umgekommen. Aber wir sollten trotzdem vorsichtig sein. Oaktree, Pembroke: Spähtrupp!“, befahl Robert. Oaktree und Pembroke hatten inzwischen eine ansehnliche Anzahl von Winkeln auf den Ärmeln, aber für Robert Bennett taten sie immer noch fast alles – am liebsten Spähtrupp reiten. Sergeant Oaktree hatte es sich nicht nehmen lassen, den Schwadronswimpel wieder selbst zu übernehmen

und drückte ihn jetzt Lance in die Hand, als er mit Sergeant Pembroke vorsichtig nach Mason Creek hinein pirschte.

Wenig später kehrten die Sergeants zurück.

„Kein Anzeichen von Leben in dem Dorf, Sir!“, meldete Pembroke.

„Danke, Tony. Schwadron ausschwärmen, Quartier suchen! Wir treffen uns in einer Stunde auf dem Dorfplatz.“

Die Schwadron löste sich in Vierergruppen auf, die die teilweise schwer zerstörten Häuser nach einer brauchbaren und warmen Bleibe absuchten. Der Winter war noch einmal zurückgekehrt und hatte Schnee und Tagestemperaturen um die 20° F gebracht. Nachts konnte das Thermometer durchaus noch auf unter 15° F sinken.

Sergeant Cologgia und Trooper Lance, ein beinahe unzertrennliches Gespann und meist in der Nähe des Captains zu finden, betraten sehr vorsichtig ein Haus, an dem – bedingt durch Kampfeinwirkung – ein Schild mit der Aufschrift *Hotel* gerade noch an einem Nagel hing und bei jedem noch so zaghaften Windstoß gefährlich schaukelte. Im Gasthaus saßen an einem Tisch vier tote Konföderierte. Sie waren einfach zusammengesunken, hielten die Pokerkarten noch im Tode in der Hand. Lance trat vorsichtig an die Toten heran, die von Kugeln durchsiebt waren

„Sie sind völlig überrascht worden“, murmelte er. „Sie hatten nicht mal die Chance, zurück zu schießen.“

Cologgia spürte einen eisigen Schauer, der den Rücken hinauf und wieder hinunter kroch, während Lance recht unbeeindruckt schien. Die Szenerie war einfach unheimlich. Cologgia wurde dennoch neugierig und lugte unter die Spielkarten.

„*Mamma mia*!“, entfuhr es ihm. „So ein Blatt hätte ich gern, wenn ich mit Sergente Hart pokere!“, platzte er heraus. Vorsichtig nahm er dem Toten die Karten aus der Hand.

„*Non ce possibile*! Vier Asse und ein König!“, rief er. Er hatte völlig vergessen, weshalb er und Lance eigentlich in das Haus gegangen waren.

Die Gewichtsveränderung bei dem Toten war minimal, aber sie hatte eine verblüffende Wirkung: Zunächst im Zeitlupentempo, dann schneller, rutschte der tote Soldat unter den Tisch, den Stuhl mitreißend. Das bewirkte eine Kettenreaktion, die die ganze tote Spielergesellschaft zu Fall brachte. Cologgia hatte dem Tisch den Rücken zugekehrt, völlig verzückt von den Karten, und bekam einen beinahe tödlichen Schrecken, als hinter ihm Bewegung entstand.

„*Fantasme*! *Spiriti*!“, schrie er und war mit einem zirkusreifen Satz auf der wackeligen Balustrade des Saloons. Die unfreiwillige Komik Cologgias reizte Lance zum Lachen.

„Komm ‘runter, du Komiker!“, rief er dann, als er sich beruhigt hatte. Umberto kam mit zitternden Knien über die Treppe ins Erdgeschoss zurück, brach noch auf der halben Treppe ein und landete unsanft auf dem Allerwertesten.

„*Porca miseria*! Für heute reicht das an *sorpresas*!“, wetterte er. Sein prächtiger Schnurrbart sträubte sich vor Schauder. Lance half Cologgia auf.

„Das Hotel scheint einigermaßen intakt zu sein. Wir sollten dem Captain vorschlagen, hier zu bleiben“, empfahl der Trooper. Cologgia wies, immer noch kreideweiß vor Schreck und Grusel, auf die Toten.

„Und die da?“

„Sollten wohl besser anständig begraben werden. Komm, Sarge, werd’ wieder rosa! Sonst hab’ ich hier noch ‘ne Leiche“, sagte Lance grinsend.

„Homer, findest du das gar nicht unheimlich?“, fragte Collie vorsichtig. Homer Lance lachte fröhlich.

„Ich hätte dir erzählen sollen, dass mein Vater Totengräber und Sargtischler ist, Bert. Für mich sind Leichen so normal, wie für den Fleischer zerlegte Rindviecher. Das stört mich nicht.“

Pünktlich trafen sich die Gruppen auf dem Dorfplatz. Das Hotel und einige Häuser daneben waren relativ wenig beschädigt und damit die einzigen Gebäude, die noch nutzbar waren, aber der Platz würde für das ganze Halbbataillon reichen. Wenn man etwas zusammenrückte, konnten sogar die Dixies noch Platz finden. Die Stallungen waren ausreichend groß, so dass die Pferde in den noch kalten Nächten geschützt waren. Lance und Collie hatten außerdem einen guten Vorrat an Feuerholz gefunden. Für Wärme und Kochgelegenheit war also auch gesorgt. Außerdem war es nur für ein oder zwei Nächte, bis alle Jäger versammelt waren. Die ganze Truppe zog im Hotel ein.

Das Einrichten des Nachtlagers dauerte bis zum Einbruch der Dunkelheit. Schnell wurde es empfindlich kalt. Trotz des warmen Ofens in seinem Zimmer fror Robert immer noch. Er konnte einfach nicht schlafen. Ein leises Scharren auf dem Dachboden ließ ihn hellwach werden. Dort hatte er mit Sicherheit keinen seiner Männer postiert. Leise befreite er sich von seiner Satteldecke, nahm seinen Revolver und schlich zur Bodentreppe, wo er Lieutenant O’Hara, Hart und Pembroke begegnete.

„Haben Sie auch das Scharren gehört, Sir?“, fragte Hart flüsternd.

„Ja“, gab Robert ebenso leise zurück. „Entweder sind es Ratten und Mäuse oder jemand, der hier nichts zu suchen hat. Sehen wir nach.“

Robert stieg die Bodentreppe hinauf, stieß die Bodentür auf.

„Wer da?“, rief der Captain.

Statt einer Antwort fielen einige Schüsse, die die Unionssoldaten nur knapp verfehlten. Hart und Bennett, die direkt an der Bodentür standen, schossen ins Dunkel, O’Hara gab Alarm, stürzte mit Robert zusammen auf den Dachboden. Pembroke entzündete eine Blendlaterne. Kaum hatten sie Licht, als ihnen ein Mann entgegen stolperte, der Teile der konföderierten Uniform trug – mit violetten Abzeichen! Harts und Bennetts aufs Geratewohl abgegebenen Schüsse hatten den Partisanen teilweise getroffen. Eine Kugel hatte den rechten Arm, eine zweite den linken Oberschenkel getroffen. Dennoch war er schon tot, bevor er auf dem Boden aufschlug.

„Verdammt!“, fluchte Robert. Eilig untersuchte er den Toten. „Wieso ist der Kerl tot? Hat der das Herz in der Hose gehabt?“

„An so was stirbt man nicht!“, knurrte Lieutenant O’Hara. Er untersuchte eine kleine Tüte, die der Tote in der verkrampften Hand hatte. „Rattengift!“, entfuhr es ihm. „Der Kerl hat Gift genommen, Bobby.“

Robert raufte sich die kurzen Haare.

„Wollte wohl nicht zur Aussage gezwungen werden“, murmelte er. O’Hara lachte.

„Muss sich herumgesprochen haben, wie du mit gefangenen Partisanen umgehst, Bob.“

Von unten stürmten Cologgia und noch einige andere herauf.

„Sir, sehen Sie, was wir gefunden haben! Hier müssen Partisanen sein!“, rief Trooper Sam O’Hara, ein Cousin von Lieutenant Matt O’Hara, aufgeregt. Matt O’Hara lachte schallend, als er die graue Mütze mit dem violetten Mützenband sah. „Der Träger ist hier – und ziemlich tot!“

Bennett sah ihn mit einem zweifelnden Blick an, nahm Sam die Mütze ab und probierte, ob sie dem Toten passte.

„Wenn das *seine* Mütze war, hat er einen verdammt schlechten Hutmacher, Matt!“, sagte er. Die Mütze rutschte dem Toten glatt über die Ohren, war viel zu groß.

„Wir durchsuchen das Gebäude noch einmal gründlich, und dann stellen wir in jedem Stockwerk zwei Wachen auf“, entschied der Captain. Die Männer schwärmten aus, fanden aber niemanden mehr. Die Wachen zogen auf und die übrigen Männer gingen wieder schlafen.

Der Rest der Nacht blieb ruhig, aber es gab keinen, der wirklich gut geschlafen hatte. Die meisten Männer wirkten beim Frühappell übernächtigt.

„Jungs!“, rief Robert, „Heute Nacht war es ein Schreck, dass wir ungebetenen Besuch hatten. Wir werden bei diesem Einsatz hinter jeden Busch sehen müssen, um nicht weitere unliebsame Überraschungen zu erleben. Für diejenigen von euch, die schon einmal im Westen waren und Erfahrungen mit Indianern haben, ist das nichts Neues. Ich weiß, dass ungefähr zwanzig von euch schon im Indianergebiet waren. Gebt eure Erfahrungen an die weiter, die noch nie westlich von Missouri waren. Sie werden uns kein zweites Mal überraschen!“

Die Worte des Captains beruhigten die Männer doch mehr, als sie zunächst glaubten.

„Noch was: Ihr wisst, dass wir in der nächsten Zeit mit Leuten vom Confederate Provost Department zusammenarbeiten. Vergesst ihre Uniform! Vergesst, dass sie schon in vierzehn Tagen wieder unsere Feinde sein können! Wir arbeiten zusammen, sie sind eure Verbündeten im Kampf gegen diese Banditen. Denkt einfach, es wären Jungs aus New York. Von denen haben noch immer welche graue Uniformen an. In einer Stunde kommen Bruce und der Rest von unserem Haufen. Unsere grauen Partner müssten bis spätestens Mittag hier sein. Wir werden dann aufbrechen und nach diesen Mistkäfern suchen. Gut, das wär’s, Jungs. Geht an eure Arbeit!“

Bruces Truppe traf ein, kurz nach zwölf Uhr mittags erschienen auch die Konföderierten. Trotz der Tatsache, dass alle Beteiligten wussten, mit *wem* sie zusammenarbeiten wollten, blieb ein respektabler Abstand von fast fünfzig Yards, als die Südstaatler in Mason Creek einritten. Auf Roberts Kommando präsentierten die Nordstaatler die Säbel, Philip gab ein kurzes Kommando, die Säbel seiner Männer schwangen in die Luft, reckten sich kerzengerade an den Schultern der Soldaten. Aber ansonsten lastete ein drückendes Schweigen über der zerstörten Ortschaft. Robert spürte ein unangenehmes Ziehen in der Magengegend. Philips Truppe reihte sich gegenüber den Nordstaatlern auf. Einen heimlichen Beobachter hätte es nicht gewundert, wenn die Offiziere jetzt die Attacke befohlen hätten. Niemand bewegte sich. Die Spannung war unerträglich.

Dann, als ob eine einzelne Wachsfigur zum Leben erwachte, steckte Robert ohne Ankündigung den Säbel in die Scheide und marschierte die

fünfzig Yards zu Philips Pferd hin und hielt dem Bruder einfach die Hand hin. Philip nahm den Säbel in die Linke und schlug in die sich ihm einladend darbietende Hand seines Bruders ein.

„Willkommen in Mason Creek – oder in dem, was einmal Mason Creek war“, sagte Robert. Während Philip noch seine Verwirrung niederkämpfte, hatte Cash Conover sie längst überwunden. Er war vom Pferd gesprungen und umarmte Robert einfach.

„Hallo, Yankee!“, begrüßte er ihn.

Cashs unkomplizierte Art der Begrüßung war wie ein Signal. Innerhalb von Minuten war die ganze starre Ordnung zusammengebrochen, die Männer schwatzten und scherzten miteinander, als wären sie nie Feinde gewesen. Einer der Grauröcke, die Robert am lautesten begrüßten, war Joe Farnbrook. Robert war verblüfft.

„Joe, solltest du nicht besser auf dem College sein?“, fragte er. Joe grinste ihn frech an.

„Hey, Yank, sei froh, dass ich mitmache und dir den Scheißkerl vom Halse halte. Außerdem muss ich sowieso Soldat spielen, bin doch schon sechzehn! Und dann mach’ ich das lieber mit dir und deinem Bruder, Yank!“

Damit verschwand Joe im Trubel. Die Brüder Bennett sahen sich den fröhlichen blau-grauen Tumult mit einiger Freude an.

„Ob es nach dem Krieg auch so sein wird?“, fragte Philip. Robert lächelte.

„Ich würde meine Mütze drauf verwetten. Wenn sich die Seite, die den Krieg gewinnt, nicht völlig danebenbenimmt, wird es so sein.“

„Du denkst an einen Sieg des Nordens?“

Robert nickte.

„Aber zuerst denke ich daran, wie wir noch ein bisschen mehr Einigkeit unter unseren Leuten schaffen. Gemeinsame Feinde sind immer gut dafür. Und dann hoffe ich, dass diese gemeinsame Aktion den Männern – auch den Fanatikern unter ihnen – klarmacht, dass wir am stärksten sind, wenn wir zusammenarbeiten.“

Philip sah seinen Bruder einen Moment an.

„Vater hat schon Recht: Du bist und bleibst ein Idealist. Behalte deine Träume, Bob“, lächelte er nachsichtig.

„Immerhin hat mein Idealismus schon dazu geführt, dass wir es gemeinsam versuchen“, erwiderte Robert zuversichtlich.

Am Nachmittag trafen sich die Offiziere zu einer Lagebesprechung. Robert informierte die Konföderierten, dass Fort Payne praktisch verlassen vorgefunden worden sei, die Gefangenen befreit seien und in Fort Donelson in ärztlicher Behandlung wären, wobei die konföderierten Ex-Gefangenen als Gäste betrachtet würden. Zum kommenden Einsatz selbst kamen die Offiziere überein, dass es am sinnvollsten sein würde, wenn beide Gruppen den Gebirgszug, an dessen Fuß Mason Creek lag, getrennt durchkämmen sollten, die Südstaatler von Süden her, die Nordstaatler aus dem Norden kommend. In der Mitte wollte man sich dann treffen.

Am folgenden Tag, wenige Minuten nach Sonnenaufgang, war in Mason Creek nur noch das zaghaft wieder erwachende Piepsen der örtlichen Vogelwelt zu hören, die sich nach der massiven Störung durch die rund vierhundert Soldaten und ihre Pferde wieder vorsichtig aus den Nestern trauten. Mason Creek war wieder still und verlassen wie seit fast einem halben Jahr. Nur noch die Spuren im Straßenstaub erinnerten an das halbe Tausend Männer, die hier noch kurz zuvor gewesen waren.

Unmittelbar hinter der Stadtgrenze zweigte eine Straße ab, die südlich um den Gebirgszug herumführte. Als sich die Gruppen getrennt hatten und die Südstaatler hinter einer Straßenbiegung verschwunden waren, packte Robert wieder das Ziehen in der Magengegend, das er kurz vor seiner Gefangennahme gehabt hatte, das ihn – wie ihm jetzt einfiel – nur Minuten, bevor die Black-Legs vor Atlanta angegriffen hatten, befallen hatte. Er schob es darauf, dass die Partisanen in der Nähe sein mussten und wurde noch aufmerksamer als sonst.

Innerhalb der nächsten drei Stunden nahmen die Nordstaatler einige kleine Lager der Partisanen ein. Bis auf einen, der entwischen konnte, gab es keine Überlebenden bei den Jay-Hawkers.

Am Tag darauf trennte sich das Halbbataillon in drei Gruppen zu je ungefähr achtzig Mann, die den Gebirgszug in breiter Formation durchkämmten und immer wieder kleine, aber aufgegebene Lager der Partisanen fanden. Nach zwei weiteren Tagen meldete ein Trooper aus Barrys Gruppe, man habe eine Höhle gefunden. Bruce ließ halten und Tom und Robert alarmieren. Wenig später waren beide bei Barry Bruce.

„Klar, das ist Jewel Cave“, sagte Tom. „Wäre ein idealer Unterschlupf.“

„Groß?“, fragte Bruce.

„Ja, ziemlich. Ich habe hier mal gejagt und hätte mich bald darin verlaufen. Die Höhle am Cumberland ist sehr viel kleiner“, erklärte Tom. Robert drehte sich um

„Andy – ich brauche zwanzig Mann, die mit mir in die Höhle ‘runtergehen. Außerdem Fackeln, Seile und Karabiner. Barry, wir sollten unsere Leute dort stehen lassen, wo sie jetzt sind, damit uns die Guerillas nicht durch die Lappen gehen, falls wir unten welche aufstöbern.“

Bruce nickte.

Evans verschwand kurz und kam nur wenig später mit dreißig Mann an, die mit dem Captain die Höhle untersuchen wollten. Durch ein Bodenloch ließen sich die Männer in die Höhle hinunter, untersuchten sie gründlich. Es war eine wundervolle Welt, in die sie eintauchten. Im Schein der Fackeln leuchteten die Stalaktiten und Stalagmiten wie verschiedenfarbige Edelsteine, ein Umstand, der der Höhle ihren Namen gegeben hatte. Mitten in der Höhle rauschte durch ein Deckenloch ein gut fünfzig Yards hoher Wasserfall herunter. Das Rauschen des Wassers übertönte nahezu alle anderen Geräusche. Robert und seine dreißig Mann gingen vorsichtig durch die Höhle vor, als sie plötzlich auf einen riesigen, gut beleuchteten Höhlensaal stießen. Robert konnte den vordersten seiner Männer gerade noch packen, bevor er in den Lichtschein geriet.

„Bleib’ hier!“, flüsterte der Captain, als er Lance wieder zurückgeholt hatte. Die Nordstaatler waren noch durch eine Sinterbastei von dem großen Innenraum getrennt. Robert nahm die Mütze ab und lugte vorsichtig über die Bastei.

„Wow, Volltreffer!“, entfuhr es ihm leise. „Seht mal ‘runter, Jungs!“

Evans peilte über die Brüstung.

„Mensch, das sind mindestens zweihundert Mann!“, zischte Evans, leise pfeifend.

„Und sie haben keine Ahnung, dass wir hier sind! Sie können uns noch nicht gehört haben!“, grinste Robert leise. „Collie, geh’ mit drei Mann zurück, gib Tom und Barry Bescheid, dass wir die Jay-Hawker gefunden haben. Sie sollen die Dixies alarmieren, damit die im Süden Acht geben, falls hier noch welche entwischen. Und dann hätte ich gern das Agar-Gewehr, das wir mitgenommen haben.“

Collie sah den Captain fragend an.

„Das *Agar-Gewehr*?“

„Ja, ohne Karren, aber bitte die gesamte Munition für die Kiste!“

„Lass’ noch welche für Philip übrig, damit er noch was zum Anklagen hat, Bobby“, empfahl Cologgia leise. Robert machte nur eine unwillige Handbewegung und Cologgia und seine drei Mann trollten sich.

Roberts verbliebene Männer verteilten sich auf der Sinterbastei, verhielten sich leise und warteten auf Cologgia. Nur zehn Minuten später robbten weitere fünfzig Unionssoldaten in die Höhle, angeführt von Tom Craig.

„Barry riegelt mit den Leuten oben alles ab“, berichtete er leise. „Matt O’Hara ist zu den Dixies unterwegs, damit sie den südlichen Ausgang sperren können.“

„Gut, wann können wir losschlagen?“, fragte Robert. Tom sah auf die Uhr.

„Barry ist oben fertig. Wo Matt die Grauen trifft, weiß ich natürlich nicht.“

Robert nickte und lud das mitgebrachte Agar-Gewehr.

„Willst du ohne Warnung schießen?“, fragte Tom entsetzt.

„Tom, unser Job ist es, diese Bande zu vernichten. Und das werde ich mit einigem Vergnügen tun. Von Verhaften hat keiner was gesagt“, knurrte Robert. Lieutenant Collins, Toms Second-Lieutenant, schlich herbei.

„Vielleicht ergeben sie sich, wenn wir sie dazu auffordern, Sir“, mutmaßte er. Bevor Robert antworten konnte, hatte Tom Collins schon die Erlaubnis gegeben. Jeff Collins stand auf und rief hinunter:

„Partisanen, die Höhle ist umstellt. Ergebt euch!“

Fast im selben Augenblick krachte eine ganze Salve von Schüssen der Partisanen, die mit tödlicher Präzision reagierten. Collins wurde von der Wucht der Geschosse zurückgeworfen, die ihn trafen. Der junge Mann war schon tot, bevor er an die Wand geschleudert wurde. Robert knurrte zornig, lud durch und schoss, was der Lauf seines Maschinengewehrs hergab. Die übrigen Unionssoldaten schossen gleichfalls nahezu ununterbrochen. In wenigen Minuten war die Höhle erfüllt vom Krachen der Schüsse und vom Pulverdampf. Der künstliche Nebel des Pulverrauchs kam den Partisanen zugute, die nicht wussten, mit wie vielen Gegnern sie es zu tun hatten und sich deshalb lieber aus der Höhle zurückzogen. Im Pulverdampf ließ sich kein Gegner mehr ausmachen.

Die Nordstaatler zogen sich deshalb ebenfalls aus der Höhle zurück und ließen sich hinaufziehen. Oben war bereits hektische Betriebsamkeit.

„Aus einigen Löchern im Boden sind Partisanen gekommen. Lieutenant North verfolgt sie mit hundert Mann“, erklärte Barry.

„Wir lassen die Gitter in der Falle ‘runter!“, entschied Robert. „Ich glaube, wir haben sie.“

Die Unionssoldaten saßen eilig auf, und gingen in einer Halbkreisbewegung weiter vor. Dabei übersah einer am äußersten rechten Rand ein Loch, aus dem gerade ein schwarzhaariger Kopf herausschaute. Yancey Morrows zog den Kopf schnell wieder ein.

„Elmer, wir warten noch zehn Minuten. Dann sind diese Holzköpfe weg“, sagte er leise zu seinem Sergeant, der den gefangenen Heywords ersetzt hatte. Er sah in die Gesichter seiner Männer. „Wir setzen uns nach Westen ab, zum See. Dort werden sie uns nicht vermuten.“

Die Männer nickten, dann verließen sie vorsichtig das Loch, trennten sich, um auf verschiedenen Wegen zum Treffpunkt zu kommen.

Die Jäger in Blau und Grau trafen sich ziemlich in der Mitte des Höhenzuges. Die Partisanen waren wie vom Erdboden verschluckt.

„Mist!“, fluchte Robert drastisch. „Die können sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!“

„Nein“, gestand Martin zu, „aber sie können sich vielleicht in andere Löcher verdrückt haben, so dass sie buchstäblich vom Erdboden verschluckt worden sind. Der Boden hier ist löchrig wie ein Schweizer Käse.“

„Na gut“, seufzte Robert, „untersuchen wir noch mal die Höhle.“

Die Höhle war leer; aber es fanden sich Spuren, die darauf hinwiesen, dass die Partisanen sich durch die zahlreichen Ausgänge den Verfolgern entzogen hatten. Sie suchten schon zwei Stunden in der Höhle, als Robert Martin wieder traf.

„Wo steckt eigentlich Phil?“, fragte er.

„Wir haben das Kommando geteilt. Phil wollte nach Westen, in Richtung See. Er hat dort Spuren entdeckt, die auf Yancey und seine Genossen hinweisen“, gab Martin zurück.

„Du solltest ihm jemanden schicken, der ihn warnt. Wir wissen nicht, wie viele hier entwischt sind!“, empfahl Robert. Martin nickte und rief nach Cash Conover. Barry Bruce brach die weitere Suche in der Höhle ab, als sich herausstellte, dass sie leer war.

Als sie die Höhle verließen, war in der Ferne Schlachtenlärm zu hören. Betroffen sahen sich die Männer an.

„Tummeln sich hier noch andere außer uns?“, fragte Tom. Robert schüttelte den Kopf.

„Unseren Truppen wurde die Anweisung gegeben, sich aus diesem Gebiet zurückzuziehen.“

„Außer uns ist auch niemand mehr von unserer Armee hier“, sagte Martin.

„Das kann nur bedeuten ...“, setzte Bruce an.

„... dass Philip und seine Leute mit den Jay-Hawkers zusammengestoßen sind. Los, Martin, führ’ uns!“, rief Robert und war mit einem Satz auf Rover. Martin beschrieb knapp den Weg, falls sich die große Truppe verlieren sollte, dann preschten die vereinten Jäger durch den Bergwald nach Westen. Die Durchsuchung der Höhle hatte Zeit gekostet, der Kampf mit den Partisanen hatte Verluste gefordert. An einer Weggabelung verloren sich die Gruppen dann auch noch aus den Augen. Robert wollte nicht mit mühsamer Spurensuche auf felsigem Grund noch mehr Zeit verlieren. Martin hatte den Weg beschrieben und Robert hatte ermittelt, dass sie in etwa am südlichen Ende des Sees herauskommen würden. Wahrscheinlich würde Martin mit seinen Männern von Norden kommen.

Martins Leute erreichten den Stausee tatsächlich früher – und von der falschen Seite. Sie ritten den Partisanen an der gleichen Stelle in den Hinterhalt, in den schon Philip und seine Männer geraten waren. Zum Umkehren war es zu spät. Sie suchten sich Deckung, soweit es eben möglich war.

„Wo Robert bloß bleibt?“, fluchte Martin, während er den Kopf tief hinter einem umgefallenen Kiefernbaum duckte.

„Sie müssen von dort kommen, Sir. Wenn sie die Weggabelung links herum geritten sind, kommen sie von Süden“, prophezeite Conover, der neben ihm in Deckung lag. Vorsichtig lugte er über den Baumstamm.

„Teufel, da ist alles tot“, knurrte er. Neben ihm peitschte eine Kugel eben über den Stamm, riss die Borke weg. Cash tauchte erschrocken unter.

Bennett, Bruce und Craig fluchten wie die Vollmatrosen, als ihnen eine tiefe und breite Erdspalte den Weg versperrte. Das Halbbataillon wandte sich nach rechts und jagte an der Spalte entlang. Nach einer guten halben Stunde hatten sie einen Übergang an einem Erdrutsch gefunden. Dann hatten sie endlich freien Weg. Schon von weitem hörten sie das Gewehrgeknatter vom See. Ohne dass jemand Nat Joshua den Befehl gegeben hatte, hob der sein Horn und blies zur Attacke. In den Händen der Kavalleristen blitzten ebenso ohne Befehl die Säbel auf. Die beiden Schwadronen der 7th US-Cavalry fielen den Partisanen praktisch in den Rücken.

Das Hornsignal wurde auch von den Südstaatlern gehört, die immer noch in Deckung lagen und kaum die Köpfe zu heben wagten. Martin grinste.

„Hätte nie gedacht, dass ich mich über dieses Signal mal so freuen würde!“, stieß er hervor. „Auf, Jungs! Attacke!“, rief er. Er und seine Soldaten sprangen praktisch gleichzeitig aus der Deckung und stürmten mit einem ohrenbetäubenden Rebellengeschrei auf die Stellungen der Jay-Hawker zu. Diese waren nicht gut gesichert, aber Yanceys Männer konnten schießen. Martins Kommando schmolz zusehends. Neben dem Captain brach Conover getroffen zusammen. Dann hatten die ersten Männer Martins die Stellungen erreicht. Augenblicklich zerriss man sich dort im Nahkampf.

Fast gleichzeitig erreichten die Nordstaatler den Platz und griffen von hinten ein. Die nun von zwei Seiten angegriffenen Partisanen versuchten, sich zum Hang zurückzuziehen. Martins Leute versuchten, ihnen den Weg abzuschneiden aber vergeblich! Den Guerillas gelang die Flucht hangaufwärts, jedenfalls einem Teil von ihnen. Die Scharfschützen der Jagdgenossen schossen noch gut die Hälfte der Freischärler am Hang ab, aber ein Großteil von ihnen war plötzlich weg. Die Unionssoldaten hatten sich mit den von Norden gekommenen Konföderierten gemischt und gingen gemeinsam gegen die Fliehenden vor. Bruce sah ein, dass sie niemanden mehr erwischen würden und ließ zum Rückzug blasen. Robert Bennett ließ sich davon überhaupt nicht beeindrucken. Er hetzte einem fliehenden Mann der Morrows-Truppe hinterher. Der Mann war waffenlos und hatte einfach keine Chance gegen den wie einen Rachegott wütenden Robert Bennett. Erst Bruces scharfer Befehl:

„*Zurück, Bennett!“,* stoppte Robert und rettete den Jay-Hawker, der plötzlich weg war. Robert wendete Rover und ritt langsam zurück.

„Bist du völlig närrisch geworden?“, herrschte Bruce den ausgerasteten Captain an. Robert zog schweigend Säbel und Revolver und ließ sie vor Bruce fallen.

„Wenn du mit meiner Arbeit nicht zufrieden bist, kann ich ja die Flagge streichen!“, grunzte er. Barry Bruce hob die Waffen auf und gab sie Corporal Stanton, der neben ihm stand.

„Komm *sofort* von deinem Gaul ‘runter!“, befahl der Major in einem solch gefährlich leisen Ton, dass allen, die es hörten, ein Schauer über den Rücken lief. Mürrisch saß Robert ab. Bruce holte ohne Warnung aus und verpasste Bennett rechts und links saftige Ohrfeigen.

„Hoffentlich bist du jetzt wieder klar im Kopf!“, knurrte er dann. Robert schüttelte sich und wollte zurückschlagen, aber Martin und Thomas hielten ihn rechtzeitig fest.

„Halt! Er hat Recht!“, wies Martin den wütenden Freund zurecht. Er schüttelte Robert, der wie von Sinnen zu sein schien. „Nimm wieder Vernunft an! So kenne ich dich nicht.“

„Warum habt ihr mich zurückgepfiffen?“, fragte Robert tonlos, als er merkte, dass er sich aus dem Griff seiner Freunde nicht befreien konnte und resigniert den Widerstand aufgab.

„Weil du beinahe einen Waffenlosen erschlagen hättest“, erinnerte Bruce wütend.

„Ha!“, entfuhr es Robert bitter. „Ist er vielleicht jetzt, nachdem er seine Waffen bei dem Scharmützel verloren hat! Aber morgen hat wieder ‘ne Bleispritze in der Hand und nimmt uns wieder aufs Korn!“, orakelte er zornig.

„*Shut up*!“, donnerte Bruce. „Wenn es *eine* Ähnlichkeit zwischen dir und deinem Vater gibt, dann ist es euer unerbittlicher Hass auf gewisse Leute! Dein Vater rastet aus, wenn er Indianer riecht, und du, wenn du Partisanen witterst! Wenn du nicht auf den Boden zurückkommst, schicke ich dich nach Donelson zurück – unter Arrest, verstanden?“, fuhr er Robert an.

„Ja, Sir!“, bestätigte Robert eisig.

„Los, Jungs, wir sammeln die Reste ein. Verwundete Partisanen haltet mir von Bennett fern, sonst bringt er sie um! Marsch!“

Robert winkte seinen Leuten, sie nahmen sich Decken, um Verwundete einzusammeln. Zu Bruces Verblüffung steuerten sie eine ganz bestimmte Stelle auf der Walstatt an, auf der nur graue Uniformen zu sehen waren. Bruce winkte Moore und Cologgia und folgte mit ihnen unauffällig Robert und seinen Männern, die auf den Wink des Captains die dort Liegenden untersuchten, welche aufhoben und zusammentrugen. Die drei Verfolger schlichen hinter Robert selbst her, der niederkniete und sich mit einem anscheinend Gefallenen beschäftigte.

„Guter Gott! Jetzt verstehe ich, weshalb er so abgedreht ist!“, murmelte Martin. „Das ist Philip!“

Robert arbeitete hektisch, merkte nichts von den Männern, die ihn beobachteten. Verzweifelt versuchte er die starke Blutung zu stillen, die sich aus Philips rechtem Oberschenkel ergoss.

„Robert ...“, sprach Bruce ihn leise an. Bennett zuckte herum, blitzte den Major wütend an.

„Hau ab!“, zischte er. „Ich bin verdammt schwer beschäftigt! Lass’ mich wenigstens *jetzt* in Ruhe!“

Deutlich sichtbar hatte Robert Tränen in den Augen, wischte sich zornig über das verschwitzte Gesicht. Bruce sah ein, dass er in einem völlig unpassenden Moment hinter seinem Captain her spionierte. Schweigend zog er sich mit Martin zurück, aber Cologgia blieb stehen.

„Kann ich dir helfen, Capitano?“, fragte er sanft. Robert seufzte.

„Ja, du kannst die Wunde zu hexen! Ich krieg’ die Blutung nicht zum Stillstand.“

„*Aspetta*, Capitano“, sagte Collie und nahm seine Hosenträger ab. Er kniete auf der anderen Seite des Verwundeten nieder.

„Du schneidest ihm die Hose auf und ich binde die Wunde ab“, sagte er dann. Robert nickte und schlitzte Philips Hose auf. Cologgia schnürte das Bein direkt am Übergang vom Becken ab. Die Blutung aus dem Bein versiegte langsam.

„Oh, Schei...ße!“, entfuhr es Robert ungewohnt vulgär. Das Geschoss, das Philips rechtes Bein durchschlagen hatte, hatte auch den rechten Hoden verletzt.

„Bruderherz, ich muss dir scheußlich wehtun, aber es geht nicht anders“, murmelte er, als ob Philip ihn hören konnte. Robert zog den Schnürsenkel, mit dem der obere Teil des Stiefelschaftes in der Weite verstellt werden konnte, aus Philips rechtem Stiefel und schnürte mit verkniffenem Gesicht auch den Hoden ab. Die Blutung ließ langsam nach.

„Gott sei Dank ist er ohne Bewusstsein, sonst würde er das Blaue vom Himmel ‘runter schreien.“

Aus der Tasche, die er bei sich hatte, nahm Cologgia Verbandszeug und deckte die großen Wunden ab. Dann luden sie Philip auf ihre Decke und brachten ihn zum Sammelplatz.

„Ich glaube, Barry wird es Leid tun, dass er dich so zusammengestaucht hat“, sagte Umberto. Robert zuckte mit den Schultern.

„War vielleicht richtig so. Wär’ ich hinter dem Mistkerl weiter her gehetzt, wäre Philip mit Sicherheit verblutet. Hätte Barry mich nicht zurückgeholt, wär’ ich den Hunden bis ans Ende der Welt gefolgt – und Philip wäre draufgegangen.“

Umberto drehte sich schmunzelnd um.

„Wie dein Vater hinter den Assiniboins, hm?“

„Mit dem Unterschied, dass mein Vater *alle* Indianer hetzt, nicht nur die Assiniboins. Das kann man von mir in Sachen Dixies wohl kaum behaupten“, gab Robert zurück.

„Nein, aber Partisan ist für dich Partisan. Da machst auch *du* keine Unterschiede“, stellte Cologgia fest. Robert bemerkte zu seiner eigenen Verblüffung, dass der Sergeant mitten ins Schwarze getroffen hatte.

Am Sammelplatz hatten die Männer die Toten schon zurechtgelegt. Es waren gut hundert tote Jay-Hawker, aber Morrows war nicht darunter. Dafür lagen Cash Conover, Tony Pembroke und Sam O’Hara mit bei den Toten – und auch der junge Joseph Farnbrook war gefallen. Gary Hart und Matt O’Hara, Frank Craig und Tim Nott waren schwer verwundet. Ob Mark Ashley den linken Arm behalten würde, war mehr als fraglich. Der Knochen schien zersplittert zu sein. Und an Philips Überleben wagte Robert im Augenblick nicht zu glauben. Er sah Major Bruce an, der nur den Kopf schüttelte.

„Ich glaube, die sind weg“, sagte der Major. „Wir konnten sie nicht mehr finden. Willst du noch mal nach Spuren suchen?“

Robert nickte.

Er suchte sich zehn Mann und untersuchte den Hügel. Gegen Abend hatten sie wohl an die dreißig Kuhlen und Höhlen unterschiedlichster Größe untersucht. Spuren waren reichlich vorhanden, aber niemand, zu dem sie gehörten. Die Spuren verliefen buchstäblich im Sand. Die Spuren hörten einfach auf, als seien die Verursacher davongeflogen. Evans betrat vorsichtig eine der Spuren, als sich die Erde unter ihm auftat und Cologgia und Bennett ihn gerade noch festhalten konnten. Er hatte ein Moospolster herunter getreten, das über einem der vielen Höhleneingänge lag. Cologgia ließ sich abseilen. Als Evans und Bennett ihn wieder hinaufzogen, schüttelte er den Kopf.

„*Niente*!“, sagte er. „Tausende von Spuren, aber da hinten ist eine große Felsplatte und dann ein Ausgang, der ebenfalls felsigen Untergrund hat. Die sind weg.“

Robert untersuchte die Spuren in dem Hohlraum noch einmal selbst. Die Spuren sprachen dafür, dass die Partisanen die Höhlung, die zum Stausee offen war, getrennt verlassen hatten. Am Ausgang fanden sich Hufspuren, die darauf hindeuteten, dass sie sich zerstreut hatten, vielleicht, um sich an einem geheimen Ort zu treffen. Aber wo, das blieb ihr Geheimnis. Die Partisanen, es mochten noch knapp zwanzig sein, waren unwiderruflich

weg! Seufzend kehrte Robert an die Oberfläche zurück und berichtete Barry von den Ermittlungen.

„Dann hat es keinen Sinn mehr“, sagte der Major. „Wir brechen die Jagd ab. Neunzig Prozent der Lumpen haben wir erwischt. Ich sehe keine weitere Erfolgschance mehr“, entschied der Major. Robert nickte nur und ging niedergeschlagen zurück zum Sammelplatz.

Kapitel 28

Väterliche Denkzettel

Nur widerwillig fügte Robert sich in Barry Bruces Befehl, die weitere Jagd abzubrechen.

„Robert, es wird Zeit, dass du wieder normal wirst“, mahnte Major Bruce. „Seit du die Erlaubnis für die Partisanenjagd bekommen hast, erkenne ich dich kaum wieder. Komm zu dir, verdammt!“

Robert nickte zerstreut. Er war mit seinen Gedanken ganz woanders.

„Barry, Philip hat schwer was abbekommen“, sagte er nach einer Weile langsam. „Ich möchte ihn zu Lucas Craig bringen. Vielleicht kann er ihm helfen.“

Bruce legte Robert eine Hand auf die Schulter.

„Ich möchte dich um Entschuldigung bitten. Ich habe dich im unpassendsten Moment zusammengefaltet. Tut mir Leid“, sagte er.

„Ist schon gut. Du hast Philip damit vermutlich das Leben gerettet. Er muss jetzt aber so schnell wie möglich in ärztliche Behandlung. Meine Fähigkeiten sind da begrenzt“, erwiderte Robert.

„Ja, ist in Ordnung. Hau ab. Nimm dir ‘ne Eskorte mit, falls die restlichen Partisanen auftauchen sollten“, gab Bruce zurück.

„Kann ich das Agar mitnehmen?“, fragte Robert.

„Sonst geht’s dir gut, ja?“, lachte Bruce auf. „Na gut, von mir aus. Nimm’s mit. Aber bring’ es ja wieder zurück, sonst macht dein Vater Falschen Hasen aus mir“, wies Bruce Robert spöttisch an. Wenn er jemandem wertvolle Waffen anvertrauen konnte, dann sicher Robert. Er sah den Captain einen Moment an.

„So bist du mir schon lieber, wenn du Philip zum Arzt bringen willst. Ich weiß von nichts. Bei Doc Craig ist dein Bruder sicher.“

„Danke, Barry. Ethan!“, rief er dann seinen Second-Lieutenant.

Ethan North war gleich zur Stelle.

„Ja?“

„Ethan, ich hab’ noch was zu erledigen. Bring’ du die Leute nach Hause. Ich komme in ein oder zwei Tagen nach.“

Lieutenant North sah seinen Vorgesetzten misstrauisch an.

„Was hast du vor, Bob? Willst du Gefangene umlegen?“, fragte er nach und sah auf die zehn oder zwölf Partisanen, die den vereinten Jägern in die Hände gefallen waren.

„Nein, ich will meinen Bruder zum Arzt bringen. Die gefangenen Mistkäfer nimmst du mit. Keine Gefahr für diese Kojoten. Einige dich nur mit Martin Moore, welche er fürs Confederate Provost Department beansprucht.“

„Ist gut. Ich sorge dafür, dass in Donelson keiner bleibt. Sonst begehst du noch Gefangenenmord“, erwiderte North. Robert lächelte.

„Wie du’s machst, ist mir gleich. Hauptsache, ich muss die Visagen nie wieder sehen!“, sagte er und ging zu dem Wagen, in den seine Männer Philip gelegt hatten.

Vorsichtig stieg Robert ein und sah seinen Bruder eine Weile an.

‚Alles meine Schuld! Warum habe ich dich nur dazu überredet?’, dachte er bei sich. Er wusste nicht, wie lange er schon dort saß, als er eine Hand auf der Schulter spürte. Robert sah auf und bemerkte Tom Craig neben sich.

„Ich habe dich noch nie so erlebt wie heute. Gegen dich müssen die Berserker ein freundliches Volk gewesen sein. Aber jetzt habe ich verstanden“, sagte Tom leise. Er deutete mit einem Kopfnicken auf Philip.

„Wird er wieder?“, fragte er besorgt. Robert zuckte mit den Schultern.

„Ich weiß es nicht. Ich habe nicht die Qualitäten deines Onkels oder deiner Schwester. Ich verstehe davon kaum mehr, als dass ich weiß, wie man Verbände macht. Lucas hat mir noch beigebracht, wann und wie man ‘ne Betäubungsspritze setzt, aber das war’s dann auch. Im Moment halte ich es für unwahrscheinlich, dass er überhaupt überlebt. Das rechte Bein ist knapp unterhalb der Hüfte durchschossen – und daneben hat’s auch was erwischt!“

„Und was?“, bohrte Tom neugierig. Er bereute seine Neugier sofort, als Robert wortlos die Wundabdeckung abhob. Philips Unterleib war blutverschmiert. Deutlich war der Durchschuss unter dem Oberschenkelansatz zu erkennen – und der nur noch halb vorhandene Hoden.

„Oh, Gott!“, entfuhr es Tom. Er wurde kreideweiß, war kurz davor, sich übergeben zu müssen.

„Collie und ich konnten die Blutung zwar stoppen, aber ich weiß nicht, wie viel Blut er schon verloren hatte, als ich ihn fand. Ich fürchte, er wird

wie am Spieß schreien, wenn er aufwacht. Da tut's einfach besonders weh", sagte Robert leise. „Fährst du?", fragte er dann. Tom nickte und setzte sich auf den Bock des Wagens. Langsam fuhr er an und manövrierte den Planwagen ganz vorsichtig um jedes Schlagloch herum, das auf der Straße war. Sergeant Cologgia und Trooper Lance ritten als Eskorte hinterher. Robert blieb bei Philip im Wagen. Das Agar-Gewehr, jenes kleine Maschinengewehr mit der unglaublichen Schussfolge von hundertzwanzig Schuss pro Minute, war hinten auf dem Wagen zu Philips Füßen. Wehe dem, der versuchen wollte, das Gefährt von hinten zu attackieren!

Als sie am Abend rasteten, kam Philip zu sich. Er fuhr heftig auf und schrie vor Schmerzen. Robert und Homer Lance hielten ihn fest.

„Ruhig! Nicht bewegen!", sagte Robert beruhigend. Er winkte Lance, der Philip ein Aststück als Beißholz zwischen die Zähne schob. Philip liefen Tränen und Schweiß über das Gesicht. Jede Frage, ob er Schmerzen hatte, war überflüssig. Robert atmete tief durch, zog eine Spritze mit Opium auf.

„Gebe Gott, dass ich treffe", flüsterte er und setzte die Spritze. Es dauerte eine Weile, bis Philips krampfartige Anspannung nachließ und das Opium wirkte. Das Mittel wirkte stark schmerzstillend, aber nicht unbedingt bewusstseinsaufhebend.

„Gott im Himmel, was ist das?", ächzte Philip, sehr benommen.

„Opium. Du wirst dich recht flau fühlen, aber immer noch besser, als wenn du dir die Lunge zerbrüllst", erwiderte Robert und wischte ihm vorsichtig das Gesicht ab.

„Was ist mit dem Bein?", fragte Philip.

„Durchschossen, aber noch dran. Eine Amputation habe ich nicht riskiert. Ich bin nicht Dr. Craig. Nur, ob du und deine Frau jemals Kinder haben werdet, wage ich anzuzweifeln", gab Robert zurück.

„Ganz ab?", erkundigte Philip sich mit schreckgeweiteten Augen.

„Nein, aber teilweise das, was dahinter ist", seufzte Robert. „Wir bringen dich zu Dr. Craig nach Dover. Schätze, der kann dir helfen."

Philip schüttelte langsam den Kopf. Die Opiumnarkose legte seine Reflexe weitgehend lahm.

„Nein, nicht dorthin. Bitte, Bobby, bring' mich nach Munfordville. Bring' mich zu Pammy", bat er mit unsicherer Stimme.

„Ich habe keine Ahnung, ob deine Frau überhaupt noch dort ist. Außerdem: Wir haben nicht alle Partisanen erwischt. Yancey und geschätzt

zwanzig seiner Leute haben überlebt und sind entwischt. Falls Pam tatsächlich auf der Morrows-Farm ist, könnten sie dort Unterschlupf suchen. Du wärst in größter Gefahr, Phil!“, wehrte Robert erschrocken ab.

„Bobby, ich ... ich möchte nicht sterben, ohne Pammy ... noch mal gesehen zu haben. Ich ... ich war so lange nicht mehr bei ihr. Bitte!“

„Du wärst bei Lucas bestimmt besser aufgehoben“, bemerkte Robert. Aber Philip hatte sich im halben Opiumrausch völlig in die Idee verrannt, heimzukehren.

„Nein, Munfordville!“, beharrte er. Robert seufzte tief. Philip ganz bis dorthin zu bringen war auch ohne Gefahr durch Guerillas ein großes Risiko. Jede zusätzliche Meile Transport bedeutete eine stärkere Gefährdung des Verwundeten. Er wollte noch widersprechen, aber dann gab er es auf, weil er merkte, dass Philip seine Mahnung nicht wahrnehmen würde.

„Na gut. Du musst es wissen. Ich hoffe, wir bringen dich lebend hin. Erschein’ mir aber nicht später als Geist aus dem Jenseits und beschwer’ dich, wenn es nicht klappt!“

In den nächsten zwei Tagen versuchte Robert noch mehrfach, Philip umzustimmen, aber der wollte nichts davon wissen, nach Dover zu kommen. Tom Craig setzte den brüderlichen Überredungsversuchen schließlich ein Ende.

„Robert – mit den Verletzungen überlebt er nicht. Ich wette, auch Lucas könnte ihm nicht mehr helfen! Gib nach. Wir bringen ihn zu seiner Frau, wenn er es unbedingt will. Red’ nicht länger auf ihn ein, wie auf einen lahmen Gaul. Er kriegt es doch nicht mit“, sagte er so leise, dass Philip es nicht hörte.

„Vielleicht hast du Recht. Ist wohl egoistisch von mir“, räumte Robert ein. Am dritten Tag erreichten sie Tennessee Ridge. Auch wenn die Versuchung groß war, mit Philip zu Dr. Craig zu fahren, verluden sie Philip in die Eisenbahn nach Munfordville. Pferde und Wagen kamen in einen offenen Transportwaggon, die Soldaten und ihr Verwundeter reisten im Personenwagen bis nach Bowling Green in Kentucky. Vor dort führte Robert den Wagen auf dem Weg, den er noch gut in Erinnerung hatte.

Am späten Nachmittag, schon in der Dämmerung, erreichte der Wagen mit seiner Eskorte die Farm der Morrows, die verlassen wirkte. Robert stutzte, lenkte dann sein Pferd neben den Wagen und beugte sich hinüber.

„He, Philip, bist du wach?“, rief er hinein. Ein Brummen aus dem Wagen bestätigte es. „Bist du sicher, dass wir hier richtig sind? Sieht ziemlich tot aus, richtig verlassen“, bemerkte er.

„Klopf’ wenigstens“, kam es aus dem Wagen.

Schulterzuckend ritt Robert vor, stieg vor dem Haupthaus vom Pferd. Der mehr als zwei Jahre zuvor niedergebrannte Stall bestand noch immer aus schwarzen Ruinen. Über dem ganzen Hof lastete eine fast unheimliche Stille. Robert ging vorsichtig auf das Haupthaus zu, immer auf der Hut vor einem Angriff. Das dunkle Gefühl einer Gefahr meldete sich wieder in seinem Magen. Schließlich musste er die Farm als die Höhle des Löwen betrachten. Mit offenem Revolverholster klopfte Robert an. Nach einigen Versuchen fragte eine weibliche Stimme, wer da sei.

„Captain Bennett, US-Cavalry. Bitte öffnen Sie, Mrs. Bennett“, gab er zurück. Die Tür wurde einen Spalt geöffnet, unübersehbar noch von einer starken Vorlegekette gesichert.

„Dies ist Morrows’ Farm. Wie kommen Sie auf den Namen, Captain?“, fragte die Frau durch den Spalt.

„Wenn Sie die Schwester von Mr. Yancey Morton Morrows sind, sind Sie mit Major Philip Bennett verheiratet – und zwar seit Ende 1861. Folglich muss Ihr Familienname wohl Bennett sein, oder?“, erwiderte Robert.

„Was wollen Sie von mir?“

„Ist Ihr Bruder hier?“, fragte Robert. Pamela Bennett stutzte.

„Nein, der ist schon seit gut zwei Jahren nicht mehr hier gewesen. Weshalb suchen Sie ihn?“, fragte sie.

„Zunächst suche ich nicht *ihn*. Mir ist nur wichtig, dass er nicht hier ist und auch nicht in nächster Zeit erwartet wird. Ich habe meinen Bruder – Ihren Ehemann – im Wagen. Er ist schwer verwundet und es wäre ausgesprochen ungesund, wenn Yancey ihn in dem Zustand hier fände. Aber er wollte unbedingt hierher.“

„Was?“, entfuhr es Pamela. Alle Angst vor Yankees vergessend riss sie die Tür ganz auf.

„Philip!“, rief sie und stürmte hinaus zum Wagen. Robert konnte gerade noch beiseitetreten, um nicht umgerannt zu werden.

Pamela sah in den Wagen, wo Cologgia neben Philip saß. Der Verwundete war wieder eingeschlafen.

„Ihr Mörder! Ihr Verbrecher! Hängen sollte man euch verdammte Blaubäuche!“, fluchte sie, schwieg dann aber erschrocken, als sie eine

Hand auf der Schulter spürte. Ängstlich sah sie sich um und bemerkte den Captain hinter sich.

„Das, liebe Schwägerin, haben nicht wir Yankees angerichtet, sondern mein absolut verhasster Schwager Yancey Morton Morrows, Ihr Bruder“, sagte er. Pam stützte die Hände in die Hüften und blitzte Robert wütend an.

„Typisch Yankee! Alles auf andere schieben, nur nicht für die eigenen Taten einstehen wollen!“, giftete sie.

„Ich verstehe Ihren Zorn, Mrs. Bennett, nur Sie beschimpfen die Falschen“, erwiderte Robert ruhig. „Fragen Sie am besten Philip selbst, wer ihm das Bein zerschossen hat und es fraglich gemacht hat, ob er je wird Kinder zeugen können. Dann unterhalten wir uns weiter.“

Pamela drehte sich heftig um.

„Bei den heutigen Methoden wird er es kaum wissen!“, versetzte sie. Robert zog spöttisch eine Augenbraue hoch.

„Ich weiß. Es ist die Spezialität Ihres Bruders, sich hinter Büschen und Hecken auf die Lauer zu legen, bis ihm jemand vor die Flinte läuft. Hat er mir gegenüber jedenfalls mal zugegeben“, erwiderte er.

„Sie beleidigen einen tapferen Offizier der Konföderation!“, fuhr Pamela ihren Schwager an. Plötzlich wurde ihr bewusst, dass sie mitten unter vier Yankees stand. Tom war vom Wagen abgestiegen, Lance war vom Pferd gestiegen und ebenfalls hinten zum Wagen gekommen.

„Mrs. Bennett, Ihr Bruder *war* mal konföderierter Offizier. Inzwischen hat er der Konföderation nachweislich rund einhundertzehntausend Dollar in Gold gestohlen, wie Philip ermittelt hat, und bekämpft die Konföderation mindestens ebenso heftig wie uns“, erklärte Robert beinahe sanftmütig.

„Ist das wahr?“, fragte Pamela, völlig ernüchtert.

„Ist es. Aber uns glauben Sie das sowieso nicht“, grinste Tom. „Wohin dürfen wir Ihren Gatten bringen, Mrs. Bennett?“, frage er dann.

„Kommen Sie, ich zeige Ihnen das Zimmer“, sagte sie leise und ging voraus. Cologgia und Lance hoben Philip vorsichtig vom Wagen und trugen ihn ins Haus.

Robert ließ es sich nicht nehmen, bei Philip zu bleiben, bis er wieder aufwachte. Pamela sah hin und wieder zu ihm hinüber. Er saß auf der anderen Seite des Bettes, in das seine Männer Philip gelegt hatten. Robert spürte ihren prüfenden Blick.

„Wie kommt es, dass eine überzeugte Südstaatlerin wie Sie in Kentucky lebt, einem Staat, der immer von der Union kontrolliert wurde?“, fragte er. Seine Frage schien sie aus ihren Gedanken aufzuschrecken.

„Wir ...wir haben *immer* hier gewohnt“, erwiderte sie verblüfft. Robert lächelte freundlich.

„Ja, schon. Aber wie haben Sie sich halten können? Nach Kriegsausbruch, meine ich?“, präzisierte er seine Frage. Pamela schnaubte verächtlich.

„Bevor ich einem Yankee meine kleinen Geheimnisse verrate, müssten Sie mich schon ...“

„Sie sind die Frau meines Bruders, Mrs. Bennett“, unterbrach Robert sie kühl. „Es mag mir vielleicht nicht gefallen, aber ich habe meinem Bruder keine Vorschriften zu machen, wen er heiratet. Zunächst unterstelle ich, dass er Sie aus Liebe geheiratet hat. So nehme ich mal an, dass mein Bruder seine Gründe für diese Liebe hatte. Liebe hinterfragt man nicht, man kann sie nur zur Kenntnis nehmen. Ich freue mich für Philip, wenn er in Ihnen die Frau gefunden hat, die er liebt und die seine Liebe erwidert. Wenn Sie mir nicht anderweitig Grund geben, grob zu werden, werde ich Sie mit dem gleichen Respekt und dem Entgegenkommen behandeln, mit der gleichen Liebe, die ich auch meinem Bruder gebe. Sie können also unbesorgt sein, was Grobheiten meinerseits betrifft.“

„Captain, ich werde Ihnen keinerlei Auskünfte geben, bis Philip mir nicht Ihre Geschichte bestätigt hat“, erklärte die junge Frau distanziert. Robert nickte.

„Kann ich verstehen“, sagte er.

„Dann gehen Sie jetzt bitte“, forderte sie Robert auf.

Er sah sie geradeheraus an.

„Nein, Mrs. Bennett, ich werde *nicht* gehen. Ich habe meinen Bruder nur mit Mühe am Leben halten können. Sie sind die Schwester eines Mannes, der unser beider Todfeind ist. Mir hat Yancey schon sein Zeichen eingebrannt und mir ungefähr dreißig Peitschenhiebe übergezogen. Ich werde hier nicht weggehen, wenn ich nicht absolut sicher sein kann, dass Philip hier kein weiteres Leid zugefügt wird. Wenn ich diese Sicherheit nicht habe, bringe ich ihn auch gegen seinen Willen zu meinem Hausarzt. Ich werde ihn nicht in Gefahr zurücklassen“, versetzte Robert.

„Mein Mann ist Ihr Feind, Captain. Was liegt Ihnen an ihm?“

„Er mag eine graue Uniform tragen, Ma’am. Das mag ihn offiziell zu meinem Feind machen. Er mag Ansichten zur Selbstbestimmung der Ein-

zelstaaten vertreten, die ich nicht teilen kann. Aber er ist und bleibt mein Bruder – auch wenn wir schon miteinander gefochten haben und durchaus aufeinander geschossen haben. Aber seit Oktober letzten Jahres bekämpfen wir einen gemeinsamen Feind. Ich mag es Ihnen gegenüber gar nicht sagen, aber es ist Yancey. Aber Philip – nein, der ist gewiss nicht mein Feind und ich bin nicht der seine. Wir sind Brüder."

„Und doch versuchen Sie gerade, einen Keil zwischen mich und *meinen* Bruder, nämlich Yancey, zu treiben", gab Pamela zurück. Robert schüttelte den Kopf.

„Nein, lassen Sie sich von Philip die Sachlage erklären. Ich denke, ihm werden Sie eher glauben, als mir und meinen Begleitern."

Philip erwachte Stunden später, schrie wieder vor Schmerzen. Er packte den rechten Arm seines Bruders, klammerte sich fest. Robert hielt ihn fest, umarmte ihn beinahe.

„Oh, Gott, diese Schmerzen!", schrie Phil.

„Bleib' ruhig, Phil, das macht es nur schlimmer. Nicht bewegen, Junge!", beruhigte Robert ihn. Er wandte sich an Pam:

„In der Tasche sind Ampullen mit Opium. Ziehen Sie bitte eine Spritze auf."

Pamela war kreideweiß geworden. Sie regierte nur langsam, aber sie tat, was Robert ihr sagte. Mit einiger Mühe befreite Robert sich aus Philips Klammergriff und gab ihm eine Spritze. Der Schmerzkrampf ließ langsam nach. Robert wischte sich den Schweiß ab.

„Puuh! Es wird jedes Mal schlimmer. Ich bete nur, dass er noch nicht nach dem Zeug hier süchtig ist. Haben Sie einen guten Arzt? Oder können Sie die Wunden selbst behandeln?"

„In Munfordville ist ein passabler Arzt. Ich werde ihn holen. Aber wie sicher ist Phil hier eigentlich? Immerhin ist er konföderierter Offizier", bemerkte Pamela. Robert lächelte verbindlich und drehte die Lampe wieder herunter.

„Solange es mir gelingt, ihn hier durch meine eigenen Leute schützen zu lassen, droht ihm keine Gefahr. Philip genießt freies Geleit aufgrund einer gemeinsamen Operation. Ich habe nur Zweifel, ob der Colonel das hinnehmen wird. Wenn der den Braten riecht, wird es riskant – und dagegen könnte ich nicht einmal was tun. Ich muss also versuchen, seine Anwesenheit hier geheim zu halten."

„Sie würden das wirklich für Phil tun?"

„Ja.“

„Wozu soll eine Bewachung eigentlich gut sein, wenn Sie Philip nicht verraten?“, hakte Pam nach. Robert seufzte

„Ich habe guten Grund zu der Annahme, dass Ihr Bruder hier aufkreuzen wird. Wenn er Philip hier ohne Schutz findet, *hatte* ich mal einen Bruder.“

Pamela lächelte – zum ersten Mal, seit die Unionssoldaten auf die Farm gekommen waren.

„Yancey war nicht mehr hier, seit der Stall abgebrannt ist. Er wollte den Lumpen stellen, der seinen Stall niedergebrannt hat. Auf meine Briefe hat er nie geantwortet“, erwiderte sie.

„Seit diesem Tag, Mrs. Bennett, verfolgt mich Yancey sehr hartnäckig. Bis auf eine kleine Narbe am Unterarm, die ich mir bei einem Säbelgefecht am Antietam mit einem alten Freund geholt habe, stammen sämtliche meiner zahlreichen Narben von Ihrem Herrn Bruder. Dass er mich ganz persönlich hasst, hat er mir in Fort Payne gesagt, als er mir das Fell gegerbt hat. Er ist aus ganz persönlichem Hass hinter mir her – und jetzt auch hinter Philip. Dass er sich um die Farm nicht mehr gekümmert hat, hätte ich mit dem Krieg entschuldigt. Aber wenn er nicht mal Ihre Briefe beantwortet, Mrs. Bennett, muss ich auch für Ihre Sicherheit fürchten, wenn Philip hier bleibt. Bitte, nehmen Sie den Schutz durch meine Leute an.“

„Ich ... ich weiß nicht, was ich von Ihnen halten soll, Captain. Sie sind Yankee – und doch benehmen Sie sich nicht so“, stotterte Pamela.

Dem freundlichen Lächeln ihres Gegenübers konnte sie nicht ausweichen.

„Verwandtschaft lasse ich nicht hängen, Mrs. Bennett. Yancey ist die Ausnahme. Ich liebe dieses Land und möchte, dass alle Amerikaner weiterhin in einem großen Bundesstaat leben, der aus fünfunddreißig oder noch mehr Einzelstaaten besteht. Eine Teilung in Nord und Süd möchte ich verhindern. Im Augenblick muss ich dafür zu rüden Mitteln greifen – aber deshalb hasse ich nicht jeden, der meint, selbstständige Südstaaten wären ihm – oder ihr – lieber. Halten Sie mich einfach für Ihren Schwager, Mrs. Bennett, unabhängig von der Uniform, die ich trage.“

Am nächsten Tag verließen die Unionssoldaten die Farm. Vom Fort Donelson schickte Robert für jeweils eine Woche vier Mann seiner Schwadron zum Schutz der kleinen Farm. Die Entsendung der Leute tarnte er jeweils als Langzeitpatrouille, die die Soldaten nebenher erledigten. Dass

sein Vorgehen richtig war, bemerkte Robert schnell, als er erfahren musste, dass die aus Fort Payne befreiten Südstaatler nur in den ersten Wochen als Gäste behandelt worden waren und dass die noch verbliebenen vier nach der Rückkehr der Jäger als Gefangene betrachtet wurden.

Doch es vergingen gerade drei Wochen, bis Colonel Bennett Verdacht schöpfte. Er fing die ahnungslosen Soldaten der Patrouille ab und lotste sie gleich in sein Amtszimmer. Die Männer berichteten ohne Umschweife, dass sie die Farm der Morrows geschützt hatten und dass Philip Bennett sich dort befand. Colonel Bennett schwoll die Zornesader.

„Ordonnanz! Hole Sie mir Captain Bennett her! Sofort!“, befahl er. Der Ordonnanzsoldat rannte aus der Kommandantur und fand Robert im Stall.

„Sir! Der Colonel verlangt dringend nach Ihnen!“, rief der Trooper schon von weitem. Robert ließ seine Arbeit liegen und eilte mit der Ordonnanz zum Colonel.

„Captain Bennett zur Stelle, Sir!“, meldete er sich.

„Ist es zutreffend, dass Ihre Soldaten einen verwundeten Rebellenoffizier in der Nähe von Munfordville schützen?“, fragte Frederick direkt und mit schlecht verhaltenem Zorn. Robert wurde blass.

„Woher ...“

„Das ist unerheblich!“, fauchte Frederick. „Ist das wahr?“

„Ja, Sir, das ist wahr!“, gab Robert mit inzwischen hochrotem Kopf zu.

„ Du hast dir schon einiges geleistet, mein Sohn, aber das schlägt dem Fass den Boden aus!“

„Sir, Major Bennett war so schwer verwundet, dass ich nicht mit seinem Überleben gerechnet habe. Es war sein Wunsch, seine Frau noch einmal zu sehen“, versuchte Robert die Situation zu retten.

„Nein, diesmal gibt es keine Nachsicht!“, knurrte Frederick. „Diesmal bekommst du einen Denkzettel, den du nicht so schnell vergessen wirst. Diesmal darfst du es dem Kriegsgericht erklären! Wegtreten, Captain Bennett!“

Robert salutierte schweigend. Es würde nicht leicht sein, dem Kriegsgericht klarzumachen, weshalb er so und nicht anders gehandelt hatte. Ebenso schweigend verließ er das Amtszimmer seines Vaters.

Wenig später rückte ein großer Trupp von Soldaten des B-Bataillons vom Fort ab. Robert ahnte, dass sie ausgesandt wurden, um Philip gefangen zu nehmen. Seinen Versuch, Pamela noch telegrafisch zu warnen, vereitelte

sein Vater persönlich, der in der forteigenen Telegrafenstation direkt auf seinen Sohn wartete.

„Du solltest es jetzt nicht noch schlimmer machen, als es für dich schon ist“, warnte er grollend.

„Vater, er ist dein Sohn – und er ist schwer verwundet! Das ist nicht dein Ernst!“, beschwor Robert seinen Vater.

„Captain Bennett, das reicht jetzt! Sie sind hiermit vom Dienst suspendiert! Ich sehe davon ab, Sie in den Arrestbereich einzuquartieren, aber Sie stehen von jetzt ab unter Arrest! Geben Sie Ihre Waffen ab!“, fuhr der Colonel ihn an. Roberts Gesichtszüge versteinerten sich. Er öffnete sein Revolverholster und gab seinem Vater den Dienstrevolver, hängte den Säbel aus und überreichte ihn ebenfalls dem Colonel. Mit steinerner Miene salutierte er schweigend und verließ das Telegrafenbüro.

Susan Bennett hatte um acht Uhr abends Dienstschluss. Schon von weitem sah sie in der Wohnung über der Kommandantur Licht. Verwundert klopfte sie, weil Roberts Dienst – Alarm nicht eingerechnet – erst um zehn Uhr abends enden sollte. Es dauerte eine Weile, bis er öffnete.

„Hallo, Schatz“, begrüßte er sie.

„Du bist schon hier, Mausebär?“, fragte sie verblüfft.

„Ich stehe unter Arrest“, gab er mit einem tiefen Seufzer zurück und küsste Susan sanft. Leise schloss er die Tür. Susan sah Robert verwirrt an.

„Wie bitte?“

„Ich stehe unter Arrest“, wiederholte er mit schiefem Grinsen.

„Ja, um Gottes Willen, warum denn?“, erkundigte Susan sich entsetzt.

„Weil ich Philip in ausgesprochen schlechtem Zustand zu seiner Frau nach Munfordville gebracht habe und jeweils vier Männer die Morrows’sche Farm bewacht haben, um Phil vor seinem Wüterich-Schwager zu schützen“, erklärte Robert.

„Und das soll ein Verbrechen sein?“, wunderte sich Susan.

„Wäre es wahrscheinlich nicht, wenn Philip Unionssoldat oder Zivilist wäre. Er ist aber konföderierter Offizier. Man will es wohl *Begünstigung des Feindes* nennen, wie ich aus der Anzeige entnehme, die mein Vater heute an das Provost Department telegrafiert hat. Eine Abteilung ist nach Munfordville unterwegs, um Philip gefangen zu nehmen. Jeff Coxley sagte mir vorhin, dass es Philip überhaupt nicht gut geht. Jeff versteht nicht viel von Verwundungen, aber er hat was von Fieber gesagt“, erwiderte Robert.

Susan sah ihren Mann aufmerksam an. So verzweifelt hatte sie ihn noch nie gesehen. Sie umarmte ihn.

„Warum hat du ihn nicht zu Onkel Lucas gebracht? Du hättest keine Soldaten für seinen Schutz gebraucht. Und Lucas hätte ihm bestimmt besser helfen können“, fragte Susan.

„Ha, wem sagst du das?“, stieß Robert hervor und erwiderte ihre liebevolle Umarmung. „Philip wollte unbedingt zu Pamela. Es ging ihm so schlecht, dass ich, ehrlich gesagt, nicht angenommen habe, dass er noch lange leben würde. Ich wollte ihm eigentlich einen letzten Wunsch erfüllen. Wär’s nach mir gegangen, hätte ich ihn zu Lucas gebracht. Aber wir drei sind die geborenen Dickköpfe – besonders, wenn’s uns schlecht geht.“

Robert küsste Susan sanft auf das weiche Haar.

„Mausi?“

„Hm?“

„Wenn Phil herkommt, könntest du dich vielleicht um ihn kümmern?“, bat er leise.

„Ja, natürlich, aber beschwer’ dich dann nicht, wenn ich nachts oft weg bin“, erwiderte sie. „Bobby?“, fragte sie dann.

„Ja?“

„Ich finde wunderbar, was du für deinen Bruder getan hast“, sagte Susan und küsste ihn. Er lächelte schwach.

„Hoffentlich sieht der Richter das auch so“, orakelte Robert düster.

Am nächsten Tag traf die von Colonel Bennett ausgesandte Truppe mit dem festgenommenen Verwundeten ein. Colonel Bennett wollte Philip trotz seines immer noch lebensbedrohenden Zustandes in den Gefängnisblock bringen lassen. Aber Dr. Thomas, von Susan vorgewarnt, ließ es nicht zu. Er bestand darauf, dass der Gefangene wie jeder andere Kranke oder Verwundete auch behandelt wurde – und zwar im Lazarett. Zähneknirschend willigte Frederick Bennett ein.

Tagelang kämpfte Susan verbissen um Philips Leben und hatte schließlich Erfolg. Genauso erfolgreich hielt sie Dr. Thomas davon ab, Philip das Bein abzunehmen, wenn sie das auch viel, *sehr* viel Überredungskunst kostete. Zu Philips Glück hatte sich der Arzt in Munfordville nicht getraut, das Bein zu amputieren.

„Wissen Sie was, Mrs. Bennett? Seit Sie meine OP-Schwester sind, weiß ich nicht mehr, wo die Knochensäge ist. Ich habe definitiv keine Am-

putationen mehr vorgenommen, seit Sie hier beschäftigt sind“, seufzte Dr. Thomas. Susan musste lachen.

„Doktor – keine Amputationen mehr vornehmen *können* oder *müssen*?“, fragte sie lachend. „Ehrlich, seien Sie froh, dass wir einen Invalidenstand in diesem Regiment haben, von dem andere Regimenter nur träumen können“, gab sie zu bedenken. „Hier erleiden sehr viel weniger Patienten Dauerschäden als im Durchschnitt.“

Thomas sah die junge Frau eine Weile an. Schließlich nickte er.

„Gewiss, Sie haben Recht. Aber hier haben wir auch Zeit, uns um die Verletzungen zu kümmern. In vielen Feldlazaretten ist das nicht möglich. Da bleibt oft nur die Amputation, um das Leben eines Verwundeten zu erhalten“, wandte Thomas ein.

„Ich kenne genügend stationäre Lazarette, in denen die Ärzte keinen Deut anders handeln, als in der Hektik und der Gefahr des Feldlazaretts. Ich bin nur froh, dass die Soldaten hier begriffen haben, dass den Verwundeten am besten hier im Fort geholfen wird – und dass sie um Feldlazarette einen großen Bogen schlagen“, gab Susan zurück.

Ein Sanitäter kam in den Ruheraum des Personals, wo Dr. Thomas und Susan saßen.

„Mrs. Bennett, Ihr Schwager verlangt nach Ihnen“, sagte er. Dr. Thomas nickte und Susan ging zu Philip. Die Sanitäter hatten ihm aus Decken eine Art Einzelkabine gemacht. Philip lag wach. Susan setzte sich auf den Stuhl neben dem Bett.

„Susan, sag mir, dass ich Albträume habe“, flüsterte er. Traurig schüttelte sie den Kopf.

„Es ist leider die bittere Wahrheit. Aber mach’ bitte deinem Bruder keine Vorwürfe. Robert sitzt selbst in der Tinte“, erwiderte Susan und fühlte Philips Puls.

„Meinetwegen?“, fragte er matt. Susan nickte.

„Euer Vater hat Robert wegen Begünstigung des Feindes angezeigt, ihn vom Dienst suspendiert und ihn unter Arrest gestellt. Und wenn ich mich nicht verhört habe, hat er die alte Geschichte mit deiner Desertion wieder aufgewärmt.“

Philip wurde noch blasser, als er durch Blutverlust und Schmerz ohnehin war.

„Susan, ich muss unbedingt mit Robert sprechen“, bat er.

„Ja, ich sage es ihm. Aber es wäre für dich besser, wenn du noch nicht so viel sprichst.“

„Das Provost Department verhandelt zur Not auch gegen Bewusstlose. Bitte, ich muss heute noch mit ihm reden.“

Susan nickte. Philip tastete nach ihrer Hand und umschloss sie fest.

„Und bitte, tu’ mir noch einen Gefallen.“

„Welchen?“

„Schreib’ bitte meiner Frau, dass ich hier gut behandelt werde.“

Susan lächelte sanft.

„Meinst du das jetzt medizinisch oder menschlich, lieber Schwager?“, fragte sie. Philip rang sich mit viel Mühe ein Lächeln ab.

„Beides. Mein Bruder muss ein glücklicher Mann sein, dass er dich zur Frau hat, Susan.“

„Ja“, sagte sie. Nach einer Pause fuhr sie fort: „Ich danke dir, dass du mir bei deiner letzten Verwundung zugeredet hast wie einem lahmen Gaul, endlich an Robert zu schreiben. Du hättest uns beiden keinen größeren Dienst erweisen können, Philip. Brauchst du sonst noch etwas?“

„Unerfüllbarer Wunsch: Ich vermisse meine Frau.“

„Kann ich mir denken. Es muss ein Schock für euch beide gewesen sein, als dich die Soldaten geholt haben.“

„Nein, die Jungs haben sich gut benommen. Sie waren sehr höflich und haben mich ganz vorsichtig transportiert. Wenn du ihn siehst, bestell’ Captain Kossmann bitte einen Gruß von mir.“

Susan nickte und stand auf. In diesem Fort gab es anscheinend nur einen einzigen Menschen, der in Philip einen Feind sah – und das war sein eigener Vater!

Robert war zwar vom Dienst suspendiert und stand unter Arrest, aber er konnte sich nach Anmeldung beim Colonel immerhin weitgehend frei bewegen.

„Was wollen Sie im Lazarett, Captain?“, fragte sein Vater kühl und distanziert. Seit er seinen Sohn unter Arrest gestellt hatte, hatte er kein privates Wort mehr mit ihm gewechselt, es sich direkt verbeten, von ihm geduzt zu werden.

„Der Gefangene Bennett hat um eine Unterredung gebeten, Sir“, erwiderte Robert, ebenso distanziert.

„Sie stehen bereits wegen Begünstigung des Feindes unter Arrest, Captain Bennett!“, erinnerte Frederick warnend.

„Ist mir deshalb eine private Unterhaltung mit meinem Bruder verboten, Sir?“, erkundigte Robert sich mit einem Anflug von Müdigkeit.

„Eine Viertelstunde! Nicht länger!“, knurrte Frederick. „Sergeant Broschewski: Sie begleiten Captain Bennett und geben Acht, dass er keine Dummheiten macht!“, wies Frederick einen der Sergeants der Stabsschwadron an. Broschewski salutierte.

„Ja, Sir!“

„Ich möchte wissen, was die Herren Arretierten zu bereden haben“, setzte der Colonel mit einem eisigen Blick auf seinen jüngeren Sohn hinzu, der nur schweigend grüßte und aus der Kommandantur stürmte, dass Broschewski kaum hinterherkam.

Robert rannte ins Lazarett hinüber, gab seiner Frau einen flüchtigen Kuss.

„Tu’ mir den Gefallen, halt’ mir Broschewski vom Hals! Lass’ ihn nicht zu nahe zu Phil und mir!“, sagte er im Vorbeilaufen.

„Bobby, mach’ jetzt keine Fehler, die deinem Vater die Rechtfertigung geben würden, dich doch noch einzusperren!“, warnte sie. Er nickte nur und war schon weitergelaufen. Susan drehte sich um und bekam Sergeant Broschewski, der an ihr vorbei wollte, gerade noch am Ärmel zu fassen.

„Sergeant, bitte!“, sagte sie sanft. „Halten Sie bitte ein wenig Abstand.“

Broschewski grinste breit.

„Keine Sorge, Mrs. Bennett. Ich mag Ihren Mann zu sehr. Der und Feind begünstigen! Da lachen doch die Hühner! Ich muss nur ein bisschen so tun als ob, klar?“, gab Broschewski zurück. Susan lächelte.

„Ist schon gut, Mr. Broschewski.“

Pawel Broschewski folgte Robert weiter, hielt aber einen respektvollen Abstand, in dem er zwar hören konnte, was die Brüder sprachen, in dem er aber nicht störte.

Robert setzte sich an Philips Bett.

„Hallo! Was gibt’s?“, fragte er, betont locker.

„Grüß dich, Kleiner. Bobby, stimmt es, dass Daddy mich wegen meiner Desertion angezeigt hat?“, fragte Phil. Robert nickte.

„Ja, das stimmt“, bestätigte er betrübt.

„Du hast mir mal – so nebenbei – erzählt, du hättest den Magistergrad in Jura. Oder habe ich das nur geträumt?“

„Nein, das hast du nicht geträumt.“

„Kannst du mich verteidigen? Ich wüsste nicht, wem ich mein Leben sonst anvertrauen könnte.“

„Zu viel der Ehre. Aber ich habe für den Bereich Tennessee eine Zulassung als Verteidiger. Daddy wird schön blöd gucken! Ich muss nur klären, ob ich dich verteidigen kann, solange ich selbst noch unter Anklage stehe. Kann sein, dass meine Zulassung solange ruht. Aber ich kläre das. Und wenn es möglich ist, bin ich für dich da“, versprach der Jüngere.

Die Brüder drückten sich die Hände. Augenzwinkernd setzte Robert hinzu:

„Die Herren vom Provost Department wissen noch gar nicht, dass sie sich mit der geballten Ladung Bennett’schen Jurawissens angelegt haben.“

Kapitel 29

Kriegsgericht

Barry Bruce hatte sich erboten, Robert Bennett zu verteidigen, aber Robert hatte abgelehnt. Nachdem er die Anklageschrift in der Hand hatte, wusste er auch um den Ankläger. Major Christian Hopkins war berüchtigt dafür, Offiziere, die Angeklagte zu verteidigen wagten, die der Feindbegünstigung beschuldigt wurden, später mit der gleichen Anklage zu überziehen.

Das Provost Department der Unionsarmee für den Bezirk Tennessee hatte sich in Nashville eingerichtet, in denselben Räumlichkeiten, die dem Department vor der Sezession Tennessees gedient hatten. Als Robert das Gebäude in Begleitung von Barry Bruce und zwei Ordonnanzen des Provost Departments betrat, sah er sich das Haus mit einer undefinierbaren Mischung aus Unbehagen und Wehmut an. Mit Unbehagen, weil ihm der Prozess gemacht wurde und er sich absolut keiner Schuld bewusst war; mit Wehmut, weil dieses Gebäude nach dem Verständnis der Konföderation der Arbeitsplatz seines Bruders war. Philip hätte gut hierher gepasst, fand Robert.

Der Gerichtssaal wirkte, den kleinen Verzierungen zum Trotz, nüchtern. Bis etwa Mannshöhe war der Raum mit dunklem Holz verkleidet und an den Übergangskanten mit Profilleisten abgesetzt. Oberhalb davon war die Wand glatt verputzt und, wie die Decke, weiß getüncht. Am Kopfende des Gerichtsaales befand sich ein erhöhtes Richterpult, das bis zu sieben Richtern Platz bot. Hinter dem Sitz des Vorsitzenden Richters schmückte eine Nationalfahne der Union mit Goldfransenbesatz den Saal. An der Fensterseite des Saales war der Platz für den Staatsanwalt, gegenüber, an der Wandseite, befanden sich die Anklagebank mit Platz für maximal vier Angeklagte, die mit einer breiten, verschließbaren Holzbalustrade vom übrigen Raum abgegrenzt war. Davor war der Sitz des Verteidigers angebaut. Schräge zwischen dem Platz des Verteidigers und dem Richterpult befand sich der mit Schranken versehene Zeugenstand. An der Wand gegenüber dem Richterpult hing eine Wanduhr mit Zuggewichten zum Auf-

ziehen. Darunter war die Zugangstür für Zuschauer und Zeugen zum Gerichtssaal. Die Richter betraten den Gerichtssaal durch eine Tür, die rechts hinter dem Pult versetzt war. Für Angeklagte gab es einen besonderen Zugang, der direkt in die abgesperrte Anklagebank führte.

Das gesamte Mobiliar bestand aus dem gleichen Holz, aus dem auch die Wandvertäfelung hergestellt war. Trotz der dunklen Färbung wirkte das Interieur kalt und abweisend, woran auch kleine Profilleisten an den Kanten nichts änderten. Es war wohl der Charakter des Saales, der ihm den Hauch des Kalten, Herzlosen verlieh. Gefühle waren in diesem Raum fehl am Platze. Hier ging es nur noch um Fakten, um Wahrheitsfindung – und um einen Urteilsspruch, der bindend war. Eine Berufungsinstanz, die die vorgebrachten Fakten und Beweise nochmals prüfte, gab es hier nicht. Nur der Supreme Court, das Oberste Bundesgericht der USA, konnte Urteile des Provost Department noch aufheben, prüfte aber nicht mehr die Sachlage, sondern nur, ob die Gesetze richtig angewendet worden waren und ob das Urteil der Verfassung standhielt. Allerletzte Instanz – wenn es um Begnadigung gehen konnte – war der Präsident der Vereinigten Staaten.

Noch war der Saal völlig leer. Bis zum Prozessbeginn war noch eine Viertelstunde Zeit. Es bestand ohnehin wenig Aussicht auf zahlreiche Zuschauer, da Prozesse des Provost Departments nur militäröffentlich waren. Das bedeutete, dass nur Militärpersonen Zutritt hatten. Darunter fielen aber auch Angehörige des Sanitätspersonals und die Zivilangestellten im Kriegsministerium.

Die Ordonnanzen führten Robert in die Absperrung der Anklagebank. Er blieb möglichst weit links sitzen, in der Nähe der Zuschauerbänke, wo Barry Bruce ganz vorn Platz nahm. Solange nicht verhandelt wurde, konnten er und Robert reden.

Robert saß gerade, als die Tür hinter dem Richterpult geöffnet wurde und ein Mann in Generalsuniform herauskam, der gleich zur Anklagebank ging. Robert und Barry sprangen sofort auf, aber der General winkte ab.

„Behalten Sie Platz, meine Herren“, sagte er freundlich. „Sind Sie Captain Bennett?“, wandte er sich dann an Robert.

„Ja, Sir.“

„Ich bin General Allen, der Hausherr hier, der Chef des Gerichtsbezirks Tennessee. Ich habe aus Ihrer Anklageerwiderung gesehen, dass Sie auf einen Verteidiger verzichten. Wollen Sie sich das nicht lieber noch mal überlegen, Captain?“

„Nein, Sir. Zum einen wäre es jetzt zu spät, noch einen Verteidiger einzuweisen, zum anderen möchte ich nicht, dass ein Offizierskamerad in Schwierigkeiten gerät, weil er mich verteidigt. Mir ist bekannt, dass Verteidiger, die Angeklagte mit dem gleichen Vorwurf wie hier vertreten haben, später deswegen selbst mit diesem Vorwurf überzogen wurden. Das möchte ich niemandem zumuten“, erwiderte Robert sachlich, wenn auch mit bitterem Unterton. Allen sah ihn verblüfft an.

„Wann und wo ist das gewesen, Captain? Nennen Sie mir den Ankläger, der es wagt, einen Verteidiger, ein Organ der Rechtspflege, wegen seiner Verteidigung anzugreifen?“, forderte er.

„Ich könnte im Augenblick keine konkreten Beispiele nennen, Sir. Ich könnte jetzt auch keine stichhaltigen Beweise für meine Behauptung liefern, aber das kann ich gern nachholen, wenn ich diesen Prozess hinter mir habe. Für das jetzige Verfahren ist es ohne Belang“, gab Robert zurück.

Allen kniff die Augen zusammen.

„Sie reden nicht wie ein Soldat, eher wie ein Anwalt. Sind Sie Rechtsanwalt?“

„Nein, ich bin Soldat, Sir. Aber ich habe mich zwangsläufig in der letzten Zeit mit juristischem Sprachgebrauch befassen müssen. Das hat gewisse Spuren hinterlassen“, lächelte Robert verbindlich.

„Ist das Ihr letztes Wort? Ich veranlasse eine Vertagung, wenn Sie sich doch verteidigen lassen wollen“, bot General Allen an. Robert wehrte lächelnd ab.

„Nein, danke, Sir. Ich versuche, meinen Hals allein aus der Schlinge zu ziehen.“

„Na gut, wie Sie wollen. Ich wünsche viel Erfolg, Captain“, seufzte Allen und verließ den Gerichtssaal.

„Dussel!“, schalt Bruce. „Wie oft habe ich dir angeboten, dir zu helfen?“

„Lass’ es gut sein, Barry. Erstens will ich dir nur Unannehmlichkeiten ersparen und zweitens muss ich wissen, ob ich es überhaupt fertig bringe, jemanden vor Gericht herauszuhauen. Philip hat mich gebeten, ihn zu verteidigen. Ich habe keine Erfahrung, Barry – und da nehme ich mich lieber selbst als Versuchskaninchen, statt Philip ans Messer zu liefern. Für mich geht’s nur um sechs Monate Knast – bei Philip geht’s um Leben und Tod“, erklärte Robert. Barry winkte nur ab und schüttelte mit dem Kopf.

Der Saal füllte sich langsam. Ziemlich weit hinten nahmen zwei junge Krankenschwestern Platz, die Robert schnell als Susan und Betty erkannte. Sie winkten ihm zu, versuchten, heiter zu wirken, obwohl besonders Susan blass war. Frederick Bennett erschien und setzte sich in die erste Bank ganz nach vorn. Wie Robert und Barry war er in großer Uniform. Seinen Sohn würdigte er mit einem knappen Seitenblick. Auch der Staatsanwalt, Major Hopkins, erschien und nahm mit einem nicht zu übersehenden, hämischen Grinsen gegenüber Robert Platz. Der Angeklagte ohne Verteidiger – leichtes Spiel für ihn, den erfahrenen Staatsanwalt, meinte Hopkins bei sich.

Die Tür hinter dem Richterpult wurde aufgerissen, ein Posten kam heraus, nahm Haltung an und verkündete:

„Das Hohe Gericht!“[3]

Hinter dem Posten erschien Seine Ehren, Colonel Seth Novak, Vorsitzender Richter beim Provost Department, für diesen Fall Einzelrichter. Ihm folgte Lieutenant Marcus O’Connor, der Schriftführer, der die Sitzung zu protokollieren hatte. Novak setzte sich, eröffnete die Sitzung Schlag neun Uhr mit der Feststellung, dass die Sitzung eröffnet sei, dass der Angeklagte auf einen Verteidiger verzichte und der Zeuge ordnungsgemäß geladen und erschienen sei. Colonel Bennett wurde hinaus gebeten, um vor der Tür auf den Aufruf zu warten.

Nach Feststellung der Personalien des Angeklagten trug Hopkins die Anklage vor, beschuldigte Robert, den Feind begünstigt zu haben, indem er einen verwundeten Rebellenoffizier vor dem Zugriff der Regierungstruppen geschützt habe. Robert hielt in seiner Anklageerwiderung dagegen, dass es sich bei dem Geschützten um einen Angehörigen einer Truppe handelte, mit der er mit Genehmigung seines Generals zusammengearbeitet habe und er ihn deshalb zum Zeitpunkt der Hilfe nicht als Feind betrachten konnte. Er wandte außerdem ein, dass der Mann so schwer verwundet gewesen sei, dass er mit dessen Tod gerechnet habe und ihm einen letzten Wunsch erfüllen wollte. Hopkins konterte mit der Tatsache, dass Philip Bennett immer noch lebte – und wohl kaum einen letzten Wunsch gehabt habe. Auf den Vorhalt des Staatsanwalts bestritt Robert nicht, Philip gedeckt zu haben und seine Anwesenheit den Vorgesetzten verschwiegen zu haben.

Hopkins ließ Colonel Bennett aufrufen und befragte ihn zur angezeigten Situation, die Colonel Bennett auch getreulich wiedergab. Robert wurde

[3] Hier findet sich eine erzählerische Zusammenfassung des Prozesses. Das Verhandlungsprotokoll ist für interessierte Leser im Anhang IV ab Seite 720 abgedruckt.

Gelegenheit gegeben, den Zeugen selbst zu befragen - und er befragte ihn zu dem Umstand, dass Frederick Philip schon einmal im Oktober 1863 hatte festsetzen lassen, weil er die von General Sheridan gegebene Zusage freien Geleits nicht hingenommen hatte. Zähneknirschend bestätigte Frederick – und Robert hatte vom Zeugen der Anklage ein gutes Argument frei Haus geliefert bekommen.

Im Schlussplädoyer ging der Staatsanwalt auf Roberts Argumente in keiner Weise ein, betrachtete die Begünstigung des Feindes als erwiesen und forderte sechs Monate Haft für den Angeklagten mit anschließender unehrenhafter Entlassung. Robert fasste noch einmal zusammen, dass er mit dem Offizier, den er geschützt hatte, zum Zeitpunkt von dessen Verwundung eng zusammengearbeitet hatte, Philip aufgrund der vorliegenden Genehmigung ein ihm vorgesetzter Offizier verbündeter Truppen gewesen sei und es deshalb nicht angehen könne, dass genau dieselbe Person nach einer im gemeinsamen Kampf erlittenen Verwundung sein Feind sein sollte.

Richter Novak nahm die Plädoyers zunächst zur Kenntnis, unterbrach die Sitzung und zog sich zur Urteilsfindung zurück. Alle anderen Prozessbeteiligten – einschließlich der Zuschauer – hatten Gelegenheit, sich über den Prozessverlauf zu unterhalten. Im Saal erhob sich heftiges Volksgemurmel. Major Bruce rückte nahe an die Brüstung und winkte Robert, der ebenfalls bis an die Balustrade rutschte.

„Du warst gut“, sagte Barry anerkennend. Robert zuckte mit den Schultern, dass die Fransen an seinen Epauletten hüpften.

„Warten wir ab, ob es gereicht hat, auch den Richter zu überzeugen. Im Regelfall kann ich am Blick eines Menschen erkennen, ob er meine Argumente akzeptiert oder nicht. Aber Richter Novak hat ein echtes Pokerface. Darin ist nichts abzulesen“, erwiderte er. Barry wies mit dem Kopf auf den Staatsanwalt, der mit verkniffenem Gesicht in seinen Papieren blätterte.

„Der hat dich ganz schön beleidigt, als er dich einen ehrvergessenen Offizier nannte. Lässt du das auf dir sitzen?“, fragte der Major.

„Ist sein Job“, lächelte Robert. Bruce schüttelte den Kopf.

„Ich werde dich nie begreifen, Bob! Yancey Morrows würdest du jagen, bis ans Ende der Welt, ihn notfalls von der Kante schubsen – und diesen ...“ Bruce schluckte mühsam ein grobes Schimpfwort herunter, als er

Roberts abwehrende Handbewegung sah, „... dem nimmst du's nicht übel. Kapier' ich nicht."

„Barry, du musst unterscheiden zwischen dem, was seine Aufgabe ist und dem, was jemand tut, weil es ihm Spaß macht, Menschen zu quälen. Hopkins *muss* mir die Hölle heiß machen. Das ist seine Aufgabe als Staatsanwalt. Yancey musste mich nicht durch die Mangel drehen. Das hätte keiner seiner Vorgesetzten verlangt – wenn er denn zu dem Zeitpunkt noch jemanden als seinen Vorgesetzten anerkannt hat. *Der* hat es getan, um seine Macht zu demonstrieren, seine Macht über Leben und Tod seiner Gefangenen. Und darum möchte ich ihm das Fell über die Ohren ziehen", erklärte Robert.

Barry wollte noch etwas erwidern, aber der Posten vor dem Richterzimmer schlug die Hacken vernehmlich zusammen.

„Achtung!", rief der Posten. Schlagartig verstummten die Gespräche, die Soldaten sprangen fast automatisch auf und nahmen Haltung an.

„Das Hohe Gericht!", verkündete der Posten. Novak kam mit seinen Unterlagen zum Pult.

„Danke, meine Herren. Nehmen Sie bitte Platz", forderte der Richter die Anwesenden auf. Gehorsam setzten sich die Zuschauer wieder. Im Zurückziehen klopfte Bruce Robert noch auf die Schulter. Robert spürte wieder dieses unangenehme Kribbeln im Magen, das ihn immer dann befiel, wenn er eine Situation nicht ganz unter Kontrolle hatte. Seine Zukunft hing an diesem Richterspruch, auf den er nun keinerlei Einfluss mehr hatte. Seth Novaks Blick war undurchsichtig.

Der Richter setzte sich, sah sich kurz um.

„Im Namen des Präsidenten der Vereinigten Staaten als dem Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Vereinigten Staaten von Amerika ergeht folgendes Urteil: Captain Robert Christopher Bennett ist im Sinne der Anklage nicht schuldig. Es ist daher auf Freispruch zu erkennen. Er ist in sein Kommando wieder einzusetzen, der während der Suspendierung einbehaltene Sold ist ihm zuzüglich zwei Prozent Zinsen auszubezahlen. Die Kosten trägt die Staatskasse", verkündete Richter Novak.

Robert spürte eine ungeheure Erleichterung, der Staatsanwalt wurde vor Schreck blass. Die Zuschauer jubelten. Erst jetzt bemerkte Robert, dass es alles Leute aus seinem Regiment waren, die das Handeln des jungen Captains voll und ganz unterstützten. Novak klopfte mehrfach mit dem Hammer auf das Richterpult.

„Ruhe bitte!“, mahnte er. Das Gejohle verstummte ebenso schlagartig, wie es ausgebrochen war.

„Zur Begründung:“ fuhr Novak fort. „Die Frage, ob es sich bei der unterstützten Person um einen Feind handelt, dessen Begünstigung strafbar ist, oder um einen Angehörigen der eigenen Truppen, dessen Unterstützung vorgeschrieben ist, ist nicht abhängig von der potenziellen Feindschaft im derzeitigen Krieg, sondern vom tatsächlichen Handeln des Einzelnen, gegebenenfalls auch in der Gruppe, bzw. Einheit. Als Feind gilt, wer gegen Einheiten der US-Army einen bewaffneten Kampf führt. Zum Zeitpunkt des fraglichen Einsatzes traf dies auf die Einheiten des Confederate Provost Department nicht zu. Vielmehr waren sie bei diesem Einsatz als Verbündete zu betrachten, also nicht als Feinde. Captain Bennett hatte für den Einsatz, der gemeinsam mit den Mitarbeitern des Confederate Provost Department durchgeführt wurde, eine ausdrückliche Genehmigung des Chefs der Army of the Tennessee, General Grant. Alle Beteiligten dieses Einsatzes sind daher, soweit sie nicht Soldaten der Vereinigten Staaten von Amerika waren, als Verbündete zu betrachten. Die Verbündeteneigenschaft endet erst mit dem vollständigen Abschluss der Aktion. Für den Fall der Verwundung endet diese Eigenschaft erst mit dem Eintritt der Genesung. Captain Bennett handelte daher rechtmäßig, als er den Verwundeten, Major Philip Bennett, zum Zwecke der ärztlichen Behandlung auf dessen eigenen Wunsch nach Munfordville brachte. Er erfüllte lediglich die Pflicht, die einem Verbündeten zu erweisen ist. Der militärische Schutz des Verwundeten war ebenfalls berechtigt, da Captain Bennett von einem drohenden Angriff seitens der überlebenden Partisanen auf den selbst hilflosen Major Bennett ausgehen konnte und musste. Auch der Umstand, dass Captain Bennett die Anwesenheit des Majors des Confederate Provost Department im Bereich der Regierungstruppen seinem Regimentskommandeur nicht mitteilte, sondern sogar bewusst verschwieg, kann nicht zu seinen Ungunsten ausgelegt werden. Durch die Aussage des Zeugen Colonel Frederick Bennett wurde der zweifelsfreie Beweis erbracht, dass die zeitweilige Verbündeteneigenschaft des Majors Bennett von ihm unbeachtet geblieben wäre – und ist. Daher war auf Freispruch zu erkennen. Die Sitzung ist geschlossen.“

Die Zuschauer verließen den Gerichtssaal. Draußen auf dem Flur erwarteten Susan und Betty den Freigesprochenen. Robert umarmte seine Frau und seine Schwester glücklich.

„Geschafft, ich bin frei!“, sagte er. Susan drückte ihren Mann fest an sich.

„Betty und ich haben nur noch gebetet.“

„Danke, es war sehr hilfreich. Aber das schwerere Stück Arbeit kommt *jetzt*“, bedankte sich Robert und küsste seine Frau.

„Was meinst du?“, fragte Betty.

„Philip herauszuhauen wird ‘ne Menge Arbeit kosten“, seufzte er.

Robert war mit den beiden jungen Frauen allein auf dem Gerichtsflur, als Major Hopkins als Letzter den Gerichtssaal verließ. Der Staatsanwalt bemerkte den Freigesprochenen und ging zu ihm hin.

„Gratuliere, so hat mich noch keiner aufs Kreuz gelegt, der seinen Freispruch sehr viel billiger hätte haben können“, bemerkte Hopkins spitz. Mit maliziösem Grinsen setzte er hinzu: „Könnte die nächste Anklage auf Bigamie lauten Captain?“

Roberts Lächeln verlor sich und wich einem grimmigen Gesichtsausdruck.

„Wohl kaum. Aber bei Ihnen könnte demnächst eine eintrudeln – wegen Beleidigung, Sir.“

„Oh, Verzeihung, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten“, entschuldigte sich Hopkins. Doch Tonfall und Grinsen verrieten, dass er die Entschuldigung nicht ernst meinte. Robert versteifte sich, um nicht dem Drang nachzugeben, dem Mann eine Ohrfeige zu verpassen.

„Sagen Sie, Captain, haben Sie Interesse an der Juristerei?“

„Interesse ja, auch einen Magistergrad in Jura, aber ich möchte es nicht immer als Job tun. Dennoch, ein bisschen Blut habe ich geleckt“, erwiderte Robert.

„Oh, könnte man Sie wieder treffen?“, erkundigte sich Hopkins.

„Nicht auszuschließen. Ich habe demnächst einen Mandanten zu verteidigen.“

„Interessant. Darf ich fragen, in welcher Sache?“

„Weshalb interessiert Sie das?“

„Vielleicht habe ich Zeit und sehe mir den Prozess an“, gab Hopkins zurück

„Eine Sache US-Army gegen Major Philip Bennett. Anklage wegen Desertion“, antwortete Bennett.

Hopkins Grinsen verhieß nichts Gutes, fand Betty. Die Bestätigung kam prompt.

„Dann sehen wir uns auf jeden Fall. Ich bin der Staatsanwalt in dieser Sache. Und einen Rat, junger Freund: Lassen Sie die Finger davon! Wenn Sie sich wieder so einwickeln lassen, wie diesmal, ist es nicht mal mehr Sport für mich.“

„Was meinen Sie?“, fragte Robert in einem Ton, der nur noch mühsam unterdrückten Zorn bewies.

„Captain Bennett – Sie haben von Recht so viel Ahnung, wie ein Bär von Walzertanzen: Absolut keine! Sonst hätten Sie diesen Prozess in fünf Minuten abgebügelt, und zwar noch vor Eröffnung der Hauptverhandlung. Wenn Sie sich bei Gelegenheit Artikel drei, Abschnitt drei der Verfassung zu Gemüte führen, werden Sie feststellen, dass hier ein Verfahrensfehler vorlag. Es gab nur einen Zeugen, vorgeschrieben für eine Verurteilung wegen Verrates sind aber mindestens zwei Zeugen. Sie hätten sich so billig aus der Affäre ziehen können!“, spottete Hopkins. Robert rang seinen Zorn mit Gewalt nieder. Es gelang ihm sogar, zu lächeln.

„Eine schwache Krücke, Sir“, versetzte er. „Das Dumme ist nur: Sie haben mich nicht wegen *Verrates* angeklagt, denn dann hätten Sie ohne Umschweife die Todesstrafe fordern müssen. Sie haben mich wegen Begünstigung des Feindes angeklagt, was ein deutlich minderer Tatbestand ist. Hätte ich mich allein auf den Verfahrensfehler berufen, wäre ich bildschön baden gegangen, weil Sie dann nämlich den Umstand der weniger schweren Anklage vorgebracht hätten. Oh, nein, ich hätte es nicht billiger haben können – oder sagen wir, ich wollte mich nicht allein darauf verlassen, Sir. Die Brücke war mir zu wackelig.“

Hopkins Miene versteinerte sich.

„Ich garantiere Ihnen, dass ich es Ihnen nicht noch einmal so leicht mache!“, knurrte er und ging fort. Robert sah zornig hinter ihm her. Susan und Betty folgten Roberts Blick.

„War ... war das eine Drohung?“, fragte Susan.

„Nein, eine Kriegserklärung!“, erwiderte Robert. Er sah Susan an. „Aber ich werde es *ihm* auch nicht leicht machen, das kann ich ebenso garantieren!“

Susan sah die eisige Entschlossenheit in Roberts sonst so warmen Augen, als sich sein Lächeln verlor. Sie zog ihn zu sich herunter und küsste ihn.

„Bobby?“, fragte Betty und zupfte ihren Bruder am Ärmel. Robert sah sie an.

„Du lässt Phil nicht hängen, oder?“

„Nein, bestimmt nicht. Versprochen“, erwiderte Robert und umarmte seine Schwester.

Einige Tage später hatte Robert die schriftliche Anklage gegen seinen Bruder vorliegen. Hopkins hatte sie verfasst und sie bezog sich ausschließlich auf den Umstand, dass Philip seine Truppe unerlaubt zum Zwecke der Dienstbeendigung verlassen hatte. Das war eine nicht zu leugnende Tatsache. Es existierte wohl eine Rücknahme der Anzeige vom gleichen Tage, aber es war ebenso eine Tatsache, dass Frederick selbst seinen Sohn Philip ans Messer geliefert hatte. Deshalb bestand die Gefahr, dass er behauptete, die telegrafische Depesche sei zwar unter seinem Namen, aber ohne sein Wissen abgesandt worden. Wenn sich in der Akte im Ministerium nicht zufällig das Original des Schreibens befand, würde der Richter diese Behauptung hinnehmen. Philip allein mit den kleinen Tricks von jenem 30. Januar verteidigen zu wollen, war ein gefährliches Unterfangen, sagte sich Robert.

Dann erinnerte er sich dunkel an etwas. Als er im Ministerium gearbeitet hatte, war ihm völlig zufällig die Verordnung über den Abschied von Berufssoldaten in die Hände gefallen. Sie war von 1855, noch aus der Zeit, als Jefferson Davis Kriegsminister gewesen war – aber sie war immer noch gültig!

Robert ging sofort in sein Adjutantenbüro und suchte die Verordnung heraus. Den passenden Absatz hatte er bald gefunden, aber das Exemplar schien nicht vollständig zu sein. Robert war überzeugt, in der Akte im Ministerium wäre noch ein handschriftlicher Brief von Davis gewesen, der irgendwie eine Erläuterung dazu war. Bis zur Verhandlung war zu wenig Zeit, um noch einmal nach Washington zu reisen und die Akte aus dem Ministerium zu holen oder sie wenigstens einzusehen. Und wenn seine Erinnerung richtig war, musste die ganze Akte als Beweisstück zum Gericht. Er telegrafierte noch am gleichen Tag an Captain Schofield, von dem er wusste, dass er immer noch Grants ministerieller Adjutant war. Folglich musste Schofield im Ministerium sitzen.

Schofields Antwort auf Roberts Depesche war eine ungeheure Erleichterung für Robert. Er hatte sich nicht geirrt. Der Brief existierte tatsächlich und verdeutlichte, dass ein Standortkommandant oder Regimentskommandeur nicht das Recht hatte, ein Abschiedsgesuch abzulehnen. Er hatte es nur zur Kenntnis zu nehmen. Und nachweislich hatte Frederick mindestens

eines der insgesamt neun Abschiedsgesuche von Philip gelesen. Das war die beste Möglichkeit, Philip zu verteidigen.

Seit Philips Verwundung waren nun vier Wochen vergangen. Mit viel Mühe hatte Dr. Thomas in Zusammenarbeit mit Betty und Susan Bennett Philip das Bein erhalten können. Aber so, wie es aussah, würde er einen Dauerschaden davontragen, denn der Fuß wollte sich nicht bewegen lassen. Philip lag immer noch im Lazarett, als sein Bruder ihn mit der Anklageschrift in der Hand besuchte. Bevor er zu Philip ging, sah Robert erst ins Dienstzimmer des Personals. Betty hatte Dienst.

„Hallo, Kleines“, begrüßte er sie. Betty stemmte die Hände in die Hüften.

„Tu’ das ja nicht, wenn ich erst verheiratet bin!“, schimpfte sie. Robert lächelte sanft.

„Tom spricht dich genauso an, aber dagegen hast du nichts“, erinnerte er.

„Tom ist in drei Wochen mein Mann, das ist was anderes“, erwiderte Betty gespielt schnippisch. Robert musste lachen.

„Betty, sorgst du bitte für Diskretion? Ich muss mit Phil möglichst ungestört und ungehört reden“, bat er dann. Sie nickte.

„Ja, natürlich. Wegen des Prozesses?“

„Ja.“

„Ist gut. Ich halte dir den Rücken frei“, versprach Betty. Sie ging vor und komplimentierte zwei Kranke, die aufstehen konnten, weiter nach vorne, damit die Brüder unter sich waren.

Robert folgte ihr und setzte sich auf den Stuhl an Philips Bett.

„‘N Abend, Phil. Wie geht’s dir?“, fragte er. Philip zuckte hilflos mit den Schultern.

„Ich habe Schmerzen und mir ist gar nicht wohl bei dem Gedanken ans Kriegsgericht“, erwiderte er. Roberts schweigender Händedruck sagte mehr als alle Worte.

„Hast du die Anklageschrift bekommen?“, fragte Robert dann nach einer Weile beredten Schweigens. Philip nickte.

„Ich hab’ sie durchgelesen. Hoffnungsloser Fall. Ich bin fällig. Vergiss es. Du bringst mich da nicht ‘raus!“, sagte er resigniert.

„He, was ist *das*? Du wirst doch nicht freiwillig den Kopf in die Schlinge stecken?“, fragte Robert erstaunt. Philip schüttelte den Kopf.

„Nein, sicher nicht. Aber ich weiß nicht, wie du darin noch etwas zum Verteidigen finden willst. Ich bin damals desertiert. Das ist eine Tatsache.“

Robert grinste.

„Eben das ist es nicht!“, entgegnete er. „Erstens hat unser Vater die Anzeige noch am selben Tag zurückgezogen und hat deinen Urlaubsschein unterschrieben. Ich muss allerdings zugeben, dass es mir zu schwach wäre, wenn ich nichts Besseres hätte, als das. Zweitens ist mir nämlich aufgefallen, dass du gar nicht mehr desertieren konntest. Am 30. Januar 1861 warst du gar nicht mehr Soldat!“

Philip fuhr hoch, sackte aber gleich wieder mit einem Wehlaut in die Kissen zurück. Robert stützte ihn.

„Au, verdammt! Wie bitte? Sag das noch mal!“

„Gut, noch mal langsam zum Mitschreiben: Philip, du bist am 30. Januar 1861 kein Soldat mehr gewesen. Du hattest längst wirksam gekündigt!“, wiederholte Robert mit einem triumphierenden Glitzern in den Augen. Philip sah ihn ungläubig an.

„Das ... das glaub’ ich nicht!“

„Daddy hatte nicht das Recht, die Weitergabe deines Gesuchs zu verweigern. Zum Zeitpunkt, als du deinen Abschied genommen hast, war noch kein Krieg, also genügte eine einfache Kündigung, die ihm nur zugehen musste. Sieh mal – sämtliche Gesuche, die du an Lee oder an Scott oder an das Ministerium gerichtet hast, sind dort eingegangen, wie die Eingangsvermerke beweisen. In den Ablehnungsschreiben wird direkt auf den Inhalt Bezug genommen. Mindestens diese sind zur Kenntnis genommen worden, womit deine Kündigung wirksam war. Und die hier, die du an Vater gerichtet hast, tragen einen Eingangsvermerk von seinem Adjutanten, mit dem für Daddy typischen Strich, dass er ein Schriftstück gesehen hat. Ich habe eine Präzisierung der Entlassungsverordnung von 1855 gefunden, in der Minister Davis deutlich gemacht hat, dass der Kommandeur in Friedenszeiten ein Entlassungsgesuch nicht ablehnen darf“, erklärte Robert.

Philip schüttelte nur noch den Kopf.

„Das darf nicht wahr sein! Alles umsonst? Meine ganze Flucht und Angst umsonst?“

„Ja und nein“, gab Robert zurück. „Als du ausgerissen bist, wusste ich das hier noch nicht. Ich weiß, dass die Verordnung überwiegend falsch interpretiert wird. Vielleicht wären wir damals auf den Bauch gefallen.“

„Pah!“, versetzte Philip. „Dafür habe ich mit dir am Antietam gerauft, habe beinahe Tom erschlagen und drei Jahre lang alles darangesetzt, meine übrige Familie zu vernichten. Alles nur, weil ...“

Er brach unter Tränen ab. Robert umarmte ihn.

„Und ich vermisse Pammy so sehr!“, schluchzte Phil.

„Wenn ich dich vor dem Exekutionskommando bewahrt habe, werde ich versuchen, dich freizubekommen. Schließlich ist gerade erst rechtskräftig festgestellt worden, dass du nicht mein Feind warst, als ich dich nach Munfordville brachte. Vielleicht gelingt es mir noch, dass du freigelassen wirst. Dann kannst du zu Pam.“

„Es ... es wäre nicht möglich, dass Pam herkommt?“, fragte Philip schluchzend. Robert seufzte.

„Ich weiß, dass deine Frau ein feines Mädchen ist. Mit dem Vergleich mit Susan hattest du nicht ganz Unrecht, auch wenn mir eine ausgebildete Krankenschwester sehr viel lieber ist. Aber ihre Ansichten sind immer noch rebellisch. Wäre sie hier im Fort, wüssten deine Freunde schneller über uns Bescheid, als uns lieb sein kann“, gab Robert zu bedenken.

Philip wischte sich die Tränen ab und schnäuzte sich in das Taschentuch, das Robert ihm diskret hinhielt. Automatisch wollte er es einstecken und stieß an seine Wunde.

„Au!“, stöhnte er auf. „Das würde doch aber auch gelten, wenn ich von hier entlassen werde und meinen Kameraden Informationen geben würde“, bemerkte Philip, der sich langsam wieder beruhigte.

„Seit du hier bist, bist du im Lazarett. Es wäre einzurichten, dass du nichts zu sehen bekommst, was von militärischer Bedeutung ist“, erwiderte Robert. „Pam dagegen könnte sich frei bewegen.“

Philip nickte ergeben.

„Ja, du hast sicher Recht. Es ist nur furchtbar schwer, zu verzichten. Du *bist* bei deiner Frau.“

„Ich habe großes Glück, ja. Aber Susan und ich waren auch schon für lange Zeit getrennt. Ich weiß, was es heißt, nicht zu der Frau zu können, die man liebt. Ich weiß, wie es dir geht. Und ich kann gut begreifen, dass du Pam gerade jetzt besonders brauchst. Versprechen kann ich dir jetzt nichts, aber ich will sehen, was ich tun kann.“

„Danke, Bobby.“

Nachdem Robert mit Philip die Verteidigungsstrategie besprochen hatte, machte er sich an die Ausarbeitung seiner Verteidigung. Ihm kam zugute, dass das Regiment im Wesentlichen mit kleineren Kontrollaufgaben in

Tennessee beschäftigt war. Nur das B-Bataillon unter Major Deveraux befand sich bei der Army of the Potomac, wo es nach bewährtem Muster in einzelnen Schwadronen eingesetzt war. Robert hatte Terence Schofield als Zeugen gewinnen können, er hatte den Davis-Brief, und er hatte die feste Absicht, vor jeglicher Beweisaufnahme zu den eigentlichen Fluchtumständen erst das Dienstverhältnis klären zu lassen.

Zwei Wochen darauf, in der Nacht vor der Verhandlung, wachte Susan Bennett mitten in der Nacht auf. Erschrocken fuhr sie hoch, als sie bemerkte, dass Robert nicht in seinem Bett war. Das konnte nur bedeuten, dass Alarm war – und Alarm bedeutete immer Gefahr für ihn. Dann aber sah sie einen Lichtschein unter der Schlafzimmertür. Verwirrt stand sie auf, zog sich ihren Morgenmantel an und sah nach. Im Wohnzimmer der kleinen Offizierswohnung saß Robert im Schein einer einsamen Petroleumlampe an seinem Sekretär und hatte sich in eine Akte vertieft. Susan trat leise zu ihm und strich ihm sanft über den Kopf. Er lehnte sich zurück und lächelte sie an. Sie beugte sich zu ihm und küsste ihn.

„Was machst du nachts um drei hier, statt zu schlafen?“, fragte sie mit liebevoller Besorgnis.

„Nachdem wir zu Bett gegangen waren, war noch mal Alarm, der erst vor einer halben Stunde abgeblasen wurde. War zum Glück nichts los. Aber weil ich in eineinhalb Stunden ohnehin meinen Dienst antreten muss, habe ich mir gesagt, ich könnte noch mal die Verteidigung für nachher prüfen“, erwiderte er.

„Du siehst müde aus. Willst du nicht doch lieber schlafen?“

Robert schüttelte den Kopf.

„Nein, dann bin ich völlig verschlafen und werde den ganzen Tag nicht richtig wach. Lass’ nur.“

„Kann ich dir helfen?“, erkundigte sich Susan. Robert lächelte sanft.

„Und wie willst du mir helfen?“

„Trag’ mir deine Verteidigung vor. Wir haben schon oft über die Sache gesprochen“, bot sie an.

„Und was ist mit *deinem* Nachtschlaf, mein Schatz?“, fragte er und nahm wieder ihre schmale Hand.

„Ich habe erst morgen Nachmittag Dienst. Da ist noch genug Zeit zum Schlafen“, erwiderte sie sanftmütig. „Also?“

Robert ließ sich überreden und trug Susan seine Verteidigung vor, nachdem sie sich noch einmal die kurze Anklageschrift durchgelesen hatte.

„Du gehst nicht auf den eigentlichen Fluchtzeitpunkt ein“, bemerkte sie, als er fertig war.

„Mit Absicht nicht. Phil konnte nicht mehr desertieren, weil er gar nicht mehr Soldat war.“

Susan nickte.

„Du solltest es noch einflechten – der Vollständigkeit halber“, riet sie. „Ansonsten finde ich es gut.“

„Danke. Ich hoffe, die Richter sehen es auch so“, sagte Robert und umarmte seine Frau. „Du bist einfach wunderbar. Ob Philip eigentlich weiß, was für eine Schwägerin er hat?“, fragte er dann leise und küsste sie. Susan lehnte sich lächelnd an ihn an, genoss sein liebevolles Streicheln.

„Hauptsache, er weiß, was für einen Bruder er hat. Sag mal, was wird eigentlich, wenn Phil freigesprochen wird? Bleibt er dann Gefangener?“

Robert seufzte tief.

„Grant hat die Austausche ein für allemal abgeschafft. Ich habe nur die Hoffnung, ihn damit freizubekommen, dass er rechtswidrig gefangen genommen wurde. Aber das ist eine vage Angelegenheit und wird mindestens noch einen Prozess zur Folge haben, fürchte ich.“

„Gibt es sonst keine Chance für ihn?“, erkundigte sich Susan.

„Schwer zu sagen. Vielleicht könnte man ihn auf Ehrenwort freilassen, oder so. Das Problem ist unser Vater. Der müsste dabei mitmachen. Im Moment glaube ich das aber nicht.“

Wegen Philips noch längst nicht ausgeheilter Verwundung fand die Verhandlung[4] nicht im Provost Department statt, sondern in der Offiziersmesse von Fort Donelson. Der Raum hatte in etwa die gleiche Größe wie der Gerichtssaal in Nashville. Tische und Stühle waren von der Stabsschwadron so umgeräumt worden, dass eine fast gleiche Sitzanordnung entstanden war wie in Nashville – nur dass der Richtertisch nur für die angekündigten drei Richter dimensioniert war und nicht auf einem Podest stand. Der hinter der Messe liegende, an die Küche angrenzende Vorratsraum war ausgeräumt und als Beratungszimmer für die Richter hergerichtet worden.

Trotz der nächtlichen Arbeit war Robert am Morgen frisch und wach, als der Prozess gegen Philip morgens um halb zehn begann. Wegen seiner

[4] Auch in diesem Fall findet sich im Folgenden eine erzählerische Zusammenfassung des Prozesses. Das Verhandlungsprotokoll ist im Anhang IV ab Seite 731 abgedruckt.

noch nicht auskurierten Wunde durfte Philip sitzen bleiben, als die Richter den provisorischen Gerichtssaal betraten. Susan und Betty hatten sich alle Mühe gegeben, Philip gründlich herauszuputzen. Betty hatte ihren Bruder mithilfe von zwei Sanitätern gebadet, hatte ihn rasiert und ihm das Haar geschnitten. Seine Uniform war frisch gewaschen und repariert. Solange er sich nicht bewegen musste, erinnerte nichts an die schlimme Verwundung. Wie auch in Nashville war die Verhandlung für das Personal des Forts offen. Schon kurz nach Öffnung des Saales war er zum Bersten voll – im Wesentlichen Lazarettpersonal und Männer aus Roberts und Toms Schwadronen. Auch einige Infanteristen hatten sich eingefunden. Sogar ein paar gefangene Südstaatler saßen, sorgsam bewacht, unter den Zuhörern.

Das Gericht bestand aus drei Richtern. Den Vorsitz führte Colonel Seth Novak, Beisitzer waren Lieutenant-Colonel Samuel Colson und Major Harold Norton. Die Anklage wurde – wie angekündigt – von Major Christian Hopkins vertreten. Richter Novak forderte Hopkins nach Feststellung der Personalien zum Verlesen der Anklageschrift auf.

Hopkins konzentrierte sich völlig auf den Fluchttag und unterstellte damit ein intaktes Dienstverhältnis. Robert stellte dies in der Anklageerwiderung als unrichtig dar und bot entsprechende Beweise dafür an, dass ein Dienstverhältnis gar nicht mehr bestand. Dann stellte er als Verteidiger gleich klar, dass Philip keine Angaben zum behaupteten Tathergang machen würde und sich auf den fünften Zusatzartikel der Verfassung beriefe[5].

Philip wurde von Robert zur Entwicklung und seinen zahlreichen Abschiedsgesuchen befragt. Anhand der Verordnung des früheren Kriegsministers Davis trug Robert dann vor, dass Philip rechtswirksam gekündigt hatte. Um einen Kernsatz der Verordnung entspann sich ein heftiges Ringen zwischen Anklage und Verteidigung. Major Hopkins – und mit ihm praktisch die gesamte Führungsspitze der Army – verstanden diesen Satz so, dass ein Abschiedsgesuch dem Kommandanten vorgelegt werden musste und erst dann gültig wurde, wenn er es abgezeichnet und akzeptiert hatte. Robert hingegen konnte mit dem präzisierenden Brief von Jefferson Davis

[5] Die amerikanische Verfassung bestand 1787 ursprünglich aus sieben Artikeln. Im Laufe der weiteren amerikanischen Geschichte wurde die Verfassung immer wieder erweitert. Die ersten zehn Zusatzartikel traten bereits 1791 in Kraft und bilden die Bill of Rights, die wesentliche Grundsätze der Menschenrechte erstmals in schriftlicher Form garantierten. Nach dem fünften Zusatzartikel darf ein Angeklagter nicht zur Aussage gegen sich selbst gezwungen werden.

belegen, dass dieser Satz vielmehr bedeutete, dass ein Kommandant gezwungen war, ein Abschiedsgesuch zu akzeptieren und es nur zur Kenntnis zu nehmen hatte. Mit der Aussage von Captain Schofield stellte er dies zusätzlich unter Beweis. Hopkins hielt mit der Aussage von Colonel Bennett dagegen, dass der Davis-Brief niemandem außer dem ursprünglichen Empfänger bekannt sei, bezweifelte sogar die Echtheit des Davis-Briefs, doch konnte Richter Novak den Brief aus eigener Kenntnis als echt identifizieren.

Da die Frage des Dienstverhältnisses der eigentliche Dreh- und Angelpunkt der gesamten Anklage war, beantragte Robert eine Zwischenentscheidung des Gerichtes zu dieser Frage, womit auch Major Hopkins einverstanden war. Hopkins und Robert hielten ihre Plädoyers zu dieser Frage, wobei Hopkins ganz klar dabei blieb, es habe ein Dienstverhältnis bestanden und das Gericht aufforderte, in die Beweisaufnahme zur eigentlichen Tat einzutreten. Robert dagegen plädierte auf Nichtbestehen des Dienstverhältnisses und bat um Einstellung des Verfahrens. Das Gericht zog sich zur Beratung zurück, die Verhandlung wurde für eine Stunde unterbrochen, auch, damit die Beteiligten Gelegenheit zum Lunch hatten.

Die vier Mann, die Philip bewachten – Sergeant Dickson, die Trooper O'Hara, Lance und Presley – beförderten ihn ganz vorsichtig in die nebenan befindliche Mannschaftskantine, wo das Kantinenpersonal für den heutigen Tag eine Ecke für die Offiziere abgeteilt hatte.

„Sitzen Sie gut, Sir?", fragte Dickson respektvoll.

„Ja, danke, Sergeant Dickson", antwortete Philip. Er wirkte bleich und müde. Robert und Susan, die gleich mitgekommen waren, sahen sich besorgt an.

„Packst du das noch, Phil?", fragte Robert. Philip nickte schweigend.

„Ich bin einfach neugierig. Meinst du, dass die Richter das fressen?"

Robert setzte sich und lächelte seinen Bruder freundlich an.

„Unwissenheit schützt vor Strafe nicht", grinste er. „Ich meine, dass sich die Armeeführung nicht darauf berufen kann, dass sie den Satz jahrelang missverstanden hat. Und falls doch, müssen wir eben doch tricksen."

Er sah Philip einen Moment an.

„Du siehst wirklich blass aus. Bist du sicher, dass du überhaupt noch verhandlungsfähig bist?"

„Wenn die Sache mit der Zwischenentscheidung erledigt ist, ja. Aber wenn jetzt doch eine Beweisaufnahme für die eigentliche Tat aufgenom-

men wird, bitte ich dich, die Verhandlung ohne mich fortsetzen zu lassen. Ich wollte mich ja ohnehin nicht dazu äußern“, erwiderte Philip. Robert nickte.

„Gut. Dann lass’ uns was essen, damit du noch ein bisschen Ruhe hast. Steward!“

Der Kantinensteward aus der Offiziersmesse eilte herbei.

„Sir?“

„Bringen Sie uns siebenmal den Lunch. Was gibt’s heute überhaupt?“

Steward Eggers grinste über das ganze Gesicht.

„Pietro hat heute Italienisch gekocht. Er hat was von Pasta erzählt, Herr Rittmeister. Nudeln also.“

Robert nickte und der Steward eilte in die Küche. Philip seufzte.

„Ich weiß nicht, wie lange es her ist, dass wir bei unseren Einheiten mal heimatliche Gerichte unserer Einwanderer bekommen haben. Selbst in Richmond ist alles rationiert. Ihr schnürt uns richtig die Luft ab“, sagte er.

Der Kellner kam und servierte den Lunch. Es gab Tortellini alla carbonara.

„Was wünschen Sie zu trinken?“

„Ist Apfelwein da?“, fragte Robert.

„Ja, Sir. Ist auch gut gekühlt.“

„Dann bringen Sie zwei Flaschen und sieben Gläser“, bestellte Robert.

„Seit wann trinkst du im Dienst Alkohol?“, erkundigte Philip sich verwundert.

„Seit wir hier zwei oder drei Schweizer und ein paar Leute aus Deutschland haben, die Apfelwein brauen können. Schmeckt gut, löscht den Durst, hat im schlimmsten Falle so viel Alkohol wie Bier, verursacht aber kaum eine Alkoholfahne – und man kann ihn zur Not noch mit Wasser verdünnen, was ich im Dienst tue. Das Zeug ist so etwas wie unser Regimentsgetränk geworden.“

Nicht lange danach hatten sie gegessen. Robert sah auf die Uhr.

„Ist noch ‘ne halbe Stunde bis zur Fortsetzung der Verhandlung. Willst du dich noch hinlegen?“

Philip schüttelte den Kopf.

„Nein. Wenn der Prozess mit dem Zwischenentscheid abgehakt ist, kann ich nachher in meiner Zelle schlafen. Das gleiche gilt, wenn es jetzt erst losgeht, weil ich dann nicht mehr verhandlungsfähig bin“, erwiderte er. Dann seufzte er tief. „Mein Gott! Knapp dreißig Jahre alt und ein Krüppel. Verdammter Mist!“, fluchte er.

„Quatsch!“, widersprach Robert heftig. „Deine Verwundung ist gerade mal sechs Wochen her! Logisch, dass du das Bein noch nicht bewegen kannst und Schmerzen hast.“

Philip warf einen Blick auf Susan. Er schüttelte den Kopf.

„Dr. Craig hat mit gesagt, dass das Bein lahm bleiben wird. Das Geschoss hat einen zentralen Nervenstrang durchschlagen und so zerfetzt, dass ich den Fuß nicht mehr steuern kann. Ich werde immer eine Gehstütze brauchen. Ich *bin* ein Krüppel!“, entgegnete er.

„Aber deshalb noch lange nicht auf den Kopf gefallen!“, versetzte Robert. „Dein Gehirn hast du schließlich nicht im Bein. Rechtsanwalt kannst du immer noch sein.“

Philip lächelte.

„Du machst mir Hoffnung auf eine Zukunft?“

„Es wäre wohl nicht besonders ermutigend, wenn ich dir jetzt sagen würde, dass es für einen zum Tode Verurteilten keine Rolle spielt, ob er mit zwei gesunden Beinen vor dem Erschießungskommando steht, oder mit einem gelähmten Bein vor den Gewehren sitzt“, erwiderte Robert. „Bislang bin ich der Meinung, dass ich deine Rübe retten kann.“

Pünktlich um drei Uhr nachmittags wurde der Prozess fortgesetzt. Nach Ankündigung durch den Saalposten erschien das Gericht mit den üblichen, undurchsichtigen Mienen. Richter Novak klopfte auf das Pult, wartete bis Ruhe einkehrte. Dann verkündete er:

„Das Gericht hat zur Frage des Dienstverhältnisses beraten. Es ist festzustellen, dass es sich bei dem Gesuch des Majors Philip Frederick Bennett um eine Kündigung handelt. Eine Kündigung ist eine einseitige Willenserklärung, die keiner Annahme, sondern lediglich der Kenntnisnahme des Empfängers bedarf. So ist auch die Verordnung des früheren Kriegsministers Davis aus dem Jahre 1855 zu verstehen, die diesen juristischen Grundsatz eigentlich nur in eine Sprache kleiden wollte, die von Militärs verstanden und akzeptiert wird. Die fortgesetzte, missverständliche Auslegung – ob gewollt oder ungewollt – veranlasste Minister Davis seinerzeit, die Formulierung dahingehend zu präzisieren, dass ein solcher Abschied in Friedenszeiten nicht abgelehnt werden darf. Unstreitig bestand zu allen Zeitpunkten, zu denen der Angeklagte Abschiedsgesuche einreichte, kein Kriegszustand, so dass die Davis-Verordnung auf das hier fragliche Dienstverhältnis anzuwenden ist. Ebenso unstreitig ist, dass der Angeklagte neunmal seinen Abschied eingereicht hat. Es ist nicht bestritten worden,

dass auch nur eines dieser Gesuche nicht wenigstens dem Standortkommandanten bekannt war. Da die Kündigung als einseitige Willenserklärung lediglich der Kenntnisnahme des Empfängers bedarf, war das Dienstverhältnis bereits mit der ersten Kündigung zum 31. März 1859 erloschen. Demnach bestand zu dem Zeitpunkt, als der Angeklagte das Fort Randall verließ, keinerlei Dienstverhältnis mehr, aus dem der Angeklagte sich unerlaubt entfernen konnte. Aus dem Verbleiben des Angeklagten bis zum Januar 1860 kann nicht geschlossen werden, dass hier stillschweigend ein neues Dienstverhältnis begründet worden wäre. Dieses wäre dann auch spätestens mit seinem Schreiben an den damaligen Kriegsminister Floyd erloschen, das nachweislich noch vor seinem Weggang bestätigt wurde. Die Unkenntnis des Davis-Briefes vom 20. Mai 1855 seitens der Verantwortlichen in Standortkommando und Ministerium vermag diese nicht zu entlasten. Die Verordnung ist tatsächlich so abgefasst, dass sie missverstanden werden kann. Insofern hat sich jeder zur Kenntnisnahme eines Abschiedsgesuches Verpflichtete von sich aus darüber zu informieren, ob er die ihm bekannte Verordnung korrekt verstanden hat. Unterlässt er dies, kann dies nicht zum Nachteil des Kündigenden ausgelegt werden. Wenn jedoch ein unerlaubtes Entfernen nicht mehr möglich war, weil kein Dienstverhältnis mehr existierte, ist eine Anklage die wegen Fahnenflucht des Angeklagten erhoben wurde, gegenstandslos. Das Verfahren wird daher auf Kosten der Staatskasse eingestellt. Die Sitzung ist geschlossen."

Richter Novak klappte die Akte zu und nahm die Lesebrille von der Nasenspitze.

„Und das nächste Mal, meine Herren von der Staatsanwaltschaft, wäre es mir ausgesprochen lieb, wenn Sie nicht nur Dinge prüfen, die den Angezeigten *be*lasten, sondern dass Sie auch *ent*lastendes Material prüfen. Wenn Sie nicht so schlampig gearbeitet hätten, hätte das der Kriegskasse 'ne Menge Geld gespart. Also reißen Sie sich am Riemen", setzte er mahnend hinzu.

Urteil und Nachsatz waren schallende Ohrfeigen für Colonel Bennett und Major Hopkins, die mit hochroten Köpfen den Gerichtssaal verließen. Die Zuschauer im Saal standen auf und applaudierten spontan. Die Brüder Bennett lagen sich glücklich in den Armen, Philip weinte vor Freude.

„Ich … ich kann dir gar nicht sagen, wie stolz ich auf dich bin, Kleiner", japste Philip. „Du solltest Anwalt werden."

„Eins nach dem anderen. Irgendwie wollen wir dich auch frei kriegen. Ich will dich nicht hinter Gittern versauern lassen. Das bin ich dir schul-

dig“, gab Robert zurück. Und während er seinen Bruder umarmte und an sich drückte, überlegte er, wie er es anstellen konnte, dass Philip freigelassen wurde, ohne dass er wieder in den Süden zurück musste. Denn an einem hatte Robert Bennett überhaupt kein Interesse: jemals wieder gegen seinen Bruder kämpfen zu müssen.

Kapitel 30

Einsichten

Philip wurde von den vier Männern hinausgetragen, die ihn offiziell bewachen sollten, sich jedoch mehr als seine Betreuer verstanden. Robert räumte seine Papiere vom Pult des Verteidigers zusammen und wollte den Gerichtssaal ebenfalls verlassen, als ein Mann in der Uniform eines Brigadier-Generals auf ihn zukam.

„Sir?“, fragte der junge Captain und nahm Haltung an.

„Guten Tag, Captain Bennett. Ich bin Brigadier-General Rex Douglas vom Provost Department. Meinen Glückwunsch für Ihre erfolgreiche Verteidigung“, sagte der General und bot Robert die rechte Hand. Zögernd nahm der junge Mann die Hand, die sich ihm darbot.

„Danke, Sir. Es kommt sicher nicht oft vor, dass einem Verteidiger vom Department gratuliert wird.“

Douglas lächelte.

„Es sei denn, es ist der Chefverteidiger persönlich“, erwiderte er. „Junger Mann, Sie haben gerade ein Meisterstück abgeliefert. Einen angeblichen Deserteur vor dem Erschießungskommando zu retten, gelingt den wenigsten Verteidigern. Solange, wie ich jetzt dabei bin, hat noch kein Verteidiger einfach das Dienstverhältnis in Frage gestellt. Wie sind Sie bloß auf den Davis-Brief gekommen, den kein Mensch kennt?“

„Es war blanker Zufall und ein brauchbares Gedächtnis. Ich habe eine Zeit im Kriegsministerium gearbeitet, habe nach irgendwelchen Unterlagen gesucht und bin auf diese Akte gestoßen und habe den Brief gefunden. Als mein Bruder jetzt angeklagt wurde, habe ich an Captain Schofield telegrafiert und mir das Material heraussuchen lassen.“

„Sie hätten gute Aussicht, als Jurist Karriere zu machen. Haben Sie Interesse an einem Job im Provost Department?“, bot Douglas an. Robert lachte leise.

„Nein, Sir, ich bin Soldat, kein studierter Jurist. Jedenfalls habe ich nur einen Magistergrad in Jura und kein richtiges Staatsexamen. Aber wenn Sie wirklich jemanden suchen, dem die Juristerei im Blut liegt, dann probieren Sie es mal bei Major Bennett. Der ist der geborene Jurist“, erwiderte er.

„Schien mir nicht so. Ihr Bruder kam mir recht mutlos vor.“

„Im Augenblick kämpft er noch mit einer schweren Verwundung und ist noch nicht ganz darüber hinweg, dass sein rechtes Bein lahm bleiben wird. Aber wenn er das überwunden hat, werden Sie kaum einen besseren Juristen finden.“

„Sie lieben Ihren Bruder sehr, nicht wahr?“

„Wir sind Brüder und wir verstehen uns sehr gut – auch wenn er jetzt eine andere Uniform trägt als ich“, erwiderte Robert. „Oh, Sir, da ich schon einen Experten hier habe, eine Frage: Mein Bruder und ich haben ein von General Grant und General Lee genehmigtes, gemeinsames Unternehmen durchgeführt. Dabei kam es zu Phils Verwundung, dadurch bedingt zu seinem Verbleib im Norden. Den Südstaatlern wurde freies Geleit zugesichert. Doch Philip wurde gefangen genommen, weil unser Vater das mit dem freien Geleit nicht schlucken mochte. In einem Prozess gegen mich wurde rechtskräftig festgestellt, dass Major Bennett zum Zeitpunkt meiner Hilfe an ihn nicht mein Feind war. Folglich ist es doch rechtswidrig, ihn als Kriegsgefangenen zu betrachten“, trug Robert vor. Douglas sah den Captain einen Moment an.

„Ja, das würde ich auch so sehen“, sagte er. „Was haben Sie vor?“, fragte der General dann.

„Ihn nötigenfalls freiklagen“, erklärte Robert. Douglas strich sich nachdenklich durch den Kinnbart.

„Ich würde grundsätzlich meinen, dass Sie, beziehungsweise Ihr Bruder, damit im Recht wären. Aber würden Sie wirklich das erreichen, was Sie wollen?“, zweifelte Douglas.

„Ich verstehe nicht, Sir. Was meinen Sie?“

„Sehen Sie: Nehmen wir mal an, Sie verklagten die US-Army im Namen Ihres Bruders auf Freilassung. Es hätte vielerlei Folgen. Erstens: Sie würden einen gefährlichen Präzedenzfall schaffen. Wie Sie wissen, hat General Grant bei seinem Amtsantritt als Commander-in-Chief den Gefangenenaustausch abgeschafft. Würde jetzt ein Gefangener freigeklagt werden, würde dies eine Prozesswelle ohnegleichen auslösen, weil naturgemäß jeder Rebell gern freikommen möchte. Dazu kommt, dass während Ihres Einsatzes einige Hundert oder Tausend Rebellen gefangen wurden, die sich immer auf diese gemeinsame Aktion berufen würden. Und von Ihrem Bruder wäre wohl kaum zu erwarten, dass er gegen seine Kameraden aussagt, um deren Behauptung zu widerlegen. Das wäre schlimmer als Verrat. Das würde die Absicht von General Grant völlig über den Haufen werfen und

zudem eine noch größere Ungerechtigkeit hervorrufen, denn ich wage anzuzweifeln, dass gefangene Unionssoldaten in der Konföderation die Möglichkeit haben, einen Prozess um ihre Freiheit zu führen. Lassen wir jedoch *einen* solchen Prozess zu, zwingt uns der Supreme Court, dieses Recht auch den übrigen Gefangenen zuzubilligen. Zweitens: Gelingt es Ihnen, den Prozess zu gewinnen, ist Ihr Bruder frei – und muss in den Süden zurück. Sie werden also weiterhin damit rechnen müssen, Ihrem Bruder im Kampf zu begegnen. Sie sollten auch nicht unbedingt darauf spekulieren, dass Ihr Bruder als Angehöriger des Provost Department nicht mehr zur kämpfenden Truppe gehört. Im Falle der Verteidigung von Richmond würden diese Einheiten selbstverständlich mit eingesetzt werden. Drittens: Wenn Ihr Bruder hier bleibt, besteht die Chance, dass er sich mit der Thematik der Sezession ohne die Verblendung der sezessionistischen Fanatiker beschäftigt und sich der verfassungsmäßigen Betrachtung nähert. Und danach, nach Artikel IV, Abschnitt 3, Satz 3 ist es unzulässig, dass ein oder mehrere Einzelstaaten einen souveränen Staat bilden, wenn nicht außer von den Parlamenten der betreffenden Einzelstaaten dies auch vom Kongress gebilligt wird. Der Kongress hat aber nie der Sezession zugestimmt, sondern sie im Gegenteil für verfassungswidrig erklärt. Bleibt Ihr Bruder im Süden, fressen sich die verkorksten Ansichten der Rebellen nur noch weiter bei ihm fest. Vielleicht könnten Sie Ihren Bruder dann doch verlieren, weil er irgendwann in Ihnen tatsächlich nur noch den Yankee sieht“, warnte Douglas.

Robert sah den General eine Weile an, wurde schamrot.

„Au weia, daran habe ich nicht gedacht. Nein, ein Musterstratege wird aus mir nie!“, gestand er ein. Douglas lächelte.

„Das würde ich nicht so pauschal sagen. Ich kenne genügend Generäle, die nicht mal den eigenen Esstisch sortieren könnten, geschweige denn in einer komplizierten Kampfsituation den Überblick behalten können. Sie sind noch jung, Captain – und Sie haben gute Anlagen. Vor allem sind Sie lernfähig.“

Robert lachte ein wenig verächtlich.

„George Custer ist so alt wie ich – und er ist General“, erwiderte er.

„Eben den meinte ich. Custer ist tapfer, gewiss. Er reitet jeden Angriff selbst mit. Aber er ist blind für das, was seine Aktionen drei Tage später nach sich ziehen. Custer hat eine Eisenbahnlinie zerstört. Okay, war sein Job, hat er gut gemacht. Das Dumme war nur, dass wir genau *diese* Eisenbahnlinie einige Tage später dringend benötigten, um Nachschub zu liefern.

Unsere Eisenbahnpioniere haben vielleicht geflucht! Zum Ausführen von Befehlen, Captain Bennett, gehört nicht nur der blinde Gehorsam, sondern auch das Nachdenken darüber, welche Folgen die Ausführung eines Befehls hat. Einen Befehl, zum Beispiel, dessen Ausführung Sie mit der zivilen Strafjustiz in Konflikt brächte, brauchen Sie nicht auszuführen. Sie *dürfen* es nicht einmal tun, wenn Sie nicht mit dem Gesetz kollidieren wollen. Und niemand kann Sie dazu zwingen, sich später für Dinge zu verantworten, die Ihnen zunächst befohlen worden sind, für deren Ausführung aber später Sie ganz allein haftbar gemacht werden. Ich denke, Sie wären ein Mann, der soweit nachdenkt. Es hat sich herumgesprochen, dass es *Ihre* Idee war, Dover wieder aufzubauen."

„Vielleicht, vielleicht auch nicht, Sir. Ich könnte das im Moment nicht ganz genau beantworten. Aber eines interessiert mich speziell an dieser Geschichte: Ein Soldat, dem die Plünderung eines Hauses befohlen wird, kann sich doch jederzeit auf den Befehlsnotstand berufen, oder irre ich mich?", hakte Robert nach.

„Das mag vielleicht für den einfachen Soldaten gelten, auch noch für Unteroffiziersdienstgrade, speziell, wenn man ihnen mit empfindlichen Strafen droht – die ebenso rechtswidrig wären, aber das kann der normale Soldat nicht ohne weiteres erkennen. Sicher gilt das aber nicht für Offiziere, schon gar nicht für kommandierende Offiziere", erklärte Douglas. „Deshalb sind die Soldaten nach der Plünderung von Dover auch straffrei ausgegangen, während Grant und eine Reihe seiner Offiziere ihres Kommandos enthoben wurden."

„Danke, Sir. Darf ich mich mal an Sie wenden, wenn ich juristische Probleme habe?", fragte Robert, froh, jemanden gefunden zu haben, der ihm das nötige Wissen vermitteln konnte.

„Gewiss. Sie erreichen mich in der Regel im Provost Department. Auf Wiedersehen, Captain Bennett."

„Auf Wiedersehen, Sir. Und vielen Dank."

Vom provisorischen Gerichtssaal ging Robert zunächst ins Lazarett, wo er erwartungsgemäß seinen Bruder fand. Susan war gerade dabei den Verband zu wechseln.

„Warum habe ich nur keine Geduld gehabt?", fragte Philip kopfschüttelnd. „Es hätte so viel Ärger erspart!"

Robert setzte sich an das Feldbett.

„Es ist das Falscheste, was du tun kannst, wenn du dir jetzt Vorwürfe machst“, sagte er. „Du bist den Vorwurf der Desertion los. Ich weiß nicht, ob uns das im Januar 1861 auch geglückt wäre“, erwiderte Robert. „Philip“, setzte er dann zögernd an, „mein zweiter Plan wird nicht so klappen, wie ich es mir gedacht habe. Austausche gibt es nicht mehr. Du wirst also Gefangener bleiben, fürchte ich.“

„Muss ich jetzt in eine Zelle – wenn ich gesund bin?“, erkundigte sich Philip. Es klang ängstlich.

„Ich kann dir im Augenblick nichts versprechen. Vielleicht kannst du mehr Bewegungsfreiheit bekommen, wie sie auch ein paar andere Gefangene haben. Ich werde mit Vater reden.“

„Danke“, sagte Philip. Er warf einen Blick auf Susan, die den Verband vorsichtig schloss. „Bob, wenn ich nicht verheiratet wäre, würde ich dir deine Frau abspenstig machen. Susan ist wundervoll“, bemerkte er mit einem sanften Lächeln. Susan schüttelte ebenso lächelnd den Kopf.

„Zum abspenstig machen gehören mindestens zwei, Philip Bennett. Ich bin nur einmal hereingefallen. Von Robert wird mich nichts mehr trennen“, entgegnete sie.

„Auf jeden Fall weiß ich, was Robert gemeint hat, als er sagte, eine ausgebildete Krankenschwester zur Frau zu haben, sei das Beste, was einem Soldaten passieren könne“, grinste Phil.

Susan warf einen bedeutsamen Blick auf ihren Mann.

„Für ihn ist es lebensnotwendig – und für dich wäre es auch nicht von Nachteil. Vielleicht sollte ich Pam Nachhilfe geben? Du wirst auf Dauer Hilfe benötigen“, schlug Susan vor. Phil sah seinen Bruder an.

„Was meinst du?“

„Wenn ich mir sicher wäre, dass Pam keine militärischen Geheimnisse an deinen Schwager verrät, ...“

„Bobby, ihr habt Fort Donelson prima repariert, aber ihr habt nichts, absolut gar nichts verändert. Die Verteidigungsanlagen des Forts sind den konföderierten Stäben bis in die letzte Einzelheit bekannt. Jedes Kind in Tennessee weiß, dass hier die 7th US-, die 7th Illinois-, die 2nd Missouri- und die 4th Ohio-Cavalry und die 71st Ohio-Infantry stationiert sind – verteilt auf die Forts Henry und Donelson. Das sind keine Geheimnisse mehr. Und außerdem habt ihr Tennessee so fest im Griff, dass ich nicht annehme, dass sich hier noch mal reguläre Truppen der Konföderation sehen lassen werden. Wenn du Daddy das beibringen kannst, könnte Pam vielleicht herkommen“, erklärte Philip.

„Philip, könntest du dich mit dem Gedanken anfreunden, nicht mehr gegen Yankees zu kämpfen?“, erkundigte Robert sich vorsichtig.

„Die Möglichkeit wäre ohnehin sehr begrenzt – vor allem mit meiner Behinderung. Nach wie vor halte ich den Wunsch der Konföderation aber für richtig, sich selbstständig zu machen“, erklärte Philip. Robert nickte.

„Ich hatte die Idee, du könntest mit Onkel Benjamin in der Kanzlei arbeiten. Nur weiß ich nicht, ob du eine Zulassung bekommst, wenn du die konföderierten Ideen weiter vertrittst. Onkel Ben hält überhaupt nichts von der Sezession“, gab Robert zu bedenken. Phil lächelte.

„Tennessee ist sehr konservativ. Ich könnte mir vorstellen, in Dover eine eigene Kanzlei aufzumachen – oder in Nashville“, erwiderte er.

„Bleibt immer noch das Problem deiner Zulassung. Ich fürchte, die zuständigen Behörden würden sie dir nicht erteilen, solange du noch konföderiertes Gedankengut vertrittst.“

„Für die Zulassung ist der Staat Tennessee zuständig – und der gehört der Konföderation an“, bemerkte Phil grinsend. „Ich könnte über die Vertretung Tennessees im konföderierten Senat die Zulassung erhalten.“

„Nur, dass die Staatsregierung von Tennessee – wie die aller anderen Staaten, die sich der Sezession angeschlossen haben – mit einem Verratsverfahren überzogen wird, wenn der Norden den Krieg gewinnt. Das ist so sicher, wie das Amen in der Kirche. Sollte die Regierung verurteilt werden, könnten sämtliche von ihr vorgenommenen Ernennungen nachträglich für nichtig erklärt werden. Du könntest dich in einem sehr rechtsunsicheren Raum bewegen. Lass’ dich lieber in Massachusetts als Anwalt nieder“, empfahl Robert. Philip sah seinen Bruder eine Weile an.

„Willst du auf eine Entlassung auf Ehrenwort hinaus?“, fragte er direkt. Robert nickte.

„Ich halte es für das Beste. Du könntest bei Pam bleiben, müsstest nicht in den Süden zurück. Wenn es mir gelingen sollte, dich ohne Bedingungen frei zu kriegen, gehst du nach Richmond zurück – und wir würden irgendwann wieder gegeneinander kämpfen. Ich will das nicht mehr. Du bist mein Bruder und nur aus sehr unglücklichen Umständen heraus im Süden gelandet. Ein Rebell bist du einfach nicht!“

Philip schwieg eine Weile.

„Ich denk’ drüber nach“, sagte er schließlich. „Es dauert bestimmt noch, bis ich einigermaßen hergestellt bin.“

Robert sah ein, dass Philip für seine Entscheidung Zeit brauchte und verabschiedete sich.

Als Robert wieder an seinem Adjutantenschreibtisch saß, war es schon nach fünf Uhr nachmittags. Trooper Lance kam herein und brachte die Regimentspost. Die Tasche war ungewöhnlich dünn.

„War heute nicht viel, Sir“, sagte er. „Die Zensurstelle hat die Briefe für die Unteroffiziere und Mannschaften schon kontrolliert und ausgegeben. Ist nur noch Post für den Colonel, Sir.“

„Danke, Lance.“

Robert nahm Lance die Tasche ab. Es war nur ein einziger Brief für Colonel Bennett enthalten, an ihn persönlich gerichtet. Robert brachte den Brief ungeöffnet zu seinem Vater.

Frederick saß in finsterem Brüten an dem Sandkastenmodell von Fort Donelson in seinem Amtszimmer.

„Was ist?“, knurrte er.

„Die Post, Sir.“

Frederick drehte sich um und sah Robert schweigend, aber missbilligend an. Der junge Mann wartete, den Brief in der Hand.

„Warum bist du mir so in den Rücken gefallen?“, fragte Frederick seinen Sohn. Robert zog fragend eine Augenbraue hoch.

„In den Rücken gefallen? Ich dir? Umgekehrt wird eher ein Schuh draus!“, versetzte Robert. Frederick sprang auf.

„Captain Bennett!“, herrschte er ihn an, aber Robert blieb unbeeindruckt.

„Nein, jetzt nicht mehr!“, gab er mit verhaltenem Zorn zurück. „Wie man in den Wald ‘rein ruft, so schallt es heraus! Du hast angefangen, mich zu duzen, dann nehme ich mir die Freiheit, es ebenfalls zu tun. Abgesehen davon ist es Dummheit in Dosen, dass Vater und Sohn sich nicht duzen sollten, wenn sie unter sich sind! Es ist niemand da, bei dem ich dein Ansehen untergraben kann. Dafür hast du heute bildschön selbst gesorgt. Wie konntest du nur? Wie konntest du nur deine Söhne ans Messer liefern?“, ereiferte sich Robert.

„Ich hab’ getan, was ich tun musste, um dir deine Grenzen zu zeigen!“, grollte Frederick.

„Ach was!“, wehrte Robert ab. „Was *meine* Person anbelangt, kann man darüber noch streiten, ob es richtig war, mich beim Provost Department anzuzeigen. Ich habe es jetzt jedenfalls schriftlich, dass ich nichts ausgefressen habe, dass ich richtig und korrekt gehandelt habe. Aber das mit Philip war doppelt unnötig! Du hattest kein Quäntchen Recht, ihn gefangen zu nehmen, genauso wenig, wie die letzten Gefangenen, die noch

hier sind, Gefangene sein dürften. Sie alle sind bei diesem fraglichen Einsatz verwundet worden, genau wie Philip. Philip ist erwiesenermaßen unrechtmäßig festgenommen worden und gehört schlicht freigelassen, sobald seine Wunde geheilt ist.“

Frederick schnaubte. Es klang beinahe hilflos.

„Ach, du ... du Wortverdreher, du! Du hast mir die Aussagen im Munde herumgedreht, dass ich bald selbst nicht mehr gewusst habe, was ich sage! Rechtsanwälte sind doch alle Verbrecher. Aufgehängt gehören sie! Allesamt!“, rief er verzweifelt.

Robert spürte, wie sein eigener Zorn wich. Er legte den Brief auf den Schreibtisch und setzte sich auf die Tischkante.

„Ich bin kein Rechtsanwalt“, sagte er fast sanft. „Ich bin Soldat, wie du. Aber ich möchte endlich wissen, was du eigentlich gegen Rechtsanwälte hast, dass du beinahe schäumst, wenn nur einer in deiner Nähe ist.“

„Aber du benimmst dich wie einer! Du ... du kehrst das Unterste zuoberst, dass ein normaler Soldat nicht mehr weiß, woran er sich denn nun halten soll“, versetzte Frederick bitter.

„Das ist keine Antwort auf meine Frage, Vater. Was hast du gegen Rechtsanwälte?“, beharrte Robert.

„Betrüger sind das! Alle!“, schnaubte der Colonel. „Ich traue keinem mehr, der sich in den Gesetzen besser auskennt als ich!“

„Daddy, weshalb du Indianer hasst, das begreife ich. Vielleicht jetzt erst, wo ich selbst hassen gelernt habe. Aber ich begreife deinen Hass auf Anwälte nicht. Vielleicht kann ich dir helfen?“

„Ach was! Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus!“

„Ich denke, es bringt nichts, wenn du mir Schlagwörter an den Kopf wirfst. Hat dich ein Anwalt irgendwann mal betrogen, dass du seinen ganzen Berufsstand verdammst?“, bohrte Robert unnachgiebig weiter.

Frederick ließ sich in seinen Schreibsessel fallen.

„Oh ja!“, stieß er dann hervor. „Mein eigener Bruder hat mich derart über den Tisch gezogen, dass ich ihm zeitlebens Hausverbot erteilt habe. Und seine sauberen Anwaltsbrüder meinten sogar noch, das, was er getan hat, sei rechtens! Schweinebande!“

„Was ist passiert?“, hakte Robert ein. Frederick seufzte tief.

„Du verstehst mich auch nicht“, behauptete er.

„Das ist nicht gesagt. Zunächst solltest du mir sagen, was Ben eigentlich getan hat.“

„Mein Bruder Benjamin hat mich schlicht und ergreifend um mein Erbe betrogen!“, zischte Frederick.

„Oh, Großvater hatte was zu vererben?“, wunderte sich Robert. Frederick nickte.

„Es war nicht viel. Jedenfalls damals nicht. Kein großes Vermögen; nicht so groß, wie das, was Richard seinen Kindern hinterlassen wird. Daddy hatte fünfhundert Dollar Barvermögen und etwa ebenso viel in Aktien verschiedener Eisenbahngesellschaften und Stahlgießereien, fast alles Militärlieferanten. Als er starb, verfügte er im Testament, dass Ben und ich jeweils die Hälfte des Bargeldes und die Hälfte der Aktien bekommen sollten. Cathy, deine Mutter, war zum dritten Mal schwanger. Es wurde eine Fehlgeburt und deine Mutter war nahe daran, zu sterben. Ich brauchte alles Geld, was ich auftreiben konnte, um die Arztrechnungen zu bezahlen. Es war mir erst ganz recht, dass Ben mir anbot, er würde die Aktien übernehmen und mir das Bargeld überlassen. Cathy überlebte dank der Geldspritze. Aber Ben machte mit den Aktien das große Geld. Innerhalb von zwei Jahren hatte er fast dreißigtausend Dollar draus gemacht. Als ich meinen Anteil haben wollte, verwies er auf den Tausch und sagte mir, ich hätte keine Rechte mehr daran“, erzählte Frederick. Dann verfinsterte sich seine Miene wieder. „Der Lump, der! Hat mich um meinen Erbteil betrogen und seine Kollegen, die ich befragt habe, haben mir alle gesagt, dass er auch noch Recht hat! Sag selbst: Ist das rechtens?“, stieß er bitter hervor.

Robert suchte eine Weile nach Worten. Vom rein rechtlichen Standpunkt aus gesehen, hatte Ben natürlich Recht. Er und sein Bruder hatten sich über die Verteilung des Erbes geeinigt und mit seinem Erbteil hatte jeder machen können, was er wollte, ohne dem anderen darüber Rechenschaft schuldig zu sein.

‚Wenn du ihm das sagst, schnappt er erst richtig ein. Versuch’ es von der anderen Seite’, ermahnte der Captain sich in Gedanken.

„Sag mal, ich hab’ das richtig verstanden: Ihr hattet beide fünfhundert Dollar geerbt; du hast das Bargeld genommen und Ben die Aktien?“

„Ja.“

„Nimm doch mal an, ihr hättet es umgekehrt gemacht. Was hättest du mit den Aktien gemacht?“, fragte Robert. Sein Vater sah ihn verwirrt an.

„Versteh’ ich nicht. Ich hab’ dir doch gesagt, dass ich jeden Cent brauchte. Was hätte ich mit den Aktien tun sollen? Verkaufen natürlich, um an das Geld zu kommen“, erwiderte Frederick.

„Du hättest also nicht so wie Ben versucht, damit Geld zu machen?“

„Nein.“

„Mal angenommen, Ma wäre nicht so krank gewesen: Hättest du dann versucht, mit den Aktien zu spekulieren, um damit mehr Geld zu machen?“, hakte Robert nach. Frederick zuckte mit den Schultern.

„Wahrscheinlich nicht. Ich war Captain, ich hatte drei Kinder und eine Frau, die ich ernähren musste. Wir hätten das Geld auch so gut gebrauchen können.“

„Hätte also überhaupt nicht die Möglichkeit bestanden, dass du die Aktien als Geldanlage behandelt hättest?“

„Nein, so viel Geld hatten wir nicht, dass ich mir das Risiko hätte leisten können, mit den Dingern zu spekulieren.“

„Konnte Ben sich das leisten?“

„Offensichtlich! Sonst hätte er es doch nicht getan!“, versetzte Frederick.

„Ich meine, war Ben damals in einer ähnlichen wirtschaftlichen Situation wie du?“, präzisierte Robert.

„Ben war schon Anwalt, war Sozius in einer gut gehenden Kanzlei. Er war nicht verheiratet, hatte keine Kinder. Oh, seine Situation war erheblich besser als meine!“

„Was, meinst du, hätte Ben mit dem Bargeld gemacht?“

„Weiß nicht. Vielleicht hätte er auch daraus mehr gemacht. Er hätte es ja anlegen können – in Aktien zum Beispiel. Eigentlich hätte er sich genau die gleichen Aktien von dem Bargeld kaufen können. Zum Veressen brauchte er das Geld nicht unbedingt.“

„Du hättest also nie die Chance gehabt, aus den Aktien genauso viel Geld zu machen wie dein Bruder“, fasste Robert kurz zusammen. „Du hättest die Aktien zum damaligen Kurs verkauft, um deine Frau zu retten – oder auch, um einfach deine Familie zu ernähren, weil das von deinem damaligen Sold eigentlich nicht recht möglich war. Ben dagegen hätte wahrscheinlich auch aus dem Bargeld mehr gemacht, vielleicht durch Ankauf der gleichen Aktien dasselbe Vermögen, das er damit tatsächlich erwirtschaftet hat. Worin soll dann sein Betrug bestehen, wenn du nie die Chance gehabt hättest, das gleiche Vermögen daraus zu machen, weil du ganz anderen wirtschaftlichen Zwängen ausgesetzt warst?“, fragte der junge Mann. Sein Vater sah ihn völlig verblüfft an.

„Er müsste mir davon was abgeben!“, beharrte er.

‚Versuch’s mit Gleichnissen. Das sollen schon des Herrn Jünger kapiert haben!’ dachte Robert.

„Stell' dir mal vor, ein guter Mensch schenkt zwei Kindern, die er vielleicht nicht mal kennt, jeweils eine Kartoffel. Das eine Kind ist arm und hat ständig Hunger. Das andere Kind ist reich und hat keinen Hunger. Das arme Kind wird sich über die willkommene Mahlzeit freuen und die Kartoffel verputzen, vielleicht nicht mal kochen. Das reiche Kind denkt an die Kartoffelpflanzen in Mutters Gemüsegarten und denkt sich: *Was die kann, kann ich auch*, nimmt die Kartoffel und pflanzt sie ein, statt sie zu essen. Was würdest du sagen, wenn das Kind, das seine Kartoffel gegessen hat, von dem anderen vor deinen Ohren verlangen würde, ihm einen Teil der neugezüchteten Kartoffeln abzugeben?"

„Ich würd' meinen, das Balg hat selber schuld", gestand Frederick.

„Also keine Rechte an den neuen Kartoffeln?", hakte Robert nach. Frederick schüttelte den Kopf.

„Mit eurem Erbe ist es hundertprozentig genauso wie mit den Kartoffeln. Du hast deine Kartoffel aufgegessen und Onkel Ben hat neue gezüchtet, statt die Kartoffel zu essen. Ganz ehrlich, Pa – du hast an Bens Erbanteil, besser: an dem, was er daraus gemacht hat, genauso wenig Rechte, wie das Kind, das seine Kartoffel gegessen hat, Rechte an den neugezüchteten Kartoffeln hat", erklärte Robert.

Frederick sah Robert lange an und begriff plötzlich, warum seine Rekruten die am besten ausgebildeten waren. Auch bei ihm selbst war der Nickel gefallen.

„Oh, Gott. Junge, du hast Recht!", entfuhr es ihm ungewollt. Robert lächelte.

„Meinst du immer noch, dass Onkel Ben dich betrogen hat?", fragte er. Frederick zögerte einen Moment, dann schüttelte er verlegen den Kopf.

„Nein. Ich glaube, ich habe ihm Unrecht getan."

„Gut. Und was ist mit den anderen Anwälten? Haben sie dir eine falsche Auskunft gegeben?", bohrte Robert. Wieder verlegenes Kopfschütteln.

„Nein, das haben sie nicht", gestand der Colonel.

„Ob du Philip weiter Steine in den Weg legen solltest, den er gerne gehen möchte?", fragte der Captain weiter.

„Philip ist ein Rebell", widersprach Frederick.

„Unbestreitbar hat er ein paar Ideen, die nicht mit unserer politischen Meinung zusammenpassen. Aber wenn er sein Studium im Norden fortsetzen könnte, in Harvard, in Princeton oder so, könnte noch was zu retten sein", erwiderte Robert.

„Und wer soll das bezahlen? Bobby, ich schwimme nicht im Geld wie Ben“, entfuhr es Frederick. Robert grinste jungenhaft.

„Na ja, vielleicht könnte ich Onkel Ben überreden, ein paar Kartoffeln locker zu machen, Phil einen Aushilfsjob zu geben, damit er sich sein Studium finanzieren kann und im Nebenjob seine Studienkenntnisse gleich anwenden kann“, sagte er. Frederick nickte schon, als er wieder hochzuckte.

„Aber Philip ist Gefangener! Die Austausche sind abgeschafft“, erinnerte er.

„Sicher. Wenn Phil ausgetauscht würde, müsste er nach Richmond zurück. Spätestens, wenn es uns gelingt, Richmond einzunehmen, säße er wieder dort, wo er jetzt ist. Nein, das ist keine Lösung. Zudem ist er eigentlich unrechtmäßig in Haft genommen worden. Er hatte noch Schutz aus dem Gemeinschaftsunternehmen. Ich weiß aber, dass es einen Gefangenenaufstand geben würde, wenn wir ihn einfach laufen lassen – es sei denn, dass die anderen auch gehen dürfen, für die das auch gilt.“

Frederick grübelte einen Moment.

„Man könnte ihn auf Ehrenwort freilassen. Aber gibt er sein Ehrenwort? Falls ja: Wird er es halten?“, zweifelte er dann. Robert rutschte von der Tischkante und stützte sich mit beiden Händen auf den Schreibtisch.

„Es wird vielleicht Überredungskunst kosten, Phil dazu zu bringen, sein Ehrenwort zu geben. Aber *wenn* er es tut, solltest du zunächst mal annehmen, dass er es als Offizier und Gentleman halten wird“, versetzte er. Frederick winkte ab.

„Dein Bruder weiß nicht mal, wie man das schreibt!“, giftete er.

„Und warum nicht?“

„Weil er ein Rechtsverdreher ist!“

„Daddy – worauf hatten wir uns gerade geeinigt?“, grinste Robert viel sagend. „Du hast doch nun feststellen müssen, dass du mit deiner Meinung über Anwälte – jedenfalls in *der* Pauschalität – falsch liegst. Philip hat mir gegenüber noch nie sein Wort gebrochen. Kannst *du* so etwas von ihm behaupten?“

„Argh! Du wandelndes Mahnmal der Wortklauberei! Nein, kann ich nicht!“, knurrte Frederick in seinen Bart.

„Also: Soll ich versuchen, Phil dazu zu überreden, dass er sich auf Ehrenwort entlassen lässt?“, fragte Robert beharrlich weiter. Es dauerte eine Weile, aber dann nickte Frederick langsam.

„Ja, tu’ das. Hattest du nicht noch die Post?“

Robert hob den Brief vom Tisch.

„Hier ist sie. Ein einsamer Brief, von General Grant, soweit ich sehe. An dich persönlich.“

Frederick nahm Robert den Umschlag ab und schlitzte ihn auf, las den Brief. Seine Augen wurden immer größer.

„Das ... das glaub’ ich nicht!“, ächzte er und gab Robert den Brief. „Lies mir das vor, sonst glaube ich das nicht!“

Robert las den Brief gleichfalls.

„Sehr geehrter Colonel Bennett, ich kann Ihnen mitteilen, dass die 7th US-Cavalry, die 2nd Missouri-, 4th Ohio- und 7th Illinois-Cavalry zu einer Brigade unter Ihrem Kommando zusammengefasst werden. Gleichzeitig gratuliere ich Ihnen zu Ihrer Beförderung zum Brigadier-General, die ab sofort gilt. Die Ernennungsurkunde und die Abzeichen erhalten Sie in den nächsten Tagen per Kurier. Die offizielle Einführung bei der Truppe wird am 29. April sein. Unmittelbar danach werden Sie mit Ihrer Brigade in Richtung Osten aufbrechen und sich General Sheridans Kavalleriedivision anschließen, die zurzeit bei Washington steht. Ihre Brigade gehört damit wieder der Army of the Potomac an. Ich erwarte Sie spätestens am 3. Mai in Washington. U. S. Grant, Commander-in-Chief“, las er vor. Er sah seinen Vater lächelnd an. „Meinen Glückwunsch, General“, sagte er. Frederick schüttelte immer noch mit dem Kopf.

„Ich glaub’s nicht! Das ist nur ein Traum! Kneif’ mich, Junge!“, stotterte er. Robert tat ihm den Gefallen, aber der Brief blieb schwarz auf weiß in derselben Form wie vorher. Frederick stieß einen Freudenschrei aus, den Robert seinem an sich in diesen Dingen zurückhaltenden Vater nicht zugetraut hatte.

„Daddy?“, fragte Robert vorsichtig, als sein Vater sich halbwegs beruhigt hatte.

„Ja, mein Junge?“, strahlte Frederick.

„Ob du dich entschließen könntest, Phil zur Feier des Tages freizulassen?“, erkundigte er sich und ließ ganz bewusst das Ehrenwort weg.

„Du wolltest ihn doch ansprechen, ob er sich auf Ehrenwort entlassen lässt. Ich bin jederzeit dazu bereit, wenn er sein Ehrenwort gibt“, erwiderte Frederick. Robert konnte seine Enttäuschung, dass es mit der Überrumpelung nicht geklappt hatte, gerade noch verbergen

„Gut, ich rede mit ihm“, sagte er, salutierte und verließ das Kommandantenbüro.

Philip hatte sein Abendessen vor sich, als Robert ins Lazarett kam ihn fragte, ob er über die Möglichkeit der Entlassung auf Ehrenwort nachgedacht habe.

„Und dann? Wo sollte ich dann hin?“, fragte Phil.

„Zu Pam, denke ich“, gab Robert zurück. Philip schüttelte den Kopf.

„Ich *habe* nachgedacht. Wenn ich tatsächlich hier heraus kann, dann möchte so viel Raum wie möglich zwischen mich und diese Ecke der USA bringen. Wenn es zutreffend ist, dass Yancey mit seinen Leuten hier immer noch frei herumläuft, wären Tennessee oder Kentucky zu gefährlich für jemanden, der behindert ist und hinter dem diese Leute her sind. Vielleicht hast du Recht, dass ich zu Onkel Ben gehen sollte.“

„Willst du?“, fragte Robert.

„Wenn ich dorthin kann, ja.“

„Ich setze mich mit Ben in Verbindung. Vielleicht kann er dich für den Rest deines Studiums beschäftigen und dir später die Zulassung besorgen“, versprach Robert. Die Brüder drückten sich die Hand. Robert verließ das Lazarett. Am Ausgang traf er Susan, die Dienstschluss hatte.

„Nun, was hat er gesagt?“, erkundigte sie sich. Robert strahlte.

„Er ist dazu bereit. Und Daddy auch. Ich glaube, ich hab’s geschafft. Wenn jetzt noch Ben mitspielt, wäre es fast zu schön um wahr zu sein. Dann hätte ich meinen Bruder endlich nicht mehr zum offiziellen Feind“, sagte er mit sichtlicher Erleichterung.

Zwei Tage später war der angekündigte Kurier mit der Ernennungsurkunde und den neuen Abzeichen, schwarzen Schulterklappen mit einem einzelnen Silberstern, im Fort Donelson. Und als Betty und Thomas weitere zwei Tage später in der Kapelle des Forts heirateten, führte Frederick seine Tochter als Brigadier-General zum Traualtar. Am selben Tag erhielt Robert von Ben Bennett eine Depesche, dass Philip gleich nach seiner Genesung bei ihm in der Kanzlei anfangen könne. Und diesmal war es Philip, der vor Freude schrie. Mit Hilfe seiner Krücken tanzte er, bis Susan ihm Einhalt gebot, damit er die Wunden nicht unnötig gefährdete. Der Krieg war für Philip vorbei.

Mit Colonel Bennetts Beförderung zum Brigadier-General stellte sich die Frage, wer das Regiment übernehmen sollte. Richard Craig bewarb sich um die Stelle. Nach dem Dienstalter war er der am ehesten in Frage kommende Offizier des Regimentes. Frederick schlug Richard Craig telegra-

fisch für den Posten vor. Craig bekam das Kommando über das Regiment, wurde zum Lieutenant-Colonel befördert. Doch mit seiner neuen Dienststellung als Regimentskommandeur wurde sein bisheriger Posten als Chef des Bataillons A vakant. Und da gab es vier junge Captains, alle im gleichen Alter, fast alle zur gleichen Zeit befördert: Robert Bennett, Thomas Craig, Edward Baldwin und Michael Prescott. Colonel Craig wollte einem dieser vier das Bataillon anvertrauen. Drei machten sich Hoffnungen, der Vierte, Robert, hielt sich zurück. Doch ausgerechnet ihn favorisierte Richard als neuen Major.

„Dad“, sagte Robert, als Richard ihn eine Woche vor dem Abrücken nach Washington nach Dienstschluss zu Hause besuchte, „das geht nicht gut. Tom, Mike und Ed sind mit mir zusammen auf der Schule gewesen. Wir kennen uns gegenseitig gut; zu gut, als dass einer von uns Vieren das Sagen haben sollte. Jeder von uns ist gut, Fehler zu machen, schlimme Fehler. Ich hab’ mir auch schon Dinger geleistet, die sehr leicht hätten richtig schief gehen können. Du kannst es unter uns auswürfeln, wer das Bataillon übernehmen soll. Du würdest feststellen, dass wir alle gleich gut oder gleich schlecht dafür geeignet sind. Wenn du jemanden haben willst, der vorbehaltlos respektiert wird, dann wäre das entweder Barry Bruce oder Francis Deveraux. Barry ist mit seinem C-Bataillon glücklich, hat sich zu einem selbstständigen Kommandeur gemausert und braucht meine Hilfe nicht mehr. Francis hat dagegen mit dem B-Bataillon große Probleme. Nicht mal der Tausch der K-Schwadron mit der E-Schwadron hat was genützt. Das Problem in dem Haufen ist Captain Wallace von der F-Schwadron. Deveraux gerät regelmäßig mit ihm aneinander. Sie sind beide gut, aber sie vertreten unterschiedliche Arten der Kriegführung. Von seiner Art her würde Francis eher zu uns passen. Also, mein Rat: Gib Deveraux das A-Bataillon, das verhindert das Zerbrechen einer guten Freundschaft; gib Wallace das B-Bataillon, denn er ist dafür geeignet. Außerdem könntest du das Regiment reorganisieren, die K- und die E-Schwadron wieder in die ursprünglichen Bataillone zurückversetzen“, empfahl Robert. Richard seufzte und rührte eine Weile im Kaffee, den Susan gebracht hatte.

„Robert, es besteht für mich die Gefahr, dass dein Vater dich zum Brigadestab abzieht, wenn du Captain bleibst. Ich will dich nicht verlieren, mein Junge. Er möchte dich und deine Schwadron als eine Art Leibschwadron haben. Aber ohne dich und deine C-Schwadron ist das ganze Bataillon A kopflos. Ich hab’s ja bemerkt, als du in Gefangenschaft warst. Matt O’Hara hat dir den Haufen zwar nicht verdorben, aber verbessert hat er ihn

auch nicht. Und das A-Bataillon war nicht das gleiche wie vorher – mit dir. Ohne dich sind sie wie ein Hühnerhaufen ohne Hahn“, erwiderte Richard.

„Du stellst dir selbst ein schlechtes Zeugnis aus, Dad. Schließlich bist du bisher mein Bataillonschef gewesen“, entgegnete Robert.

Susan strich ihrem Mann sanft über die Hand.

„Bobby, du kennst das Bataillon nur, wenn du da bist. Ich habe die Leute auch erlebt, als du fort warst. Es waren nicht dieselben. Mag sein, dass sie sich Sorgen um dich gemacht haben. Aber sie waren ohne dich nicht halb so erfolgreich“, sagte sie.

„Erzählt mir jetzt nicht, ich sei die Seele des Bataillons. Sonst kommt morgen General Grant und behauptet, ich sei die Seele der Army! Außerdem könnte es passieren, dass mein Papa das ganze Bataillon abzieht, wenn er mich partout haben will, weil er genau weiß, dass ich mich von meinen Leuten nur im Leichenzustand trennen lasse. Du würdest drei weitere Schwadronen verlieren, gute Schwadronen. Die sind nicht einfach zu ersetzen. Es wäre das kleinere Übel, nur eine Schwadron hergeben zu müssen.“

„Robert, ich würde elf Schwadronen hergeben, wenn ich dich und deine Leute dafür behalten könnte!“, versetzte Richard. „Denn *ihr* seid wirklich nicht ersetzbar.“

„Ich scheine begehrt zu sein: Pleasonton und Grant wollen mich im Stab haben, Daddy will mich gleich samt meiner Schwadron im Stab haben, du willst, dass ich bleibe und ein Bataillon übernehme. Wow, ich kann mich doch nicht vierteilen! Und eigentlich möchte ich gern hier bleiben und ganz bescheiden als Captain meinen Dienst tun. Aber davon mal abgesehen: Daddy würde nach meiner Überzeugung zusehen, dass er seine Brigade zusammenhält, so, wie er sich auch immer bemüht hat, dass sein Regiment zusammengeblieben ist. Er hat einzelne Bataillone immer nur ungern hergegeben. Und wenn, war es das ganze Bataillon – so wie jetzt das B-Bataillon weg ist, oder wie damals in Vicksburg, als er zwei komplette Bataillone geschickt hat. Aber diese Einheiten hat er nicht auseinander gerissen. Ich denke, er würde das auf die Brigade übertragen und nach Möglichkeit immer nur ganze Regimenter versetzen, wenn es sich nicht vermeiden lässt. Kann sein, dass er zu seiner persönlichen Verfügung meine Schwadron bei dir abfordert, aber wir bleiben dann mit einiger Wahrscheinlichkeit im gleichen Verband. Er wird *dieses* Regiment nicht für alle Perlen Indiens aus den Augen lassen. Dafür hat er zu lange daran geknetet. Es ist *sein* Regiment. Er hat es mit *deiner* Hilfe aufgebaut. Ihr seid gute Freunde, wie Tom und ich es sind. *Ich* gebe meine Schwadron nicht her,

wie ich meinen Zug nicht abgeben wollte. Und mein Vater wird sein Regiment nicht allein lassen. Darin sind mein Vater und ich uns sehr ähnlich.“

„Also Francis Deveraux“, konstatierte Richard. Robert nickte.

„Glaub’ mir: Es ist für das Bataillon und das Regiment die beste Lösung“, erwiderte er. Richard nickte. Er musste einsehen, dass er es nicht fertig bringen würde, Robert gegen dessen Willen zu befördern. Und er sah ein, dass Roberts Vorschlag tatsächlich Spannungen zwischen den Captains des Bataillons verhindern würde. Francis Deveraux war tatsächlich der beste Chef, den das Bataillon bekommen konnte – jedenfalls, solange Robert sich hartnäckig weigerte ...

Kapitel 31

Wilderness

General Bennetts Amtseinführung als Brigadechef war eine einfache Zeremonie, aber dafür war Ulysses Simpson Grant persönlich nach Fort Donelson gekommen. Nach der Feier spazierte der Armeechef allein durch das große Fort und kam auf seinem Weg an den Stallungen vorbei, die den gut dreitausend Pferden der drei in Donelson befindlichen Regimenter Platz boten. Ohne bestimmte Absicht ging Grant hinein. Sergeant Hart bemerkte den General.

„Achtung!“, brüllte er. Sämtliche Soldaten im Stall standen stramm.

„Danke, weitermachen!“, befahl der General und setzte seine Besichtigung fort.

„Darf ich Sie führen, Sir?“, erbot sich Hart. Grant war einverstanden und der Sergeant zeigte ihm ‘seine’ Pferde.

„Auf den hier bin ich besonders stolz, Sir“, sagte Hart und öffnete Rovers Box. „Rover ist nicht nur ein großartiges Kavalleriepferd, er ist auch unser bester Zuchthengst. Captain Bennett ist so weitsichtig gewesen, mir den Burschen mal als Hengst abzukaufen und nicht als Wallach. Wir haben jetzt schon fünf Fohlen von diesem Prachtstück. Alles wunderbare Tiere.“

Rover kaute auf seinem Hafer und sah seine Besucher interessiert an. Hart strich ihm über die weiche Nase.

„Dein Herr kommt gleich“, versicherte er.

„Ein Pferd, würdig, einen General zu tragen“, bemerkte Grant anerkennend. Hart lachte auf.

„Wenn er es nur tun würde, Sir! General Bennett hat’s versucht, als Captain Bennett in Vicksburg war. Aber Rover lässt niemanden anderen außer Captain Bennett reiten. Bei anderen wird er spätestens nach dem dritten Reitversuch bockig. Den General hat er wunderschön abgesetzt. Mich lässt er übrigens auch nicht reiten – und ich bin sein Züchter“, erwiderte er.

Grant nahm es zur Kenntnis.

„Captain Bennett scheint ein besonderer Offizier zu sein. Was halten Sie von Ihm, Sergeant?“, fragte Grant. Hart klopfte Rovers Hals.

„Ich kenne keinen sympathischeren Mann unter den Offizieren dieses Regiments, Sir. Er betrachtet seine Soldaten nicht als Kanonenfutter, sondern als Menschen. Es tut ihm um jeden Mann Leid, der fällt oder der verwundet wird. Wissen Sie, Sir, es gibt Offiziere, die sind in ihrer Einheit beliebt, die mag aber keiner im Lazarett sehen. Es gibt welche, die das Lazarettpersonal liebt, aber die werden von ihren Leuten gehasst. Dann gibt es welche, die mit den Pferden gut Freund sind, denen aber jeder Mensch aus dem Weg geht. Es gibt welche, die von ihren Vorgesetzten sehr geschätzt werden, die das Kantinenpersonal aber viermal am Tag hinauswirft. Ich kenne nur einen einzigen Offizier, der bei allen hier im Fort und in der Brigade gleichmäßig gut angesehen ist – und das ist Robert Bennett. *Er* ist es, der den Haufen zusammenhält."

„Woran liegt das?", erkundigte sich Grant. Hart zuckte mit den Schultern.

„Das wird Ihnen niemand ganz genau sagen können, Sir. Aber eines ist sicher: Er hasst Ungerechtigkeit."

Fast im selben Moment kam Robert in die Box.

„Guten Morgen. Machen Sie Führung, Mr. Hart?", fragte er. Grant drehte sich um.

„Ja, es ist ausgesprochen interessant, Captain."

„Entschuldigung, ich habe Sie gar nicht erkannt, Sir", sagte Robert und salutierte.

„Ich möchte mit Ihnen reden, oder haben Sie etwas anderes vor?"

„Nun, wir ziehen morgen ab. Ich wollte noch mein Pferd untersuchen. Der Bursche zerbricht sich regelmäßig die Eisen", erwiderte Robert. Hart winkte.

„Ich mach' das schon, Sir", rief er von hinten.

„Danke, Mr. Hart. Dann habe ich nichts vor, Sir."

„Gut, kommen Sie."

General Grant und Robert Bennett verließen die Stallungen und gingen in Richtung Schießstand, wo um diese Tageszeit kaum etwas los war.

„Wie ist die Aktion gegen die Partisanen verlaufen?"

„Leider nicht ganz so, wie wir es alle gehofft haben. Der Chef und etwa zwanzig seiner Leute sind uns entkommen. Wir hatten schlimme Verluste, vor allem unsere Partner aus dem Süden hat es schwer erwischt."

„Woran hat es gelegen?"

„Sicher nicht an der Zusammenarbeit zwischen Nord und Süd, Sir. Das hat wunderbar funktioniert. Die Partisanen haben sich eine Gegend als Ver-

steck ausgesucht, die so voller Höhlen, Senken und Schlupflöcher ist, dass sie untertauchen konnten wie die Hasen – was sie auch getan haben. Seit der Aktion hat man allerdings nichts mehr von Partisanenaktivitäten in der fraglichen Gegend gehört. Zugegeben, ich weiß nicht, ob das wirklich bedeutet, dass sie am Ende sind“, erklärte Robert.

„Ich habe von Ihrem Vater gehört, dass Ihr Bruder danach als Verwundeter gefangen genommen wurde und nun auf Ehrenwort entlassen werden soll. Was sagen Sie dazu?“

„Mir wäre eine andere Lösung lieber gewesen, aber sie hätte letztlich dazu geführt, dass ich irgendwann wieder gegen Phil kämpfen müsste. Es widerstrebt mir einfach, gegen meinen Bruder streiten zu müssen – zumal ich die Hoffnung habe, dass er die Ideen, die er hat, bei einem Studium hier im Norden irgendwann aufgeben wird.“

Grant sah den Captain eine Weile an.

„Ich denke, dass Sie sich mit dieser gemeinsamen Unternehmung sehr um die Einheit dieses Landes verdient gemacht haben. Präsident Lincoln hat einmal gesagt: *Ein Haus, das gespalten ist, kann nicht bestehen.* Sie sind gerade dabei, die Risse in unserem amerikanischen Haus zu kitten“, sagte Grant. „Könnten Sie sich vorstellen, einmal daran mitzuarbeiten, wenn es darum geht, die abtrünnigen Staaten wiedereinzugliedern?“

„Ich arbeite bereits daran, Sir, denn mein Job ist es, die Spaltung dieses Landes zu verhindern“, erwiderte Robert.

„Jetzt haben wir Krieg, Captain. Im Moment ringen wir mit Waffengewalt gegen die abtrünnigen Staaten. Aber es wird auch wieder Frieden sein. Wir brauchen auch dann Leute, die an einer Eingliederung der Südstaaten arbeiten.“

„So der Krieg von uns gewonnen wird, Sir“, bemerkte Robert lächelnd.

„Captain, ich bin einigermaßen sicher, dass der Süden sich nicht mehr lange halten kann“, erwiderte Grant. „Und ich für meinen Teil habe nicht vor, mich durch eventuelle Misserfolge, die zwangsläufig auftreten müssen, ins Bockshorn jagen zu lassen. Ich bin ziemlich dickköpfig, mindestens so wie Lee. Wir werden uns und unseren Soldaten nichts schenken.“

„Die Presse gibt Lincoln keine großen Chancen auf eine Wiederwahl, Sir. Sollte McClellan Präsident werden, könnte der Krieg praktisch für uns verloren sein. Die Friedensbewegung, mit der McClellan als Kandidat der Demokraten sympathisiert, wird im Norden immer stärker“, gab Robert zu bedenken.

„Ich weiß. Genau deshalb müssen ein paar greifbare Erfolge her. Ich habe die entsprechenden Leute. Aber die Gefahr wäre, dass sehr radikale Kräfte die Oberhand gewinnen, die den Süden nicht nur militärisch schlagen wollen, sondern ihn vernichten wollen. Die Regierung wird nach dem Krieg besonnene Männer wie Sie brauchen, die den Menschen im Süden helfen, sich wieder in die Vereinigten Staaten einzugliedern“, lockte Grant weiter. Robert lächelte verbindlich.

„Sir – wir sollten *erst* den Krieg gewinnen und uns *dann* darüber unterhalten, wer im Süden entsprechende Hilfestellung leistet. Aber – ohne die Haut des Bären schon jetzt verteilen zu wollen – ich wäre dabei.“

„Danke, Captain. Ich wusste, dass ich auf Sie zählen kann. Wir sehen uns gewiss noch in Washington, wenn Sie mit der Brigade kommen“, sagte Grant und bot Robert die Hand. Der junge Mann nahm die Hand des Armeechefs, salutierte dann.

„Auf Wiedersehen, Sir.“

Im Laufe des Tages wurden die Arbeiten zum Abmarsch der Brigade beendet. Die 71st Ohio-Infantry und das C-Bataillon der 4th Ohio-Cavalry blieben zurück und sollten die Forts Henry und Donelson bewachen. Drei Feldlazarette mit sechs Ärzten, zwanzig Sanitätern und gut dreißig Krankenschwestern gehörten mit zum Tross der Brigade Bennett. Es war das erste Mal, dass Susan und Betty ihre Männer in einen Einsatz begleiteten. Die Ärzte und Sanitäter betrachteten es als eine Art Lebensversicherung, dass die C- und die D-Schwadron der 7th US-Cavalry sich damit abwechselten, die Feldlazarette auf der Reise zu schützen. Die meisten Schwestern waren mit Soldaten dieser beiden Schwadronen verheiratet, so dass die Sorge der Soldaten um die Lazarette nicht von ungefähr kam. Brigadestab, Lazarett und Personal wurden mit den beiden Schwadronen in den ersten Zug von Tennessee Ridge nach Washington verladen. Das Material, die meisten Feldbetten und Zelte, der größte Teil des Proviants und des Munitionsnachschubs wurde in den zweiten Eisenbahnzug verladen und von der A-Schwadron der 7th US-Cavalry begleitet, während die B-Schwadron des Regiments den restlichen Regimentstross wie Küche und anderes Material, das mit dem dritten Zug kam, schützte. Die Kampftruppen wurden auf weitere zehn Züge verteilt. Auf diese Weise arbeiteten die vier Schwadronen weitgehend selbstständig und es fiel nicht weiter auf, dass diesem Bataillon A noch sein Major fehlte.

Wie geplant, erreichte die Brigade Bennett in den frühen Morgenstunden des 3. Mai 1864 Washington und wurde Sheridans Division zugeteilt. Gleich nach der Ankunft wurde Major Deveraux zum Kommandeur des A-Bataillons bestellt und übergab sein B-Bataillon an den zum Major beförderten Wallace. Nur drei Stunden nach der Ankunft war die komplette Brigade einschließlich des Wagentrosses marschbereit und machte sich mit der Army of the Potomac auf den Weg nach Süden.

In Eilmärschen erreichten die Truppen nur zwei Tage später die etwa sechzig Meilen südlich von Washington liegende Brachenlandschaft der Wilderness. Kavalleriespäher teilten dem Kommando mit, dass die Konföderierten von Süden auf diese Wildnis zumarschierten, dass man sich zwangsläufig in dem Gestrüpp treffen musste. General Meade, der die Army of the Potomac nominell führte, gab Befehl, die Trosseinheiten weiter nach hinten zu schicken und beorderte die Kavallerie nach vorn.

In weit auseinander gezogener Formation gingen die Kavalleristen Sheridans vor, drangen in das Unterholz vor und kamen bald nicht mehr weiter. Das Gelände eignete sich nicht für eine Erkundung zu Pferd. Die Kavallerie kehrte zurück, Sheridan berichtete, dass hier für Kavallerie kein Durchkommen sei.

Meade sandte darauf seine Scharfschützen der Infanterie aus, die die Wilderness zu Fuß erkunden wollten. Doch die Männer verloren sich bald aus den Augen, jeder war praktisch auf sich gestellt. Und schnell traf man auf einzelne Konföderierte, die sich ebenso im Unterholz verlaufen hatten

Wie schon bei Shiloh zwei Jahre zuvor entspann sich ein hartes Ringen Mann gegen Busch, denn keiner sah den anderen mehr. Aber aus jedem Busch fielen Schüsse, zischten Messer. Diese Gegend war ein Tummelplatz für Heckenschützen. Sowohl Nord- als auch Südstaatler drangen regimenterweise in das wirre Gestrüpp ein, versuchten, sich durchzukämpfen, verfranzten sich und kamen mehr oder weniger einzeln wieder heraus – immer unter großen Verlusten. Dabei konnte niemand sagen, wie viele Soldaten möglicherweise durch eigene Leute getötet oder verwundet wurden.

Am Nachmittag des 5. Mai steckten beide Armeen vollständig in der Wilderness. Nur noch die Kavallerie pirschte außen um das Gebiet herum.

„Um Gottes Willen!“, entfuhr es plötzlich Major Deveraux. „Der Wald brennt!“

Alle seine Leute sahen in die Richtung, in die Deveraux wies. Mitten in der Wilderness stieg eine feine Rauchsäule auf. Dann erschien weiter westlich ein zweite, im Osten eine dritte.

„Mon Dieu! Die Artillerie schießt das Unterholz in Brand! Das gibt eine Katastrophe!“, schrie der Major. „Bennett! Nehmen Sie Ihre Männer und versuchen Sie, Wasser zu finden!“, befahl Deveraux.

„Ja, Sir!“, bestätigte Robert und winkte den Männern. Er und seine Schwadron drehten ab.

Nur wenig später fanden sie einen Flusslauf.

„Hier ist Wasser, aber wie bringen wir es in den Wald?“, fragte Sergeant Cologgia. „Mit Eimern lohnt es sich wohl kaum, oder?“

Robert schüttelte den Kopf.

„Wir brauchen Schläuche und Pumpen. Wer hat so was?“

„Die Artillerie vielleicht, Sir. Die benötigen Wasser zum Kühlen für die Kanonenrohre“, vermutete Lance.

„Gute Idee, Lance. Nimm dir vier Leute und reite sofort zur Bagageabteilung der Artillerie. Leiht euch Pumpen und Schläuche aus, wenn die das haben“, erwiderte Robert.

Während Lance und vier andere zur Artillerie ritten, schaufelten Robert und seine Männer ein Pumploch, in das sie dann Wasser vom Fluss leiteten. Noch während sie gruben, griff konföderierte Kavallerie an. Die Männer der C-Schwadron sprangen gerade noch in Deckung und wehrten sich abgesessen mit ihren Karabinern. Immer wieder ritten die Rebellen an, immer wieder wurden sie abgewehrt, aber es kostete Opfer. Cologgia brach getroffen zusammen. Robert konnte ihn eben noch aus dem Wasser ziehen, bevor er ertrank. Sergeant Dobrinoff erstarrte mitten in der Bewegung zur Statue. Auf seiner Brust zeigten sich zwei rote Flecken. Er war schon tot, bevor er auf dem Boden aufschlug. Zehn oder elf von Roberts Männern fielen, wenigstens die Hälfte von ihnen war verwundet. Dann endlich gaben die Südstaatler auf und suchten sich andere Gegner.

Kurz darauf kamen Lance und seine Begleiter zurück. Sie hatten vier Handpumpen und einen ganzen Wagen voller Schläuche und Decken mitgebracht. Sie hatten sie bei einem Bataillon Engineers aus Pennsylvania ausgeliehen. Eilig erweiterten Roberts Männer das Pumploch, während die anderen schon die Schläuche ausrollten und verbanden. Zwei der vier Pumpen bauten sie noch in die Mitte der Schlauchleitung ein. Zwanzig Mann deckten die Leitung, fünf brachten die Verwundeten in Sicherheit, die an-

deren zehn Mann pumpten, was die Schläuche und Pumpen hielten, wechselten sich dabei ab.

Major Deveraux hatte noch eine weitere Schwadron zur Wassersuche ausgesandt, die ein Wasserloch am Rand der Wilderness entdeckt hatte und von dort mit nassen Decken das Feuer bekämpfte, das sich immer mehr ausbreitete.

„Wir müssen wenigstens eine Gasse freihalten, Jungs!“, rief Deveraux. Die Männer an den Pumpen verdoppelten ihre Anstrengungen und hielten den Waldrand nass.

Die Dunkelheit brach herein und setzte den Kämpfen im Wald ein Ende. Die Truppen zogen sich aus der Wilderness zurück, soweit es ihnen möglich war. Eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit, als nur noch die Buschfeuer gespenstisch die Gegend beleuchteten, erschien eine erschöpfte Ordonnanz bei Major Deveraux.

„Sir, der Brigade... Brigadestab ist eingeschlossen! Wir sollen sie ‘rausholen!“, hechelte der Mann.

„Eingeschlossen von was? Rebellen oder Feuer?“, fragte Deveraux erschrocken nach.

„Feuer, Sir, Feuer.“

„Robert! Beeil’ dich, sonst wird dein Vater ein Brathähnchen!“, schrie der Major. Bennett fragte nicht. Er und seine Männer griffen sofort nach den nassen Decken.

„Wo stecken sie, Ordonnanz?“

„Eine Meile östlich von hier, Sir.“

„Führen Sie uns!“

„Nein! Ich geh’ nicht noch mal ins Feuer!“

„Sieh zu, dass du mitkommst, du Angsthase! Du bist der Einzige, der weiß, wo sie wirklich stecken!“, fauchte Robert. Der Mann wollte sich weigern, aber ein Blick in einen schussbereiten 45er Colt überzeugte ihn.

Mit Säbeln und Messern arbeiteten sich Roberts Soldaten vor, schlugen die kleinen Brandnester aus, die der Funkenflug der immer größer werdenden Brände verursachte. Sie kämpften sich zu einer Lichtung durch, schlugen eine Feuerschneise. Auf der Lichtung fanden sie den Brigadestab samt General Bennett zwar angesengt, aber lebend. Durch die enge Feuerschneise lotsten sie die Männer des Stabes hinaus auf die freie Fläche. Vater und Sohn fielen sich in die Arme.

„Danke, mein Junge.“

„Ich hab’ selten so viel Angst gehabt. Stecken da noch mehr drin?“, fragte Robert nach. Frederick zuckte mit den Schultern.

„Gesehen haben wir sonst keinen, aber das muss nicht bedeuten, dass niemand mehr im Busch ist“, entgegnete der General.

Wie zur Bestätigung hörten die Männer draußen vor dem Buschwald fürchterliche Schreie von Menschen in Todesangst. Ohne lange zu überlegen, nahmen sich die Männer wieder nasse Decken und drangen erneut in den Wald ein, jeden Funken erstickend. Doch dann hielt sie eine Feuerwand auf. Die Hitze war fast unerträglich.

„Verdammt, da kommen wir nicht durch!“, fluchte Lieutenant North.

„Wir haben noch ein kleine Chance, Ethan“, schrie Robert, um das Brausen des Feuers zu übertönen. Er riss einen Ast von einem Busch und lief zum Feuer hin. North standen fast die Haare zu Berge, als er sah, dass sein Vorgesetzter mit einer Fackel zurückgelaufen kam – und vor der Feuerwand entlanglief und den Busch in Brand setzte!

„Bist du des Teufels?“, schrie North. Aber dann sah er, dass das vor der Wand gelegte Feuer auf diese zulief – und verlosch, ebenso, wie die riesige Feuerwand. Das Gegenfeuer hatte dem Brand die Nahrung entzogen und damit gelöscht.

„Gott sei Dank! Die Entfernung war richtig“, atmete Robert hörbar auf.

Über den noch brandheißen Boden konnten Robert und seine Männer weiter und die Eingeschlossenen befreien. Es waren sechs oder sieben verwundete Südstaatler, die in die Feuerfalle gelaufen waren. Die Nordstaatler fragten nicht und trugen die verwundeten Grauröcke aus dem Wald. Bei lebendigem Leibe geröstet zu werden gönnten sie niemandem. Die Dixies fragten genauso wenig. Sie waren nur glücklich, dem Backofen entkommen zu sein. Einer von ihnen war Mark Ashley, der es bei seinem Infanterieregiment inzwischen bis zum Lieutenant-Colonel gebracht hatte. Robert schleppte seinen Schulfreund hinaus.

„Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll, Bobby. Ausgerechnet du holst mich da ‘raus“, hustete Mark.

„Betrachte es als göttliche Fügung“, entgegnete Robert, der gleichfalls nur schlecht Luft bekam und stolperte recht mühsam weiter zum Waldrand, Ashley huckepack auf dem Rücken. Sie erreichten den Lagerplatz. Außer den aus dem Wald gekommenen Männern der C-Schwadron war niemand da. Die A-Schwadron und Major Deveraux waren fort. Robert und seine Leute fragten nicht, wo sie waren. Dafür waren alle viel zu erschöpft. Sowohl die Unionssoldaten als auch die geretteten Südstaatler fielen mehr

oder weniger augenblicklich in den tiefen Schlaf der Erschöpfung. Drei Mann fanden sich noch, die bereit und in der Lage waren, Wache zu halten.

Als Robert und seine Männer am nächsten Morgen aus dem Erschöpfungsschlaf erwachten, waren die Südstaatler weg, die drei Wächter lagen bewusstlos im Gras – und es fehlten sieben Sharps-Karabiner.

„Seltsame Art, seine Dankbarkeit zu zeigen!“, knurrte Matt O’Hara.

„Wessen Gewehre fehlen?“, fragte Robert.

„Meins, das von Ethan, von Collie, Lance, Evans, Oaktree und Dobrinoff. Aber es fehlt keine Ersatzmunition“, erklärte O’Hara.

„Noch viel Munition drin?“, hakte Robert nach. O’Hara schüttelte den Kopf.

„Nein, zum Glück nicht. Ich hatte noch zwei Schuss drin, die von Collie und Dobrinoff waren ohnehin leer geschossen, Ethan hatte auch nur noch drei Schuss im Magazin. Aber Lance, Evans und Oaktree haben gestern Abend die Gewehre noch geladen.“

„Macht sechsundzwanzig Schuss, die verloren sind. Das Einzige, was mich beruhigt, ist, dass sie mit den Bleispritzen nicht viel anfangen können, wenn sie leer sind. Die Rebellen haben keine Munition dafür“, sagte Robert.

„Sag mal, hast du eigentlich den Chef gesehen? Francis?“, fragte Matt.

„Nein, seit gestern Abend schon nicht. Wir brechen unser Lager ab und reiten zum Feldlazarett. Das hatte Francis als Sammelpunkt ausgegeben.“

Während die Männer der C-Schwadron schon die Pferde sattelten, wühlten sich die Leute vom Brigadestab gerade aus den Decken.

„Guten Morgen“, begrüßte General Bennett seinen Sohn und dessen Männer. „Wohin?“

„Zum Feldlazarett. Zum Sammelpunkt, Sir“, sagte Robert wahrheitsgemäß. Im Feld sprachen sich Vater und Sohn korrekt distanziert an – jedenfalls, wenn andere es hören konnten, die nicht zur 7th US-Cavalry gehörten.

„Wir hoffen, dass der Rest von unserem Bataillon auch dort ist. Major Deveraux hatte es als Sammelpunkt ausgegeben“, setzte Robert hinzu.

„Und dann?“

„Neue Befehle abholen, Sir“, erwiderte Robert.

„Wir kommen mit“, entschied der General.

Wenig später war die gesamte Truppe auf dem Weg zum Feldlazarett. Dort befanden sich noch die B- und die D-Schwadron, die ebenfalls zum Sammelplatz gekommen waren. Doch vor den Lazarettzelten fand sich keine Spur von Major Deveraux und der A-Schwadron, die am Abend zuvor bei ihm gewesen war. Die Ärzte des Lazaretts arbeiteten schwer, das Pflegepersonal war vollauf mit den mehr als zahlreichen Verwundeten beschäftigt, die von den Sanitätern eingeliefert wurden. Die zum Sammelpunkt gekommenen Soldaten waren sprachlos vor Betroffenheit über die Zahl und den Zustand der Verwundeten. Kaum einer, der nicht außer Schusswunden auch noch schlimme Verbrennungen hatte. Hinter dem OP-Zelt lagen abgetrennte Gliedmaßen wie Schlachtabfälle. Es kostete Robert einige Überwindung, in das OP-Zelt zu gehen und nach Major Deveraux zu fragen. Dr. Thomas wischte sich den Schweiß mit einem Tuch ab, dem anzusehen war, dass damit schon viel Blut weggewischt worden war. Entsprechend hatte der Arzt eine rötliche Spur im Gesicht. Seine eigentlich weiße Schürze war rot und braun von frischem und getrocknetem Blut.

„Major Deveraux? Ja, den hab' ich gesehen. Aber es wird nicht viel nützen. Kommen Sie, Captain."

Dr. Thomas führte Robert nach vorn, wo die Toten lagen. Irgendwo dazwischen lag eine halbverbrannte Leiche, bei der nur noch an der Knopfanordnung der Uniform zu erkennen war, dass es sich um einen Major handelte. Das Gesicht des Toten war durch die Verbrennungen so entstellt, dass es nicht mehr erkennbar war. Robert wurde bleich.

„Und ... und wer sagt, dass das Major Deveraux ist?", würgte er. Dr. Thomas nahm ein Metallschächtelchen, das neben der Leiche lag und öffnete es. Ein Orden mit einem angebrannten Band kam zum Vorschein. Es war der Orden der Französischen Ehrenlegion, dessen Träger Francis Deveraux gewesen war.

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass Francis Deveraux seinen Orden einem anderen Major in Verwahrung gegeben hat. Mit Wallace hat er sich noch nie verstanden und Bruce ist ausgesprochen lebendig", sagte der Arzt.

„Hat er ... hat er noch gelebt?", fragte Robert stockend.

„Als er so geschmort wurde, meinen Sie? Nein ich glaube nicht. Er hatte drei Kugeln geschluckt. Er war übrigens nicht allein. Sergeant Craig hat außer Francis noch etwa zwölf andere an der gleichen Stelle im Busch gefunden. Übrigens: Es sind Sharps-Kugeln, die die Leute getötet haben. Seit wann haben die Dixies Sharps-Karabiner?"

„Seit wir gestern Abend sieben von denen vom Bratrost geholt haben und sie uns aus lauter Dankbarkeit sieben Sharps-Karabiner geklaut haben. War nicht mehr viel Munition drin, aber es hat für ein paar von uns gereicht, wie man sieht“, seufzte Robert. „Haben Sie die anderen Toten auch identifizieren können?“

„Alle bis auf einen. Ein Trooper, der absolut nichts mehr in den Taschen hatte, womit man ihn erkennen könnte. Er trug nicht mal ‘ne Mütze, an der man erkennen könnte, ob der überhaupt zu unserer Brigade gehört. Jedem, der hier ‘reinkommt, zeige ich den Jungen, aber niemand kennt ihn“, erwiderte der Arzt.

„Und sonst? Viele Verluste?“, fragte Robert weiter.

„Hab’ mich um Zahlen nicht gekümmert. Aber es sind mehr als genug. Im Moment ist mal wieder ‘ne kleine Pause“, antwortete Dr. Thomas.

„Irgendwas von der A-Schwadron gehört?“

„Weiß nicht. Sergeant Craig hat nur Tote hergebracht.“

„Wo ist er?“

„Dem musste ich ein Beruhigungsmittel geben, so hat der arme Kerl geheult. Ihre Frau ist bei ihm. Er ist im Zelt nebenan“, gab Thomas zurück.

„Danke, Doc“, bedankte Robert sich und verließ das OP-Zelt.

Draußen stand sein Vater.

„Deveraux ist tot, Sir. Über den genauen Verbleib der A-Schwadron müsste ich Sergeant Craig befragen, aber der ist hier mit einem Nervenzusammenbruch angekommen“, meldete Robert. Frederick drehte sich zu seiner persönlichen Ordonnanz um.

„Sämtliche Captains des A-Bataillons hierher, soweit sie aufzutreiben sind!“, befahl er.

„Ja, Sir!“, bestätigte der Ordonnanzsoldat und eilte davon. Wenig später waren Thomas Craig und Mike Prescott zur Stelle.

„Gentlemen, Major Deveraux ist gefallen. Bis ein neuer Kommandeur für das Bataillon A gefunden ist, operieren Sie selbstständig. Ich gebe Ihnen den dienstlichen Auftrag, zu retten, wer und was zu retten ist – egal, ob es Rebellen oder Unionssoldaten sind. Melden Sie sich bei Einbruch der Dunkelheit wieder hier!“, befahl der General. Die Captains bestätigten den Befehl und riefen ihre Leute zusammen, machten sich auf den Weg.

Im Laufe des Tages drangen die Infanterieeinheiten beider Seiten wieder in das Unterholz ein. Die mühsam gelöschten Brände flackerten durch Artilleriebeschuss an gleicher oder anderer Stelle wieder auf. Am Nachmit-

tag flüchteten die Unionstruppen in hellen Scharen aus dem Busch, teilweise verfolgt durch Einheiten der Army of Northern Virginia. Doch noch vor Einbruch der Dunkelheit wurden die Kampfhandlungen abgebrochen und beide Seiten versuchten, die Verwundeten und Toten aus dem brennenden Buschwerk zu retten. Auch in dieser Nacht war die Mailuft erfüllt vom Prasseln der immer noch lodernden Feuer und den Schreien von eingeschlossenen Soldaten. Die Männer, die draußen vor dem Busch standen, waren hilflos. Sie kamen nicht weit genug in das Unterholz hinein, um die Männer zu retten. Nicht einmal der Gegenfeuertrick half noch. Zu stark war der Feuersturm, den die bereits bestehenden Brände schon auslösten. Es war lebensgefährlich, schon in die Nähe der Wilderness zu kommen – auch ohne, dass geschossen wurde. Von denen, die hilflos den Flammen zusehen mussten, waren es nur die völlig Abgestumpften und total Erschöpften, die nicht weinten.

Die Männer der 7th US-Cavalry, die den Befehl hatten, zu retten, wer oder was zu retten war, brachten unermüdlich Verwundete und auch Tote zu ihren Feldlazaretten. Nach und nach hatten sie die komplette A-Schwadron gefunden. Es gab keine Überlebenden. Nicht wenige der Männer brachten Frühstück, Mittag und Kaffee auf einen Schlag wieder vor, wenn sie die teilweise bis zur Unkenntlichkeit verbrannten Leichen ihrer Kameraden fanden. Als sie abends um die kontrolliert brennenden Lagerfeuer saßen, knurrten ihnen allen die Mägen, aber Appetit hatten sie alle nicht. Die meisten aßen mechanisch, weil der Hunger das Essen hineintrieb. Aber viele trugen das Abendessen gleich wieder ins nächste Gebüsch.

Irgendein Heckenschütze hatte auf Robert geschossen und ihm einen Streifschuss am rechten Oberarm beigebracht. Jetzt saß er seit zwei Stunden im Lazarettzelt von Dr. Thomas und wartete auf Behandlung. Dr. Thomas und sein Personal waren immer noch mit den Schwerverwundeten beschäftigt. Für die leichteren Fälle war noch keine Zeit. Robert zog sich seinen Feldstuhl vor eine der massiven Zeltstangen, wo er sich bequem anlehnen konnte. Den rechten Arm hielt er angewinkelt. Lance hatte ihm den Arm notdürftig verbunden, so dass die Blutung aufgehört hatte. Solange er den Arm ruhig hielt, hatte er auch keine Schmerzen. Einige Zeit hatte er Ärzten und Schwestern bei ihrer Arbeit zugesehen und bewunderte diese Leute immer mehr, die verbissen um jedes Leben kämpften. Irgendwann nickte er ein und schnarchte laut. Dr. Thomas wurde aufmerksam.

„Jemand sägt gerade die letzten Bäume in der Wilderness um. Mrs. Bennett, sehen Sie bitte mal nach und bringen Sie das wandelnde Sägewerk zur Ruhe“, wies er Susan an.

Sie brauchte nicht lange nach der Quelle der sägenden Töne zu suchen. Als sie in den Wartebereich kam, sah sie ihren Mann dort angelehnt an den Zeltpfosten sitzen, den Kopf weiter in den Nacken gesunken und heftig schnarchend. Sie schüttelte ihn leicht. Er zuckte zusammen.

„Au, verdammt!“, fluchte er.

„Du solltest lieber in deinem Zelt schlafen. Im Liegen schnarchst du wenigstens nicht. Was machst du eigentlich hier? Wartest du auf mich?“

„Das zum einen. Zum anderen hätte ich gern meinen Streifschuss behandelt. Wie viel Uhr ist es eigentlich?“

„Zehn vor neun“, antwortete Susan.

„Ich sitze jetzt seit geschlagenen zweieinhalb Stunden hier. Ist so viel los?“, fragte er. Susan nickte. Vorsichtig öffnete sie seine Jacke und half ihm, den rechten Arm herauszuziehen.

„Warum bist du nicht gleich zu mir gekommen?“, fragte sie und nahm den Notverband ab.

„Du warst so schwer beschäftigt, dass ich dich nicht stören konnte. Vermutlich hättest du mich mit irgendwas beworfen“, erwiderte er mit einem schiefen Grinsen.

„Ist zum Glück nicht schlimm. Bleib’ hier sitzen, aber schlaf’ nicht wieder ein. Ich komme gleich wieder“, sagte sie, als sie sich die Wunde angesehen hatte. Wenig später war sie mit einer Schüssel heißem Wasser, Verbandzeug und Salbe zurück. Vorsichtig wusch sie die Wunde aus, behandelte sie mit der Salbe und verband sie fest.

„Was ist mit Frank?“, fragte Robert, während er ihr bei der Arbeit zusah. Ab und zu zuckte er zusammen, wenn das Wasser in der Wunde brannte.

„Schlimmer Nervenzusammenbruch. Aber ich kann’s verstehen. Ist mir auch schon passiert. Und jetzt gehst du schlafen, mein Schatz“, erwiderte sie und gab ihm einen Kuss.

„Danke. Und was ist mit dir?“

„Ich habe Nachtwache. Gerade Frank sollte nicht allein sein. Aber du brauchst hier nicht zu sitzen. Geh’ schlafen, Liebling“, erwiderte sie. Robert stand auf und küsste seine Frau.

„Mein Zelt ist gleich das erste neben dem Lazarett, mein Schatz“, sagte er leise. Susan nickte nur und küsste ihn noch einmal.

Gegen Mittag des folgenden Tages, am 7. Mai, gab General Grant den Befehl, dass die Army of the Potomac sich aus dem Buschwald zurückziehen sollte. Die Soldaten waren selten einem Befehl so gern nachgekommen, wie diesem. Die Verluste waren fürchterlich gewesen. Knapp fünftausendsechshundert Tote, über einundzwanzigtausend Verwundete und fast elftausend Vermisste hatte das Ringen um die Wilderness allein die Union gekostet – und doch war es erfolglos geblieben, denn die Unionstruppen hatten Lee und seine Army of Northern Virginia nicht vertreiben können.

Robert, Tom und Mike Prescott erhielten den Auftrag, die drei Feldlazarette zu evakuieren. Es goss in Strömen, als Robert in Dr. Thomas' Lazarett platzte.

„Doc, Susan! Wir ziehen uns zurück. Verpackt sofort den ganzen Krempel hier!", rief der junge Captain schon vom Eingang. Ärzte und Schwestern sahen betroffen zum Eingang, wo der pudelnasse Robert stand.

„Was ist passiert?", fragte Betty.

„Was schon? Wir haben mal wieder auf die Nase bekommen! Wir haben Order, uns zurückzuziehen, und wir werden euch nicht hier lassen. Wie lange brauchen Sie, Doc?"

Dr. Thomas sah sich um.

„Wenn Ihre Männer mir helfen, dann etwa 'ne halbe Stunde, Captain."

„Gut."

Robert eilte aus dem Zelt.

„Evans, Nott! Ihr helft mit euren Leuten beim Verpacken. Doc Thomas sagt euch, wo ihr den Kram einpackt!", hörte das Personal den Captain rufen. Gleich darauf kam er wieder zurück.

„Was ist mit den Verwundeten?", fragte er.

„Ja, kommen Sie, Captain."

Dr. Thomas zeigte Robert die drei Zelte voller Verwundeter.

„Mindestens zehn Wagen", bemerkte Robert. „Haben Sie so viel da?"

„Ja, kein Problem. Wir haben fünfzehn Wagen hier."

„Gut, dann fangen wir gleich an."

Das Lazarettpersonal und Bennetts Soldaten packten an und innerhalb einer halben Stunde war das gesamte Feldlazarett komplett verpackt – und es war gerade noch rechtzeitig.

Kaum war der Wagenzug in Richtung Fredericksburg unterwegs und um den nächsten Busch verschwunden, als konföderierte Kavallerie an dem Platz auftauchte. Robert, der auf der Höhe des letzten Wagens ritt, mit dem außer zwei Verwundeten auch Susan und Betty fuhren, hörte den Hufschlag

hinter dem Zug. Er blieb ein wenig zurück und sah zurück, dann ritt er vor, um die Hälfte seiner Leute für eine Deckung nach hinten abzuziehen.

„Robert, was ist?“, fragte Susan besorgt.

„Rebellenkavallerie, sonst nichts“, gab er zurück.

„Bitte, Schatz, mach’ jetzt keine Dummheiten! Nicht, dass du mir wieder in Gefangenschaft gerätst!“, mahnte Susan ängstlich. Er schüttelte den Kopf.

„Nein, ich glaube nicht, dass sie uns verfolgen werden. Ich hole mir nur genügend Leute nach hinten, damit wir keine böse Überraschung erleben. Wir bleiben nicht zurück, versprochen, mein Schatz.“

Damit gab er Rover die Absätze und preschte nach vorn. Wenig später hatte er dreißig seiner Männer zur Deckung nach hinten geholt und die Fahrer zu einer schnelleren Geschwindigkeit ermahnt. So schnell es möglich war, fuhren die Wagen über die holprige Strecke in Richtung Fredericksburg. Robert hatte das am weitesten entfernte Lazarett zu evakuieren, aber das Feldlazarett von Dr. Thomas war das Erste, das den Ausweichort erreichte und wieder vollständig aufgebaut war, noch bevor die anderen eintrafen.

Grant zog seine Armee zunächst einige Meilen weiter nordöstlich Richtung Fredericksburg zurück, wo er seine Generäle zusammenrief. Frederick Bennett hatte Robert als eine Art persönlichen Adjutanten mitgenommen.

„Gentlemen“, eröffnete Grant den Kriegsrat, „wir haben eine Schlacht verloren.“

Unter den Generälen erhob sich Gemurmel, dem der Armeechef nur knapp Einhalt gebieten konnte.

„Wir haben eine Schlacht verloren, aber nicht den Krieg“, fuhr der General fort. „Bisher haben wir den Schwanz eingezogen, wenn Lees Soldaten uns Ohrfeigen verpasst haben. Sie rechnen damit, dass wir es auch diesmal tun. Aber ich sage Ihnen, meine Herren: Genau das werden wir ab jetzt nicht mehr tun! Wenn wir geradeaus nicht durchkommen, werden wir sie umgehen! Wir werden ihnen die Basen nehmen, auf die sie sich zurückziehen! Wir werden sie bis nach Richmond zurücktreiben; egal, wie lange wir dafür brauchen, egal, was es uns kostet. Aber wir werden sie scheuchen und nicht locker lassen, bis wir sie in Richmond haben, bis wir Richmond haben! Und wenn es den ganzen Sommer dauern sollte!“

Das Gemurmel unter den hohen Offizieren wurde zustimmend.

„General Sheridan: Sie nehmen sich die Kavallerie und spähen westlich um die Wilderness voraus. Zerstören Sie jede Eisenbahnlinie, die von Lee als Nachschubweg benutzt werden kann. Wir schneiden Richmond ab. General Meade: Sie und Ihre Army of the Potomac umgehen die Wilderness in östlicher Richtung und rücken weiter auf Richmond vor. Geben Sie aber Acht, dass Lee Ihnen nicht in den Rücken fällt“, wies Grant die nächst unter ihm stehenden Befehlshaber an.

Die Versammlung löste sich auf, die Generäle kehrten zu ihren Truppen zurück. Schon am Tag darauf rückten Grants Truppen wieder in Richtung Richmond vor.

Kapitel 32

Shenandoah

Schon am darauf folgenden Tag, dem 8. Mai 1864, entsandte General Grant Sheridans gut ausgerüstete Division westlich um die Wilderness herum, mit dem Auftrag, die Eisenbahnlinien zu zerstören, die Richmond mit dem Umland und weiter entfernten Gebieten verbanden.

Die übrige Army of the Potomac umging die Wilderness östlich und rückte dann südwärts in Richtung Richmond vor. Doch General Lee hatte sich ungefähr ausgerechnet, wohin sich die Hauptmacht der Yankees wenden würde und hatte vorgesorgt. Bei Spotsylvania hatten seine Truppen Schützengräben ausgehoben und mit spanischen Reitern – gekreuzten, rohen Holzspießen, die auf einen Querbaum gebunden waren – gesichert. Grants Armee rannte sich im Labyrinth der Schützengräben fest. Zehn Tage lang, vom 8. bis zum 18. Mai 1864, ließ Grant seine Truppen die Gräben berennen. Erfolglos. Am Ende der zehn Tage von Spotsylvania waren viertausend Nordstaatler tot, knapp zwanzigtausend verwundet und von mehr als zweitausendfünfhundert Männern fehlte jede Spur. Die Konföderierten hingegen hatten etwa eintausend Tote, fünftausend Verwundete und dreitausend Vermisste zu beklagen. Grant musste Lee erneut umgehen. Erneut hatte Grants Armee eine Niederlage hinnehmen müssen.

Doch in einem Punkt unterschied sich General Grant von seinen Vorgängern im Amt des Commander-in-Chief: Die Wörter *Rückzug*, *Niederlage* oder gar *Aufgabe* schienen in seinem Wortschatz nicht zu existieren. McDowell, McClellan, Pope, Hooker – sie hatten aufgegeben, als die Konföderierten ihnen ernsthaften Widerstand entgegensetzten. Grant nahm seine Armee nur ein kleines Stück zurück, um erneut Anlauf nach Richmond zu nehmen.

In der Zwischenzeit hatten die Truppen, die zu Sheridans Kavalleriedivision gehörten, die Eisenbahnlinien der Virginia Central Railroad zwischen Trevilian Station, etwa fünfzig Meilen nordwestlich von Richmond, und Beaver Dam Station, rund dreißig Meilen näher an der Hauptstadt der Konföderation, gründlich zerstört. Ebenso war es der Richmond, Frede-

ricksburg & Potomac Railroad ergangen, die sie bei Yellow Tavern, etwa fünf Meilen nordwestlich von Richmond, unterbrochen hatten.

Die praktikabelste, schnellste und rabiateste Methode dafür war das so genannte *Krawattenanlegen*: Die Soldaten nahmen die Holzschwellen zwischen den nicht verschweißten Schienenstücken auf, schichteten sie über den einzelnen Schienensträngen auf und zündeten sie an. Die zur Konservierung teergetränkten Holzschwellen brannten gut und lieferten eine Hitze, die stark genug war, um die Stahlschienen zum Glühen zu bringen. Waren die Schienenstücke glühend, nahmen die Soldaten sie mit Schienenzangen aus dem Schotterbett und drehten sie um die neben der Bahnlinie befindlichen Telegrafenmasten. Die Stahlknäule konnten nur noch eingeschmolzen werden, wenn je wieder brauchbare Schienen aus ihnen werden sollten. Das war jedoch nur möglich, wenn man die Masten fällte, um an den Stahlknoten überhaupt heranzukommen. Damit unterbrach man jedoch zwangsläufig die Telegrafenleitung, eine schier unersetzliche Möglichkeit der Kommunikation – keine gute Voraussetzung, wenn man entfernte Einheiten per Depesche als Verstärkung anfordern wollte. In manchen Fällen erledigte dies die noch glühende *Krawatte* nebenbei, wenn sie den ebenfalls teergetränkten Holzmast in Brand setzte, der dann zusammenbrach, den Telegrafendraht dabei herunterriss und zerstörte.

Die teergetränkten Schwellen brannten mit tiefschwarzem Rauch, der umgehend die konföderierte Kavallerie alarmierte, die versuchte, die lebenswichtigen Eisenbahnlinien zu retten. Aber die Nordstaatler hatten sich von ihren Überfällen nicht häufig narren oder gar beeindrucken lassen. Bei Yellow Tavern erlitt die konföderierte Kavallerie dafür ihren schwersten Einzelverlust: General J. E. B. Stuart, *der* Kavalleriegeneral des Südens, mochte seinen berühmten federgeschmückten Hut, der ihm vom Kopf geflogen war, nicht den Yankees überlassen, die ihn und seine Leute gerade zurückgeschlagen hatten und machte noch einmal kehrt. Ein tödlicher Fehler, denn bei dem Versuch, den Hut zu bergen, wurde Stuart von einem Scharfschützen der US-Cavalry erschossen.

Während Sheridan erfolgreich die strategische Abschnürung der konföderierten Hauptstadt einleitete, sah Grant sich zu einer erneuten Umgehung gezwungen. In einer Reihe von Umgehungsgefechten drang Grants Army of the Potomac Anfang Juni 1864 bis nach Cold Harbor vor, einem Punkt, an dem Sheridan und seine Kavalleristen bereits einen Brückenkopf über den Chickahominy-River erstritten hatten. Allein konnten sie den

Übergang aber nicht halten und wurden von den Infanteristen der Army of the Potomac ersetzt. An dieser Stelle trennten Grant und seine Truppen eben nur noch der Fluss und zehn amerikanische Landmeilen von Richmond – und die Army of Northern Virginia, die das größere Problem darstellte. Wieder rannten die Unionsinfanteristen zwölf Tage lang vergeblich gegen die Befestigungen an, die Lees Soldaten errichtet hatten. Am Ende hatte Grant siebzehneinhalbtausend Mann weniger, davon viertausend Tote, elftausend Verwundete und fast zweitausendfünfhundert Vermisste; eine Tatsache, die Grant angesichts der bereits vorausgegangenen Verluste den Beinamen *der Schlächter* einbrachte.

Grant dachte nicht daran, aufzugeben. Er entsandte das 10th und das 18th Corps seiner Armee nach Süden, um von dort einen weiteren Umgehungsversuch zu machen. Drei Tage später standen die Truppen vor Petersburg, einer Stadt knapp zwanzig Meilen südlich von Richmond, und begannen – als Petersburg im Sturm nicht zu nehmen war – die Belagerung des Großraums Richmond, der nun bis auf die westliche Seite vom Norden bis zum Süden eingeschlossen war. Außerhalb des Belagerungsbereiches beschäftigte Sheridans Kavallerie die konföderierten Reiter und sorgte für weitere Zerstörung der Eisenbahnlinien, um eine Versorgung Richmonds zu verhindern.

Den gesamten Monat Juli über gab es zwischen dem nördlichen Zipfel Richmonds bei Cold Harbor und dem südlichen Ende des Belagerungsbereiches bei Petersburg heftige Grabenkämpfe, die einen bitteren Vorgeschmack auf die entsetzlichen Stellungsschlachten künftiger Kriege gaben. Von der Erfolglosigkeit der Infanterieangriffe überzeugt, schlug Colonel Pleasants vom 48th Pennsylvania-Regiment dem Armeechef vor, die Stellungen vor Petersburg mit Hilfe von Mineuren, Spezialisten der Pioniertruppen, zu unterminieren und mit etwa achttausend Pounds Pulver zu sprengen. Grant ging auf dem Vorschlag ein und die Engineers arbeiteten wie besessen an der Unterminierung der Befestigungen.

Am 30. Juli, morgens um fünf Uhr, zerriss eine gewaltige Detonation die Morgenstille, eine Stichflamme schoss in den Morgenhimmel, Steinbrocken und Schutt wurden hoch in die Luft gewirbelt, stürzten wieder herab und hinterließen einen Krater, der mehr als zweihundert Fuß lang, fünfzig breit und etwa dreißig Fuß tief war, angefüllt mit losem Sand und Leichenteilen von etwa dreihundert Konföderierten, die nie erfuhren, was sie direkt in den Himmel gejagt hatte. Doch der nachfolgende Sturmangriff der Unionstruppen blieb im losen Sand des Kraters buchstäblich stecken

und entwickelte sich zu einem Desaster für die Angreifer, brachte keineswegs den erhofften Fall Petersburgs. Die Army of the Potomac hatte sich im Stellungskrieg festgelaufen. Das einzig Positive an der Situation war, dass Lees Army of Northern Virginia praktisch in Richmond eingesperrt war. Grant konnte zwar nicht den erhofften Erfolg liefern, den Präsident Lincoln für seine Wiederwahl dringend benötigte, aber er hielt Lee fest, was als Teilerfolg zu werten war.

Weit unten im Süden, in Georgia, war es General Sherman gelungen, die Konföderierten unter General Joseph Johnston vom Mississippi bis nach Atlanta in Georgia zu treiben. Am 28. Juli 1864 wurde Atlanta eingeschlossen, als auch der überaus agile Südstaaten-General John Bell Hood Sherman nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Sherman sah sich gezwungen, Atlanta zu belagern.

Damit herrschte Anfang August 1864 an sämtlichen Fronten totaler Stillstand. Die Konföderation war vollständig in die Defensive gedrängt. Doch eine Möglichkeit bot sich den Rebellen noch, wieder Bewegung in den Verlauf des Krieges zu bringen, ihn – vielleicht – sogar noch zu gewinnen. Diese Möglichkeit war der Vorstoß auf Washington durch die Hintertür.

Diese Hintertür war das Shenandoah-Valley, das im Nordwesten von den Bergketten der Shenandoah-Mountains und im Südosten von den Blue-Ridge-Mountains vom übrigen Virginia abgegrenzt wurde. Im Nordosten war es zum Potomac hin offen; dort, wo der Shenandoah-River bei Harper's Ferry in den Potomac mündete – und genau darin lag die Gefahr, die aus diesem Tal drohte. Da die Blue-Ridge-Mountains das Tal nach Südosten hin deckten, konnte eine Streitmacht völlig unbemerkt von den Belagerern Richmonds in Richtung Washington ziehen. General Jubal Early, einer der ganz wenigen konföderierten Kommandeure, dessen Truppen nicht in einem Kessel eingeschlossen waren, unternahm eine solche Expedition zu dieser Hintertür, um einerseits Washington zu bedrohen und andererseits Grant dazu zu veranlassen Truppen aus dem Belagerungskontingent abzuziehen und damit Lee Luft zu verschaffen.

Doch General Grant hatte eine Ahnung, dass die Rebellen versuchen würden, Washington durch diesen Hintereingang anzugreifen und damit nicht nur den Fall Washingtons erreichen könnten, sondern damit alle Be-

mühungen und immensen Opfer nutzlos werden zu lassen, den Süden militärisch zu besiegen. Die grausamen Verluste der Army of the Potomac hatte der Friedensbewegung und der Partei der Demokraten mit ihrem Präsidentschaftskandidaten McClellan Auftrieb gegeben. Wenn es jetzt den Rebellen gelang, bis zur Hauptstadt der Union vorzustoßen, konnte das die Niederlage der Union bedeuten. Eine Bedrohung Washingtons musste deshalb unter allen Umständen abgewehrt werden. Grant beauftragte Sheridan, das Shenandoah-Valley unter Kontrolle zu bekommen, vorzugsweise den Konföderierten die Nachschubbasen hier abzuschneiden – und das hieß nicht mehr und nicht weniger, als dieses zauberhafte, fruchtbare Tal zu verwüsten!

Sheridan wollte nicht seine ganze Division einsetzen, sondern wollte es zunächst der Brigade Bennett überlassen, im Shenandoah-Valley Ordnung im Sinne der Union zu schaffen. General Bennett erhielt den Auftrag, eine möglichst weitgehende Kontrolle über das Tal zu erreichen – und so viel Vieh und ausstehende Ernte wie möglich zu vernichten.

„Dad, das läuft auf gnadenlose Plünderung hinaus!“, warnte Robert, als er seinen Vater zur Truppe zurück begleitete. General Bennett sah seinen Sohn eine Weile an.

„Ich benehme mich nicht wie die Axt im Wald, mein Junge. Militärisch wichtige Eisenbahnlinien rupfen, gut. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich einem Farmer sein Haus anzünde! Es gibt immer Mittel und Wege, einem Benehmen wie im Dreißigjährigen Krieg auszuweichen. Wir werden zerstören, was militärisch nutzbar ist. Aber an privater Habe und nichtmilitärischem Kram werden wir uns sicher nicht vergreifen!“, gab Frederick zurück. Alles in ihm sträubte sich gegen den Befehl, den er erhalten hatte, aber er wollte ihn nicht offensichtlich missachten.

„Robert, wir haben eine lange Expedition vor uns. Ich gebe euch für heute Nachmittag und morgen frei“, sagte er dann.

„Wen meinst du mit *euch*?“, fragte Robert nach.

„Meine ganze Brigade, mein Junge. Hol mir bitte Dick Craig her.“

Robert nickte und drehte mit Rover ab. Frederick sah ihm versonnen nach. Ein solches Pferd besaß nicht einmal Phil Sheridan selbst. Und ein Mann wie Robert war auch nicht häufig zu finden.

Wenig später war Robert mit seinem Schwiegervater zurück.

„Dick, wir sollen im Shenandoah-Valley aufräumen. Hast du endlich Ersatz für Deveraux gefunden?“, fragte Frederick nach der Begrüßung.

„Der beste Ersatz hat mich hergebracht, Freddy. Ich möchte, dass Robert das Bataillon übernimmt. Ich schlage ihn als neuen Major vor“, grinste Richard. Frederick sah seinen Sohn an, aber Robert schüttelte den Kopf.

„Nein, Tom oder Mike wären ebenso gut“, widersprach er.

„Mein lieber Junge!“, knurrte Frederick. „Ich habe deine Dickköpfigkeit in Sachen Beförderung satt! Ich stelle dich vor die Wahl, in meinen Stab zu kommen – ohne deine Leute – oder das Bataillon von Richard als Major zu übernehmen! Wenn du es nicht nimmst, löse ich es auf und verteile die Leute auf die ganze Brigade!“

„Danke, Sir, das war deutlich!“, seufzte Robert. „Habe ich wenigstens Bedenkzeit?“

„Bis eine Stunde vor dem Abrücken. Dann will ich deine Antwort haben“, erwiderte Frederick. Robert nickte und salutierte.

„Darf ich mich zurückziehen?“, fragte er.

„Hau bloß ab!“, versetzte der General. Robert verließ das grob gezimmerte Blockhaus und kehrte zur 7th US-Cavalry zurück.

Im Camp seiner Einheit warteten schon Tom Craig und Mike Prescott auf ihn, die dem überraschten Robert zur Beförderung gratulierten.

„Bitte?“, fragte Robert verblüfft nach. Tom grinste.

„Eddie war der einzige Grund, weshalb Mike und ich uns ebenfalls auf den Majorsposten beworben haben. Du in deiner angeborenen Bescheidenheit hast es ja nicht getan. Eddie Baldwin ist tot. Gott sei seiner Seele gnädig. Für uns beide ist damit der Grund entfallen, Eddie als Major zu verhindern. Außerdem würde mein Vater Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um dich zu befördern.“

„Ist das wahr?“, erkundigte Robert sich ungläubig. Mike und Tom nickten im Takt.

„Ist schwer, sich euch zu widersetzen. Wenn ihr wollt, nehme ich an.“

Die Freunde umarmten sich. Das A-Bataillon blieb zusammen!

Später betrachtete Robert sein Zelt, das er nun schon seit Mai mit Susan teilte. Viel Intimsphäre boten die dünnen Zeltwände nicht, aber wo ein Wille ist... Sie hatten jedenfalls manche schöne Nacht in diesem Zelt verbracht. Aber jetzt wurden die Nächte schon langsam wieder kühler. Nachdenklich zählte Robert die Decken nach. Das reichte nicht, wenn Susan in der nächsten Zeit allein war. Vom Quartiermeister holte er noch drei De-

cken dazu. Auf dem Rückweg ging er beim Lazarett vorbei. Susan hatte Dienstschluss und kam ihm im Eingang entgegen, strahlend lächelnd.

„Hallo, mein Schatz. Du strahlst ja so. Was ist?“, fragte er und küsste sie.

„Tag, Liebling. Erstens freue ich mich, dass du da bist und zweitens freue ich mich auf den Besuch des Vizepräsidenten. Er kommt nächste Woche zu uns“, erwiderte sie und umarmte Robert.

„Oh, der Wahlkampf wirft seine Schatten voraus!“, grinste er. „Aber dann bist du wenigstens beschäftigt.“

„Was meinst du?“, fragte sie. Dann fielen ihr die Decken auf, die er unter dem Arm hatte. Wozu noch mehr Decken? Solange er bei ihr war, brauchte sie keine zusätzlichen Decken. Susan drängte sich schon ein Verdacht auf, als Robert antwortete:

„Übermorgen zieht die Brigade Bennett ins Shenandoah-Valley, Jubal Early verscheuchen“, erwiderte er.

„Oh, Gott!“, entfuhr es Susan, als ihr bewusst wurde, dass Robert für wenigstens längere Zeit abwesend sein würde. In den letzten Monaten war es sehr angenehm gewesen, dass er selten länger als zwei Wochen von ihr getrennt gewesen war, wobei die Truppe immer in der Nähe gewesen war. Aber jetzt? Robert umarmte sie sanft und drückte sie liebevoll an sich.

„Wir haben morgen noch einen Tag für uns allein“, sagte er beruhigend.

„Sehr tröstlich!“, versetzte sie sarkastisch. „Du begibst dich nur ganz zufällig in Lebensgefahr!“

Robert sah ihr offen und gerade ins Gesicht.

„Es ist für dich nicht leicht, ich weiß. Für mich auch nicht. Immerhin sind wir in den letzten Monaten immer nur für kurze Zeit getrennt gewesen. Sonst hättest du mich schon seit Mai nicht mehr gesehen“, gab er zu bedenken.

„Du hast ja Recht!“, gestand sie ein. „Aber es ist immer schrecklich für mich, wenn ihr unterwegs seid und niemand mir sagen kann, wann und ob ihr überhaupt wiederkommt.“

Robert sagte nichts. Er konnte seiner Frau ihre Angst nachfühlen. Langsam gingen sie zu ihrem Zelt.

„War es ein Fehler, dass wir schon während des Krieges geheiratet haben? Hätte ich warten sollen?“, fragte Robert nach einer ganzen Weile. Susan lehnte sich an ihn und schüttelte den Kopf.

„Nein. Es ginge mir nicht besser, wenn wir nur befreundet oder verlobt wären. Vielleicht hätte ich nur noch mehr Angst um dich. Wohl auch um eine Zukunft mit dir“, erwiderte sie und klammerte sich an ihn, als ob sie ihn nie wieder loslassen wollte.

Der freie Tag verging viel zu schnell – und noch schneller verging die zauberhafte Nacht, bevor Robert fortmusste. Susan erwachte, als es schon dämmerte. Sehr schnell wurde es hell. Die ersten Sonnenstrahlen fielen durch die dicht belaubten Zweige eines Busches auf das große Offizierszelt. Hinter sich spürte sie Roberts angenehme Wärme, der sie sanft umarmte. Susan seufzte leise. Nichts wünschte sie sich jetzt mehr, als dass es kein Zelt in irgendeinem Feldlager der Union sein möge, sondern das gemütliche Schlafzimmer in Onkel Lucas’ Haus, in dem sie aufwachte. Susan spürte ein zärtliches Streicheln am Arm. Sie drehte sich um und bemerkte, dass Robert schon wach war.

„Guten Morgen, mein Schatz“, sagte er leise und strich ihr sachte über die Wange. Susan brachte kein Wort hervor und kuschelte sich schutzsuchend an ihn. Er zog sie liebevoll an sich.

„Es wäre mir fast lieber gewesen, du hättest noch ein bisschen länger geschlafen. Es fällt mir immer so schrecklich schwer, mich von dir zu verabschieden“, flüsterte er vertraulich. Seine Hand wischte zart eine Träne von ihrer Wange fort.

„Ich liebe dich, Susan“, sagte er leise.

„Bitte, komm gesund wieder“, bat sie unter Tränen. Es war so unendlich schwer, ihn herzugeben und nicht zu wissen, ob er zurückkehrte. Robert küsste Susan zärtlich.

„Ich gebe mir die größte Mühe, mein Liebling“, versprach er. „Ich muss jetzt aufstehen, sonst gibt’s einen Mordsärger. Mein Vater hasst es, wenn seine Bataillonschefs zu spät zum Dienst erscheinen.“

„Du nimmst die Beförderung an?“, fragte Susan. Robert nickte.

Vorsichtig schob er sich aus den in mehreren Schichten liegenden Decken, warf sich gegen die Morgenkühle rasch die Uniformhose über und schlüpfte in die Reitstiefel.

„Ja, sonst würde Daddy das Bataillon auflösen“, sagte er, goss Wasser in die Waschschüssel, wusch sich und rasierte sich.

„Was meinst du? Wann seid ihr etwa zurück?“, erkundigte sich Susan und zog die Decken wieder höher. Es machte sich schnell bemerkbar, dass Roberts Wärme fehlte – und Susan fror leicht. Robert bemerkte, dass sie zitterte. Halb rasiert kehrte er zum Bett zurück.

„Frierst du oder hast du Angst, Mäuschen?“, erkundigte er sich und strich ihr sanft durch das offene Haar.

„Mir ist kalt“, bibberte sie. „Was soll das nur werden? Wann seid ihr wieder hier?“

Robert stand auf, nahm zwei weitere Decken und legte sie zusätzlich über das Feldbett. Er zuckte mit den Schultern.

„Ich kann es dir nicht genau sagen. Hoffentlich dauert es nicht länger als einen Monat.“

„Einen Monat! Seid ihr des Teufels, so lange zu verschwinden?“, entfuhr es Susan entsetzt. Robert lachte leise und rasierte sich zu Ende.

„Ich kann es dir beim besten Willen nicht genau sagen, Susy“, sagte er sanftmütig. Susan seufzte. Er hatte ja Recht, sie wusste es doch.

„Ich werde mir eine Wärmflasche organisieren, bis du wieder da bist. Dann hab’ ich wenigstens keine kalten Füße“, versuchte sie zu scherzen. Robert setzte sich noch einmal ans Bett und umarmte sie.

„Ich bin bald wieder hier. Und so Gott will, wird diese Keilerei auch eines Tage zu Ende sein. Auf Wiedersehen, Susan.“

Wenig später traf der junge Mann am Blockhaus seines Vaters ein. General Bennett hatte noch Rasierschaum im Gesicht und war noch im Unterhemd.

„Guten Morgen, Sir. Ist der Einsatz verschoben?“, fragte Robert belustigt.

„Nein, Sanderson hat verschlafen!“, grunzte Frederick. „Himmel, wieso ... Au!“, fluchte er. „Verdammt, jetzt hab’ ich mich geschnitten!“

„Setz’ dich, ich mach’ das schon“, bremste Robert die weiteren Rasierversuche seines in diesen Dingen ungeschickten Vaters. Brummelnd setzte Frederick sich auf den Stuhl, der auf der Veranda stand und ließ sich widerstrebend von seinem Sohn rasieren.

„Was ist? Nimmst du die Beförderung an?“, fragte der General vorsichtig, als Robert ihm die Kehle rasierte.

„Du solltest nicht unbedingt sprechen, wenn ich mit einem Rasiermesser an deiner Gurgel bin“, warnte Robert grinsend. „Aber ich kann dich beruhigen: Ich nehme den Job.“

Im ersten Impuls wollte Frederick Bennett nicken, aber die scharfe Klinge an seinem Hals hinderte ihn daran.

Mit zwei Stunden Verspätung brach die Brigade Bennett auf und stieß zunächst westwärts über Charlottesville durch das Rockfish-Gap nach Waynesboro im Shenandoah-Valley vor. Bennetts Kavalleristen merkten schnell, dass sie hier nicht willkommen waren. Nicht nur Earlys Soldaten schossen auf sie, sondern auch jeder Normalbürger, der seine Flinte schnell genug aus dem Schrank bekam. Dennoch vermieden die Nordstaatler es, den Leuten die Häuser anzuzünden und versuchten, ihre Kampftätigkeit auf Earlys Truppen zu beschränken. Immerhin gelang es ihnen, Earlys Armee zu überholen und nördlich bis einige Meilen vor Winchester vorzustoßen, wo sie versuchten, das Tal abzuriegeln, um Early am Marsch nach Washington zu hindern. Doch bevor sie dort so etwas wie Stellungen einrichten konnten, waren Earlys Kavalleristen schon heran und griffen Bennetts Brigade an. Die Wucht des Angriffs war so groß, dass General Bennett seine Leute weiter in Richtung Winchester zurückziehen musste.

Das Bataillon A der 7th US-Cavalry verschanzte sich in einer Fabrik eine Meile südlich der Stadt in einem Vorort mit Namen Mayboro. Robert glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als er das Firmenschild sah:

Chester Moore Tobaccos Ltd.
Winchester/Virginia
Factory Mayboro/Virginia

„He, Tom! Sieh’ mal! Eine Tabakfabrik von Martins Vater“, rief er. Tom kam heran gelaufen.

„Gebe Gott, dass der uns hier nicht findet! Das endet mit Mord und Totschlag!“, orakelte Tom düster.

„Alarm! Graurücke!“, brüllte Sergeant Dickson. Die Männer warfen sich in Deckung und erwiderten das Feuer der Angreifer. Es dauerte nicht lange, bis die Konföderierten Fackeln in die Gebäude warfen, um die Blauröcke herauszulocken.

„Verdammt!“, fluchte Robert. „Mike! Nimm dir einige Leute und löscht das Feuer! Sonst röstet Martin uns auf kleiner Flamme!“, schrie er Prescott zu. Mike winkte bestätigend und beeilte sich, dem Befehl nachzukommen. Verbissen kämpften er und seine Leute gegen den Brand, obwohl sich kein einziger Unionssoldat in den Häusern befand – aber Martin Moore war eben auch Mikes Freund.

Die Tabakballen, die unter gewachsten Planen im Freien standen, schützten Roberts Soldaten, die sich immer noch heftig gegen die angreifenden Rebellen wehrten. Plötzlich stockte der Angriff. Die Konföderierten zogen sich ein Stück außerhalb der Reichweite der Karabiner zurück. Begleitet von einem Trooper mit einer weißen Fahne kam ein Mann in konföderierter Generalsuniform bis auf Rufweite heran geritten. Hart hob den Karabiner, doch Robert drückte die Waffe vorsichtig, aber bestimmt nieder.

„Warte, Gary“, mahnte er.

„Yankees! Wer ist euer Chef?“, rief der General. Robert stieg auf einen der Tabakballen.

„Das bin ich! Major Robert Bennett, 7th US-Cavalry!“, antwortete er. „Und wer sind Sie?“

„General Chester Moore. Und die Tabakfabrik, in der Sie sich eingenistet haben, ist mein Eigentum! Sie befinden sich auf meinem Grund und Boden! Räumen Sie das Grundstück sofort oder es wird Ihnen sehr Leid tun!“, forderte General Moore.

„Solange Ihre Männer uns angreifen, werden wir den Teufel tun, unsere Deckung zu verlassen!“, gab Robert zurück.

„Dann werden wir euch dort ausräuchern, Yankees!“, drohte Moore.

„Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Aber geben Sie Acht, dass Sie Ihre Fabrik nicht beschädigen. Meine Leute hatten viel Mühe damit, die Brände zu löschen, die Ihre Männer hier verursacht haben. *Wir* werden hier weder etwas zerstören noch absichtlich etwas beschädigen. Das bleibt *Ihren* Leuten überlassen. Ich weiß nicht, ob Sie das wollen!“, rief Robert hinüber.

General Moore zögerte, schien zu überlegen. Dann kam er langsam näher, bis er auf Redeweite heran war.

„Sie haben die Brände gelöscht? Sonst steckt ihr uns die Häuser an!“, wunderte er sich.

„Sir, wir sind von General Bennetts Brigade! Wir vergreifen uns nicht an Privateigentum, das nicht kriegswichtig ist. Und von einer Zigarrenfabrik kann man das nicht behaupten! Deshalb werden wir hier auch nichts beschädigen oder gar zerstören. Jedenfalls nicht absichtlich. Es brächte uns im Kriegsverlauf nicht weiter“, erklärte Robert. „Falls Sie Ihren Sohn Martin sehen oder ihm schreiben: Richten Sie ihm bitte von mir und Thomas Craig Grüße aus“, setzte er hinzu. General Moore wurde hellhörig.

„Sie kennen meinen Sohn?“, fragte er.

„Wir waren zusammen auf West Point. Er ist ein guter Freund von uns beiden – unabhängig von der Tatsache, dass er sich Virginia mehr verbunden fühlt als der Union“, meldete sich Tom zu Wort.

„Major Bennett, wenn Sie die Fabrik räumen wollen, gewähre ich Ihnen freien Abzug“, sagte General Moore. Robert sah hinunter zu Tom, Matt und Mike, die nur mit den Schultern zuckten.

„Wenn Sie uns garantieren, dass wir vier Stunden lang nicht verfolgt werden, sind wir einverstanden“, erwiderte der Major. Moore nickte.

„In Ordnung. Wir werden Sie vier Stunden lang nicht verfolgen, sofern Sie sich nach Norden oder Osten zurückziehen“, sicherte der General zu.

„Gut, wir nehmen an. Vielleicht sehen wir uns in friedlicheren Zeiten wieder.“

General Moore ritt zurück zu seinen eigenen Linien. Robert sprang vom Ballen und winkte seinen Männern. Zu den Konföderierten hin sichernd saßen die Unionskavalleristen auf und zogen sich nach Norden, in Richtung Winchester, zurück. Von den Linien der Konföderierten war deutlich lautes Lachen zu hören. Zornig wendete Hart sein Pferd.

„Denen werd’ ich’s zeigen ...“, knurrte er.

„Halt! Hier geblieben, Sergeant!“, donnerte Robert. Hart bremste.

„Sir, die lachen uns aus!“, ereiferte sich der Sergeant.

„Na und?“, grinste Robert. Doch sein Grinsen erlosch schlagartig, als hinter ihnen das Angriffssignal der Konföderierten geblasen wurde und allzu deutlich das donnernde Trampeln galoppierender Pferde zu hören war.

„Freunde, so haben wir nicht gewettet!“, knurrte Robert. „Wie ihr wollt!“

Er reckte sich im Sattel und winkte seinen Leuten.

„Alles kehrt! Schwadron B und C Säbel auf! Schwadron D Karabiner auf! D in die Mitte, B und C an die Flanken! Angriffsgalopp! Joshua: Attacke!“, befahl er.

Das Bataillon drehte praktisch auf der Hinterhand der Pferde, verteilte sich und jagte in der befohlenen Formation zurück, den konföderierten Kavalleristen entgegen. Auf halbem Wege begegneten sich die Truppen. Tom Craigs und Matt O’Haras Leute hieben mit Säbeln auf die Gegner ein, die von Michael Prescott schossen einen Graurock nach dem anderen aus dem Sattel. Zur Verblüffung der Unionssoldaten kam nur wenig Gegenwehr, teilweise rissen die Konföderierten sogar aus! Robert wollte sich

gerade laut wundern, als er einem Gegner die Mütze vom Kopf schlug und der nicht nur das Képi, sondern auch den daran angeklebten Bart verlor! Unter der Feldmütze kam eine junge Frau zum Vorschein!

„Ja, was ...?“, stieß Robert erschrocken hervor. Seine Kontrahentin riss sich los und wollte ihm mit einem Messer zwischen die Rippen stechen, aber er konnte den Stich abwehren. Nur wenige Minuten später war die aus Frauen, Mädchen, jungen Burschen und Greisen bestehende Streitmacht von General Moore überwältigt. Viel Mühe hatte es die kampferfahrenen Soldaten Bennetts nicht gekostet.

„Meinen Sie nicht, dass Sie mir eine Erklärung schuldig sind, *General* Moore – oder doch eher *Mister* Moore?“, wandte Robert sich an den wie einen Rollbraten verschnürten Tabakfabrikanten.

„Wir haben hier eine Bürgerwehr gebildet und ich bin der Chef!“, fauchte Chester Moore. „Wir wollten Mayboro nicht euch Yankees überlassen. Sie werden nirgends anders empfangen werden, Yankee!“

„Mit Ihrer Methode werden Sie nicht weit kommen, Mr. Moore. Sie hatten mir Ihr Ehrenwort gegeben, Sie haben es gebrochen. Ich hasse es, wenn jemand sein Wort willentlich bricht. Ich hasse es aber auch, Zivilisten – oder so genannte Bürgerwehren – über Gebühr zu belästigen. Wir beschlagnahmen Ihre Waffen. Ansonsten können Sie heimgehen und friedlich in Mayboro leben. Wir haben nicht die Absicht, Ihnen etwas wegzunehmen. In dieser Furcht brauchen Sie nicht zu leben“, erwiderte Robert ruhig.

„Als ob wir Angst vor Yankees hätten!“, schnaubte Chester Moore.

„Sir, Sie sind kein Soldat der Konföderation, bedenken Sie das, bei dem, was Sie tun“, warnte Robert.

„Jeder Mann, jede Frau, die hier im Shenandoah-Valley lebt, ist ein Soldat der Konföderation – und wir werden euch Yankees notfalls bis ans Ende der Welt jagen, weil ihr nicht zu ertragen seid!“, schrie Moore. Robert hockte sich vor ihn hin.

„Mr. Moore, ich warne Sie jetzt nur einmal: Wenn Sie und Ihre Bürgerwehr jetzt nicht Ruhe geben und nach Hause gehen, um Ihren normalen Geschäften nachzugehen, wandern Sie samt Ihrer Bürgerwehr in ein Gefangenenlager – und ich garantiere Ihnen, dass das jedenfalls den Frauen gar nicht gut bekommt. Wenn ich Sie und Ihre Leute jetzt laufen lasse, dann deshalb, weil ich mit Ihrem Sohn Martin gut befreundet bin und ich mir seine Feindschaft nicht deshalb einhandeln will, weil ich seinem Vater auf die Füße getreten bin!“, mahnte er. „Matt! Die Herrschaften werden nach Mayboro zurück begleitet!“, wies Robert dann Captain O’Hara an.

Eine gute Stunde später waren die Bürger Mayboros wieder wohlbehalten in ihren Häusern – abgesehen von denen, die im Kampf gefallen waren. Doch die Leute dachten nicht daran, nun Ruhe zu geben. Matt O'Hara und die C-Schwadron waren kaum aus dem Ort heraus, als Chester Moore und seine Bürgerwehr sich mit Sensen, Dreschflegeln, Sicheln und Knüppeln bewaffneten, wieder auf die Pferde sprangen und hinter den Yankees her hetzten. Eine halbe Meile außerhalb stellten sich O'Haras Leute den Südstaatlern erneut zum Kampf. Drei oder vier Männer aus der Schwadron wurden von Sensenhieben tödlich getroffen. Wieder dauerte es nicht lange, bis die Dorfbewohner überwältigt waren und ein zorniger Robert Bennett anordnete, dass die Ackergeräte mitten auf dem Feld verbrannt würden – einschließlich derer, die noch in Mayboro waren und die seine Soldaten per Razzia dort auftrieben.

„Das können Sie nicht machen, Major!", protestierte Chester Moore. „Sie nehmen den Menschen die Möglichkeit, ihrer Feldarbeit nachzugehen!"

„Falsch!", entgegnete Robert gereizt. „Ich nehme ihnen die Möglichkeit, meine Männer mit Ackergeräten umzubringen. Da Sie offensichtlich nach wie vor nicht gewillt sind, das von Ihnen gegebene Wort zu halten, muss ich zu anderen Mitteln greifen, um weitere Attacken unmöglich zu machen."

Chester Moore grinste freudlos.

„Sie haben sich wie Feiglinge davongemacht, sind fortgeschlichen wie geprügelte Hunde, als ich Sie zur Räumung meines Grundstücks aufgefordert habe! Feiglingen gegenüber gilt ein Ehrenwort nicht", erwiderte Moore mit stolzgeschwellter Brust.

„Offensichtlich verwechseln Sie Ritterlichkeit und den Wunsch, fremdes Eigentum so weit als möglich zu schonen, mit Schwäche, Mr. Moore. Sie sollten Ihre Meinung revidiert haben, als wir ihre armselige Bürgerwehr am Boden hatten. Wir haben Sie gerade zum *zweiten* Mal geschlagen. Also sehen Sie es ein, dass Sie gegen uns nicht ankommen und geben Sie kleinbei", versetzte Robert. Moore sah ihn von oben herab an.

„Wir haben uns nicht ergeben."

„Sie hatten nicht mal die Zeit, das zu erkennen, Mr. Moore!", korrigierte Robert kühl. „Gehen Sie nach Hause."

Mayboros Bürger gingen tatsächlich heim – aber nur, um die Küchen aufzusuchen, um zu sehen, welche tödlichen Waffen man in Besteckschubladen findet. Mit Messern aller Art, Gabeln, Schöpf- und Kochlöffeln, so-

gar Pfannen, griffen Moores Leute die abrückenden Soldaten an, die sich nun hart wehrten. Wieder gab es Tote, bis die ‚Waffen' eingesammelt waren und mitten auf dem Dorfplatz brannten.

„Mr. Moore, wir sind nicht hierhergekommen, um Ihre Häuser zu plündern. Zwingen Sie uns nicht dazu, jetzt wirklich grob zu werden!"

„Wir werden nicht locker lassen, solange sich noch ein einziger Yankee im Shenandoah-Valley herumtreibt", brüllte Moore erbittert. Fast im selben Moment gingen die Einwohner schon mit Dachlatten und anderen Holzteilen auf Bennetts Soldaten los, die sie aus ihren Häusern rissen. Roberts Männer mussten schießen, um nicht erschlagen zu werden, doch stachelte dies die Bürger nur noch mehr an. Nach einer halben Stunde war es den Soldaten gelungen, die ganze Meute auf dem Platz zusammen zu treiben und sie zu entwaffnen. Robert kochte vor Zorn.

„Steckt die Häuser an!", befahl er wütend. Soldaten aus seinem Bataillon brannten Fackeln an und liefen zu den Häusern hin, die größtenteils aus Holz bestanden.

Doch Sekunden, bevor die Männer die Häuser erreichten, preschte eine große Anzahl Unionskavalleristen in den Ort.

„Halt! Was geht hier vor?", donnerte General Bennett. Robert salutierte und wollte berichten, aber Chester Moore änderte seine Politik sofort, warf sich vor dem General zu Boden, zitterte am ganzen Leib.

„Dieses Gesindel hat uns ausgeplündert, Sir! Alle Acker- und Küchengeräte haben sie uns weggenommen, weil wir ihnen nicht sagen wollten, wo wir unser Geld versteckt haben. Jetzt wollen sie unsere Häuser anzünden. Bitte, Sir, helfen Sie uns! Wir sind doch amerikanische Bürger!", flehte Moore, scheinbar völlig verzweifelt. Robert und seine Offiziere sahen den plötzlichen Sinneswandel mit grenzenlosem Erstaunen.

„Weg von den Häusern!", fuhr Frederick die Soldaten mit den Fackeln an. Gehorsam entfernten sich die Männer.

„Major Bennett! Sie selbst und sämtliche Offiziere Ihres Kommandos stehen hiermit unter Arrest! Sie geben *sofort* Ihre Waffen ab!", donnerte Frederick die jungen Offiziere an. „Sanderson! Sorgen Sie dafür, dass die Leute freigelassen werden und nach Hause kommen! Der Ort wird sofort geräumt!"

Kopfschüttelnd nahmen Robert und seine Offiziere die Waffen ab und überreichten sie Major Colton von General Bennetts Stab. Chester Moore, von seinen Fesseln befreit, trat nahe zu Robert.

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten, Major Bennett – oder eher *Mister* Bennett?“, grinste er und kniff Robert auch noch in den Arm.

Das war zu viel. Robert schlug zweimal kräftig zu, verpasste dem Tabakfabrikanten eine saftige Ohrfeige und traf ihn in die Magengrube. Moore stöhnte noch einmal auf, dann sackte er zusammen und blieb reglos liegen. Drei Mann aus Fredericks Begleitung brachten Robert mit einiger Mühe unter Kontrolle.

„Major Bennett Sie sollten jetzt *ganz* vorsichtig sein, mit dem, was Sie tun oder sagen!“, warnte Frederick. Robert schwieg und wehrte sich nicht mehr. Sein Vater war nicht in der Stimmung um zu diskutieren. Frederick befahl dem Bataillon abzurücken, was die Männer zähneknirschend taten. Das schadenfrohe Lachen der Bürger Mayboros, die sich nun erst recht als Sieger fühlten, dröhnte hinter den gedemütigten Soldaten her.

Das A-Bataillon der 7th US-Cavalry wurde zum Hauptquartier der Brigade eskortiert, das sich einige Meilen nördlich von Winchester befand, den Männern befohlen, dort Lager zu machen. Sämtliche Offiziere zitierte der General zu sich in sein Blockhaus.

„Sind Sie von allen guten Geistern verlassen? Sind Sie noch zu retten? Wie können Sie es wagen, ein Dorf zu plündern und niederbrennen zu wollen, Major Bennett? Gerade von *Ihnen* hätte ich ein solch skandalöses Verhalten nicht erwartet!“, fuhr Frederick seinen Sohn an. „Was haben Sie dazu zu sagen?“

„Es ist nicht so, wie Sie glauben, Sir, wir …“

„Ich will keine Ausflüchte hören!“, donnerte der General. „Sie lassen die Leute zusammentreiben wie Vieh, schicken Leute mit Brandfackeln an die Holzhäuser und behaupten noch, es sei nicht so, wie ich denke! Das ist der Gipfel! Ich prüfe eine Degradierung, Major Bennett! Eventuell auch eine Entlassung aus der Army!“

„Nur zu, Sir! Dann brauche ich mich wenigstens nicht mehr mit wortbrüchigen, verlogenen, mit Mist- und Küchengabeln rasenden Dorfbewohnern herumzuschlagen!“, fauchte Robert wütend. „Es ist wirklich nicht zu fassen, was meine Männer und ich uns heute haben bieten lassen müssen! Ich bin überzeugt Sir, dass niemand – auch Sie nicht – so lange versucht hätten, die Dinge halbwegs glimpflich zu klären!“

„Major Bennett, Sie vergessen sich!“, mahnte Colonel Craig.

„Ja, verdammt noch mal! Ich vergesse mich, weil ich gleich vor Wut platze! Meine Männer und ich werden wie die Schwerverbrecher abgeführt,

meine Offiziere unter Arrest gestellt – aber dass uns mal jemand die Gelegenheit gibt, die Angelegenheit aufzuklären, nein, das gibt's nicht! Ja, bin ich hier im Theater, oder was?", brüllte Robert erbittert.

Frederick wollte ihm zornig den Mund verbieten, aber Richard Craig schüttelte den Kopf.

„Ich bitte Sie, den Major berichten zu lassen, Sir", sagte er. Knurrend nickte Frederick. Zornbebend berichtete Robert von den Geschehnissen des Tages.

„Und das soll ich glauben?", fragte der General ungläubig.

„Befragen Sie meine Männer, Sir", schlug Robert vor, immer noch vor Wut zitternd. Frederick winkte Sergeant Sanderson, der Roberts Unteroffiziere herbeiholte. Einzeln und unabhängig voneinander berichteten sie genau das gleiche, was auch der Major gesagt hatte. Frederick nickte.

„Zur Gegenprobe möchte ich ein paar Leute aus dem Dorf hören. Major Colton, reiten Sie mit zehn Mann nach Mayboro und bitten Sie einige Leute her."

Es dauerte drei Stunden, dann war Colton zurück – ohne Leute aus Mayboro, dafür rücklings auf sein Pferd gesetzt, an den Händen gefesselt, mit Jauche begossen und allein.

„Himmel, was ist mit Ihnen passiert?", fragte General Bennett entsetzt. Colton war ein Mann mit ausgeprägtem Phlegma, aber er war zornrot. Er wischte sich Jauche vom Gesicht, spuckte einmal herzhaft aus.

„Ich habe zu hundert Prozent bestätigt gefunden, was Major Bennett gesagt hat", erklärte er. „Diese Bande hat uns als Feiglinge beschimpft, die wie geprügelte Hunde davonschleichen, wenn man sie tritt. Der ganze Ort ist ein einziges Meer aus konföderierten Kriegsfahnen. Sie haben uns von den Pferden gerissen, entwaffnet. Meine Leute sind an Ort und Stelle aufgeknüpft worden. Mich haben sie in die Jauchegrube geschmissen und mich zurückgeschickt mit der Botschaft, dass Mayboro sich den Yankees nie ergeben wird. Selbst wenn sie mit Dachlatten kämpfen müssten", berichtete Colton. Frederick wandte sich ab.

„Danke Major. Tut mir Leid für Ihre Leute. Gehen Sie baden und lassen Sie Ihre Uniform reinigen", wies er Colton im Fortgehen an. Mit schweren Schritten kehrte der General in seine Blockhütte zurück.

„Sanderson – holen Sie mir Major Bennett und seine Offiziere her", sagte er und ließ sich in den Feldstuhl fallen. Wenig später waren die jungen Männer zur Stelle.

„Gentlemen, ich muss mich bei Ihnen und Ihren Leuten entschuldigen. Mein Verdacht gegen Sie war falsch. Ich hebe den Arrest und die Suspendierung mit sofortiger Wirkung auf. Es tut mir Leid“, sagte Frederick mit einem tiefen Seufzer, der bewies, dass ihm ein solches Eingeständnis nicht leicht fiel. „Danke, meine Herren, Sie können gehen“, entließ er sie dann. Sie salutierten und verließen die Blockhütte.

Noch am selben Abend sandte General Bennett Boten zu General Sheridan, um ihm mitzuteilen, dass man Earlys Vormarsch zwar verzögern, aber nicht verhindern könne – auch wegen der sehr feindlichen Haltung der Einwohner des Shenandoah-Valley. Nur Tage später kehrten die Boten mit der Aufforderung zurück, Shenandoah sofort zu räumen und zur Division zurückzukehren. General Bennett gab Befehl, das Lager gleich abzubrechen und in Richtung Richmond abzurücken. Der Rückweg führte an Mayboro vorbei, dessen Einwohner den Unionssoldaten Schmährufe und Spottlieder hinterher sangen. Robert versuchte, nicht hinzuhören, aber Gary Hart war schon wieder auf dem Sprung dorthin.

„Nein, Sergeant, lassen Sie das!“, wies Robert ihn an. Brummelnd kehrte Hart in die Reihe zurück und nahm sich vor, diese Schmach, die ihm Mayboros Bürger und sein General verpasst hatten, irgendwie zu rächen.

Kapitel 33

Verfehlte Rache

Die zurückkehrende Truppe hatte das Hauptlager nördlich von Richmond gerade erreicht, als Sergeant Hart völlig zufällig ein Gespräch aufschnappte, dass General Sheridan sehr daran interessiert war, das Shenandoah-Valley möglichst weitgehend zu zerstören – und dass sein Auftrag an General Bennett entsprechend gelautet hatte. Hart grinste in sich hinein. Das war eine Möglichkeit, wenigstens dem General einen Denkzettel zu verpassen! Dem Pferdezüchter war aber auch klar, dass er als Sergeant nicht bis zu General Sheridan vordringen würde. Dafür brauchte er die Hilfe eines Offiziers. Doch so viel Hilfe er sonst von Major Bennett oder den anderen Offizieren seines Regiments erwarten konnte: Er wusste sehr genau, dass gerade Robert Bennett seinem Vater niemals würde schaden wollen. Und zu den anderen Offizieren des Regiments hatte Hart nicht genug Vertrauen, um sie in eine Intrige hineinzuziehen. Während er noch grübelnd durch das vom Regen aufgeweichte Lager stapfte, hörte er jemand seinen Namen rufen:

„Mr. Hart! Hey, Sergeant Hart!“

Gary Hart drehte sich um. Der Rufer winkte. Es war Colonel Harris. Hart schluckte. *Dem* wollte er lieber nicht begegnen. Aber zum Ausreißen war es zu spät. Harris kam direkt auf ihn zu.

„Hart, wie geht es Ihnen?“, fragte Harris jovial.

„Danke, Sir, eigentlich geht es gut. Aber wir kommen gerade aus dem Shenandoah-Valley. Was man sich da gefallen lassen muss, geht auf keine Kuhhaut“, erwiderte Hart. Harris grinste hintergründig

„Wie sind Sie so mit Ihren Vorgesetzten zufrieden?“, erkundigte er sich.

„Danke, bis auf einen kann ich nicht klagen. Aber der ist einige Nummern zu groß für mich – jedenfalls für meinen Dienstgrad als Sergeant.“

„Oh, mit wem haben Sie Probleme?“, hakte Harris sofort ein.

„Unser General. Der hat meinem Bataillonschef eins übergebraten, das war nicht mehr schön, Sir. Und wir anderen haben auch unser Fett bekom-

men. Nein, mit General Bennett komme ich im Augenblick nicht so gut aus“, erklärte Hart. Harris’ Grinsen verstärkte sich.

„Ich hatte Sie doch mal gebeten, mir bei Gelegenheit einen Gefallen zu tun, Mr. Hart. Wir haben beide denselben Gegner. Ich möchte diesem werten Herrn auch gern einen Tritt verpassen. Ich habe ihm meine Strafversetzung ins Ministerium noch nicht vergessen.“

Hart verlor seine Skrupel und berichtete Colonel Harris, dass General Bennett den Befehl zur weitgehenden Zerstörung des Shenandoah-Valley nicht befolgt hatte. Harris grinste so breit, dass die Mundwinkel fast an die Ohren stießen.

„Herzlichen Dank, Sergeant. Der wird sich wundern!“, knurrte Harris und verabschiedete sich beinahe übertrieben höflich von dem Stallmeister.

Brigadier-General Frederick Bennett hatte Major-General Philip Sheridan Bericht erstattet, hatte es aber vermieden, darauf hinzuweisen, dass er und seine Leute sich nicht wie die Vandalen aufgeführt hatten. Sheridan überging den Mangel, weil er die lückenlose Befolgung seiner Befehle einfach voraussetzte.

„Danke, General Bennett. Sie und Ihre Leute bleiben vorläufig hier. Vielleicht lasse ich Sie später nachkommen. Aber zunächst sollten Sie Ihren Männern ein paar Tage Ruhe gönnen.“

„Danke, Sir.“

Frederick Bennett salutierte vor dem wesentlich jüngeren Major-General und verließ Sheridans Hauptquartier, das lediglich aus drei Zelten bestand, die der General, sein Adjutant und deren Burschen bewohnten. Auf dem Weg zu seinem Pferd begegnete ihm Colonel Harris, der vorschriftsmäßig salutierte und in das Zelt von Sheridan hineinging.

General Bennett war keine halbe Stunde in seinem nicht weit entfernten Blockhaus, das ihm als Quartier und Besprechungsraum diente, als eine Ordonnanz erschien und ihn erneut zu General Sheridan bat. Phil Sheridan sah den älteren General mit finsterem Gesichtsausdruck an, als der das Divisionshauptquartier betrat.

„Ihr Bericht war wohl nicht ganz vollständig, wie ich gerade erfahren habe, General Bennett!“, knurrte Sheridan. „Ich hatte Ihnen befohlen, die Basen im Shenandoah-Valley zu zerstören. Sie haben das nicht nur nicht getan, Sie haben auch noch Ihre Leute daran gehindert, meine Befehle aus-

zuführen! General, Offiziere, die sich meinen Befehlen widersetzen, kann ich nicht gebrauchen!“

„Sir, es gibt im Shenandoah-Valley keine militärischen Einrichtungen, die wir hätten zerstören können“, wandte Frederick ein. „Welchem Befehl sollte ich mich dann widersetzt haben?“

Sheridan schnaufte.

„Brigadier-General Bennett: Basen müssen nicht zwangsläufig ausschließlich militärische Einrichtungen sein! Im Shenandoah-Valley ist jede Scheune eine mögliche Basis für die Rebellen, kapiert?“, fuhr Sheridan Frederick an.

„Sir, das hätte bedeutet, dass ich mit meinen Männern das Tal hätte vollständig verwüsten sollen! Zum einen hätte ich das rein personell nicht gekonnt, denn für eine Zerstörung dieses Ausmaßes wäre – mindestens – eine ganze Division erforderlich gewesen. Zum anderen sehe ich keinen militärischen Vorteil darin, Zivilisten zu drangsalieren!“, erwiderte Frederick gereizt.

„Ich habe verstanden, General Bennett. Eine weitere Diskussion ist überflüssig. Ich werde das Provost Department informieren und um die Einleitung eines Verfahrens wegen Befehlsverweigerung gegen Sie nachsuchen. Ich entbinde Sie vorerst von Ihrem Kommando und beurlaube Sie. Ich gehe davon aus, dass das Verfahren bald abgeschlossen sein wird und nicht länger dauert als die nötige Ruhephase für Ihre Brigade. Daher spielt es zunächst keine Rolle, wem die Brigade untersteht. Sie können gehen, General Bennett.“

Robert hatte seine Sachen zu seinem Zelt gebracht, Rover versorgt und dann seine Frau im Lazarett besucht und beschlossen, ein paar Tage Urlaub zu nehmen. Susan hatte die gleiche Idee gehabt und mit Dr. Thomas schon abgemacht, dass sie, sobald Robert aus dem Einsatz zurück sei, einige Tage Urlaub machen wollte. Vom Lazarett ritt Robert noch einmal zum Brigadehauptquartier, um seinen Urlaub einzureichen.

„Nein, Sir, gehen Sie nicht hinein!“, fing Sanderson ihn ab. Robert blieb stehen.

„Was ist?“, fragte er.

„Dem General geht’s gar nicht gut, Sir!“, warnte der Sergeant. Wenn er geglaubt hatte, den Major damit zu stoppen, sah General Bennetts Bursche sich getäuscht. Robert schob ihn einfach beiseite und öffnete die Tür.

Erschrocken prallte er zurück, als er seinen Vater zwischen diversen leeren Brandyflaschen auf dem Schreibtisch eingeschlafen vorfand.

„Guter Gott!“, entfuhr es ihm. Er griff nach Sanderson, erwischte ihn am Arm und zog ihn herein.

„Sergeant Sanderson: Was ist *das*?“, fragte Robert und wies auf das Jammerbild am Schreibtisch. Sanderson grinste kurz frech.

„Ein stockbesoffener General, Sir“, erklärte er dann.

„Haben *Sie* ihm den Schnaps organisiert?“, bohrte Robert.

„Er war völlig fertig, als Sheridan ihn des Kommandos enthoben hat, weil er das Shenandoah-Valley nicht verwüstet hat. Er wollte trinken, Sir“, antwortete Sanderson.

„Wie viel hat er davon vollständig intus?“

„Drei, glaube ich. In der vierten war nur noch ein Rest drin.“

„Wie groß war der ‘Rest’?“

„Na, so ungefähr ‘n Drittel.“

„Brandy?“

„Nee, Sir. Bester Whiskey“, grinste Sanderson. „Vierzigprozentiger“, setzte der Sergeant noch hinzu.

„Also mittelschwere Alkoholvergiftung!“, resümierte Robert mit deutlichem Seufzen. „Sanderson, ich sollte Sie schlachten! Helfen Sie mir, ihn ins Bett zu verfrachten. Und dann bleiben Sie hier. Ich hole den Doc.“

„Och, Sir, einfach den Rausch ausschlafen lassen, würde ich empfehlen“, bemerkte Sanderson.

„Bei Leuten, deren Leber gesund ist, mag das auch funktionieren, Sandy. Nur *hat* General Bennett bereits einen Knacks an der Leber“, versetzte Robert. Sanderson half ihm, seinen volltrunkenen Vater in dessen Bett zu tragen.

„Ach deshalb meinte er, dass er, wenn die Leber hin sei, auf der Milz weiter saufen würde“, kicherte der Sergeant.

„Sehr witzig!“, knurrte Robert bissig. „Ich bin gleich wieder da.“

Damit hetzte er aus dem Blockhaus, war mit einem Satz auf Rover und jagte zum Lazarett zurück.

„Doc Thomas! Schnell, ich brauche Sie!“, rief der junge Mann schon am Eingang des Lazarettes.

„Was gibt’s?“

„General Bennett hat versucht, sich tot zu saufen. Alkoholvergiftung!“, hechelte Robert. Dr. Thomas sah ihn zwei Sekunden erschrocken an.

„Komme sofort!“, erwiderte er dann. „Mrs. Craig, holen Sie Ihr Pferd und kommen Sie mit!“, rief der Arzt nach hinten. Wenig später waren Robert, Betty und Dr. Thomas unterwegs zum Blockhaus. Dr. Thomas befragte Sanderson noch einmal nach der Alkoholmenge und verordnete dann eine Radikalkur. Robert und Sanderson hielten den General fest, während Betty ihm eine Kräutermischung einflößte, die sehr umgehend Wirkung zeigte. Frederick brachte den Whisky wieder vor. Während Betty sich um ihren Vater kümmerte, hingen Sanderson und Robert selbst draußen in den Büschen.

Am nächsten Morgen saß Frederick mit schmerzendem Kopf und flauem Magen, einen Eisbeutel auf dem Kopf, die Füße in einem heißen Fußbad, in seiner Hütte und fühlte sich entsetzlich.

„Was habt ihr mit mir gemacht?“, fragte er müde.

„Rosskur, Daddy. Sag mal, was ist dir bloß eingefallen, dich unter den Tisch zu saufen? Du weißt genau, dass schon Doc Marcus dir Schnaps verboten hat“, erklärte Betty. Frederick hielt sich den Kopf.

„Dieser Grünschnabel Sheridan meint doch, mich maßregeln zu müssen, weil ich mich nicht wie ein Landsknecht benehme! Hat noch die Eierschalen auf den Ohren und will mir was von Kriegführung erzählen!“, wetterte er. Betty sah ihren Bruder an, der eben den Eisbeutel erneuerte.

„Verstehst du, was er meint?“

Robert nickte.

„Im Normalfall würde ich sagen, dass es beginnender Altersstarrsinn ist, aber in diesem Fall gebe ich Daddy Recht. Unser Divisionschef meint, das Shenandoah-Valley in eine Wüste verwandeln zu müssen, um General Early, der durch eben dieses Tal nach Washington ziehen will, die Nachschubgrundlagen zu nehmen. Das Problem ist nämlich, dass die Konföderierten von den Farmern ihren Proviant bekommen. Nehmen wir den Farmern ihre Ernte weg und lassen ihnen das, was sie zum Überleben brauchen, schnappen sich die Rebellen diese Reste. Auf Dauer werden die Südstaatenfarmer sich das auch von ihren Regierungstruppen nicht gefallen lassen – aber unsere Generäle können oder wollen nicht darauf warten, bis die Farmer die Rebellensoldaten selbst zum Teufel jagen. Deshalb dieser mehr als nur unmenschliche Befehl, das Tal zu verwüsten. Daddy kann und will das nicht verantworten – und ich glaube, dass er damit im Recht ist“, erklärte Robert.

Sein Vater blinzelte ihn misstrauisch an.

„Hörte ich eben das Wort *Recht*?“, knurrte er. Robert grinste.

„Stich ihn und er wacht auf!“, kicherte er. „Ich dachte, das hätten wir geklärt, Pa.“

„Natürlich. Ich möchte wissen, was du damit meinst“, präzisierte Frederick.

„Bist du soweit klar im Kopf, dass es Sinn hat, wenn ich es dir erkläre?“, fragte Robert nach. Frederick nickte und bekam gerade noch den rutschenden Eisbeutel zu fassen.

„Als ich Phil verteidigt habe, stellte sich mir ein General Douglas vom Provost Department vor, der Chefverteidiger. Douglas gab mir den Tipp, dass ein Befehl, der den Soldaten mit den Zivilgerichten in Konflikt brächte, nicht ausgeführt zu werden braucht, ja, nicht mal ausgeführt werden *darf*! Der Befehl von Sheridan ist meiner Ansicht nach so ein Befehl, den du nicht hättest ausführen dürfen, ohne später eine Anklage am Hals zu haben“, erklärte Robert. Frederick kniff die Augen zusammen.

„Mit anderen Worten: Ich hätte in jedem Fall Ärger mit der Justiz, sehe ich das richtig?“, fragte er. Robert nickte.

„Genau das“, bestätigte er.

„Bobby, ich habe dir viel Ärger gemacht, als ich dich angezeigt habe, als ich Philip vor Gericht gezerrt habe. Wärst du ... eventuell ... vielleicht bereit, na ja, ich meine ...“

„Ob ich bereit bin, dich zu verteidigen? Jederzeit, wenn du mir vertraust“, versprach der junge Mann lächelnd. „Aber ich gebe zu, dass ich das nicht mehr alleine schaffe. Ich brauche Unterstützung. Wenn du erlaubst, wende ich mich an Douglas.“

„Tu’ das, mein Junge.“

Als Robert am nächsten Morgen zur nahen Telegrafenstation ritt, wurde ihm bewusst, dass aus dem gemeinsamen Urlaub mit Susan kaum etwas werden würde. Er sandte ein Telegramm an General Douglas in Tennessee und bat um Rat, was zu unternehmen sei. Douglas antwortete schnell und gab den Rat, sich an eine der wenigen Zivilkanzleien zu wenden, die auch Zulassungen für Militärgerichte hatten, weil Zivilisten gerade bei Befehlsverweigerungen geschickter argumentieren konnten als Militärs, denen es gelegentlich an Fantasie mangelte. Da der Angeklagte ein General war, würde vor dem Chief Provost Department Washington verhandelt werden. Zu diesem Gericht hatte die Kanzlei Lambert, Bennett & Nephew in Boston eine von zwei Zivilzulassungen. Robert musste lachen. Ausgerechnet

der, dem Vater Bennett allzu gründlich auf die Füße getreten war, wäre möglicherweise sein Verteidiger! Dann verlosch sein Lächeln. Es würde schwierig sein, Philip und Onkel Ben dazu zu bringen, Frederick zu verteidigen. Aber es war wenigstens einen Versuch wert.

Robert ritt zurück zum Blockhaus, wo zwischenzeitlich die Familien Craig und Bennett – abgesehen von Gwendolyn Craig – vollzählig zum Kriegsrat versammelt waren. Frederick sah seinen Sohn erwartungsvoll an.

„Daddy, ich hoffe, du sitzt gut“, sagte Robert mit schiefem Grinsen. „Rex Douglas empfiehlt die Kanzlei Lambert, Bennett & Nephew für die Verteidigung!“

Frederick Bennett sah so verdutzt drein, dass die gesamte Verwandtschaft in helles Gelächter ausbrach. Frederick winkte ab.

„Ausgerechnet Benjamin und Philip? Robert, du musst dein Bierglas mit dem Tintenfass verwechselt haben!“, stieß er hervor. „Bevor *die* mich vertreten, läuft der Potomac rückwärts in die Quelle.“

Robert setzte sich hin und sah triumphierend in die Runde.

„Überlass die beiden mir. Douglas hat speziell Zivilanwälte empfohlen. Es gibt aber nur sehr wenige, die Zulassungen für das Provost Department haben. Nämlich solche, die schon als Militärs Staatsanwälte waren oder Verteidiger gewesen sind. Onkel Ben war Verteidiger beim Provost Department des Bezirks Massachusetts. Philip war Staatsanwalt für den Bezirk Tennessee. Die zweite Kanzlei, die Militärzulassung hat, ist Thomas, Herbold, Marks & Eisenstein in Philadelphia. Wenn ich mich nicht völlig irre, hat Ben mir erzählt, dass das seine Lieblingsfeinde sind. Besonders Samuel Eisenstein hat er gefressen wie zehn Pounds grüne Seife. Wenn ich Ben klarmache, dass entweder er oder Philip Daddy vertreten sollen oder dass ich andernfalls Samuel Eisenstein um Hilfe bitte, wird er nicht widerstehen können.“

„Und du meinst, dass ihr mich ‘raushauen könnt?“, fragte Frederick besorgt. Robert seufzte leise.

„Zugegeben, bei den Dingern, die du Philip und mir eingewürfelt hast, war ich mir sicherer. Aber dass ich jetzt keine Prognose wage, heißt nicht, dass es unmöglich ist. Sobald die Anklageschrift vorliegt, reise ich nach Boston“, erwiderte er. Susan sah ihn an.

„Und wer gibt dir den Urlaub? Dein Vater ist seines Kommandos enthoben“, erinnerte sie. Robert grinste jungenhaft.

„*Mein* Vater schon, aber *deiner* nicht. Und ich nehme doch an, dass mein herzliebster Schwiegervater seinen besten Freund nicht im Stich lässt. Oder?“

Jetzt war es Richard, der über das ganze Gesicht grinste.

„Am besten, ich lasse euch *beide* auf Ben und Philip los. Susans süßer Augenaufschlag könnte eine hilfreiche Unterstützung sein, Bobby“, lachte er.

Einige Tage später erhielt Frederick Bennett die Anklageschrift des Provost Department. Ihm wurde Befehlsverweigerung sowie die Erstattung einer falschen dienstlichen Meldung vorgeworfen und dafür eine Gesamtstrafe von drei Jahren Haft und anschließender unehrenhafter Entlassung gefordert. General Bennett war über den Inhalt der Anklage völlig verzweifelt.

„Daddy“, beruhigte Robert ihn, „bei Philip stand da als geforderte Strafe was von Todesstrafe. Was der Staatsanwalt fordert, muss unter dem Strich nicht herauskommen. Bei Philip war es die Einstellung des Verfahrens, wenn du dich dunkel erinnerst.“

„Bobby, mein Junge, ich weiß deinen Optimismus zu schätzen, aber du wirst es jetzt mit anderen Kalibern zu tun haben als mit Major Hopkins. Da sitzen nur noch Leute mit Sternen auf den Schultern“, warnte Frederick.

„Na und?“, erwiderte Robert lächelnd. „Denk’ sie dir weg. Stell’ dir vor, die Jungs sitzen im Unterzeug da. Auch Richter und Staatsanwälte sind nur Menschen, Dad. Jeder macht Fehler. Auch die. Außerdem stehen wir zwei nicht allein gegen den Haufen Sternträger. Phil und Ben sind auch dabei.“

„Bist du dir wirklich sicher?“, fragte Frederick unsicher.

„Daddy, du warst doch neulich nüchtern, als ich erklärt habe, wie ich die zwei dazu bringe, dich zu verteidigen. Schon vergessen?“, erkundigte sich der junge Mann. „Ich telegrafiere an Ben und reise morgen mit Susan ab.“

„Ist gut, mein Sohn. Sei nur bald zurück.“

„Pa, du tust ja, als würde gleich ein Mordkommando auf dich losgehen, sobald ich das Camp verlassen habe.“

„Nach der Anklage fühle ich mich so.“

„Richard wird dir sicher mein Bataillon zur persönlichen Bewachung geben. Und wenn er es damit deklariert, dich angeblich an einer Flucht hindern zu müssen. Wir kriegen das hin, Daddy“, munterte Robert seinen

deprimierten Vater auf. „Nur eines wüsste ich gern noch: Sheridan wirft dir nicht nur Befehlsverweigerung vor, sondern auch falsche oder unvollständige Berichterstattung vor. Was hast du ihm verheimlicht?“, fragte er dann.

„Die Tatsache, dass wir das Shenandoah-Valley *nicht* verwüstet haben“, erwiderte Frederick. „Und das lässt sich beim besten Willen nicht wegdiskutieren.“

„Wär’ ich mir nicht sicher“, gab Robert zurück. „Aber wenn *du* ihm nichts davon gesagt hast, dass du seinem Befehl nicht nachgekommen bist, wer war es dann? War er schon drüben in Shenandoah?“

Frederick zuckte mit den Schultern.

„Nicht dass ich wüsste. Aber als ich von Sheridan wegging, kam gerade Colonel Harris zu ihm. Ich vermute, der hat ihm was gesteckt. Schließlich wird er auch als Zeuge benannt.“

„Und woher soll Harris das wissen? Er war doch nicht mit dabei?“, wunderte sich Robert.

„Keine Ahnung“, antwortete Frederick schulterzuckend.

„Ist der Kerl noch im Camp?“

„Ich glaube, ich habe ihn vorhin noch gesehen.“

Robert machte sich auf die Suche nach Colonel Harris und fand ihn nach einiger Zeit im Lagercasino an der Bar. Robert stellte sich daneben und orderte ein Bier.

„Was denn? Bier im Dienst, Major?“, empörte sich Harris mit leicht unsicherer Zunge. Robert sah spöttisch auf dessen zur Hälfte geleertes Whiskyglas.

„Schnaps im Dienst? Ich bin entsetzt, Sir. Aber das ist auch ‘ne Erklärung“, sagte er. Harris versteifte sich.

„Was für eine Erklärung?“

„Eine Erklärung dafür, wie Sie dazu kommen, General Sheridan Lügenmärchen über General Bennett zu erzählen“, versetzte Robert bissig.

„Sie nennen mich einen Lügner? Dafür werden Sie mir Genugtuung geben, Major!“, fauchte Harris.

„Mit einem Betrunkenen duelliere ich mich nicht. Vielleicht sagen Sie ja auch die Wahrheit. Aber wenn ja, wüsste ich gern, woher Sie das eigentlich wissen wollen. Schließlich waren Sie nicht im Shenandoah-Valley. Und General Sheridans Befehl konnten Sie nicht kennen. Also wüsste ich gern, wem ich die Nase polieren darf, wenn nicht Ihnen“, erwiderte Robert scharf.

„Selbstverständlich sage ich die Wahrheit!“

„Woher wissen Sie, dass es wahr ist, wenn Sie nicht dabei waren?“, bohrte Robert weiter.

„Von jemandem, der dabei war.“

„Wer sollte so vernagelt sein, ausgerechnet *Ihnen* eine solche Information zu geben?“

„Jemand, der mit der Befehlsverweigerung nicht einverstanden war. Und mehr sage ich zu dem Thema nicht“, erwiderte Harris mit entschlossen vorgerecktem Kinn.

Robert sah sich kurz um. Es war Vormittag, und er war mit Harris und dem Barkeeper allein im Zelt.

„Barkeeper, ich glaube, Ihr Kaffeewasser kocht hinten“, sagte Robert, ohne den Mann anzusehen, den Blick stur auf den Colonel gerichtet. Der Barkeeper merkte, dass Streit bevorstand und hatte kein Interesse, zwischen zwei höhere Offiziere zu geraten. Er verließ das Zelt und Robert packte mit einer schnellen Bewegung Harris’ rechten Arm und drehte ihn dem Colonel auf den Rücken.

„Ah, verd...“, stöhnte Harris auf.

„Von wem haben Sie diese Information?“, fragte Robert mit einem Knurren.

„Das sage ich nicht“, erwiderte Harris. Robert drehte unnachsichtig weiter.

„Ich habe keine Hemmung, Ihnen den Arm zu brechen“, drohte er. „Woher wissen Sie das?“

Harris sah kurz über die Schulter und bemerkte die eisige Entschlossenheit des jungen Majors. Dessen Augen hatten die Farbe und die Härte von braunen Halbedelsteinen. Der Colonel gab auf.

„Sergeant Hart“, sagte er. Vor blankem Erstaunen ließ Robert ihn los. Harris sprang gleich zwei Yards weg, damit Bennett ihn nicht wieder zu fassen bekam.

„Das werden Sie bereuen!“, drohte er. Robert grinste.

„Hat’s jemand gesehen? Sie haben keinen Zeugen, Sir.“

Damit ließ er Colonel Harris einfach stehen und ritt zum Camp seines Bataillons.

Gary Hart war mit den Pferden beschäftigt, als Robert in den Corral ritt.

„Morgen, Sir“, rief er fröhlich, aber er spürte einen sperrigen Kloß im Hals, als er Bennetts finsteren Gesichtsausdruck bemerkte.

„Sergeant, warum haben Sie das getan?“, fragte er grußlos. Trotz der Wut im Gesicht klang die Frage eher traurig. Hart sah ihn verblüfft an.

„Was soll ich getan haben?“

„Warum haben Sie Colonel Harris berichtet, General Bennett habe das Shenandoah-Valley nicht verwüstet?“

Hart stand mit offenem Mund da.

„Bitte?“

„General Sheridan hat General Bennett wegen Befehlsverweigerung und falschen Berichts angezeigt. Ich habe erfahren, dass er die Information von Colonel Harris hatte. Harris war nicht mit im Shenandoah-Valley. Also habe ich ihn gefragt, woher er es wusste, dass wir uns nicht wie die Hunnen benommen haben. Und er hat mir gesagt, Sie hätten es ihm erzählt. Also: Warum?“, knurrte Robert. Lügen war nicht Gary Harts Geschäft. Er nickte.

„Ja, es stimmt, Sir. Ich hatte mich geärgert. Über die Dixies, die uns so madig gemacht haben; über Ihren Vater, der uns auch noch daran gehindert hat, denen auf die Finger zu hauen. Ich wollte ihm eins auswischen.“

„Bei Ihnen muss doch der Buntspecht am Gehirn klopfen! Dank Ihrer formidablen Idee drohen General Bennett jetzt drei Jahre Haft und unehrenhafte Entlassung, Sie Schwachkopf!“, fuhr Robert ihn an. Hart sah ihn erschrocken an.

„Ich wollte ihm eins überbraten, aber *das* war nicht meine Absicht“, erwiderte er.

„Beten Sie, Hart, dass es mir gelingt, meinen Vater da ‘rauszuholen. Falls es schief geht, können Sie schon mal vorsorglich Ihre Knochen nummerieren!“, drohte Robert finster, und ritt wieder fort. Hart sah ihm mit tief sitzendem Schock nach. Er hatte mehr an eine grantige Ermahnung durch Sheridan gedacht, nicht gleich an ein Gerichtsverfahren.

Noch am selben Abend telegrafierte Robert an Philip und reiste am nächsten Morgen zusammen mit Susan ab. Drei Tage später erreichten sie Boston. Philip stand schon am Bahnhof, um Bruder und Schwägerin abzuholen. Er hatte seinen Spazierstock bei sich, mit dem er schon so geschickt war, dass kaum noch auffiel, wie lahm sein rechtes Bein war. Die Brüder umarmten sich, Philip bedachte Susan mit einem geschwisterlichen Kuss auf die Wange, in dem alle Achtung lag, die der junge Anwalt seiner hübschen Schwägerin entgegenbrachte.

„Brauchst du juristische Hilfe?“, fragte Philip, als sie zum Ausgang des Empfangsgebäudes gingen.

„Weniger ich selbst, als dass ich deinen Rat und vielleicht den von Onkel Ben für meinen General brauche, dem Befehlsverweigerung vorgeworfen wird“, erwiderte Robert. Philip pfiff leise durch die Zähne.

„Wow, du machst dich, dass dich schon ein General um Vertretung vor dem Provost Department bittet! Glückwunsch übrigens zur Beförderung“, bemerkte er. Robert sah ihn verwirrt an, hatte er doch seine Uniform im Koffer. Zum ersten Mal seit vielen Jahren war Robert in Zivil gereist.

„Woher ich das weiß?“, beantwortete Philip die fragenden Augen seines Bruders. „Erstens gibt es Beförderungslisten, zweitens hat ein Journalist vor ein paar Tagen im Harper’s Weekly einen Artikel über die Schlacht am Antietam veröffentlicht, in dem du namentlich als das Genie der Union erwähnt wirst – mit deinem neuen Dienstgrad – und drittens hast du vergessen, deinen Briefkopf durchzustreichen, als du mir das letzte Mal geschrieben hast.“

„Du arbeitest gelegentlich für Pinkerton?“, mutmaßte Robert.

„Angebote hatte ich schon. Aber mit meinem Holzbein eigne ich mich nicht als Detektiv“, entgegnete Philip. „Habt Ihr schon ein Hotel?“, fragte er dann.

„Ja, wir haben im *Boston Imperial* gebucht“, sagte Susan.

„Schade, ich dachte, ihr würdet bei Pam und mir wohnen.“

„Seit wann kann Pam mit Yanks unter einem Dach leben?“, erkundigte sich Robert. Philip lächelte.

„Lass’ dir das von Onkel Ben erklären. Die Kanzlei ist nicht weit von hier. Gehen wir hin.“

Benjamin Bennett erkannte seinen Neffen fast nicht wieder.

„Robert, bist *du* das?“, fragte er verblüfft, als er den jungen Mann in Zivil sah.

„Ja. Gibt’s Zweifel?“, lachte Robert fröhlich.

„Mein Gott, als ich dich das letzte Mal in Zivil gesehen habe, war das, als du auf dem Weg nach West Point hier Station gemacht hast. Junge, das muss jetzt acht oder neun Jahre her sein! Kommt, Kinder, legt ab.“

Die jungen Leute hinterließen die Mäntel an der Garderobe und folgten Benjamin in sein Büro.

„Also, was ist los?“, fragte Ben, als sie saßen. Robert nahm die Anklageschrift aus seiner Mappe.

„Meinem General wird Befehlsverweigerung vorgeworfen – und die Erstattung unrichtiger Meldung. Er hat Sheridans Befehl übergangen, im Shenandoah-Valley nicht nur rein militärische Einrichtungen zu zerstören, sondern sich auch an privater Habe zu vergreifen – als Präventivmaßnahme, um die Bevölkerung daran zu hindern, den Konföderierten Proviant und Unterkunft zu geben. General Douglas vom Provost Department gab mir mal den Tipp, dass ein offensichtlich rechtswidriger Befehl nicht befolgt werden darf. Und *diesen* Befehl würde ich für rechtswidrig halten“, erklärte Robert.

„Ist was dran“, gab Ben zu. „Aber wenn ein General angeklagt ist, sind die Ankläger eine Nummer zu groß für dich, mein Junge“, warnte er.

„Was meinst du, weshalb ich hier bin? Ihr habt ‘ne Zulassung für das Department“, versetzte Robert.

„Wer ist dein General?“, fragte Ben mit gewissem Misstrauen.

„Dein Bruder Frederick“, erklärte Robert ohne Umschweife. Ben und Philip hoben vereint und ohne Zögern abwehrend die Hände.

„Lambert, Bennett & Nephew vertritt jeden – außer Frederick Bennett!“, brauste Benjamin auf. Robert nickte gleichmütig.

„Ist recht. Komm, Susy. Wir reisen gleich nach Philadelphia“, sagte er und stand auf.

„Was, in drei Teufels Namen, willst du in Philadelphia?“, fragte Ben verstört.

„Onkel Ben – es gibt zwei Kanzleien, die aus früherer Tätigkeit beim Provost Department noch Zulassungen für das Kriegsgericht haben: Die eine ist Lambert, Bennett & Nephew. Die andere ist Thomas, Herbold, Marks & Eisenstein in Philadelphia. Wenn du Vater nicht vertreten willst, weil ihr euch verkracht habt, wird Mr. Eisenstein sich über das Mandat freuen“, versetzte Robert mit hintergründigem Lächeln.

Ben ließ sich wieder in seinen Sessel fallen, aus dem er hochgefahren war.

„Junge, das grenzt an Erpressung!“, schnaufte er. Robert und Susan setzten sich gleichfalls wieder.

„Onkel Ben – was Daddys Anwaltshass anbelangt, habe ich mit ihm ein langes und ausführliches Gespräch geführt. Er hat eingesehen, dass sein Verdacht unbegründet war. Ich weiß auch, dass er dir geschrieben hat und bis heute auf eine Antwort wartet. Er hat Fehler gemacht, davon ist niemand frei – ich auch nicht. Mit Schieben und Drücken hat er sich eines Besseren belehren lassen. Gerade *du* hast dich immer beschwert, dass er so

bockig ist. Scheint so, als wärst du nicht weniger dickköpfig“, sagte Robert ruhig. „Wenn du dich nicht bereitfinden kannst, deinem eigenen Bruder zu helfen, muss ich Unterstützung für ihn bei einem anderen suchen.“

Philip sah seinen Bruder eine Weile an, während Benjamin erschrocken grübelte.

„Kann es sein, dass du *immer* gegen den Strom schwimmst?“, fragte der Ältere.

„Meinst du, weil ich dir die Stange gehalten habe, als Daddy dir Knüppel zwischen die Beine geschmissen hat? Oh, ja! Wir sind eine Familie, Phil. Jeder hat seine Fehler. Unser Vater hat keine Möglichkeit ausgelassen, andere vor den Kopf zu stoßen. Aber immerhin ist es mir gelungen, einem achtundfünfzig Jahre alten Esel die Scheuklappen abzunehmen. Ich finde, damit ist schon viel gewonnen. Die Krönung wäre es allerdings, wenn ein sechsundfünfzig Jahre alter Esel und einer von dreißig Jahren auch ihren Sichtschutz aufgeben würden“, erwiderte Robert.

„Philip, Onkel Ben – hat der Präsident nicht einmal gesagt, dass ein Haus das gespalten ist, nicht bestehen kann? Das ist doch nicht nur auf ein Land zu beziehen, sondern noch vielmehr auf eine Familie“, warf Susan ein. Ben und Philip sahen sich betreten an. Roberts Absichten waren lauter, daran hatten sie keinen Zweifel. Zudem fühlte Philip sich immer noch in Roberts Schuld, und Benjamin schätzte den ausgeprägten Gerechtigkeitssinn seines jüngeren Neffen. Ben seufzte tief.

„Gut, Bobby. Weil du es bist, tun wir es“, bestätigte er dann.

Den ganzen Tag arbeiteten die Bennetts an einer wirksamen Verteidigung. Die Verweigerung des Befehls sollte gar nicht bestritten werden. Es wäre zwecklos gewesen, wenn Sheridan in der Zwischenzeit eventuell eine Überprüfung angeordnet haben sollte und natürlich festgestellt haben musste, dass der Befehl tatsächlich nicht ausgeführt war. Sie wollten die Rechtmäßigkeit des Zerstörungsbefehls anzweifeln. Was blieb, war die nicht vollständige Berichterstattung. Von diesem Vorwurf konnten sie General Bennett nur mit sehr viel Glück befreien. Robert sollte die Verteidigung vortragen, Ben und Philip wollten als Beisitzer dabei sein – in Uniform, schließlich hatten sie beide Militärausweise. Robert sah Philip verblüfft an.

„Du – Militärausweis? Hast du dir den geschnitzt? Mir war so, als hätte ich mühevoll nachgewiesen, dass du nicht mehr Soldat bist“, wunderte er sich. Philip grinste.

„Stimmt. Ich war kein Soldat mehr“, erwiderte er. „Ben, erklärst du es ihm?“

Ben räusperte sich.

„Ja, mein Junge, das ist so: Dein Bruder ist sozusagen um hundertachtzig Grad gedreht. Der war keine zwei Wochen in meiner Kanzlei, da hättest du nicht geglaubt, dass er vor nicht allzu langer Zeit ein überzeugter Dixie war! Philip ist ein absoluter Verfechter der Union – und ist Reserveoffizier bei der 6th Massachusetts-Cavalry“, erklärte er.

„Wenn ich jetzt nicht sitzen würde, würde ich weiche Knie bekommen!“, entfuhr es Robert. Susan lächelte sanft.

„Du scheinst deinen eigenen Voraussagen zu misstrauen, Schatz. Genau *das* hattest du vermutet“, flötete sie.

Schon in der darauf folgenden Woche, der ersten Septemberwoche, fand der Prozess vor dem Provost Department in Washington statt. Der Gerichtssaal befand sich im Kriegsministerium mitten im Regierungsviertel. Ein Prozess[6] gegen einen General lockte auch einige Politiker in den Zuschauerraum, darunter auch Andrew Johnson, der von Präsident Lincoln zum Kandidaten für das Vizepräsidentenamt auserwählt war. Robert war ein wenig unwohl, als er Johnson unter den Zuschauern entdeckte. Wohl waren die Kriegsrichter wie andere Richter auch nur der Verfassung und den Gesetzen unterworfen, aber wer konnte wirklich unbefangen bleiben, wenn das mögliche neue stellvertretende Staatsoberhaupt unter den Zuschauern war? Lincoln schätzte hartes Durchgreifen. Hatte er Johnson zur Kontrolle geschickt?

Das Richterkollegium bestand aus sieben Richtern im Generalsrang unter dem Vorsitz eines General Friedbaum. Die Staatsanwaltschaft wurde von General Lacroix vertreten. Dagegen standen nun zwei Majors und ein Captain a. D.! Frederick Bennett fühlte sich angesichts dieser Rangunterschiede nicht besonders gut. Dafür gelang es Robert umso besser, die Sterne zu übersehen. General Lacroix trug die Anklage vor, die Frederick Befehlsverweigerung und Erstattung einer unrichtigen Meldung vorwarf und forderte drei Jahre Freiheitsstrafe und anschließende unehrenhafte Entlassung.

---

[6] Auch bezüglich dieses Prozesses findet sich hier nur eine erzählerische Zusammenfassung. Das vollständige Prozessprotokoll ist im Anhang IV ab Seite 748 abgedruckt

Die Verteidigung trug dagegen vor, es werde nicht bestritten, dass ein Befehl nicht befolgt worden sei, doch sei dies nicht rechtswidrig gewesen. Vielmehr verstoße der Befehl gegen die Verfassung, da die Union die Souveränität der Konföderation nicht anerkenne.

Da die Befehlsverweigerung als solche nicht angezweifelt wurde, erübrigte sich die Befragung des als Zeugen hierfür benannten Colonel Harris. Dafür wurde General Sheridan zur Situation und den weiteren Vorkehrungen zur Vernichtung des Konföderiertenkorps nach der geplanten Zerstörung des Tales befragt. Sheridan musste zugeben, dass er lediglich eine einzige Brigade an einer der insgesamt sechs Passagen aus dem Shenandoah-Valley postiert hatte – zu wenig, um einen greifbaren Beweis dafür zu liefern, dass er damit gerechnet hatte, Bennetts Soldaten würden Earlys Leute aus dem Tal vertreiben. Fredericks Verteidiger schlossen aus dieser Tatsache, dass die Zerstörung des Tales keine militärische Notwendigkeit, sondern schlicht Terror gegen die Bevölkerung gewesen wäre – und damit verfassungswidrig war und außerdem dem Soldateneid zuwiderlief. Es nützte dem Staatsanwalt wenig, dass er darauf hinwies, dass sich die Bevölkerung des Shenandoah-Valley in Rebellion gegen die Regierung befand. Die Verfassung war nicht nur für Linientreue geschrieben, sondern galt für *alle* amerikanischen Bürger, befanden die Richter und sprachen Frederick vom Vorwurf der Befehlsverweigerung frei. Der Makel des unvollständigen Berichtes jedoch blieb und in diesem Punkt wurde der General für schuldig befunden.

Das Urteil lautete auf eine Geldstrafe in Höhe von drei Monatssolden. Die Kosten wurden zu einem Drittel Frederick Bennett und zu zwei Dritteln der Staatskasse auferlegt. Gemessen am ursprünglichen Vorwurf und an der geforderten Strafe war der General billig davongekommen.

Trotz des nicht vollständigen Freispruchs war Frederick mehr als nur erleichtert, als er seine Söhne und seinen Bruder dankbar umarmte. Richter Friedbaum bat nochmals um Ruhe.

„Gentlemen, wir sind hier nicht im Kongress!“, bremste er das wütende Gemurmel im Saal. „Bevor ich Sie wieder ins feindliche Leben hinausjage, noch ein persönliches Wort zu dem, was mir heute vorgetragen wurde: Gewiss sind Soldaten keine Chorknaben, wie General Lacroix es so treffend ausgedrückt hat. Aber Soldaten können und dürfen keine reißenden Bestien sein, die – einmal losgelassen – nicht eher stillstehen, als bis jeder Grashalm unter ihren Füßen Staub ist, von den Menschen mal ganz abgese-

hen. Wir befinden uns nicht mehr im Zeitalter der Barbarei oder des finsteren Mittelalters, sondern in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung! Gerade wir Amerikaner, die wir uns auf diesem Kontinent zusammengefunden haben, um der Tyrannei zu entgehen, sollten über dieses Stadium der Menschenverachtung hinweg sein, das den Soldaten zu einem Albtraum des Normalbürgers macht. Der Soldat ist der Verteidiger und Repräsentant seines Landes, nicht der Verwüster anderer Länder, insbesondere nicht des eigenen Landes. Vergessen Sie das nie, wenn Sie Ihren Soldaten Befehle geben. Wenn wir bei den alten, europäischen Methoden der Kriegführung bleiben, die das Zivilvolk dem Wüten einer ungezügelten Soldateska aussetzen, dann sind wir keinen Deut besser als die Autokraten in Europa, von denen wir uns als Demokraten unterscheiden wollten! Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag.“

Der Saal leerte sich. Vizepräsidentenkandidat Andrew Johnson hatte Zeit und wollte nicht im Gedränge aus dem Saal stürzen, wie viele der anwesenden Soldaten es taten. Urteil und Nachsatz von General Friedbaum waren ein sehr deutlicher Appell an sie, die Verhältnismäßigkeit der Mittel zu wahren – eine Aufforderung, die die meisten von ihnen zutiefst erschreckte und der sie mit einiger Gewissheit nicht nachkommen wollten. General Sheridan war von dem Urteil ebenfalls nicht angetan. Er stapfte zornig in Richtung Ausgang und blieb bei Johnson stehen.

„Ich hoffe, Mr. Johnson, dass Regierung und Kongress die gesetzlichen Grundlagen für unser Vorgehen schaffen! Die hohen Militärs haben schon vor zwei Jahren darauf hingewiesen, dass wir uns Rücksichtnahmen nicht leisten können, weil wir einen Krieg zu verlieren haben“, knurrte er so laut, dass es bis zur Anklagebank zu hören war, wo Robert noch auf die Protokollausfertigung für die Verteidigung wartete. Johnson hob halb spöttisch eine Augenbraue.

„Und der Präsident hat bereits damals unterstellt, dass Sie und Ihre Mitarbeiter bemüht seien, ihn zu gewinnen“, versetzte er.

„Unter *diesen* Voraussetzungen können wir das nicht!“, ereiferte sich Sheridan und wies zornig auf das Richterpult. „Wo kommen wir hin, wenn jeder Soldat zunächst mal die Verfassung heraus kramt, um nachzusehen, ob der Befehl, den ich ihm gebe, auch ja auf dem Boden des Gesetzes steht? Wenn ich einen Befehl gebe, muss ich doch wohl erwarten können, dass er ohne zu zögern befolgt wird!“

„General Sheridan, es ist bedauerlich, dass Sie sich von einem Richter sagen lassen müssen, dass Ihr Befehl – in diesem Fall – nicht verfassungs-

konform war. Ich halte es eigentlich für angebracht, dass ein Mann wie Sie sich zunächst selbst fragt, ob er einen Befehl mit dem Gesetz in Übereinstimmung bringen kann“, rüffelte Johnson.

„Soweit kann man gar nicht um die Ecken denken, wie Rechtsverdreher es tun, Sir!“, polterte Sheridan. „Mr. Johnson, einen Krieg gewinnt man nicht mit Abstimmung und Diskussion, sondern nur mit hartem, kompromisslosem Durchgreifen!“

„Gegen Zivilisten?“

Johnsons maliziöse Frage war mehr eine Feststellung.

„Wenn wir schon von Demokratie reden, Mr. Johnson, sollten wir bitte nicht vergessen, dass jeder Zivilist – sofern er wahlberechtigt ist – die Entscheidungen seiner Regierung mitzuverantworten hat. Sonst könnten wir nicht von der Souveränität des Volkes reden. Damit ist er kein neutrales Wesen, sondern Kriegspartei!“, erwiderte Sheridan heftig.

„Gut gebrüllt, Löwe!“, versetzte Johnson kühl. „Aber was ist mit Frauen und Kindern, die nun mal kein Wahlrecht haben? Denken Sie darüber mal nach, General Sheridan. Guten Tag.“

Mit zornigem Knurren ließ der General den Vizepräsidentenkandidaten stehen. Robert sah ihm nach und schüttelte nur den Kopf. Johnson bemerkte es und ging zu den Pulten.

„Sie sind mit der Auffassung des Generals nicht einverstanden, wie mir scheint, Major“, sagte er.

„Nein, Sir“, erwiderte Robert knapp. Johnson wies auf die Ehrenmedaille an Roberts Brust.

„Seltsam, dass jemand, der nicht gnadenlos vernichten will, einen Tapferkeitsorden bekommt“, bemerkte er.

„Wenn ihn mir angeboten hätte, weil man mir befohlen hat, Frauen und Kinder zu töten, Sir, würde ich diesen Orden nicht angenommen haben“, gab Robert kühl zurück.

„Nun, Sie werden ihn nicht fürs Blumenpflücken erhalten haben, nehme ich an“, hakte Johnson nach.

„Nein, Sir.“

„Wofür dann?“

„Dafür, dass meine zwanzig Männer und ich so verrückt waren, ein Infanteriebataillon am Antietam zu unterstützen und diese Leute angeblich durch unser Beispiel daran gehindert haben, das Weite zu suchen“, erklärte Robert mit leiser Ironie.

„Ich habe davon gehört. Ich hätte allerdings in diesem Offizier und seinen Soldaten echte Eisenfresser vermutet. Das scheinen Sie gar nicht zu sein“, sagte Johnson. Robert lächelte verbindlich.

„Sir, ich bin Soldat. Als Soldat habe ich versprochen, mein Land zu schützen. Der Teufel soll mich holen, wenn ich dieses Versprechen je vergesse. Aber er mag mich genauso in die Hölle befördern, wenn ich mich je an Frauen und Kindern vergreife! Bisher ist es mir gelungen, meine kriegerische Tätigkeit auf bewaffnete Gegner zu beschränken, die mir selbst auch ans Leben wollten.“

„Gilt das eventuell auch für Zivilisten?“, fragte Johnson.

„Ich will ehrlich sein, Mr. Johnson: Wenn ein Zivilist mit einem geladenen Gewehr vor mir steht und mich bedroht, werde ich mich wehren. Und vermutlich werde ich kein zweites Mal so nachsichtig sein, ihn nur zu entwaffnen“, erwiderte Robert.

„Hätten *Sie* den Befehl auch verweigert?“

„Es war meine Idee, Sir. Ich habe General Bennett dazu geraten. Nachdem ich ihn hineingeritten hatte, musste ich ihm auch wieder heraushelfen“, gab Robert zurück. „Doch ich befürchte, Sir, ein zweites Mal könnte die Sache schief gehen.“

„Warum?“

„Sehen Sie, General Sheridan wird nicht locker lassen. Und wenn er Erfolg hat, wenn er Early mit der Methode tatsächlich aus dem Shenandoah-Valley jagt, ihn vielleicht vernichtet, wird das einen Damm brechen lassen, und die Soldaten werden sich ungestraft an Zivilisten vergreifen dürfen. Schöne neue Welt!“, orakelte Robert düster. „Ich bete nur, dass ich dann nicht mehr Soldat bin!“

Johnson lächelte freundlich.

„Ich nehme an, Sie hätten auch als Anwalt gute Chancen für eine Zukunft“, prophezeite er. „Haben Sie schon konkrete Pläne für die Zeit nach dem Krieg?“

„Bislang noch nicht. Wenn die Army nach dem Krieg wieder zurechtgestutzt wird, könnte jemand wie ich, der nicht so ganz nach dem Geschmack der Generäle ist, vielleicht überflüssig sein. Insbesondere deshalb, weil es mir widerstrebt, gegen Indianer zu kämpfen. Dafür habe ich zu viele Freunde mit roter Haut“, erwiderte Robert leise.

„Sie sind also jemand, der von Recht etwas versteht, der offensichtlich ein tapferer Soldat ist, der mit Indianern gut befreundet ist. Würde Sie das

nicht für eine Karriere als Indianerbeauftragter empfehlen?“, erkundigte sich Johnson.

„Das hängt sicher davon ab, was Sie mit diesem Amt verbinden, Sir. Die Indianerbeauftragten, die ich im Nebraska-Territorium kennen gelernt habe, waren verkrachte Existenzen, die nichts Besseres zu tun hatten, als die Indianer zu betrügen, die ihnen Schnaps und Waffen besorgt haben, die sie gegen die friedlichen Siedler aufgehetzt haben. Das Amt hat einen schwer beschädigten Ruf. Und wenn es doch mal jemand ernst gemeint hat, wenn er sich für die Rechte der Indianer eingesetzt hat, hat die Army ihm solche Schwierigkeiten gemacht, dass er freiwillig aufgegeben hat. Und wer nicht zufällig freiwillig gegangen ist, liegt ungefähr zehn Fuß tief in der Erde. Meistens mit einem Loch in der Stirn“, versetzte Robert.

„Gerade deshalb könnten Sie so gut dafür geeignet sein. Ich halte Sie für jemanden, der sich für die Indianer einsetzt, der aber auch weiß, wie es in der Army zugeht, der also weiß, wie man mit Soldaten umgeht“, lockte Johnson.

„Sir, das wird nur gehen, wenn Sie dem Indianerbeauftragten einen Rang geben, der mindestens so hoch ist, wie der des im Bezirk kommandierenden Offiziers. Sonst wird sich derjenige um den Indianerfredi einen Dreck scheren“, warnte Robert. Johnson lächelte.

„Ich habe verstanden, Major. Falls Sie noch mal nach Washington kommen, besuchen Sie mich doch. Meine Frau und ich würden uns über Ihren Besuch freuen“, sagte Johnson, gab Robert seine Visitenkarte und verabschiedete sich.

Kapitel 34

Bitterer Sieg

Robert Bennett hatte mit seiner finsteren Prophezeiung Recht. Schon wenige Tage nach dem Urteil gegen Frederick Bennett brach die gesamte Division Sheridan mit Ausnahme der Brigade Bennett ins Shenandoah-Valley auf. General Bennetts Brigade blieb als Kavallerieunterstützung für Grants Truppen vor Petersburg zurück. Sheridan nahm die Einheit nicht mit, weil er es schriftlich hatte, dass er General Bennett und seinen Soldaten nicht das befehlen konnte, was er eigentlich wollte: Die Verwüstung des Shenandoah-Valley.

Innerhalb eines knappen Monats jagte Sheridans Kavallerie Earlys Korps aus dem Tal davon. Nur kurzfristig konnte Early einen Zwischenerfolg erreichen, als seine Leute bei Cedar Creek am 19. Oktober 1864 die Unionstruppen zurückdrückten. Aber als Boten Sheridan zurückholten, der sich nur wenige Meilen von Cedar Creek entfernt auf dem Weg nach Washington befand, wendete sich das Blatt zugunsten der Unionskavalleristen. Earlys Truppen – obwohl rein zahlenmäßig überlegen – flohen nach Süden. Sheridans Division folgte ihnen. Sengend und brennend zogen die Kavalleristen durch das fruchtbare Tal, vernichteten Ernte, Vieh und Häuser. Kein Ort blieb verschont.

Diesmal traf es auch Mayboro mit aller Härte. Die Einwohner der Stadt hatten mit Custers Cavalry, einer Brigade, die zu Sheridans Division gehörte, das gleiche Spiel treiben wollen, wie mit Robert Bennetts Bataillon. George Armstrong Custer war zwar im gleichen Alter wie Robert, hatte mit ihm zusammen die Schulbank auf West Point gedrückt – aber er verstand nicht so viel Spaß wie sein Schulkamerad. Moore's Militia, wie die Bürgerwehr von Mayboro sich nun nannte, hatte nur einen Versuch gut und der endete in einer grausamen Niederlage der Einwohner von Mayboro. Als Chester Moore wieder finstere Drohungen ausstieß, als Custer ihn und seine Leute schon beinahe freilassen wollte, schnappte der junge General ein. Die Einwohner von Mayboro wurden zu Kriegsgefangenen erklärt und ihre Stadt in Brand gesetzt. Custers Soldaten entzündeten jeden erlöschenden

Brand neu, rissen Wände ein, bis von Mayboro nicht mehr übrig war, als eine Ansammlung von Hausgrundrissen.

Noch während Sheridans Division das Shenandoah-Valley in einer Weise verwüstete, dass *die Krähen, die über das Tal flogen, sich das Futter selbst mitbringen mussten*, wie Sheridan es später einmal mit schauerlichem Stolz ausdrückte, setzte sich die Apokalypse des Südens auch in Georgia fort. Atlanta hatte sich am 2. September 1864 den Truppen General Shermans ergeben müssen und diese hatten Atlanta in eine schwarze Wüste aus Trümmern verwandelt. Zwar hatten sie die Bewohner weitgehend verschont, aber dafür war den Einwohnern von Atlanta nicht mehr geblieben als das nackte Leben.

Nach dem Stillstand der letzten Monate gaben die Erfolge der Truppen Sheridans und Shermans den Nordstaaten eine nicht mehr zu bremsende Siegeszuversicht. Lee wurde im Großraum Richmond/Petersburg von Grant festgehalten; Hood war im Süden geschlagen und musste sich absetzen, konnte Georgia nicht mehr vor den Unionstruppen schützen; Early war im Shenandoah-Valley schwer geschlagen worden und hatte sich in die Berge von North Carolina geflüchtet. Niemand war mehr da, der einen Sieg der Nordstaaten noch hätte ernsthaft in Gefahr bringen können. Diese Tatsache wirkte sich auch auf den Präsidentschaftswahlkampf aus. Die Presse verzeichnete einen Stimmungsumschwung zugunsten des amtierenden Präsidenten Lincoln, der immer deutlicher wurde, je näher der Wahltag rückte.

Die Präsidentenwahl des Jahres 1864 in den Vereinigten Staaten stellte ein bis dahin in der Welt nicht da gewesenes Ereignis dar: Zum ersten Mal wählten nicht nur die wahlberechtigten Bürger daheim in ihren Wahlbezirken, sondern auch Soldaten, die im Krieg in Schützengräben saßen und auf Feldwachen standen, die zwischen zwei Feuerwechseln schnell zur Wahlurne gingen, um danach wieder in die Schlacht zu gehen. Die Tatsache, dass die Wahl auf diese Weise durchgeführt wurde, dass die Soldaten gar Schlange standen, um ihre Stimmen abzugeben, zeigte deutlich, wie fest die Demokratie in die gesellschaftlichen Strukturen der USA hineingewachsen war und dass sie auch unter den Gegebenheiten eines Krieges funktionierte. Das Ergebnis der Wahl fiel dann noch deutlicher zugunsten von Präsident Lincoln und dem Kandidaten für das Vizepräsidentenamt Johnson aus, als die Presse es vorausgesagt hatte. Und dieser Umstand ließ auch den letzten

Unverbesserlichen im Süden zu der Erkenntnis gelangen, dass ein Sieg der Nordstaaten nur mehr eine Frage der Zeit sein würde.

Um den Südstaatlern den letzten Rest von Durchhaltewillen zu nehmen, brach General Sherman mit seinen Truppen am 16. November aus dem völlig zerstörten Atlanta auf und begann einen Vernichtungsfeldzug zur rund dreihundert Meilen entfernten Küste. General Hood hatte von Shermans Plänen erfahren und wollte ihn von diesem Vorhaben abbringen, indem er sich nach Norden absetzte und Shermans Nachschublinien bedrohte. Sherman erfuhr ebenfalls vom Vorhaben seines Gegenspielers, aber er ließ sich nicht in seinen Plänen stören Von den ihm zur Verfügung stehenden drei Armeen, den Armies of the Tennessee, Ohio und Cumberland, sandte Sherman die Army of the Cumberland zurück nach Tennessee, um den nach Norden entwichenen General Hood unter Kontrolle zu halten und marschierte mit den beiden anderen Armeen durch Georgia, hinterließ einen fünfzig Meilen breiten Streifen der totalen Vernichtung. Da Hoods Truppen mit dem Ablenkungsmanöver beschäftigt waren, fanden Shermans Leute – abgesehen von wenigen Milizeinheiten, die in aller Eile zusammengestellt wurden – keinerlei Widerstand mehr bis nach Savannah. Am 22. Dezember telegrafierte Sherman an Präsident Lincoln nach Washington:

„ICH ERLAUBE MIR, IHNEN ALS WEIHNACHTSGESCHENK DIE STADT SAVANNAH MIT 150 SCHWEREN GESCHUETZEN UND EINEM GROSSEN MUNITIONSVORRAT SOWIE 25000 BALLEN BAUMWOLLE ZU UEBERREICHEN.“

Erneut war die Konföderation gespalten, diesmal in einen nördlichen und einen südlichen Teil. Und im nördlichen Teil waren alle wesentlichen Verteidigungskräfte des Südens eingeschlossen.

Über dieser Entwicklung war es Winter geworden und die Truppen von Nord- und Südstaaten bezogen ihre Winterquartiere, weil die Witterung Kampfhandlungen in großem Stil nicht mehr zuließ. General Sheridans Kavalleristen standen nun westlich von Richmond, Grants Truppen nördlich und südlich davon. In den Winterlagern der Unionstruppen entstanden schnell große Siedlungen kleiner Blockhütten. Und in einer dieser Blockhütten verbrachten Susan und Robert Bennett den virginischen Winter. Die Nächte wurden länger, die Tage kürzer. Die Hektik der sommerli-

chen Feldzugstätigkeit war gewichen, womit Robert viel Zeit für seine Frau hatte. Im Lazarett fanden sich jetzt wesentlich mehr Patienten, die an Erkältungen und anderen Lagerkrankheiten litten, als solche, die im Kampf verwundet wurden. Für Susan bedeutete das einen ruhigen Tagesablauf und ebenso mehr Zeit für ihren Mann. Die Winterruhe wurde nur gelegentlich durch einige Granaten gestört, doch inzwischen hatte auch Susan sich so an den Schlachtenlärm gewöhnt, dass sie nicht mehr bei jedem Kanonenschuss ängstlich zusammenzuckte wie in den ersten Wochen.

Eines Morgens, zwei Tage vor Weihnachten, erwachte sie morgens vom Lärm einiger Artilleriestellungen in der Nähe der Blockhütte.

„Was ist? Wieder Grüße von Jeff Davis?“, fragte sie verschlafen, als sie Robert am Fenster der Hütte stehen sah. Er drehte sich um und lächelte sie an.

„Morgen, mein Schatz. Nein, eher Grüße *an* Mr. Davis. Komm her.“

Sie stand auf, zog sich gegen die Morgenkühle schnell etwas über und kam zum Fenster. Robert umarmte sie, gab ihr einen Kuss und zeigte ihr den Fesselballon, der kaum dreihundert Yards von ihnen entfernt in der Morgendämmerung am Himmel hing. Im Korb des Ballons standen zwei Männer in Uniform, einer mit einem Fernglas, der andere mit Signalfahnen in der Hand. Hin und wieder winkte er hektisch nach unten.

„Was tun die da oben?“, fragte Susan und kuschelte sich fest an Robert an. Er hatte zwar das in der Nacht erloschene Feuer wieder angefacht, aber es hatte die Hütte noch nicht wieder voll erwärmt

„Sie beobachten die gegnerischen Schützengräben und auch die Stadt. Der Mann mit dem Fernglas ermittelt ein Ziel, sagt es dem mit den Fähnchen. Und der winkt die Angaben zum Artillerieoffizier nach unten. Darauf kann der Artillerieoffizier seine Batterie entsprechend einrichten“, antwortete er sanft und streichelte sie zärtlich.

„Er hat bestimmt einen wunderschönen Blick dort oben“, mutmaßte Susan. „Du hast nicht zufällig einen Freund bei der Artillerie?“

„Warum, mein Schatz?“

„Ich meine, ob die auch einen Nichtbeobachter mal mitnehmen?“

Robert lachte herzlich.

„Möchtest du das ernsthaft?“, fragte er dann. Susan nickte.

„Ich habe bisher immer nur bis zum nächsten Busch gesehen. Du reitest ja wenigstens noch und hast ab und zu einen besseren Überblick. Ich weiß nicht mal genau, wo wir eigentlich sind“, sagte sie.

„Es ist manchmal nicht ganz ungefährlich. Es sind auch schon Leute in den Ballons erschossen worden. Willst du trotzdem?“, warnte Robert.

„Wenn es möglich ist, ja.“

„Gut, wir versuchen es mal. Als Weihnachtsgeschenk, weil es hier ohnehin nicht viel gibt, was ich dir schenken könnte.“

Nach dem Frühstück ritt Robert zu der Artilleriestellung hinüber. Zu seiner Überraschung traf er dort einen alten Freund aus der Zeit auf West Point. George Knopfler war der Captain der Einheit.

„Morgen, George. Habt ihr heute in aller Herrgottsfrühe Jeff Davis geweckt?“

Knopfler drehte sich um, wollte den Neuankömmling schon zurechtweisen, als er Robert Bennett erkannte. Seine Miene hellte sich auf.

„Hey, Bobby! Das ist ‘ne Überraschung! Sag bloß, du gehörst zu diesem Haufen?“

Robert grinste.

„Nein, ich bin euer Nachbar im Winterquartier. Ich gehöre zu General Bennetts Cavalry. Einen schönen Aussichtsturm habt ihr da oben.“

„Möchtest du einen Blick hinüberwerfen?“, bot George an.

„George, wenn es dir nichts ausmacht, würde ich meine Frau gern mitnehmen. Sie hat noch gar nichts von Virginia gesehen – abgesehen von den Innenwänden eines Lazarettzeltes.“

„Machen wir alles. Ist sowieso nicht viel los. Wir haben nur mal geübt. Aber wie war das? Du bist verheiratet? *Du*? Du hast dich doch für Mädchen nie interessiert.“

„Ganz recht. Hatte ich auch nicht nötig, weil ich meine Frau schon sehr lange kenne, länger als dich, George.“

„Oh, Mann, die muss ich sehen. Wenn ihr wollt, könnt ihr aufsteigen. Wir holen den Ballon in einer Viertelstunde ‘runter.“

„Danke, George, wir werden da sein.“

Der Ballon war gerade unten, als Susan und Robert auch schon an der Stellung waren. Die beiden Beobachter stiegen aus. Knopfler sprach mit der Bedienmannschaft, als die Besucher kamen. Ein Sergeant stieß den Captain an, der sich umdrehte.

„Guten Morgen, Mrs. Bennett. Herzlich willkommen bei unserer modernen Artillerieeinheit. Steigen Sie nur ein, die Sicht ist heute Morgen außergewöhnlich gut, wie meine Beobachter eben sagten. Man kann bis zu den Blue-Ridge-Mountains sehen“, begrüßte er Susan.

„Susan, das ist Captain George Knopfler. Wir waren zusammen auf West Point. Er hat angeboten, dass wir uns Virginia von oben ansehen. George, das ist meine Frau, Susan Bennett.“

Knopfler sah die junge Frau einen Moment an.

„Sie haben irgendwie Ähnlichkeit mit Thomas Craig. Sind Sie mit ihm verwandt?“

„Ich bin seine Schwester“, lächelte sie freundlich. Knopfler grinste Robert an.

„Logisch, dass du sie dann länger kennst als mich. Sandkistenfreundschaft, vermute ich?“

„Inzwischen ist es etwas mehr als das, George“, gab Robert zurück und half Susan in den Ballonkorb. Dann stiegen er und Knopfler dazu.

Die Bedienmannschaft kurbelte die Seilwinde, an der der Ballon befestigt war, langsam ab, der Ballon stieg sanft in die Höhe.

„Captain, woran liegt es, dass der Ballon hochsteigt?“, erkundigte sich Susan.

„Er ist mit einem Gas gefüllt, das leichter ist als Luft. Meistens ist es Wasserstoff. Wäre der Ballon nicht mit einem Seil am Boden fest, würden wir höher und höher steigen, wobei noch kein Mensch weiß, *wie* hoch eigentlich. Wir wollten das lieber nicht ausprobieren und halten den Ballon an einem Anker im Boden fest. Zusätzlich sichert uns ein Seil, das wir über eine Winde aus- und einfahren können.“

Der Ballon stieg auf. Den Passagieren bot sich ein wundervoller Überblick über die im Osten der Stellung gelegenen Stadt Richmond und ein ebenso herrlicher Blick auf die im Westen liegenden, schneebedeckten Blue-Ridge-Mountains, die vom Licht des Vormittags verzaubert wurden.

Doch so schön der Rundblick von dort oben war, er zeigte auch die Schrecken des Krieges, die Gräben vor der Stadt, die Ruinen einiger vollständig zerstörter Häuser, die Toten, die vom gestrigen Kampf noch dort lagen, wo sie gefallen waren. Robert nahm das Fernglas, das Knopfler ihm gab, und sah hinüber. Vor langer Zeit, lange, bevor Virginia sich der Konföderation angeschlossen hatte, hatte er zusammen mit Martin einen Besuch in Richmond gemacht. Die Stadt war nicht mehr wieder zu erkennen. Dann sah er eine Bewegung unten an einem der Schützengräben, fast genau gegenüber der Artilleriestellung und sah dort genauer hin.

Martin Moore gehörte zu den in der Stadt eingeschlossenen Konföderierten. Er hatte keine Ahnung, wie es seinem Vater, seiner Frau und seiner

Tochter ging, die er in Mayboro zurückgelassen hatte. An diesem Morgen, zwei Tage vor Weihnachten, machte Martin einen Patrouillenritt an den Belagerungslinien entlang. Den Beschuss von der einzelnen Artilleriestellung hatte er in einem Splittergraben abgewartet. Als er bemerkt hatte, dass der Beobachtungsballon eingezogen wurde, hatte er seinen Weg fortgesetzt. An einem der halbzerstörten Gräben war er fast vorüber, als jemand seinen Namen rief.

„Hey, Martin!“

Moore hielt an und sah sich um. Aus dem Graben vor ihm Mark Ashley heraus. Er war inzwischen Colonel der Infanterie, führte ein eigenes Regiment.

„Mark! Himmel, lebst du noch?“, rief Martin freudig aus und sprang vom Pferd. Die Freunde umarmten sich herzlich.

„Siehst gut aus, Martin. Hast immer noch ‘ne ordentliche Uniform, ein gutes Pferd und Waffen hast du auch noch. Wie macht man das in diesen Zeiten?“

Martin lachte auf.

„Es hat seine Vorteile, Adjutant eines Generals zu sein. Ich bin zwar immer noch Captain, aber lieber ein bisschen weniger im Rang und dafür anständig angezogen. Gratuliere zur Beförderung“, erwiderte Martin und zupfte an Marks ausgeblichenem Kragen. Im Gegensatz zu ihm trug Mark eine zerschlissene graue Feldjacke, an der die ursprünglich hellblauen Abzeichen nur noch verschwommen zu erkennen waren. Zwei der drei goldfarbenen Sterne an seinem Kragen waren matt und verblichen, der dritte hingegen glänzte noch in schimmerndem Gold, Zeichen dafür, dass die erstens Versorgungslage katastrophal war und zweitens, dass Mark noch nicht lange Colonel war.

„Bemerkenswert für jemanden, der sich eigentlich nicht befördern lassen wollte“, stichelte Martin freundschaftlich.

„Das hast du hoffentlich nicht ernst genommen“, versetzte Mark grinsend. „Ich wollte Newport damals nur ablenken. Heute ärgert es mich fast, dass ich eingegriffen habe.“

„Warum eigentlich? Robert ist dein Freund, wie er auch meiner ist – trotz des Krieges“, wunderte sich Martin.

„Er ist ein Yankee und damit ist er mein Feind. Er hat mir zwar in der Wilderness geholfen, aber er bleibt mein Feind“, gab Mark zurück.

„Dann wundert es mich doch sehr, dass du bei der gemeinsamen Partisanenjagd mitgemacht hast“, gab Martin zu bedenken.

„Persönliche Rechnung mit Yancey Morrows“, erklärte Mark achselzuckend. „Bei einem der Überfälle sind zwei *sehr* gute Freunde von mir umgebracht worden. Ich war es ihnen schuldig, Yancey mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu jagen – auch, wenn ich dafür mit Yanks zusammenarbeiten musste.“

Ashleys Blick glitt über seine halbverhungerten Männer.

„Mir ist so überhaupt nicht nach Weihnachten“, sagte er mit einem Seufzen. „Wenn ich an früher denke ... Puterbraten in der Röhre, geröstete Kastanien auf dem Herd – oh, Mann, bloß nicht ans Essen denken!“

„Meinst du *mir* wäre nach Weihnachten, Fest der Liebe und des Friedens? Seit Juli sitze ich hier in Richmond fest, habe keine Ahnung, was mit meiner Frau, meiner kleinen Addie und meinem Vater ist. Sie sind in Mayboro geblieben. Ich habe gehört, die Yankees wären im Shenandoah-Valley gewesen. Ich kann nur beten, dass meine Familie noch lebt“, versetzte Martin. Mark sah sich vorsichtig um.

„Martin, ich erzähle dir das jetzt im Vertrauen: Wenn wir Richmond räumen, mach’ ich mich aus dem Staub. Ich glaube, mein alter Vater braucht mich jetzt mehr, als eine Regierung, die ohnehin am Ende ist“, sagte Mark im Flüsterton.

„Denken noch mehr deiner Leute so?“, fragte Martin, ebenso leise. Mark seufzte schwer.

„Martin, es gibt Dinge, die erzählt man nur wirklich guten Freunden; solchen, wie du einer bist. Von meinen Leuten würde ich in dieser Hinsicht keinem trauen.“

„Hab’ verstanden, Mark“, sagte Martin und drückte Marks Hand.

Er sah nach Westen, Mark folgte seinem Blick dorthin, wo in diesem Moment wieder der Artillerieballon hochgefahren wurde.

„Volle Deckung!“, befahl Mark erschrocken. „Die verdammten Blaubäuche fahren den Ballon wieder hoch!“

Er und seine Leute sprangen in Deckung, Martin blieb allein am Grabenrand stehen und sah Mark verständnislos an.

„Was denn? Schiss vor dem Ballonchen?“, spöttelte er.

„Ahnungsloser Adjutant!“, kam es aus dem Graben. „Du solltest mal ein paar Tage hier im Graben verbringen, dann reden wir weiter. Zieh’ den Kopf ein, sonst hast du gleich keinen mehr!“

Martin schüttelte nur den Kopf, nahm aus seiner Satteltasche sein Fernglas und spähte zu dem Ballon hin. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als er eine weibliche Person im Korb sah.

„He, Mark, haben die Yankees jetzt schon weibliche Artilleriebeobachter?“, rief er. Mark kam vorsichtig aus dem Graben hoch.

„So was gibt’s nicht!“, entgegnete er.

„Sieh es dir an!“, winkte Martin. Mark krabbelte aus dem Schützengraben heraus und nahm Martin das Glas ab.

„Nicht zu fassen! Jetzt schicken die schon Krankenschwestern im Ballon hoch. Die spinnen, die Yanks! Und daneben steht doch ein Kavallerist!“, keuchte Mark.

„Krankenschwester? Kavallerist? Gib mal her!“

Martin sah wieder durch das Fernglas.

„Wenn man vom Teufel spricht, taucht er gewöhnlich auf. Ich wusste nicht, dass Engel genauso pünktlich sind. Das ist Robert mit seiner Frau. Er peilt übrigens gerade her“, lächelte Martin und winkte.

„Hoppla, die zwei kenne ich doch!“, entfuhr es Robert, als er seine beiden Freunde erkannte, die Luftlinie nur wenige hundert Yards von ihm entfernt standen und doch schlechter erreichbar waren als der Mond. Er winkte zu ihnen hinüber, als er Martins Winken erkannte.

„He, George, da sind zwei alte Freunde von uns. Martin Moore und Mark Ashley“, setzte der Major hinzu.

„Dass Mark da ist, weiß ich. Der war in den letzten Tagen ein paar Mal verdammt nahe an meinen Kanonen. Hat sich ‘ne blutige Nase geholt, der Rebellencolonel.“

„Darf ich mal?“, bat Susan. Robert gab ihr das Fernglas und zeigte ihr die Stelle, wo Martin und Mark standen.

„Meine Güte, die armen Kerle sehen ja ganz verhungert aus!“, entfuhr es ihr.

„Mark …“, sagte Martin, „die Yankees haben uns im Sack! Wenn sie es sich leisten können, ihre Beobachtungsballons als Aussichtspunkte für das Lazarettpersonal zu nutzen, kann die Konföderation nur noch ein Wunder retten.“

Das Wunder geschah nicht mehr. Von Tag zu Tag wurde die Lage in Richmond schlimmer. Als die Wetterlage es wieder zuließ, zog General Sherman mit seinen Truppen von Süden her kommend am Meer entlang nach Norden, nahm der Konföderation mit Wilmington/North Carolina den letzten offenen Hafen. Das Schicksal der Konföderation war damit ein für

allemal besiegelt. Immer enger wurden die letzten Streitkräfte der Südstaaten zusammengedrängt. Sherman erreichte Petersburg Ende März 1865. Damit war der Ring um die Stadt praktisch geschlossen. Mit dem Mut der Verzweiflung wollte General Lee den eisernen Ring sprengen, der immer bedrückender wurde, aus Richmond ausbrechen und seine Army of Northern Virginia mit den in Carolina stehenden Truppen General Johnstons vereinigen.

Am 25. März 1865 attackierte etwa die Hälfte seiner Leute das bereits von den Unionstruppen gehaltene Fort Stedman, das unmittelbar südöstlich von Petersburg lag. Wohl gelang es den Konföderierten, das Fort einzunehmen, aber der Gegenangriff nahm den Rebellen nicht nur das mühsam eroberte Fort, sondern auch noch einige bis dahin von ihnen gehaltene Vorposten. Doch Lee – nun Commander-in-Chief der konföderierten Streitkräfte – mochte von Aufgabe nichts wissen. Am 29. März probierte er es im Südwesten bei Dinwiddie Court House und trieb mit seinen Männern die Nordstaatler tatsächlich ein Stück zurück.

Aber die zur Unterstützung herbeigerufenen Kavallerietruppen Sheridans bereiteten der Konföderation und ihren Soldaten den übelsten Aprilscherz, den Letztere sich denken konnten: Am 1. April 1865 stießen Sheridans Truppen bei Five Forks, einem Ort knapp fünfzehn Meilen südwestlich von Petersburg, auf Verteidigungslinien der Südstaatler und rieben den südlichen Teil davon schnell auf. Lees rechte Flanke war eingekesselt. Nachdem die Verteidigungslinie so aufgerissen war, befahl Grant am folgenden Tag den Angriff. Drei Angriffsverbänden gelang der Durchbruch durch die Verteidigungslinien der Konföderierten, doch Petersburg selbst konnte von den Truppen unter General Longstreet noch gehalten werden. Lee erklärte Präsident Davis, dass Richmond beim besten Willen nicht mehr zu halten sei und befahl die Evakuierung des gesamten Großraums.

Die Regierung der Konföderation wurde heimlich aus der Stadt geschleust und nach Danville gebracht, ebenso heimlich stahlen sich Lees Truppen bei Nacht und Nebel davon und setzten sich bis Amelia Court House ab, rund dreißig Meilen westlich von Petersburg. Sie waren so leise, dass die Feldwachen der Union es nicht einmal bemerkten. Und hätte nicht ein begriffsstutziger Nachschuboffizier den Nachschubtransport für Lee und seine Truppen von Amelia Court House nach Richmond expediert, hätten Lees halbverhungerte Männer sicher noch länger ausgehalten. Doch sie fanden nichts Essbares vor.

Stattdessen folgte der fliehenden Armee Lees bereits Sheridans Kavalleriedivision, allen voran General Bennetts Brigade. Bei schweren Zusammenstößen am Sayler's Creek, kaum fünfzehn Meilen von Amelia Court House entfernt, verlor Lee ein ganzes Korps und rettete den Rest von kaum noch achtundzwanzigtausend Mann, die von mehr als einhundertzwanzigtausend gehetzt wurden, bis zum Appomattox Court House, weitere dreißig Meilen weiter westlich. Dort sammelten sich seine letzten Truppen. Doch Sheridan war noch schneller gewesen und blockierte eine weitere Flucht in die Berge Carolinas, wo Johnstons Truppen waren.

Es war Samstag, der 8. April 1865, als sich die Generäle der Army of Northern Virginia bei General Lee versammelten. Allen war klar, dass die nächsten vierundzwanzig Stunden über das Schicksal ihrer Armee entscheiden würden. Entweder gelang ihnen noch einmal der Ausbruch und damit die Flucht in die Berge oder sie würden kapitulieren müssen. Eine Kapitulation der Army of Northern Virginia bedeutete aber faktisch, dass der gesamte Krieg für die Unabhängigkeit der Südstaaten verloren war. Lee seufzte schwer auf.

„Wir haben nur noch diese eine Chance, Gentlemen. Wenn der Ausbruch nicht gelingt, sind wir verloren", bekannte er. General Longstreet strich sich nachdenklich durch den weißen Bart.

„Der Ring ist fast überall gleichmäßig dicht. Wo sollen wir ansetzen, Sir?"

Robert E. Lee sah seinen Neffen Fitzhugh Lee an, der die verbliebene Kavallerie befehligte.

„Was sagen deine Kundschafter, Fitz?", fragte er.

„Meine Kundschafter haben nicht viel Neues berichtet, aber mein Adjutant, Captain Moore, ist noch nicht zurück. Ich hoffe, er bringt bessere Nachrichten – falls ihn die Yankees nicht schon geschnappt haben", antwortete der Kavalleriegeneral.

Nur Sekunden später meldete eine Ordonnanz, Captain Moore sei zurück.

„Lassen Sie ihn 'rein", gab Fitzhugh Lee zurück. Martin trat müde, verstaubt und abgerissen ein, salutierte recht nachlässig.

„Nichts zu machen, Sir. Die Yanks haben uns im Griff. Keine Maus rutscht da mehr hindurch", meldete er.

„Captain Moore!", entrüstete sich der Kavalleriegeneral. „Derart defätistische Reden dulde ich nicht!"

„Lass' nur, Fitz", beruhigte Robert Lee. „Ich fürchte, der junge Mann hat Recht. Haben Sie Genaues gesehen, Captain?", wandte er sich an Martin. Martin nickte.

„Ja, aber leider etwas, war für uns sehr schlecht ist. Ich habe hier, ziemlich genau an der Quelle des Appomattox-River, die Regimentsfahne der 7th US-Cavalry ausgemacht. Das Regiment gehört zu General Bennetts Brigade und ist vielleicht eines der besten, das Sheridan zur Verfügung hat. Sir, die putzen uns weg."

„Sie wären der Meinung, dass dort der härteste Widerstand zu erwarten sei, Captain?", erkundigte sich Lee.

„Ich denke ja, Sir. Eine Schwadron von denen hat am Antietam den linken Flügel der Yanks so stabilisiert, dass er gehalten hat, bis unser rechter Flügel mürbe war und Hooker und Doubleday durchbrechen konnten. Und einer von ihren Offizieren soll der Einzige sein, der es je geschafft hat, lebend aus dem Partisanenlager von Fort Payne zu entkommen", gab Moore Auskunft. Lee dachte einen Moment nach.

„General Gordon, wenn hier der stärkste Widerstand zu erwarten ist, sollten wir den zuerst brechen. Es kann von Vorteil sein, dass er auch noch dort ist, wo wir ohnehin durchwollen. Greifen Sie mit allem, was Sie zur Verfügung haben, dort an", wies Robert Lee General Gordon an.

Robert Bennett hatte nicht gut geschlafen, als der Morgen des 9. April 1865 dämmerte. Schon lange, bevor an diesem Palmsonntag zum Wecken geblasen wurde, war der junge Major auf den Beinen. Noch war alles still, nur ein paar Frühnebelschwaden zogen über den schmalen Bach. Vieles an diesem Morgen erinnerte ihn an Antietam – der kleine Fluss, auf dessen anderer Seite die Konföderierten lagerten. Und wie damals hatte er den Wunsch zu seiner Frau zu kommen, die bereits mit einem Teil des Feldlazaretts nach Fort Donelson zurückgeschickt worden war. Nur wollte er diesmal gern gesund heimkommen. Susan hatte im Moment genug mit sich selbst zu tun – sie war im dritten Monat schwanger, ein erfreuliches Ergebnis des langen Winterlagers, in dem sie beide viel Zeit füreinander gehabt hatten. Und wenn er diesmal nach Hause fuhr, wollte er nach Möglichkeit nicht wieder fortmüssen.

Robert hatte die Uniformjacke lose über die Schulter geworfen und sah zu den Zelten hinüber, die auf der anderen Seite des Flüsschens waren. Es waren kaum mehr als dreißigtausend Mann, die traurigen Reste der einstmals so stolzen Army of Northern Virginia, die in diesen Zelten lagerten.

Langsam schlenderte er zu den Waschtrögen, rasierte sich und wusch sich oberflächlich, weil das Wasser doch *sehr* frisch war und er keine Gelegenheit hatte, sich eine genügend große Menge Wasser warm zu machen.

Als er fertig war, bemerkte er eine Bewegung auf der anderen Seite, die seine Aufmerksamkeit forderte. Formierte sich da tatsächlich die gegnerische Armee in direkter Greifweite seiner Einheit? In den eben noch gemütlich schlendernden Offizier kam Leben. Eilig weckte er den Trompeter, der das allgemeine Wecksignal blies. Robert selbst eilte zum Zelt seines Vaters und machte Meldung.

„Sicher?“, erkundigte sich der.

„Sieh es dir an, Dad“, sagte Robert. Der General kam im Unterzeug aus dem Zelt.

„Potztausend, du hast Recht! Sofort zum Sammeln blasen!“, befahl er.

Auf der anderen Talseite war das Signal nicht ungehört geblieben. Ein Colonel zog verblüfft die Uhr aus der Tasche.

„Was? Knapp halb sechs erst? Warum blasen die Yanks schon zum Sammeln?“, fragte er erschrocken.

„Die müssen uns bemerkt haben, Sir!“, schloss ein anderer Offizier.

„Dann Beeilung, bevor sie ihre Pferde erreichen!“, befahl der Colonel. Sein Trompeter blies das Angriffssignal und die Infanterie stürmte vor.

General Bennetts Brigade war schnell, sehr schnell, aber ein Teil der angreifenden Konföderierten war doch heran, bevor die ganze Truppe aufgesessen war. Ein Teil, nämlich die Bataillone A und C der 7th US-Cavalry, ging zunächst zu Fuß in Stellung und versuchte, die Südstaatler aufzuhalten, um dem Rest der Brigade die Möglichkeit zu geben, noch aufzusitzen. Etwa eine Stunde lang gelang den Männern von Robert und Barry das kleine Wunder; dann zogen sie sich unter doch erheblichen Verlusten zurück. Die Konföderierten jubelten und setzten den zurückweichenden Nordstaatlern nach, aber dann preschte das B-Bataillon in die linke Flanke der Angreifer, die 7th Illinois-Cavalry griff von der rechten Seite her an. Die Kavalleristen brachen in die Reihen der Soldaten im zerfetzten Grau ein. Die Infanteristen wehrten sich mit Bajonetten gegen die flirrenden Säbel der Blauröcke. Auf beiden Seiten gab es Tote und Verwundete.

Die Bataillone A und C der 7th US-Cavalry hatten durch das Eingreifen ihrer Kameraden ihre Pferde erreicht und beteiligten sich wieder am Kampf. In Roberts näherer Umgebung war außer ihm selbst kein Offizier

zu finden. Ein Südstaatenoffizier bemerkte die vereinzelten, leuchtend gelben Schulterklappen.

„Holt den Yankeeoffizier vom Zossen!“, befahl er, in der Hoffnung, damit eine Bresche in die Reihen der Unionskavalleristen zu schlagen. Die Infanteristen stachen mit der Beharrlichkeit von aufgescheuchten Wespen nach dem Major, der sich die Bajonette mit dem Säbel vom Leibe hielt. Immer enger wurde der Platz um ihn. Ein Kolbenhieb traf Rover, der erschrocken hochstieg. Robert konnte sich mit einiger Mühe im Sattel halten. Rover schlug mit eisenbewehrten Hufen nach den ihn bedrängenden Infanteristen. Auf der Hinterhand hüpfend keilte Rover erfolgreich um sich. Robert war nun auf die Bewegungen seines Pferdes eingestellt, aber die Infanteristen wichen nur wenig zurück. Mit Hilfe des treuen Pferdes konnte Robert aus der Umklammerung entkommen und ritt erneut an. Doch wieder wurde es zu eng. Der Major erlitt eine Stichwunde am linken Bein und konnte sich nur mit Mühe im Sattel halten.

General Bennett befahl dem Cheftrompeter, zum Rückzug zu blasen, um seinen Soldaten Luft zu verschaffen, aber die Infanteristen drängten siegessicher nach. Auf ein kurzes Signal machte die 4th Ohio-Cavalry kehrt und galoppierte heftig gegen die Front der Infanteristen, ihr folgte sofort die 7th US-Cavalry, dann auch die beiden anderen Regimenter der Brigade und attackierten die Infanteristen mit einer Macht, dass diese doch erschrocken zurückwichen und schließlich kehrt machten. Der erste Angriff war zurückgeschlagen und Colonel Craig wollte mit seinen Leuten die zurückweichenden Konföderierten verfolgen. Ein Trompetensignal vom Brigadestab hinderte ihn daran. Statt dessen schickte General Bennett einen Boten zum Hauptquartier, der schon eine halbe Stunde später zurückkehrte und berichtete, es werde überall im Belagerungsring heftig gekämpft.

„Auch Kavallerie dabei?“, fragte General Bennett.

„Ja, Sir. Sämtlichen Einheiten der Division befinden sich im Kampf“, bestätigte der Bote.

„Alle Verwundeten zum Verbandsplatz des 24th Corps! Alle anderen aufsitzen und in Angriffsformation!“, befahl der General. Die Verwundeten, die selbst noch reiten konnten – darunter auch Robert – rückten zum Verbandsplatz ab, die anderen Verwundeten wurden mit Wagen dorthin gefahren. Alle anderen Soldaten der Brigade saßen wieder auf, formierten sich und griffen auf das Signal hin wieder an.

Auf dem Weg zum Verbandsplatz sah Robert eine graue Uniform durch die noch kahlen Zweige eines Gebüschs blitzen. Ungeachtet der wieder auftretenden Schmerzen in der Stichwunde ritt der junge Mann auf das Gebüsch zu.

„Hände hoch und Waffe weg!“, rief er in das Gestrüpp. Statt einer Antwort fielen mehrere Schüsse, die Robert nur knapp verfehlten. Ohne weitere Rücksicht schoss Robert mehrmals zurück. Der Konföderierte sackte zusammen und blieb reglos liegen. Mit einiger Mühe stieg Robert vom Pferd und untersuchte den auf dem Bauch liegenden Mann. Er war tot. Vorsichtig drehte Robert ihn um und erstarrte: Der Tote war Mark Ashley!

„Oh, mein Gott! Nein!“, schrie Robert auf. Er sank neben Ashley auf die Knie und weinte in ehrlicher Trauer. Es dauerte eine Weile, bis er sich wieder in der Gewalt hatte.

Dann hob er Mark hoch, legte ihn quer über seinen Sattel und machte sich zu Fuß auf den Weg zum Verbandsplatz, Rover am Zügel führend. Im Laufe des Krieges hatte Robert viele Menschen getötet, hatte viele Freunde sterben sehen, hatte miterleben müssen, wie andere so schwer verwundet wurden, dass sie ihren Lebtag Krüppel bleiben würden, wie sein Bruder – aber er hatte es immer vermeiden können, so unmittelbar nachweislich einen seiner Freunde, die sich für die andere Seite entschieden hatten, zu töten. Es war mehr als nur der erneute Verlust eines Freundes. Er hätte sich ebenso gut sein verwundetes Bein abhacken können. Vom Gefühl her hätte es keinen Unterschied gemacht.

‚Das kannst du nicht wieder gutmachen! Weder vor dir selbst noch vor Gott dem Allmächtigen! Warum hast du öfter als ein Mal geschossen? Warum hast du Idiot überhaupt geschossen?’, fragte er sich in Gedanken verzweifelt.

Die Ärzte auf dem Verbandsplatz nahmen Robert zwar den Toten ab, man gab ihm auch das Versprechen, ihn ordentlich zu beerdigen, aber das alles nahm nicht die Last von Roberts Gewissen, einen guten Freund getötet zu haben.

‚Martin!’, durchzuckte es ihn. ‚Er war auch in Petersburg und er war in Marks Nähe. Mit Sicherheit ist er mit ausgebrochen. Vielleicht kannst du etwas *für* ihn tun?’, dachte Robert und stieg wieder auf sein Pferd.

Seine Verletzung war behandelt und gut verbunden, so dass er im Moment keine Schmerzen hatte. Eilig kehrte der Major zu seiner Einheit zurück. General Bennett war mehr als nur erstaunt, seinen Sohn so schnell wieder zu sehen.

„Sie hier, Major? Warum sind Sie nicht im Lazarett?“, fragte er, als Robert in eine Besprechung mit den Colonels der Brigade platzte.

„Meine Verwundung ist behandelt, Sir. Ich bitte um zwei Stunden Urlaub, um etwas Persönliches zu regeln.“

„Wollen Sie Ihr Testament machen, Major?“, fragte einer der Colonels grinsend.

„Das liegt bereits seit meiner Hochzeit in Boston beim Notar, Sir“, gab Bennett jr. ungerührt zur Antwort. „Sir – wie ist es mit den zwei Stunden?“, wandte er sich dann an seinen Vater. Der General schüttelte entgeistert den Kopf.

„Urlaub mitten in der Schlacht? Major, Sie müssen den Verstand verloren haben!“, fuhr er seinen Sohn an. „Wenn Sie dienstfähig sind, ist ihr Platz bei Ihrer Einheit, wenn nicht, gehören Sie ins Lazarett! Und sonst haben Sie nirgends etwas zu suchen, verstanden?“

Robert salutierte.

„Ja, Sir!“, bestätigte er.

„Also?“

„Wo ist mein Regiment, Sir?“

Colonel Craig zeigte ihm auf der Karte ein Waldstück in der Nähe des Feldlazaretts. Robert überkam ein Gefühl, als wenn ihm tausend Ameisen durch den Magen liefen: Genau in dem Wald hatte er Mark erschossen!

„Ihr Regiment hat hier eine kleinere Einheit Rebellenkavallerie entdeckt“, erläuterte Craig.

„Ich reite sofort hin, Sir“, erwiderte Robert. Es war nicht zu übersehen, dass er schwer schluckte. General Bennett sah seinen Sohn prüfend an.

„Ist Ihr Würgen so zu verstehen, dass Sie Angst haben, Major Bennett?“, fragte er scharf. Geistesgegenwärtig begann Robert heftig zu husten.

„‘Tschuldigung, Sir. Ich hab’ ‘nen Fussel im Hals“, gurgelte er, rot anlaufend.

„Wenn Sie sich von dem Anfall erholt haben, begeben Sie sich umgehend zu Ihrer Einheit, Major Bennett!“, kommandierte Frederick. Robert salutierte hustend, machte eine Kehrtwendung und verließ das Zelt.

„Glauben Sie ihm den plötzlichen Hustenanfall, Sir?“, fragte einer der Colonels.

„Selbstverständlich! Sie etwa nicht?“, fuhr der General ihn an. Der Colonel schwieg erschrocken, obwohl er wusste, dass der General im Moment log, dass sich die Zeltstangen bogen.

Robert erfasste eine nicht zu leugnende Panik. Wenn er vor drei Stunden am Waldrand nur noch Mark Ashley begegnet war, dann konnte das für Martin Moore nichts Gutes bedeuten. Er trieb seinen Rappen zu äußerster Eile an. Als er den Wald erreichte, drang Kampflärm heraus. Sein Regiment stand in heftigem Kampf. Robert zog den Revolver und jagte mit vollem Galopp in den Wald hinein – und fand sich mitten unter einem Dutzend abgesessener Rebellen wieder.

„Verdammt, die Yankees haben uns umzingelt!“, fluchte einer und hob fast automatisch die Hände. Die Konföderierten, die sich hier im Unterholz in Sicherheit gebracht hatten, waren unbewaffnet. die meisten waren verwundet.

„Nicht schießen, Yank. Wir ergeben uns!“, bat einer. Um den Kopf trug er einen schmutzigen Verband, der auch das linke Auge verdeckte.

„Hebt die Hände und kommt heraus!“, rief Robert. Die kampfesmüden Rebellen standen mit erhobenen Händen auf.

In diesem Moment brachen einige blauuniformierte Reiter durch das Gestrüpp, die Major Bruce führte. Barry übersah die Situation: Ein einzelner Reiter hielt zwölf Mann in Schach!

„Verrätst du mir, wie du das gemacht hast?“, fragte er Robert, als seine Männer die Gefangenen abtransportierten.

„Unter einer Bedingung“, lächelte Robert.

„Welche?“

„Falls sich Martin Moore unter den Gefangenen befindet, lass’ ihn frei“, bat Bennett. Bruce schüttelte den Kopf.

„Du weißt genau, dass ich das nicht tun kann“, entgegnete Barry. Bennett zuckte mit den Schultern und wendete Rover. Bruce sah sich um und hielt Robert am Arm fest.

„Warte, mein Freund“, sagte er. „Ich kapier’s nicht. Du hast noch nie etwas getan, was in Richtung Gefangenenbefreiung ging. Warum jetzt?“

„Muss ich dir diese Frage auf dem Schlachtfeld beantworten?“, fragte Robert.

„Wenn du mir deine Antwort nur unter einer solchen Bedingung geben willst, schon.“

„Du weißt, was ich Martin verdanke, Barry. Ohne ihn wäre ich nicht aus der Gefangenschaft nach Hause gekommen. Barry, ich bitte dich als Freund, Martin laufen zu lassen, wenn er unter den Gefangenen sein sollte.“

„Robert, in deinem Blick ist etwas, was ich noch nie darin gesehen hab. Was ist los mit dir?“, fragte Bruce nach einer Weile.

Robert seufzte schwer.

„Du wirst es nicht verstehen, Barry. Mir ist etwas Furchtbares passiert: Vor dreieinhalb Stunden habe ich einen guten Freund von mir erschossen. Er steckte zwar in einer grauen Uniform, aber Mark Ashley war einer meiner besten Freunde“, erklärte Robert.

„Du hast dich auf dem Schlachtfeld schon mit deinem Bruder geschlagen“, erinnerte Bruce. Robert nickte bestätigend.

„Auf die Gefahr hin, dass du mir ein Kriegsgerichtsverfahren anhängst: Ich hätte Philip am Antietam töten können. Ich habe es nicht getan, *weil* er mein Bruder ist. Und Martin schulde ich immer noch einen Gefallen, Barry.“

„In Ordnung. Ich übersehe es. Also: Die Bedingung ist erfüllt. Wie hast du das gemacht, zum Teufel?“

Robert grinste Barry schelmisch an.

„Barry, die hatten keine Lust mehr. Die saßen im Gras, hatten keine Waffen mehr und ließen den lieben Gott einen guten Mann sein. Ich glaube fast, sie waren froh, dass ein Yankee vorbeikam und sie abgeholt hat.“

Bruce lachte schallend.

„Du bist ein Gauner, aber der sympathischste, den ich kenne!“, kicherte er und schlug Robert kräftig auf die Schulter. „Einen Orden erwartest du aber nicht dafür, oder?“

Robert schüttelte den Kopf. Bruce ließ zum Sammeln blasen, als ihm einer seiner Captains meldete, dass der Wald von Rebellen frei sei. Robert übernahm seine Leute von Tom Craig und schärfte seinen Leuten ein, nach Martin Moore zu suchen. Da sie ihn alle von der gemeinsamen Partisanenjagd kannten, brauchte er keine Personenbeschreibung herauszugeben.

Es war inzwischen Mittag geworden. Martin Moore, den Robert vergeblich unter Toten und Gefangenen suchte, befand sich bei General Longstreet, der immer noch nach einem Ausweg aus der eisenharten Umklammerung suchte.

„Nichts zu machen, Sir“, sagte Moore. Er seufzte tief auf. „Ich wünschte, Robert Bennett wäre hier. Der findet aus fast jeder Situation einen Ausweg“, sagte er leise. Longstreet strich sich durch den Bart.

„Ist der Wundervogel hier?“, erkundigte er sich. Martin lachte bitter.

„Sicher ist er das, aber er steht *uns* leider nicht zur Verfügung, Sir.“

Longstreet zog die Stirn kraus.

„Und weshalb nicht, Captain?“

„Weil Bob Bennett einen kleinen Schönheitsfehler hat: Er ist ein richtig überzeugter Yankee, Sir.“

„Sie kennen den Mann?“, fragte der General interessiert.

„Wir waren Klassenkameraden auf West Point. Und letztes Jahr haben wir mit höchster Billigung gemeinsam Partisanen gejagt.“

In diesem Moment stolperte eine atemlose Ordonnanz ins Zelt.

„Die Yankees sind durch! Sie haben General Gordons Kommando in Stücke geschlagen!“, japste er. Martin fing den Strauchelnden gerade noch auf. „Sie ... Sie sollen zu General Lee kommen, Sir“, keuchte er noch. Moore und Longstreet sahen sich entsetzt an.

„Oh, mein Gott!“, entfuhr es dem General. „Kommen Sie mit, Captain. Begleiten Sie mich zu Lee.“

‚Vielleicht will er das den anderen ersparen. Füge dich, Martin’, durchzuckte es Moore, und er folgte Longstreet.

Nicht allzu weit davon entfernt rangen Fitzhugh Lees Soldaten mit ihren blauberockten Kontrahenten, unter denen sich auch die 7th US-Cavalry befand. Mitten im Kampfgewühl zeigte sich auf Seiten der Konföderierten plötzlich eine weiße Fahne. Ein Trompetensignal übertönte den Kampflärm, der so plötzlich verstummte, als habe jemand einen Telegrafen ausgeschaltet.

„Was hat diese weiße Fahne zu bedeuten, Sie Hundesohn?“, fauchte ein konföderierte Offizier. Der Mann mit der weißen Fahne war Colonel Peyton von General Gordons Stab.

„General Lee wird sich mit General Grant zu Verhandlungen treffen. Stellen Sie augenblicklich jede Kampfhandlung ein, Lieutenant-Colonel!“, schnauzte Peyton. Sein suchender Blick nach einem Unionsoffizier blieb an Robert Bennett hängen.

„Würden Sie mich bitte zu Ihrem General begleiten, Major?“, fragte Peyton.

„Selbstverständlich, Sir. Tom, du übernimmst, Andy, Umberto, Eskorte!“

Tom bestätigte, Robert begleitete mit Evans und Cologgia den Colonel zu General Sheridan. Wo immer der Trupp vorbeikam, hatten die Konföderierten bereits den Kampf eingestellt. Vielerorts saßen die Konföderierten auf dem Boden und schluchzten hemmungslos.

„Ich hab’ schon viel gesehen, Bobby, aber das noch nicht“, murmelte Evans.

„Ich auch nicht, aber die Jungs haben gerade einen ganzen Krieg verloren, Andy. Ich glaube, ich würde auch heulen.“

Bald hatten sie das Hauptquartier von Sheridan erreicht. Die weiße Fahne war Eintrittskarte genug. Peyton und seine Unionseskorte wurden sofort zu Sheridan vorgelassen. Peyton berichtete kurz, dass sich die Armeechefs treffen wollten.

„Ich lasse meinen Truppen sofort die gute Nachricht bringen, Colonel. Und Sie bitte ich, mich zum Verhandlungsort nach Appomattox zu begleiten“, sagte Sheridan. Er drehte sich um, Sein Blick traf Bennett, Evans und Cologgia, die prompt Haltung annahmen.

„Und ihr drei werdet uns als Eskorte begleiten. Major Baxter: Schicken Sie jeden, der nichts zu tun hat, mit der Nachricht los, dass jegliche Kampfhandlung sofort einzustellen ist. Die kommandierenden Generäle haben sich zu Waffenstillstandsverhandlungen getroffen.“

Baxter salutierte, bestätigte den Befehl und eilte dann davon.

Sheridan ließ sich von Major Bennett und Colonel Peyton begleiten und ritt eilig zum Gerichtsgebäude nach Appomattox, wo Lee und Grant sich getroffen hatten. Ordonnanzen baten sie, einzutreten. Grant schrieb, den Text dabei vorlesend, die Übergabebedingungen in Kladde nieder. Darin sicherte er den beteiligten Konföderierten gegen Ehrenwort den freien Abzug und den Erhalt der Pferde zu, soweit sie nicht Eigentum der Konföderation oder ihrer Bundesstaaten waren. Der ausgesprochen höfliche und – von Grant aus – ehrerbietig geführte Verhandlung veranlasste Robert zu der vorlauten Bemerkung:

„Wer ergibt sich eigentlich wem?“

Sheridan sah ihn strafend an.

„Können Sie Ihre respektlose Zunge nicht mal *jetzt* im Zaum halten, Major?“, zischte er. Grant bekam das leise Intermezzo mit. Er winkte nach hinten.

„Wir sprechen uns später, Major Bennett“, warf er zwischendurch ein.

„Jetzt haben Sie sich was eingebrockt!“, bemerkte Sheridan grinsend. „Warum können Sie bloß nicht den Schnabel halten?“

„Zu spät“, seufzte Robert schulterzuckend. Sein Blick, der eigentlich ein Mauseloch suchte, in dem er verschwinden konnte, fand einen müden,

von den Strapazen der letzten Monate gezeichneten Martin Moore, der hinter General Lee stand.

‚Wie eine Leibwache!', durchzuckte es Robert. Gleichzeitig wurde ihm bewusst, dass er im gleichen Abstand hinter Grant stand, den auch Martin zu Lee einhielt.

Grant war mit dem Entwurf fertig und gab ihn seinem Stabsschreiber Colonel Parker, der ihn in eine lesbare Fassung brachte. Ein Offizier aus Lees Stab half Parker mit Tinte aus, weil im Tintenfass des Gerichtsgebäudes nur noch ein eingetrockneter Rest war. Grant lehnte sich entspannt zurück, zündete sich eine Zigarre an und bot auch Lee eine an, der auch nicht ablehnte. Grants Blick traf den hinter ihm stehenden Major, der in seiner vom Kampf beschädigten Uniform nicht eben nach Parade aussah.

„Können Sie sich denken, warum ich Philip Sheridan gebeten habe, Sie mitzubringen?", fragte der General.

„Nein, Sir. General Sheridan nahm meine Leute und mich als Eskorte mit. Eine bestimmte Absicht habe ich nicht vermutet, Sir."

„Nun, die Gelegenheit bot sich offenbar gerade, Major Bennett. Nein, ich habe etwas mit Ihnen vor. Sie erinnern sich an die Partisanenjagd im letzten Jahr?"

Robert schluckte hart. Hatte Grant etwa vergessen, dass er höchstpersönlich die Genehmigung dafür gegeben hatte? Übergabeverhandlung mit anschließendem Kriegsgericht?

„Ja, Sir. Aber ich habe von Ihnen ..."

„... die Genehmigung bekommen. Ja, ja, das habe ich nicht vergessen", unterbrach Grant ihn. „Ich möchte, dass Sie wieder auf die Jagd gehen, Major. Wir haben Nachrichten vorliegen, dass die Jay-Hawker sich wieder Tennessee als Tummelplatz ausgesucht haben. Hier in Virginia sind sie auch aktiv geworden. Ganz offensichtlich handelt es sich um diese Black-Legs, mit denen Sie bereits Erfahrung haben, Major. Und weil ich nichts davon halte, den Sachverstand der anderen Seite nicht zu nutzen, habe ich General Lee gebeten, nach Ihren damaligen Verbündeten suchen zu lassen. Zufällig brachte General Longstreet Ihren damaligen Mitstreiter Captain Moore schon mit. Das hat eine längere Suche erspart. General Lee und ich werden eine kleine Zusatzvereinbarung treffen, nach der Sie und Captain Moore beauftragt werden, mit diesem Gesindel gründlich aufzuräumen. Und wehe, Sie schonen mir auch nur einen dieser Partisanen!", erklärte Grant.

„Wenn es wirklich Morrows und seine Spießgesellen sind, brauchen Sie darum keine Sorge zu haben, Sir. Da sind immer noch persönliche Rechnungen offen.“

„Und Sie, Captain Moore, sind Sie einverstanden?“, erkundigte sich General Lee.

„Warum fragen Sie, Sir? Geben Sie mir einfach den Befehl dazu“, wunderte sich Martin.

„Captain, dieser Auftrag betrifft einen Zeitraum, in dem ich nicht mehr Befehlshaber einer Army of Northern Virginia sein werde, weil ihre Existenz in etwa fünf Minuten enden wird“, entgegnete Lee mit einem fast gütig zu nennenden Lächeln. „Einen Befehl kann ich Ihnen deshalb nicht mehr geben.“

Martin sah auf.

„Wenn *du* einverstanden bist?“, fragte er. Robert nickte.

„Mit *dir* jederzeit. Aber ich befürchte, dass du dich der Rache einiger Unverbesserlicher aussetzen wirst, wenn du dich mit einem Yankee verbündest“, warnte er.

„Letztes Jahr hast du mir mühsam klarmachen müssen, dass diese Banditen auch unsere Feinde sind. Jetzt weiß ich es. Rache habe ich nur von Yanceys Seite zu befürchten – es sei denn, wir hindern ihn rechtzeitig daran“, erwiderte Martin bestimmt.

Colonel Parker war mit der schriftlichen Waffenstillstandserklärung fertig, Lee und Grant unterschrieben sie.

„Wegen der Zusammensetzung der gemischten Truppe treffen Sie beide sich bitte morgen bei General Sheridan. Er ist in die Angelegenheit eingeweiht und hat diesbezüglich alle Vollmachten“, wies Grant Bennett und Moore an, die gehorsam salutierten. Dann begleitete Grant Lee samt Longstreet und Moore hinaus. Die Konföderierten stiegen auf die Pferde. Grant und seine Offiziere lüfteten höflich die Hüte, die Südstaatler taten es ihnen gleich.

Es war der 9. April 1865, nachmittags um 3.45 Uhr, als der Amerikanische Bürgerkrieg mit dem Waffenstillstand von Appomattox Court House beendet wurde.

Kapitel 35

Neue Pläne und Karfreitagsschock

Recht spät am Abend suchte Martin Moore – zwar noch in Uniform, aber mit einem Passierschein versehen – den Lagerplatz seines Freundes Robert Bennett auf. In den riesigen Lagern, in denen immerhin rund einhundertzwanzigtausend Blauröcke kampierten, hatte er Schwierigkeiten, den richtigen Bezirk zu finden. Irgendwann traf er zu seinem Glück auf First-Sergeant Cologgia.

„He, Dixie! Was willst du hier?“, fuhr Cologgia den grauberockten Mann an, den er ratlos an einem Wegweiser fand. Martin drehte sich müde um. Bevor er etwas sagen, konnte, hatte Cologgia ihn schon erkannt.

„Mamma mia! Capitano Moore! Roberto hat sich richtig Sorgen um Sie gemacht. Gott sei Dank, Sie leben noch“, platzte Umberto heraus. Martin atmete tief auf.

„Wunderbar, dass ich Sie treffe, First-Sergeant. Ich suche Major Bennett. Wo finde ich ihn?“, fragte er fast verzweifelt.

„Andiamo, ich bringe Sie hin, Capitano“, grinste Cologgia.

Martin war heilfroh, als Sergeant Cologgia ihn nach einer Wanderung von fast einer ganzen Stunde bei Roberts Zelt ablieferte. Außer Robert fand er dort noch Mike Prescott, Tom Craig und Steve Graham. Ohne viele Worte umarmten die verbliebenen Schulfreunde sich.

„Nicht viel übrig geblieben, von unserem Haufen, was?“, fragte Tom mit schiefem, bekümmerten Grinsen. Martin schüttelte den Kopf.

„Soweit ich weiß, bin ich von dem Anteil, der sich für den Süden entschieden hat, der Letzte. Ashley hat es noch auf den letzten Yards erwischt. Er ... er ist heute Vormittag noch erschossen worden – von hinten! Wenn ich den Schweinehund erwische, der das getan hat, drehe ich ihm den Hals um!“, schwor der Virginier düster.

„Dann tu’ dir keinen Zwang an“, erwiderte Robert und öffnete den Kragen seiner Jacke. Martin prallte erschrocken zurück.

„Nein!“, entfuhr es ihm. „Mit so was macht man keine Scherze, Bobby!“

„Das ist kein Scherz, Martin, das ist die bittere Wahrheit“, erwiderte Robert leise. Martin sprang ihn an wie eine Wildkatze, aber Tom und Steve bekamen ihn gerade noch zu fassen und hielten ihn fest.

„Warte, Martin!“, mahnte Tom. „Hör auf! Robert hatte keine Wahl! Lass’ es dir erklären.“

„Was gibt’s da zu erklären?“, fauchte Martin und wand sich wie ein Aal. „Der verdammte Yankeeschuft hat meinen besten Freund auf dem Gewissen!“, wetterte er. Er kam nicht frei, weil Craig und Graham ihn felsenfest sicher hielten.

„Hör auf, dich wie ein wild gewordener Puma zu benehmen! Wir sind genauso geschockt. Halt’ endlich den Rand und hör ihm wenigstens zu. Ich werde dir dann noch was anderes dazu sagen, gut?“, beruhigte Tom den aufgebrachten Moore. Martin nickte. Vorsichtig ließen seine Freunde ihn los.

„Was hast du zu beichten?“, fragte er Robert scharf. Bennett sah ihn müde an.

„Ich weiß, du wirst es mir nicht glauben, aber ich erzähle es dir trotzdem: Heute Vormittag war ich auf dem Weg zum Verbandsplatz, weil ich was abbekommen hatte. Ich kam an einem Gebüsch vorbei, in dem sich etwas Graues bewegte. Wer es war, habe ich nicht erkannt. Ich zog den Revolver und rief diese graue Gestalt an, die Hände zu heben und sich zu ergeben. Die Gestalt antwortete nicht und schoss sofort. Ich hab’ gleichfalls geschossen, die Gestalt fiel um und gab keinen Muckser mehr von sich. Weil ich nachsehen wollte, ob der Mann tot oder verwundet war, ging ich hin und musste feststellen, dass er mausetot war. Als ich den Toten umgedreht habe, habe ich zu meinem Entsetzen gesehen, dass es Mark war. Ich habe ihn zum Verbandsplatz gebracht und darum gebeten, ihn mit militärischen Ehren begraben zu lassen. Hätte er nicht zuerst geschossen, könnte er noch leben. Ich nehme an, er hat mich nicht erkannt. Sonst hätte er wohl nicht gleich geschossen“, erzählte Bennett mit nicht zu überhörender Trauer.

„Das ist doch geschwindelt! Mark wurde von hinten erschossen!“, fauchte Martin.

„Nein, das stimmt nicht“, widersprach Robert. „Das lässt sich sogar beweisen, denn Mark ist noch nicht beigesetzt. Meine Kugeln haben ihn direkt von vorn erwischt. Martin: Mark war mein Freund, so, wie Tom, Steve, Mike und du es sind. Du weißt genau, dass ich niemandem aus unserem Freundeskreis hätte bewusst töten können. Ich habe bestimmt einige

hundert Leute auf dem Gewissen in vier Jahren Krieg, aber ich habe es immer vermieden, dir, Mark, Philip oder Cash zu nahe auf die Pelle zu rücken. Ich habe Mark getötet, aber diese Tatsache ist eine unendlich schwere Last für mich.“

Robert wirkte müde und erschöpft.

Martin schüttelte fassungslos den Kopf.

„Das darf einfach nicht wahr sein!“, flüsterte er entsetzt. „Ich kann’s nicht begreifen!“

„Wir auch nicht – genauso wie Robert selbst es nicht fassen kann“, sagte Mike.

„Martin, Robert hat nach der Katastrophe mit Mark nach dir gesucht wie nach einer Stecknadel im Heuhaufen, weil er vermeiden wollte, dass dir auch noch was auf die letzten paar Stunden passiert – oder du in Gefangenschaft gerätst. Er hat Barry Bruce sogar überreden wollen, dich freizulassen, falls du geschnappt worden wärst. Barry wird’s dir gern bestätigen. Es ist ein entsetzliches Unglück“, ergänzte Tom.

„Ja, das ist es“, seufzte Martin. „Vor allem, weil Mark endgültig die Schnauze voll hatte. Er wollte sich aus dem Staub machen und sah in dem Gewirr des Kampfes die letzte Chance dafür. Zweimal hatte er in den letzten drei oder vier Tagen schon dabei gepatzt. Beim zweiten Mal haben wir es beide den Militärpolizisten nur mühsam erklären können. Er hatte erfahren, dass sein Vater, den euer Sherman von der Plantage bei Atlanta vertrieben hat, hier in Virginia bei einer Cousine Unterschlupf gefunden hatte. Er wollte dorthin. Die Farm seiner Tante ist nur eine halbe Meile von hier.“

„Aber warum hat er nur gleich geschossen?“, hakte Robert nach.

„Ha!“, stieß Martin bitter hervor. „Ich hab’s doch eben erklärt! Er hat es schon mehrfach probiert, auszureißen. Er hatte einfach Schiss, dass die Bullen vom Provost Department ihn schnappen und gleich an Ort und Stelle erschießen. Da hat er sich wohl gesagt: *Ich nehm’ noch welche davon mit!* Ich vermute, Mark hat dich für einen von uns gehalten und Angst bekommen.“

„Ich wünschte, ich könnte es ungeschehen machen“, sagte Robert leise.

Martin schien ihn gar nicht mehr zu hören.

„Ich war auch schon kurz davor, auszukneifen; aber ich hätte nicht gewusst, wohin. Ich habe nur gehört, dass Mayboro zerstört wurde. Ich weiß ja nicht mal, wo mein Vater, Cindy und Addie sind!“, flüsterte er. Moore hatte Tränen in den Augen.

„Martin, das ist das, was ich dir noch dazu sagen wollte: Robert hat zwar nicht *dich* gefunden, aber zufällig deine Familie“, sagte Tom und klopfte Martin auf die Schulter.

„Was? Wo sind sie?“, fuhr Martin hoch.

„Custer hat Mayboro zerstört, weil die Bewohner mit ihm ein ähnlich unfreundliches Spiel treiben wollten wie mit uns“, erklärte Mike. „Sie haben uns schon zur Weißglut gebracht, aber George Custer hat keiner behindert – im Gegensatz zu uns. George hat die Stadt verwüstet und sämtliche Bewohner in ein Gefangenenlager transportieren lassen. Robert war gerade bei Sheridan und hat erreicht, dass wenigstens deine Familie freikommt.“

Martin sah hoch.

„Wo sind sie? Wie geht es ihnen? Kann ich zu ihnen?“

Robert lächelte recht mühsam.

„Eins nach dem anderen. Sie sind bei Sheridan und ich bete, dass dein Vater sich nicht wieder wie die Axt im Wald benimmt. Es geht ihnen den Umständen entsprechend gut. Cindy hat es einigermaßen leicht gehabt, weil sie Addie bei sich hatte. Du kannst morgen früh zu ihnen, wenn wir zu Sheridan gehen“, sagte er.

„Ich weiß, es ist spät, aber ginge es nicht noch heute Abend?“, drängelte Martin. Robert zog die Uhr aus der Tasche.

„Schon nach halb elf. Sheridan ist jetzt mit Grant und Sherman und den meisten anderen Generälen zum Essen. Er hat mir vorhin gesagt, dass er heute Abend auf keinen Fall gestört werden will. Es hätte auch wenig Zweck, denn sie müssen erst hierher gebracht werden. Gedulde dich noch bis morgen früh“, empfahl Robert.

Einen langen Moment war Schweigen. Dann brach Tom die bedrückende Stille:

„Wir sollten uns Gedanken machen, wie wir Morrows auf die Pelle rücken“, schlug er vor.

„Wird nicht ganz einfach“, bemerkte Martin. „Das Schlimmste ist, dass wir nicht mal mehr die genaue Anzahl der Jay-Hawker kennen. Sicher ist, dass nicht mehr alle zwanzig bei ihm sind, die die letzte Jagd überlebt haben. Einige haben wir noch abgefangen. Aber wir haben auch welche zu fassen bekommen, die später dazu gestoßen sein müssen. Und nicht alle tragen mehr die Partisanenuniform, die Yancey sich ausgedacht hatte – der Nachschubmangel hat wohl auch ihm zu schaffen gemacht.“

„Würde es das Partisanenproblem beseitigen, wenn Yancey nicht mehr da wäre?“, fragte Robert.

„Würde ich mal annehmen. Forrest und Mosby sind ehrliche Soldaten geworden. Und Quantrills Gruppe – ich denke, die wird sich sang- und klanglos auflösen, wenn sie mitbekommen, dass der Krieg vorbei ist. Wenn nicht, wären das sicher die Nächsten, auf die man Jagd machen würde – und ich wäre gern dabei, weil die Lumpen auch vor Frauen und Kindern nicht halt gemacht haben.“

„Was ist mit deinen Leuten?“, erkundigte sich Tom.

„Yanceys Guerillas können sie alle nicht leiden. Sie haben es ihnen nicht vergessen, dass sie Philip umgebracht haben.“

Robert musste schmunzeln.

„Nun, soweit ist es gottlob nicht gekommen. Philip lebt, aber er war nicht mehr dienstfähig und ist in Onkel Bens Kanzlei eingetreten. Aber lass’ deine Leute gern in dem Glauben, wenn’s hilft.“

Martin atmete auf.

„Nein, ich bin nur heilfroh, dass Phil am Leben ist. Ist er tatsächlich in Boston?“

„Ja.“

„Hat er seine Meinung vielleicht geändert? Ich meine, was die Konföderation anbelangt?“

„Martin, er hat sein Studium im *Norden* beendet. Und er hat neu nachgedacht. Ja, er hat seine Meinung geändert“, erklärte Robert. Martin nickte.

„Ich hab’s mir fast gedacht. Philip war nie ganz davon überzeugt, dass die Konföderation auf rechtlich einwandfreien Füßen stand. Zugegeben, ich hatte auch meine Zweifel, aber weder Philip noch ich konnten die Richtigkeit unserer Vermutung bestätigt finden.“

„Was meinst du? Machen deine Leute auch mit, wenn sie erfahren, dass Philip nicht tot ist.“

„Ja, ich gehe davon aus. Aber sie werden sich ums Verrecken nicht in eine Yankeeuniform stecken lassen. Und unsere Uniform dürfen wir nicht mehr tragen. Wir haben noch eine Übergangserlaubnis bis zu unserer Heimkehr, dann haben diese Uniformen zu verschwinden“, gab Martin zu bedenken.

„Das Problem wäre behoben, wenn man dich und deine Leute zu US-Marshals ernennen würde. Das wäre die einfachste Lösung. Wir klären das morgen mit Sheridan“, schlug Robert vor.

„Gut. Damit würde auch das Problem gewisser Animositäten entfallen, die sich doch bei einigen meiner Männer nach der Verwüstung des Shenandoah-Valley aufgebaut haben“, erwiderte Martin.

Am folgenden Tag erschienen Robert und Martin gleich morgens um acht Uhr bei General Sheridan. Sheridan begrüßte die beiden Offiziere sehr freundlich.

„Captain Moore, ich habe gehört, Sie haben Familie?“, erkundigte sich Sheridan dann. Martin nickte.

„Sicher. Wie die meisten aus meiner Einheit.“

„Ich weiß nicht, ob Sie erfahren haben, dass wir gezwungen waren, das Shenandoah-Valley undurchquerbar zu machen?“

„Es ist mir bekannt, Sir, dass Sie später gesagt haben, die Krähen müssten sich ihr Futter schon mitbringen, wenn sie dort was fressen wollen“, versetzte Martin bitter.

„Captain, ich werde jetzt nicht über Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit dieser Maßnahme mit Ihnen diskutieren. Tatsache ist jedenfalls, dass sich gerade Ihr Herr Vater mit jeder Faser seines Daseins gegen Blauröcke in seiner Nähe gewehrt hat. Major Bennett wird Ihnen das bestätigen können, nicht wahr, Major?“

„Wie belieben, Sir?“, fragte Robert gespielt ahnungslos.

„Sie haben mich vor Gericht schwer über den Tisch gezogen, Major. Aber ich bin nicht nachtragend. Auch, was die Bürger von Mayboro anbetrifft, nicht. General Custer hat sämtliche rebellischen Einwohner dieses Städtchens zu Kriegsgefangenen erklärt. Die Rechtmäßigkeit der Haft wird gerade geprüft. Ich habe auf Bitte von Major Bennett veranlasst, dass Ihr Vater und Ihre Frau mit der kleinen Tochter von diesem Verfahren ausgenommen werden und ohne weitere Prüfung freigelassen werden, Captain Moore. Sie können sich glücklich schätzen, einen Freund wie Major Bennett zu haben“, erklärte Sheridan. „Ordonnanz! Holen Sie die Familie Moore!“

„Ja, Sir!“, bestätigte ein Ordonnanzsoldat und eilte davon, bevor Martin etwas sagen konnte.

Keine zwei Minuten später riss die Ordonnanz die Tür wieder auf und machte Cindy Moore Platz, die völlig verblüfft ihren Mann erkannte.

„Martin!“, rief sie freudig erschrocken und stürzte zu Martin hin, der sie wortlos und überglücklich umarmte.

„Gott sei Dank, du lebst und es geht dir gut!“, flüsterte sie unter Tränen und presste ihn fest an sich.

„Als ich von Mayboro hörte, habe ich mir schreckliche Sorgen gemacht. Was ist mit Dad und Addie?“, erkundigte sich Martin, als er sich aus einem genüsslichen Kuss löste.

„Der steht schon längst vor dir, du ewig verliebter Kater!“, knurrte es neben Martin. Sein Vater stand neben ihm und hatte Addie auf dem Arm, die ihre Ärmchen gleich nach dem Vater streckte. Martin nahm sie seinem Vater zu Tränen gerührt ab. Er drehte sich mit Addie um.

„Danke, Bobby.“

„Wieso ‚*Danke, Bobby*‘?“, knurrte Chester Moore. „Den feigen Lümmel kenne ich doch! Der wollte Mayboro doch auch schon mal anstecken!“

Robert zog eine Augenbraue hoch.

„Mr. Moore, Ihre Verbohrtheit scheint wirklich kein Ende zu nehmen. Nehmen Sie bitte endlich zur Kenntnis, dass es ganz allein Ihrer Bockigkeit zu verdanken ist, wenn wir Mayboro schon im August beinahe niedergebrannt hätten. Nehmen Sie bitte ferner zur Kenntnis, dass ich mich nur deshalb für Ihre Freilassung verbürgt habe, weil ich Martins Freund bin und es zudem nicht ertrage, wenn eine junge Frau wie Cindy und Ihre kleine Enkelin Addie hinter Gittern sitzen! Sie sollten froh sein, aus dem Loch heraus zu sein und lieber nicht wieder mit Gift spritzen“, versetzte er eisig. Martin und Cindy sahen Robert verblüfft an. Weder Ton noch Augenausdruck waren ihnen in dieser Form von Bennett bekannt. Martin drehte sich zu seinem Vater um.

„Dad, es gehört eine Menge dazu, meinen Freund Robert so wütend zu machen, wie er im Augenblick ist. Was habt ihr angestellt?“

„Wir haben eine tapfere Bürgerwehr gebildet, die beim Erscheinen von Yankees nicht den Schwanz eingezogen hat. Wir haben bis zum letzten Messer gekämpft“, erklärte Chester Moore stolz. Robert grinste und griff in seinen Stiefelschaft. Er zog einen Blechlöffel heraus.

„Das ist übrigens die letzte Waffe, die *ich* deinem Vater abgenommen habe. Sie sind noch mit Dachlatten auf uns losgegangen, nachdem wir ihnen das, was man üblicherweise unter Waffen versteht, abgenommen hatten, nachdem wir auch Dreschflegel und Sensen beschlagnahmt hatten. Leider versteht dein Vater immer noch nicht, dass ich die Stadt aus Freundschaft zu dir schonen wollte. Aber vielleicht fällt das schon unter Altersstarrsinn.“

„Dann habe ich dir besonders zu danken, Robert“, strahlte Martin. Addie, die sich an ihren Vater gekuschelt hatte, entdeckte plötzlich Roberts wieder lächelndes Gesicht. Sie streckte die kleinen Arme aus.

„Robbi geh’n!“, drängelte sie. Robert nahm sie von Martins Arm und drückte seine kleine Freundin liebevoll an sich, die prompt wieder an sei-

nen Schulterklappen zerrte. Sheridan musste lächeln, als er die Unbefangenheit des kleinen Mädchens bemerkte.

„Na also, das hätten wir“, stellte er selbstzufrieden fest. „Captain Moore, machen Ihre Leute bei der Partisanenjagd mit?“, fragte er dann.

„So ist das also! Meinen Sohn dazu erpressen, für Yankees zu arbeiten!“, fauchte Moore senior.

„Ach, Dad, halt’ doch mal den Mund! Das hat damit überhaupt nichts zu tun!“, fuhr Martin seinen Vater unwirsch an. „Ja, natürlich, Sir. Es fragt sich nur, als was meine Männer agieren sollen“, wandte er sich an Sheridan.

„Major Bennett machte bereits den Vorschlag, dass Sie und Ihre Leute US-Marshals werden sollten“, gab der General zu bedenken. „Könnten Sie sich mit dieser Vorstellung anfreunden?“

„Nun, wenn Sie mich so direkt fragen, Sir, dann würden meine Männer und ich natürlich schon gern in unseren bisherigen Uniformen weitermachen. Wir möchten deutlich machen, dass wir keinen Privatkrieg führen.“

„Das wird sich nicht einrichten lassen, Captain Moore. Es ist insofern unmöglich, als es keine Konföderation mehr gibt, die Sie vertreten könnten. Aber Sie werden als US-Marshals in jedem Falle das Gesetz vertreten und dies wird auch deutlich gemacht durch den Stern, den Sie und Ihre Männer tragen werden“, erwiderte Sheridan.

„Gut, Sir, ich bin einverstanden.“

Sheridan nickte. Er nahm aus einem Kästchen einen Marshalstern heraus und heftete ihn Martin an die Uniform.

„Heben Sie die rechte Hand und schwören Sie, dass Sie das Gesetz der Vereinigten Staaten mit allen Ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln verteidigen werden“, forderte er Martin auf. Der ehemalige Südstaatenoffizier hob die rechte Hand.

„Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe!“

„Marshal Moore, ich gebe Ihnen die Vollmacht, im Namen der Regierung Hilfsmarshals zu ernennen und durch einen Marshalstern zu kennzeichnen. Herzlichen Glückwunsch, Marshal“, sagte Sheridan und gratulierte gleich als Erster. Cindy und Robert taten es ebenfalls, Addie wollte wieder zu ihrem Vater auf den Arm. Chester Moore zierte sich sehr, aber schließlich gratulierte auch er.

„Glückwunsch, mein Junge. Elender Opportunist!“, brummelte er. Martin lachte.

„Mach’ deinen Tabak und halt’ den Schnabel, Dad“, sagte er. „General, dürfen wir uns wieder in Mayboro niederlassen?“

„Wo immer es Ihnen beliebt, Marshal“, bestätigte Sheridan.

„Dann werden wir jetzt aufbrechen, wenn Sie erlauben. Wir treffen uns in einem Monat in Dover, Bobby.“

„Am 10. Mai in Dover. Ich bin da“, bestätigte Robert und verabschiedete Martin und seine Familie.

Robert wollte schon selbst gehen, als Sheridan ihn noch zurückhielt.

„Moment noch. Ich habe noch etwas für Sie, Major. Hier ist eine Einladung unseres Brötchengebers, Präsident Lincoln. Er hat von der damaligen Partisanenaktion gehört und möchte Sie gern kennen lernen. Die Einladung ist für den Ostersonntag.“

„Hm, ohne unhöflich sein zu wollen, Sir, das passt mir nicht besonders gut. Eigentlich wollte ich jetzt so schnell wie möglich heim zu meiner Frau“, erwiderte Robert.

„Kann ich zwar verstehen, aber so eine Ehre wird einem nicht täglich geboten, Major. Wenn Sie früher hin möchten oder den Termin sonst verschieben möchten, rate ich Ihnen, an den Präsidenten zu telegrafieren“, gab der General zurück. Robert nahm Sheridan die Einladung ab.

„Ja, danke, Sir. Darf ich gehen?“

„Verschwinden Sie bloß!“

Robert lief gleich zur provisorischen Telegrafenstation und gab eine Depesche an den Präsidenten auf. Lincoln bestätigte umgehend:

„WUERDE MICH FREUEN, SIE AM KARFREITAG, DEN 14. APRIL 1865 IM WEISSEN HAUS ZU EMPFANGEN. EINLADUNG INS THEATER INBEGRIFFEN. GEZ. A. LINCOLN, PRAESIDENT“

Robert seufzte. Damit waren zwar immerhin zwei Tage gewonnen, aber Karfreitag im Theater?

Nach Lees Kapitulation gruppierte General Grant seine Truppen neu. Es war an der Zeit, schon die ersten Einheiten in die Garnisonen zu schicken. Dazu gehörte auch die Brigade Bennett, die wieder ihre Kontrollaufgaben in Tennessee übernehmen sollte. Am 11. April wurden die Brigadetruppen in Züge verladen und gingen in Richtung Tennessee auf Reisen. Die Eisenbahnpioniere hatten die zerstörten Strecken in bemerkenswerter Schnelligkeit jedenfalls soweit provisorisch hergerichtet, dass vollbeladene Züge wenigstens langsam darüber fahren konnten. Robert stieg zwei Tage darauf in Gordonsville in einen Zug nach Washington um.

„Tom, sag' Susan, dass ich vielleicht zu Ostern nicht zu Hause bin. Ich weiß nicht, ob ich es noch rechtzeitig schaffe, wenn ich am Karfreitag noch abends ins Theater gehe", verabschiedete sich Robert von Tom Craig.

„Ich sag's ihr. Aber was war das? Karfreitag ins Theater? Hast du kein religiöses Ehrgefühl?", kritisierte Tom. Robert zuckte mit den Schultern.

„Ich werde Mr. Lincoln danach fragen, was er sich eigentlich dabei gedacht hat. Bisher hielt ich ihn für einen gottesfürchtigen Menschen. Gute Reise. Wir sehen uns dann in Dover."

„Wiedersehen, Bobby. Amüsier' dich gut", erwiderte Tom.

Rover war umgeladen, Robert stieg in den Zug nach Washington, der Fahrdienstleiter von Gordonsville pfiff ab und der Zivilzug nach Washington setzte sich stampfend und rauchend in Bewegung, ließ den in der Gegenrichtung wartenden Militärzug zurück, der noch umrangiert werden musste. Am Abend erreichte der Zug Washington. Robert stieg aus, holte Rover aus dem Pferdeabteil, sattelte den Hengst und ritt los, um sich ein Hotelzimmer zu suchen. Bald hatte er eine Pension gefunden, wo er auch sein Pferd gut unterbringen konnte.

Am folgenden Morgen erwachte Robert nach fast einem Jahr, das er in Feldbetten verbracht hatte, zum ersten Mal wieder in einem richtigen Federbett. Ungewohnt für diesen Umstand war die Tatsache, dass er in einem solchen Bett ohne seine Frau war. Nach dem Frühstück sattelte er Rover und machte dann einen Spazierritt am Potomac entlang bis hin zu den großen Lazarettanlagen von Washington-Georgetown. An der Einmündung des Rock-Creek, wo seine Einheit damals, nach der 2. Schlacht am Bull Run, gelagert hatte, machte der Major kehrt und entschloss sich, nach den Gräbern der in Washington verstorbenen Verwundeten zu fragen. Schnell bekam er den Hinweis auf Arlington, einem Ort auf der anderen Seite des Potomac, auf der virginischen Seite. Dieses Gelände hatte einmal Robert E. Lee gehört und war nun konfisziert. Es gab bereits Pläne der Regierung, aus diesem Areal einen ausschließlich für Soldaten und *andere Nationalhelden* reservierten Friedhof zu machen.

Robert ritt durch das Tor. Ein Wachsoldat fragte ihn nach dem Woher und Wohin. Robert gab Auskunft und erkundigte sich nach dem Grab von Captain Ronald Gordon, 7th US-Cavalry. Der Soldat schickte ihn zu einer Art Bürobaracke, wo man ihm die genaue Lage des Grabes angeben konnte.

Wenig später stand Robert vor dem Grab seines alten Freundes und Rivalen. Es war ein einfaches, schon halb verwittertes Holzkreuz, das den Grabhügel zierte. Jetzt, Mitte April, war in Washington schon später Frühling, und die Tausende von Gräbern waren mit den frühen Sommerblumen bepflanzt.

„Es war nicht ganz umsonst, Ronnie“, sagte er leise, als könnte der Tote ihn hören. „Wir haben letzten Endes gewonnen, aber der Preis war scheußlich hoch. Ich weiß nicht genau, wie viele von uns hier liegen, aber zwei gehören eigentlich noch an deine Seite: Roddy Ellison und Mark Ashley. Irgendwie erinnere ich mich, dass gerade ihr drei eine so verschworene Gemeinschaft wart. So ähnlich wie Tom, Martin und ich. Ihr drei seid tot, und wir drei leben. Mark habe ich selbst auf dem Gewissen, bei Roddy bin ich mir nicht ganz sicher, inwieweit ich seinen Tod zu verantworten habe – und bei dir bin ich einfach zu spät gekommen. Tut mir Leid, alter Freund. Der Sieg war bitter, er hat zu viel gekostet, als dass ich mich wirklich freuen könnte. Aber der Krieg hat es nicht geschafft, unsere Freundschaft zu zerstören. Haltet uns ein Plätzchen im Himmel frei, wenn wir mal nachkommen, Jungs.“

Robert schnäuzte sich und wischte sich Tränen aus den Augen. Ganz in der Nähe von Ronalds Grab stand ein Kirschbaum in voller Blüte. Robert ging hin, brach einen besonders vollen Zweig ab und steckte ihn an das Grabkreuz seines Freundes.

„Statt Blumen. Ich komme mal wieder vorbei“, flüsterte er und ging fort, Rover am Zügel hinter sich führend.

Eine gute Stunde später war er wieder in Washington, ritt durch die Pennsylvania Avenue zum Weißen Haus und erkundigte sich, wann der Empfang beginne. Der Butler beschied ihm mit höflicher Kühle, der Nachmittagstee beim Präsidenten begänne um drei Uhr. Es werde Ausgehuniform erwartet. Robert sah auf die Uhr. Gerade rückten die Zeiger auf zwölf Uhr mittags. Es reichte gerade noch, zu Mittag zu essen und die Uniform auszubürsten. Eilig ritt er zum Hotel zurück, sattelte Rover ab, gab ihm seinen Hafer und einen Trog voll Wasser und rieb ihn ab. Dann bestellte er sich an der Hotelrezeption für zwei Uhr eine Kutsche zum Weißen Haus und nahm im Hotel einen Lunch ein. Zehn vor zwei klopfte der Hoteldiener an Roberts Zimmertür und teilte mit, die Kutsche stünde vor dem Haus. Robert prüfte noch einmal, ob die Fransen der Epauletten nicht durcheinander waren, ob seine frisch polierte Ehrenmedaille richtig saß, ging dann hinunter und ließ sich zum Weißen Haus fahren.

Pünktlich um drei Uhr betrat Robert Bennett – mit heimlicher Aufregung, schließlich geht man nicht jeden Tag zum Staatsoberhaupt – die Bibliothek im Erdgeschoss des Weißen Hauses, wo Präsident Lincoln noch auf der Büchertreppe stand. Über den Brillenrand sah der Präsident den eintretenden Offizier an, der militärisch grüßte.

„Major Robert Bennett zur Stelle, Mr. President!“, meldete er sich. Lincoln lächelte und nahm die Lesebrille ab.

„Guten Tag, Major Bennett. Danke, dass Sie meiner Einladung gefolgt sind“, sagte der Präsident, stellte das Buch weg und stieg die Leiter herunter. Er ging in seiner schnellen Art auf Robert zu und begrüßte den jungen Mann mit Handschlag.

„Willkommen im Weißen Haus, Major.“

„Danke, Sir. Ich habe zu danken, dass Sie mich eingeladen haben, Sir“, erwiderte Robert. Lincolns Blick fiel auf den tadellos polierten Säbelgriff und die Pistolentasche seines Gegenübers.

„Nehmen Sie’s mir nicht übel, junger Freund, aber hier brauchen Sie nicht militärisch zu grüßen. Sie sind hier unter Zivilisten und dürfen sich gern zivil benehmen. Und Ihre Waffen lassen Sie heute Abend bitte spätestens an der Garderobe im Theater. Der Krieg ist aus und Sie brauchen sich damit nicht mehr zu belasten“, sagte er. Robert lächelte verbindlich.

„Wenn ich ehrlich bin, fühle ich mich ohne meine Waffen recht nackt, Mr. President. Daran habe ich mich gewöhnt wie an eine Hose“, erwiderte er.

„Nun, bis jetzt hatten wir auch Krieg. Aber heute Abend sollen Sie daran nicht mehr denken. Endlich Frieden! Dass ich das noch erleben darf! Es ist nicht einfach, eine Nation nur in einem Krieg zu regieren – vor allem, wenn man so gar keine vorherige Erfahrung mit einer Friedensregierung hat. Aber lassen wir das. Kommen Sie, Mr. Bennett, nehmen wir den Tee ein.“

Lincoln klingelte nach dem Butler, der leise erschien.

„Mr. President?“

„Sie können den Tee servieren. Der Major und ich bleiben unter uns.“

„Sehr wohl, Mr. President“, verbeugte sich der Diener und verschwand ebenso lautlos, wie er erschienen war.

Der Präsident bot Robert an einem Tisch vor dem Kamin Platz an und setzte sich dazu.

„Sagen Sie, Major, was haben Sie während des Krieges gemacht?“, erkundigte sich Lincoln.

„Für die Union gekämpft, Sir“, antwortete Robert zurückhaltend.

„Etwas ausführlicher darf Ihre Antwort schon ausfallen“, forschte der Präsident weiter. „Sie scheinen nicht zu der unauffälligen Sorte Soldat zu gehören“, setzte er mit einem Hinweis auf Roberts Orden hinzu.

„Nun, ich habe im Dezember ‘60 meine Offiziersprüfung gemacht, wurde zur Cavalry Reserve West nach Kansas versetzt, die dann später zur 7th US-Cavalry erhoben wurde, habe im Juli ‘61 an der 1. Schlacht am Bull Run in der Nähe von Manassas teilgenommen, war Anfang ‘62 für einige Monate im Kriegsministerium für die Pferdebeschaffung eingesetzt, habe im August ‘62 die zweite Katastrophe von Manassas erlebt, war im September ‘62 am Antietam dabei, wurde dabei schwer verwundet und habe bis Januar ‘63 im Bett gelegen, wurde dann im April ‘63 mit meiner Schwadron nach Vicksburg geschickt, geriet auf dem Heimweg im August in Gefangenschaft, wurde im September auf dem Weg zum Austausch noch von Partisanen gefangen genommen, und die haben mich nicht gerade mit Samthandschuhen angefasst. Im Oktober ‘63 bin ich erfolgreich ausgerissen, habe dann – nach meiner Genesung – im März ‘64 mit Genehmigung von General Grant diese Partisanen mit der Unterstützung des Confederate Provost Department gejagt. Danach war meine Einheit der Army of the Potomac zugeteilt. So war ich noch im Mai ‘64 in der Wilderness und bei Spotsylvania, später auch noch im Shenandoah-Valley. Danach habe ich an der Belagerung von Richmond teilgenommen und war auch jetzt bei den letzten Kämpfen in Virginia dabei, Sir“, fasste Robert seinen Kriegseinsatz kurz zusammen.

„Dann waren Sie so ziemlich überall, Major“, bemerkte Lincoln.

„Nein, richtig im Süden, ich meine in Georgia oder im südlichen Louisiana, war ich eigentlich nicht. Dort war ich nur für ein paar Monate als Gefangener im Camp Virgil bei Atlanta, Sir.“

Lincoln musterte den jungen Offizier einen Moment, als der Butler den Tee brachte und wieder lautlos davon schwebte.

„Warum haben Sie sich für die Union entschieden und nicht für die Rebellen?“, fragte der Präsident.

„Bitte, Sir?“, erkundigte sich Robert erschrocken, der glaubte, sich verhört zu haben.

„Ich habe Sie gefragt, warum Sie gerade Unionssoldat geworden sind. Und ich hätte gern eine ehrliche Antwort“, präzisierte Lincoln und knabberte an einem Keks. Robert nippte an der Teeschale.

„Ich bin unter Soldaten groß geworden, Mr. President. Mir hätte man goldene Berge bieten können – ich wäre auf Biegen und Brechen Soldat geworden. Dass ich Unionssoldat geworden bin, halte ich für blanken Zufall, Sir. Ich bin im Nebraska-Territorium aufgewachsen. Wäre ich in Virginia oder in Georgia groß geworden oder in Texas zu Hause gewesen, hätte ich mich sicher für die Konföderation entschieden“, gab Robert entwaffnend ehrlich zu.

„Wie stehen Sie persönlich zur Frage der Sklaverei?“, hakte Lincoln nach.

„Sie ist mir ein Graus. Ich stehe auf dem Standpunkt, dass jeder Mensch gewisse Rechte hat, so wie sie in unserer Verfassung geschrieben stehen – und ich bin davon überzeugt, dass sie für *alle* Menschen zu gelten haben, ob weiß oder schwarz, ob rot oder gelb“, erwiderte Robert. Lincoln zog verblüfft die Augenbrauen hoch.

„Und doch können Sie nicht ausschließen, dass Sie eventuell für den Süden gekämpft hätten, wären Sie dort geboren?“, fragte er erstaunt.

„Das eine ist sicher nicht unabhängig vom anderen, Mr. President. Ich hätte diese Ideen vielleicht nicht, wäre ich im Süden zur Welt gekommen und mit der dort herrschenden Weltanschauung aufgewachsen. Aber ich kenne auch jemanden, der nicht mal aus dem Süden ist, dem Sklaverei ein Horror ist, der aber eine graue Uniform angezogen hat und sogar am Antietam mit seinem leibhaftigen Bruder auf Leben und Tod gerungen hat. Gott sei Dank haben es beide überlebt.“

„Meinen Sie, dass Sie einen gerechten Kampf geführt haben?“, erkundigte sich Lincoln weiter. Robert zuckte mit den Schultern.

„Jein, Sir“, sagte er schließlich.

„Wie ist das zu verstehen?“

„Ich habe mir immer Mühe gegeben, meine Kampftätigkeit auf Militärpersonen zu beschränken. Im Shenandoah-Valley ist uns das nicht ganz so gelungen, wie ich es mir gewünscht habe. Meine Leute hatten immer striktes Plünderungsverbot, aber manchmal haben wir uns doch bedient. Ich gestehe das nicht ohne Scham ein, Sir“, erwiderte Robert.

„Nun, es war Krieg, Major“, gab der Präsident zu bedenken.

„Schon, Sir. Aber Diebstahl bleibt Diebstahl. Erst recht, wenn er von Männern begangen wird, die die Uniform ihres Landes angezogen haben und die Staatsgewalt repräsentieren sollen. General McClellan ist von unseren Zeitungen oft gescholten worden, er nähme Rücksicht auf die Rebellen, weil er sie nicht konsequenter bedrängt hat. Man mag darüber sicher strei-

ten, jetzt, wo der Krieg ein Ende mit Schrecken gefunden hat. Ich habe mich am Antietam auch sehr über den Mann geärgert, weil wir armen Frontschweine ohne Verstärkungen blieben, die diese Schlacht vielleicht schon am ersten Tag zu unseren Gunsten entschieden hätten – aber *nach* dem Jahrmarkt ist jeder klüger. Ich konnte mich mit seiner im Wahlkampf geäußerten Verständigungspolitik mit den Südstaaten auch nicht einverstanden erklären, denn eine Präsidentschaft von General McClellan hätte alles über den Haufen geworfen, wofür ich und Tausende andere vier Jahre lang unsere Köpfe hingehalten haben. Aber was diesem Mann meine ganze Hochachtung garantiert, ist die Tatsache, dass er die Südstaatler nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, sondern ihnen eine neue Chance geben wollte, nachdem sie in die Schranken gewiesen waren.“

„Ich nehme an, wegen dieser Auffassung sind Sie immer noch Major, statt einen guten Platz im Generalstab zu haben, stimmt’s? Custer und Kilpatrick sind längst Generäle“, schmunzelte Lincoln.

„Auch jein, Sir. In gewissem Rahmen hat mich mein vorlautes Mundwerk bei einer Karriere behindert. Aber ich wollte auch selbst nicht“, antwortete Robert.

„Sie wären der erste Offizier, der freiwillig auf eine Blitzkarriere verzichten würde. Warum?“, bohrte der Präsident.

„Zwei Gründe. Zum einen war es eine völlig blödsinnige Wette, die ich noch auf der Akademie verloren hatte, zum anderen hatte ich einen Zug von Leuten erwischt, die ich nicht für alles Gold Kaliforniens hergegeben hätte. Leider hat mir der Krieg viele von ihnen entrissen. Die meisten waren mir nicht nur Untergebene, sondern Freunde, Mr. President.“

„Einen Zug? Aber Sie sind doch Major. Da kommandieren Sie doch wenigstens ein Bataillon? „ wunderte sich Lincoln. Robert lächelte.

„Ja, sicher. Ich bin im Februar ‘62 zum Captain befördert worden und seit August letzten Jahres bin ich Major. Aber wenn meine Vorgesetzten mir nicht garantiert hätten, dass ich meine Leute – nämlich meinen Zug 1 der C-Schwadron – behalten konnte, hätte ich eher meinen Abschied genommen, als mich von denen wegversetzen zu lassen“, erwiderte er.

„Schade“, sagte Lincoln.

„Was meinen Sie, Sir?“, erkundigte sich der Major.

„Nun, Major Rathbone, mein persönlicher Adjutant, möchte heiraten. Seine Verlobte ist nicht von hier, und er wird fortziehen. Deshalb wird diese Stelle demnächst frei. General Grant hatte Sie mir empfohlen, weil er meint, Sie wären gewiss in der Lage, mir behilflich zu sein, den Süden

wieder aufzubauen. Nach unserem Gespräch bin ich davon erst recht überzeugt. Wären Sie an dem Posten interessiert?“, bot Lincoln an. Robert sah den Präsidenten erschrocken an.

„Sie meinen, ich ... ich soll ... Donnerwetter! Mit so einer Ehre habe ich nicht gerechnet, Sir!“, stotterte der junge Mann.

„Soll ich das so deuten, dass Sie Interesse haben?“, fragte Lincoln amüsiert.

„Ja, Sir. Das habe ich. Ich habe gehört, dass meine jetzige Einheit nach Auflösung der Milizregimenter in den Westen verlegt werden soll. Mir ist klar, dass das nur Krieg gegen die Indianer heißen kann. Und ich muss gestehen, dass mich das gar nicht reizt“, erwiderte Robert.

„Wie passt das mit der Tatsache zusammen, dass Sie unbedingt Soldat werden wollten?“, wunderte sich Lincoln. Robert lächelte verbindlich.

„Das ist schwer zu verstehen, Mr. President, ich weiß. Es ist so, Sir: Zu der Zeit, als ich mich entschloss, Soldat zu werden – das war 1846, wenn ich mich recht entsinne – hatten die USA noch ausländische Feinde, wie Mexiko oder auch möglicherweise Großbritannien. Gegen die wollte ich meine Heimat gern schützen. Davon aber abgesehen, kannte ich nichts anderes als Soldaten. Ich bin im Fort Leavenworth in Kansas geboren und das Erste, was ich in der Hand gehabt haben soll, sollen die Epauletten meines Vaters gewesen sein. Einen anderen Berufsstand habe ich nicht kennen gelernt – abgesehen von den Farmern, die aber so abgerissen und arm aussahen, dass der Job mich nie gereizt hat. Mein Vater hat als Soldat gegen die Mexikaner gekämpft, mit viel größerer Inbrunst aber gegen Indianer. Er hasst sie wie die Pest. Im Gegensatz dazu habe ich schon als Junge Freunde unter den Indianern gefunden, habe mit ihnen gejagt. Ich habe oft erlebt, dass Leute, die für die Indianer da sein sollten – diese Indianerkommissare – die Roten gegen die Weißen aufgehetzt haben. Die Indianer haben dann Farmen überfallen und die Farmer haben die Kavallerie zu Hilfe geholt. Folge war ein Indianerkrieg. Das, Sir, wird nun häufiger passieren, fürchte ich. Wenn ich dort im Westen wäre, würde ich versuchen wollen, dort für Frieden zu sorgen, denn jeder hat sein Recht auf Leben, die Weißen ebenso wie die Roten. Das Problem besteht nur darin, dass es genügend weiße Geschäftemacher, Lügner und Betrüger gibt, um auch den friedfertigsten Indianer auf den Kriegspfad zu treiben. Ich wage nicht, mir vorzustellen, wie viele entwurzelte Südstaatler sich jetzt auf den Weg nach Westen machen, um dort vom die vom Homestead-Act versprochenen Leistungen in Anspruch zu nehmen. Das muss zwangsläufig zu einer Kollision mit

den Ureinwohnern führen. Bei der Einstellung der meisten Weißen, insbesondere der in verantwortlichen Positionen befindlichen Weißen, kann ich mir nicht vorstellen, dass die Kavallerie mal dazu ausgeschickt wird, Indianerdörfer vor dem Zugriff der Weißen zu bewahren. Man wird uns rufen, um die Indianer zu vertreiben – und dafür gebe ich mich nicht her“, erklärte Robert mit einiger Leidenschaft.

Lincoln nickte.

„Ich glaube, ich habe Sie verstanden, Major. Das macht Ihre Tätigkeit für mich noch interessanter. Es könnte sein, dass ich Sie mal in den Westen schicke – und dann mit dem Auftrag, für Gerechtigkeit im Namen des Weißen Vaters zu sorgen. Das würde Ihren Intentionen entsprechen, oder?“

„Ganz gewiss, Sir. Ich möchte nur auf etwas hinweisen, Mr. President: Ich bin verheiratet, und meine Frau erwartet im September ihr erstes Kind. Ich bin also nicht ganz vogelfrei“, warnte Robert. „Zudem habe ich noch eine letzte Aufgabe zu erledigen, die mir auch eine persönliche Angelegenheit ist, und die im schlimmsten Falle einige Monate dauern kann.“

„Was ist das für ein Auftrag?“

„Es gibt in Tennessee ein Partisanenproblem. Offenbar handelt es sich um die Reste der Bande, die wir im letzten Jahr nicht erwischt haben, wenn ich das so ausdrücken darf. Mein Partner aus dem Süden und ich haben uns für den 10. Mai in Dover verabredet, um mit der Jagd zu beginnen. Aber sobald dieses Problem gelöst ist, stehe ich gern zu Ihrer Verfügung“, sagte Robert.

„Sie erwähnten vorhin, dass Sie schon im letzten Jahr eine Partisanenjagd mit dem Confederate Provost Department unternommen haben. Ist das die Fortsetzung der Zusammenarbeit?“

„Ja, Sir.“

„Und Sie haben gute Erfahrungen gemacht?“

„Ja, Sir.“

„Wie stehen Sie zur Frage der Nachkriegsordnung?“

„Was meinen Sie, Mr. President?“

„Nun, sind Sie der Ansicht, dass man die Südstaaten gleich wieder in die Staatengemeinschaft der Union integrieren sollte oder halten Sie es für besser, sie eine Weile zappeln zu lassen und sie dann auf Antrag wieder in die Union aufzunehmen?“, erkundigte sich der Präsident.

„Auf die Gefahr hin, dass Sie mich aus dem Gute-Nacht-Gebet streichen, Sir: Die Union war doch nie aufgelöst! Also müssen die Staaten, die sich zur Konföderation zusammenschließen wollten, immer noch Staaten

der Vereinigten Staaten sein. Meiner Meinung nach sollte man die Regierungen dieser Staaten vor Gericht stellen, sie wegen Verfassungsbruches oder Verrat zur Verantwortung ziehen und ansonsten sagen, dass die Leute in den Südstaaten mit der Zerstörung ihres Landes genug gestraft sind“, erklärte Robert. Lincoln lächelte freundlich.

„Das entspricht zu hundert Prozent meiner Meinung, Major. Ich hoffe, ich kann das auch im jetzt doch sehr radikal dominierten Kongress durchsetzen. Aber dabei könnten Sie mir sogar helfen. Wann, meinen Sie, könnten Sie spätestens Ihren Dienst hier aufnehmen?“

„Ich möchte keine Versprechen machen, die ich nicht halten kann, Mr. President. Ich hoffe, dass wir spätestens zu Beginn des Sommers die Black-Legs hinter Gittern oder in der Kiste haben. Aber es könnte eventuell auch länger dauern“, wagte Robert eine vorsichtige Prognose.

Lincoln setzte seine Lesebrille auf und nahm aus der Schublade des Lesetischs, an dem sie saßen, eine Personalakte heraus.

„Das hier, Major Bennett, ist Ihre Personalakte. Ich habe sie vor dem Gespräch gelesen – und ich muss zugeben, dass ich erwartet habe, einen durch und durch martialischen Soldaten zu sehen. Beinahe hätten Sie meinen Eindruck aus der Akte bestätigt, als Sie so zackig gegrüßt haben und anfangs recht einsilbig waren. Sie haben die höchste Auszeichnung unseres Landes bekommen und erwähnen sie nicht mal. Von Ihnen stammen militärische Geniestreiche – wie die Brustwehren am Antietam und die Erstürmung der Artilleriestellung am Snyder’s Bluff – aber darüber verlieren Sie kein Wort. Stattdessen loben Sie Ihre Leute, beschränken sich auf eine sehr knappe Zusammenfassung ihrer Einsätze, und Sie sind so urteilsfähig, dass Sie nicht glauben, der Krieg erlaube alles. Sie sind vorsichtig, wenn man Prognosen von Ihnen erwartet und es scheint, als wären Sie jemand, der seine Meinung sagt. Alles in allem, denke ich, dass wir uns gut vertragen werden. Ich freue mich, dass Sie Major Rathbone ablösen werden“, sagte Lincoln und nahm die Brille wieder ab.

Im selben Moment klopfte es an der Bibliothekstür.

„Ja, bitte?“, rief der Präsident. Die Tür öffnete sich und die Gattin des Präsidenten, Mary Lincoln, trat ein.

„Abe, es ist Zeit zum Abendessen, wenn wir nicht zu spät ins Theater kommen wollen“, sagte sie. Dann bemerkte sie den Offizier, der mit am Tisch saß. Robert erhob sich höflich.

„Guten Abend, Ma’am“, grüßte er.

„Darf ich dir Major Robert Bennett vorstellen, Darling? Major Bennett, Mrs. Mary Lincoln, meine Frau“, stellte der Präsident vor. Robert verbeugte sich höflich und deutete einen Handkuss an.

„Es ist mir eine Ehre, Mrs. Lincoln“, sagte er.

„Major Bennett wird meinen bisherigen Adjutanten, Major Rathbone ablösen“, erklärte Lincoln.

„Wie nett, Major. Sind Sie verheiratet?“

„Ja, Ma’am.“

„Oh, Abe, dann brauchst du nicht mehr nach einer Gesellschafterin für mich zu suchen“, sagte die Präsidentengattin erfreut.

„Ich hoffe, ich enttäusche Sie nicht, Mrs. Lincoln, wenn ich Ihnen sage, dass es erstens noch einige Zeit dauern kann, bis ich meinen Dienst hier antreten kann und dass meine Frau dann zweitens ein quakendes Bündel im Arm hat. Sie erwartet im September unser erstes Kind“, lächelte Robert freundlich.

„Wunderbar – ich liebe Kinder, Mr. Bennett. Und jetzt kommen Sie, sonst wird das Dinner noch kalt“, bat Mrs. Lincoln den Gast zu Tisch.

Außer der Familie Lincoln saßen noch Major Henry Rathbone und Miss Clara Harris, seine Verlobte, und Robert Bennett als Gäste am Tisch. Der Butler servierte eine Platte mit gemischtem Kochfisch, dazu eine pikante Senfsauce. Die Lincolns und ihre Gäste plauderten über den bevorstehenden Theaterabend.

„Major Bennett, man hat mir zugetragen, Sie seien katholisch. Stimmt das?“, erkundigte sich Rathbone mit gewisser Neugier.

„Stimmt“, gab Robert knapp zurück. „Stört Sie das?“

„Nein, nur ist der Absolutheitsanspruch der katholischen Kirche nicht unbedingt etwas für ein Land wie das unsere“, erwiderte Rathbone. Robert lächelte kühl.

„Mr. Rathbone, nach unserer Verfassung gibt es keine Staatsreligion in diesem Lande. Heißt im Klartext: Mein Glaubenschef, der Papst, wird nicht das Recht haben, von den USA in irgendeiner Form Unterwerfung unter seine Autorität zu verlangen. Das heißt aber auch, dass ich meinen katholischen Glauben hier unbehindert ausüben darf. Was meine persönliche Meinung anbelangt: Mir bedeutet nicht einmal die Hautfarbe eines Menschen etwas, die er sein Leben lang behalten muss. Umso weniger interessiert es mich, zu welchem Glauben sich ein Mensch bekennt – denn den Glauben kann man auch wechseln. Mr. Rathbone.“

„Oh, Sie reagieren recht empfindlich, Mr. Bennett“, bemerkte Rathbone. „Bedeutet Ihnen die Art der Glaubensausübung persönlich viel?“, fragte er dann.

„Ich lege Wert darauf, am Sonntag in die Kirche zu gehen und die kirchlichen Feiertage einzuhalten – vorausgesetzt, mich hindert kein Krieg daran, wie in den letzten vier Jahren.“

„Und dann gehen Sie ausgerechnet am Karfreitag ins Theater?“, spöttelte Rathbone.

„Mr. Rathbone …“, griff Lincoln ein. „zum einen ist der Karfreitag eher ein Feiertag der protestantischen Kirchen. Zum anderen haben wir Amerikaner in den letzten vier Jahren Dauerkarfreitag gehabt. Der Krieg war besonders für unsere Soldaten an den Fronten nicht gerade ein Ostersonntag! Und falls Sie noch fragen sollten, weshalb ich ausgerechnet *heute* ins Theater gehen will: Heute vor genau vier Jahren wurde Fort Sumter im Hafen von Charleston nach zweitägiger Beschießung evakuiert. Dass wir genau vier Jahre später den Krieg, der durch die Beschießung von Fort Sumter begonnen wurde, beendet haben und ihn auch noch nach manchen dunklen Momenten gewonnen haben, ist durchaus ein Anlass zur Freude. Der Herr wird uns verzeihen, wenn wir heute den Karfreitag ausfallen lassen und stattdessen einmal fröhlich sind“, stoppte er Rathbones Frotzelei.

„Verzeihung, Mr. President, aber Major Bennett ist so schrecklich ernst. Ich habe gehofft, ihn aufzumuntern“, verteidigte sich Rathbone.

„Wenn es Major Rathbone gelingt, meine Frau herzuzaubern, tue ich ihm auch gern den Gefallen, etwas fröhlicher zu sein. Denn ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie es gern sehen würden, wenn ich mich an Ihre Verlobte heranmache, Major“, versetzte Robert.

Nach dem Dinner gingen die Lincolns und ihre Gäste ins Ford-Theater. Im Theaterfoyer kam eine kleine, zart scheinende Frau mit einem Buch unter dem Arm auf den Präsidenten zu, machte einen höflichen Knicks und überreichte Lincoln den Band. Lincoln sah auf den Buchdeckel. *Onkel Toms Hütte* war der Titel des Buches. Und die schmale Frau, die es dem Präsidenten überreicht hatte, war Harriet Beecher-Stowe, die Autorin.

„Mrs. Beecher-Stowe, Sie sind also die kleine Frau, die mit Ihrem Buch diesen großen Krieg ausgelöst hat?“, fragte der Präsident, nachdem er sich bedankt hatte.

„Ja, die bin ich. Gott segne Sie, Mr. President“, erwiderte Mrs. Beecher-Stowe und verschwand schnell im Gedränge der Theatergäste.

Der Präsident, seine Frau, Major Rathbone, Miss Harris und Robert Bennett nahmen in der Proszeniumsloge Platz, die an diesem Tag mit einem Bild George Washingtons geschmückt war, um das seidene Nationalfahnen drapiert waren. Lincoln setzte sich in einen Schaukelstuhl und legte das Buch vor sich auf die Brüstung der Loge. Auf dem Programm stand *Der Vetter aus Amerika*, eine englische Komödie. Nach vier Jahren der Trauer und der Ängste wollten die Menschen wieder lachen dürfen – zur Not auch am Karfreitag. Der erste Akt verging im fröhlichen Gelächter der Zuschauer.

Der zweite Akt begann, gerade hatten die Schauspieler eine Szene beendet und die Bühne verlassen und die Zuschauer warteten gespannt, was in der nächsten Szene geschehen würde, als die Tür zur Präsidentenloge lautlos geöffnet wurde und John Wilkes Booth, einer der am Theater engagierten Schauspieler, auf leisen Sohlen hereinschlich. Nicht einmal Roberts kriegsgeschärftes Gehör nahm den Mann wahr, weil er sich im Moment amüsierte, wie selten zuvor. Booth schlich in die unmittelbare Nähe des Präsidenten, zückte eine kleinkalibrige Derringerpistole – und schoss aus allernächster Nähe, kaum einen halben Yard von Lincoln entfernt, dem Präsidenten hinter dem linken Ohr in den Kopf! Die Explosion des Schusses war so geschickt in den Szenenapplaus platziert, dass nur die Gäste in der Loge die Katastrophe bemerkten. Lincoln sackte im Schaukelstuhl zusammen, so, als sei er einfach eingeschlafen. Rathbone und Bennett sprangen auf, Booth riss einen langen Dolch heraus, stach Rathbone damit in den Arm und war über die Brüstung, bevor Robert ihn noch am Rock zu fassen bekam.

„Rache für den Süden!“, rief Booth laut, deklamierte noch einige Verse und war hinter der Bühne verschwunden, noch ehe das Publikum realisierte, dass dieser Mann soeben ein Attentat auf den Präsidenten verübt hatte.

„Haltet den Mann!“, brüllte Robert hinunter. „Er hat auf den Präsidenten geschossen!“

Doch unten saßen alle wie erstarrt. Rathbone untersuchte rasch die Verletzung des Präsidenten.

„Rasch, holen Sie einen Arzt, Bennett!“, drängte er verzweifelt. Doch Robert war schon aus der Loge davon gestürzt, um den Attentäter noch einzufangen.

Jetzt hatte auch das Publikum unten im Parkett erkannt, dass etwas Schreckliches geschehen war. Ärzte, die als Zuschauer im Theater waren, rannten sofort zur Präsidentenloge, bemühten sich um den leblosen Präsi-

denten, um die zwischenzeitlich ohnmächtigen Frauen und um Rathbones Verletzung. Keuchend und erfolglos kehrte Robert zurück.

„Der Kerl ist weg!“, knurrte er. „Haben Sie den Lumpen erkannt, Rathbone?“, fragte er den Adjutanten.

„Das könnte Mr. Booth gewesen sein“, sagte einer der Ärzte. „John Wilkes Booth, der ist hier am Theater engagiert“, setzte er noch hinzu.

„Was … was ist mit dem Präsidenten, Doktor?“, fragte Robert den Arzt. Der Mann schüttelte traurig den Kopf.

„Die Kugel ist hinter dem linken Ohr in den Kopf eingedrungen. Die bekommen wir nicht mit aller Kunst heraus. Im Grunde ist der Präsident schon tot, wenn der Körper auch noch zwei oder drei Stunden leben kann – aber er wird sterben, daran führt kein Weg vorbei“, sagte der Arzt bedrückt.

„Mein Gott, nein!“, entfuhr es Robert entsetzt. Sanitäter kamen und transportierten den Sterbenden in ein Haus gegenüber dem Theater, das einem Mr. Peterson gehörte. Robert sah den Sanitätern geistesabwesend zu und schüttelte nur den Kopf.

„Warum war ich nicht bewaffnet?“, fragte er wie im Selbstgespräch. Rathbone legte ihm eine Hand auf den Arm.

„Wir hätten es nicht verhindert, Bennett. Der Mörder kam von hinten durch die Tür. Waffen hätten uns nichts genützt“, widersprach der Adjutant.

„Oh, doch! Der Kerl hätte das Theater nicht lebend verlassen!“, schnaubte Robert.

„Sie hätten das Leben der anderen Schauspieler und der Zuschauer aufs Spiel gesetzt?“, fragte Rathbone erschrocken.

„Bis jetzt habe ich auf zweihundert Yards getroffen, was ich anvisiert habe, Mr. Rathbone!“, erwiderte Robert fast giftig. Rathbone zuckte hilflos mit den Schultern.

„Der Präsident wollte es unbedingt, dass wir unbewaffnet sind. Machen Sie sich deshalb keine Vorwürfe. Ich glaube nicht, dass wirklich mit einem Mordanschlag zu rechnen war.“

Robert sah Rathbone eine Weile an.

„Mr. Rathbone …“, sagte er dann langsam, „Sie hatten Recht: Es *ist* Karfreitag!“

Abraham Lincoln starb an einem regnerischen, kühlen Karsamstag, den 15. April 1865, morgens um 07.22 Uhr, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben. Und kaum sechs Stunden nach dem Tod des 16. Präsiden-

ten wurde sein Vizepräsident Andrew Johnson als 17. Präsident der Vereinigten Staaten vereidigt.

Kapitel 36

Abrechnung am Cumberland

Zutiefst geschockt fuhr Robert Bennett am Ostersonntag nach Dover ab. Die Zeitungen berichteten in großer Aufmachung und in Extrablättern vom Attentat auf den Präsidenten. Es gab niemanden in der Union, der sich seiner Tränen schämte – und auch in den besiegten und besetzten Südstaaten brachen die weitaus meisten in Tränen der Hoffnungslosigkeit aus. Was würde der Mord an Lincoln für sie bedeuten?

Für Robert gab es nur einen Trost: Präsident Johnson wollte Lincolns Kurs der Versöhnung weitersteuern. Und dafür wollte er Robert als neuen, persönlichen Adjutanten haben – er übernahm ihn gleichsam von seinem Amtsvorgänger. Nach beendigter Jagd auf Yancey und seine Partisanen würde Robert also seinen Posten bei Präsident Johnson antreten. Schon zwei Tage nach seinem Amtsantritt hatte Johnson die Papiere geordnet und den Vertrag zwischen Präsident Lincoln und Robert Bennett gefunden. Johnson selbst verfügte noch über keinen eigenen Adjutanten und hatte Robert den Posten angeboten, der auch zugesagt hatte. Doch zwischen diesen beiden Aufgaben lagen noch ungewiss viele Monate. Und wer konnte schon wissen, ob nicht irgendein Verrückter morgen wieder auf den Präsidenten losging?

Noch immer unter dem Schock der Ereignisse des Karfreitags erreichte Robert am Mittwoch nach Ostern Dover. Auch hier war stille Trauer statt der Osterfreude, mit der der Friede eigentlich hatte gefeiert werden sollen. Nicht einer in der Stadt, der nicht um den Präsidenten weinte – Männer und Frauen, Unionisten und Südstaatler. Robert kam am Haus des Friedensrichters vorbei, der sich seinerzeit geweigert hatte, Susan und Robert zu trauen, weil sie keine Südstaatler waren. Jetzt hatte er die Unionsflagge auf Halbmast gesetzt und sah aus, als ob er die Nacht durch geweint hatte. Er erkannte Robert und winkte ihm. Bennett stoppte Rover und ritt zum Friedensrichter hinüber.

„Morgen, Justice. Fast hätte ich nachträglich *fröhliche Ostern* gewünscht. Aber dies Jahr ist mir nicht nach Freude zumute“, begrüßte Robert ihn.

„Das ist ein Unglück, Söhnchen! Freitagmittag bekomme ich ein Telegramm von Mr. Lincoln, dass ich als Friedensrichter bestätigt bin, weil ich den Treueid geleistet habe – und dann bringt den einer um! Das ist ein Unglück! Was wird jetzt werden?“

„Der neue Präsident will dort weitermachen, wo Lincoln aufzuhören gezwungen war. Gebe Gott, dass der Kongress ihn nach dem Mord noch lässt. Mr. Booth hat dem Süden jedenfalls keinen Gefallen getan, als er auf den Präsidenten geschossen hat“, antwortete Robert. Der Friedensrichter nickte.

„Hören Sie, Söhnchen: Diese Banditen, die Black-Legs, sind wieder in der Gegend. Werden Sie was gegen die unternehmen?“, erkundigte sich der Friedensrichter.

„Ja. Es kommen noch ungefähr einhundert US-Marshals dazu und dann werden wir sie ausräuchern“, gab Robert zurück.

„Lasst euch nicht zu viel Zeit mit den Brüdern. Die sind gefährlich. Die haben nicht nur Gil Farnbrook und seinen Sohn auf dem Gewissen, Söhnchen“, warnte der Justice of the Peace.

„Ich kenne sie nur allzu gut“, gab Robert zurück. „Diesmal sind sie fällig.“

„Sie waren schon hier, aber sie sind mal wieder entwischt. Abgesetzt haben sie sich wieder nach Südwesten“, gab der Friedensrichter einen Tipp.

„Haben Sie das schon General Bennett gesagt – oder Captain Craig?“, fragte Robert.

„Nee, ins Fort reite ich nicht. Ich geh’ doch nicht zu den Niggern! Nee, nee, Sie sind der einzige Yankee, dem ich so was sage, Söhnchen.“

„Immer noch dixie-dickschädelig!“, seufzte Robert. „Sie lernen es nie! Machen Sie’s gut, Justice.“

Er gab Rover die Absätze und ritt zu Lucas Craigs Haus, aber Lucas war nicht zu Hause. Robert schloss daraus, dass Lucas wohl zu Besuch im Fort war und ritt eilig nach Fort Donelson weiter.

Im Fort herrschte die gleiche Trauer wie überall im Lande. Besonders die Schwarzen, die hier als Soldaten der 4th US Colored Heavy Artillery ihren Dienst taten, waren entsetzt und geschockt, weinten um *Vater Abraham*. Abe Lincoln hatte ihnen die Freiheit gegeben. Würde es unter dem neuen Präsidenten dabei bleiben? Der gesamte Krieg war nicht primär zur Beseitigung der Sklaverei geführt worden, sondern mehr zum Erhalt der

nationalen Einheit. Deshalb fragten sich gerade die Schwarzen, wie die Politik der neuen Machthaber aussehen würde.

Robert war unangenehm überrascht, dass Susan nicht im Fort war. Auch Lucas war nicht dort. Er befragte schließlich seinen Vater.

„Sicher waren die beide hier. Wenn du telegrafiert hättest, hätte ich sie auch gebeten, zu bleiben. Aber so hat Susan ihren Onkel zu einem Patienten nach Tennessee Ridge bringen wollen“, erwiderte Frederick. „Und du findest immer nur *im* Dienst Telegrafenstationen“, setzte der General grinsend hinzu.

„Wann ist sie weggefahren?“, fragte Robert, ohne auf die bissige Bemerkung seines Vaters einzugehen.

„Heute, nach dem Frühstück. Sie wollte Lucas heimbringen und die Woche über in Dover bleiben. Aber du bist doch von Tennessee Ridge gekommen. Die müssten dir eigentlich begegnet sein.“

„Wenn sie das wären, würde ich nicht so dumm fragen!“, versetzte Robert.

„Du solltest Betty fragen. Mit der war sie zuletzt zusammen“, empfahl Frederick.

Robert eilte gleich zu seiner Schwester.

„Betty, wann ist Susan weggefahren?“, fragte Robert, als seine Schwester ihm öffnete.

„Hoppla, guten Tag, Bobby“, sagte sie.

„Auch guten Tag. Wann ist Susan weggefahren?“, drängte er.

„Warum fragst du?“

„Daddy hat mir gesagt, Susan wollte Lucas nach Tennessee Ridge bringen. Bei Lucas war niemand zu Hause und unterwegs ist mir keiner begegnet. Ich mache mir ganz einfach Sorgen um meine Frau, Betty!“, versetzte Robert. Betty wurde bleich.

„Sie ist gleich nach dem Frühstück gefahren, so gegen neun Uhr“, erinnerte sich Betty.

„Danke!“, rief Robert und stürzte eilig davon.

„He, wo willst du hin?“, rief Betty noch, aber ihr Bruder antwortete nicht mehr.

In Windeseile rannte Robert in den Stall, sattelte Rover und war schon halb auf dem Weg zum Ausgang, als Tom über den Platz lief.

„He, du bist doch gerade erst angekommen!“, rief der Captain. Robert bremste Rover.

„Tom, deiner Schwester muss was passiert sein. Sie hat gegen neun das Fort verlassen, um nach Tennessee Ridge zu fahren und war am Nachmittag noch nicht in Dover. Das kommt mir sehr merkwürdig vor. Ich will sie suchen“, erwiderte Robert mit gewisser Nervosität.

„Warte“, rief Tom, schon in Richtung Stall laufend. „Ich komme mit!“

Nur wenig später galoppierten die beiden Freunde auf der einzigen Straße nach Tennessee Ridge dahin. Von Susan und ihrem kleinen Einspänner gab es keine Spur. Plötzlich hatte Robert etwas entdeckt. Er hielt Rover an und sah sich die Spuren auf der staubigen Straße genau an, stieg ab und untersuchte sie am Boden. Tom bemerkte, dass Robert gewendet hatte und kehrte gleichfalls um.

„Sieh mal“, sagte Robert. „Das sind Hufspuren, die aus dem Wald direkt hier an die Straße führen. Die Jungs haben ziemlich heftig Dampf gemacht, so wie die Hufe sich am hinteren Rand in den Boden gebohrt haben. Und hier sind Spuren von rutschenden Rädern, gerade so, als ob jemand heftig die Bremse gezogen hat und die Räder blockiert hätten. Auch ist sie mit einem einzelnen Pferd bespannt gewesen.“

Robert winkte Tom. Tom stieg ab und prüfte die Spuren gleichfalls am Boden nach. Robert hatte eine deutliche Radspur der Kutsche entdeckt und ging ihr nach. Sie bog nach etwa fünf Yards scharf nach links in den Wald ab. Robert zog den Revolver und folgte der Spur in den Wald. Nur wenige Yards hinter dem Waldrand fand er – verborgen unter einem Berg von Kiefernzweigen – Susans kleinen Einspänner ohne Pferd! Und auf dem Sitz – das war doch ...

„Tom!“, rief er. „Komm doch mal!“

Tom drängte sich durch das Dickicht am Waldrand.

„Was gibt’s? Oha!“

Robert wies mit bleichem Gesicht auf den Sitz des Einspänners.

„Tom, sag mir, dass das nicht wahr ist, was ich hier sehe!“, sagte er.

Tom sah genauer hin. In den Sitz war ein Zeichen eingeschnitten: Ein Y und zwei M, eingefasst in ein Rechteck mit abgerundeten Ecken.

„Versteh’ nicht. Was meinst du?“, fragte Tom verständnislos. Robert zog sein Hemd aus und wies auf sein linkes Schulterblatt.

„Sieh dir das an – und dann vergleich’ mal!“, versetzte Robert. Tom sah hin.

„Au weia! Jetzt hab' ich kapiert! Morrows!", entfuhr es ihm. Die Freunde sahen sich noch entsetzt an, als auf der Straße das Getrappel von Pferdehufen zu hören war.

„Robert!", rief draußen jemand. „Tom! Wo steckt ihr?"

Die beiden jungen Männer schlichen vorsichtig und mit gezogenen Waffen aus dem Wald. Erleichtert steckten sie die Revolver wieder ein, als sie draußen Frank trafen.

„Bobby, das hier wurde für dich abgegeben", sagte Frank und reichte seinem Schwager einen verschlossenen Umschlag. Robert riss den Umschlag auf – und musste sich auf einen am Straßenrand liegendem Baumstamm setzen. Es war ein Erpresserbrief von Yancey Morrows.*

* Brief siehe nächste Seite.

An Major Robert Christopher Bennett, Ft. Donelson! Mittwoch, den 19. April 1865

Wir sind eine Gruppe von Anhängern der Konföderierten Staaten von Amerika, welche die Kapitulation des verräterischen General Lee nicht akzeptieren werden. Wir wissen, dass Sie und Ihr nicht minder am Süden Verrat übender Freund, Captain Martin Moore, mit der Vernichtung unserer Gruppe beauftragt wurden.

Nehmen Sie zur Kenntnis, dass sich Ihre Frau und Dr. Lucas Craig in unseren Händen befinden und dass wir sie nur freilassen werden, wenn definitiv folgende Dinge geklärt sind:

1. Der gegenwärtige Präsident der so genannten „Vereinigten Staaten" erklärt, dass die elf Staaten, die sich zu den Konföderierten Staaten von Amerika zusammengeschlossen haben, von nun an und für immer frei sind.

2. Unserer Gruppe wird der Status der regulären Armee der Konföderierten Staaten zuerkannt.

3. Major Bennett und Captain Moore erklären öffentlich, dass sie sich weigern, die Helden der Südstaaten mit den angedachten Terrormethoden zu verfolgen.

Bevor diese Bedingungen nicht erfüllt sind, werden Sie weder Ihre Frau noch Dr. Craig wieder sehen. Zur Erfüllung der Bedingungen gestehen wir Ihnen ob der Tragweite der von uns erhobenen Forderungen sieben Tage zu, gerechnet vom Datum des heutigen Schreibens.

Noch eine Warnung: Sollten Sie den törichten Versuch machen, Ihre Frau und Dr. Craig zu befreien, werden Sie beide im Sack verschnürt zurückerhalten. Gerade Sie, Major Bennett, sollten unsere gründlichen Methoden zu schätzen wissen. Als Zeichen Ihres grundsätzlichen Einverständnisses heften Sie bitte einen halben Ein-Dollar-Schein an das Schwarze Brett des Rathauses von Dover.

Hochachtungsvoll

Yancey M. Morrows, Colonel

„Der hat nicht nur eine Schraube locker, da fehlen etliche Tassen im Schrank!“, schnaubte Robert. „Hier lest mal!“

„Nicht ganz richtig im Kopf, trifft den Kern der Sache“, stellte Tom schnaufend fest. „Was hast du jetzt vor? Doch nicht etwa die Forderungen erfüllen?“

„Bin ich des Teufels fette Beute? Abgesehen davon ist das unerfüllbar. Ich wüsste nicht, wie ich Johnson oder den Kongress dazu bringen könnte den Quark hier wahr werden zu lassen. Ich habe auch nicht die Absicht, es ansatzweise zu versuchen“, versetzte Robert mit eisiger Miene. „Frank, woher hast du das?“, wandte er sich dann an Toms Bruder.

„Mr. Winfield hat es deinem Vater gegeben und gesagt, es sei für dich abgegeben worden. Der General hat mich losgeschickt, um es dir zu bringen“, erwiderte Frank.

„Mr. Winfield? Wer ist das?“, fragte Robert verblüfft nach.

„Hab’ ich ganz vergessen, dir zu erzählen:“, sagte Tom und schlug sich vor die Stirn. „Du erinnerst dich bestimmt an den Spinner von der 6th Massachusetts-Cavalry – du weißt schon, der wollte dir Mord an Cabot in die Schuhe schieben! Der hat sich auf Wallaces Posten beworben, nachdem Wallace gleich nach dem Waffenstillstand unserem Vater die Kündigung in die Hand gedrückt hat.“

„Ambrose Winfield? Oha, ich glaube, mir kommt ein ganz böser Verdacht! Tom, wer – außer den Familien – wusste, dass Susan Lucas nach Tennessee Ridge bringen wollte?“

„Weiß ich im Moment nicht. Müssten wir im Fort klären“, gab Tom zu. Robert nickte.

„Frank, hilf mir mal, den Wagen aus dem Gebüsch zu holen.“

Robert und Frank befreiten die Kutsche von den Zweigen und schoben sie auf die Straße

„Das Pferd ist ordentlich ausgeschirrt worden“, bemerkte Tom, als er den Einspänner im vollen Licht sah. „Die müssen sich richtig Zeit gelassen haben.“

Frank schirrte seine Schimmelstute ein um den Einspänner zurück zu kutschieren.

„Kehrt ihr schon ins Fort zurück. Ich gehe den Spuren nach“, sagte Robert dann.

„Welchen denn?“, fragte Tom erstaunt. Robert winkte ihm und zeigte ihm dann dort, wo sie die Kutsche gefunden hatten, eine vom Regen des Vortages aufgeweichte Stelle.

„Sieh mal, hier: Hier ist ein Quadratlatschenabdruck, der plötzlich tiefer geworden ist. Die Spur führt *leer* von der Pferdespur dort weg und *voll* dahin zurück. Der Untergrund hat aber keine andere Konsistenz. Demnach muss der Mann ein respektables Gewicht getragen haben – also Susan oder Onkel Lucas. Und hier ist noch so eine Spur: *Leer* hin, *voll* zurück. Und diese Hufspuren hier, die deuten darauf hin, dass zwei Pferde doppelte Last getragen haben. Die Eindrücke sind wesentlich tiefer als auf dem Weg hierher“, erklärte Robert. „Und eines dieser beiden Pferde hat ein lockeres Eisen, es fehlen zwei Nägel. Tom, wir fangen von zwei Seiten an: Ich folge den Spuren, und du und Frank, ihr versucht herauszufinden, ob Ambrose Winfield seine Finger im Spiel hatte“, schlug Robert vor. Tom schüttelte den Kopf.

„Robert, du kannst mir in der Sache befehlen, was du willst: Ich komme mit dir! Yancey ist nicht allein! Ich weiß, dass du ‘ne Mordswut auf den Kerl hast – und gerade deshalb kann ich dich nicht allein in seine Nähe lassen!“, gab Tom zurück.

„Tom, werd’ jetzt nicht kindisch!“, bremste Robert. „Mir ist klar, dass ich allein nichts ausrichten kann. Dafür brauchen wir wenigstens zwei Schwadronen, wenn nicht das ganze Bataillon. Aber ich muss *vorher* wissen, wem ich trauen kann. Einer von uns muss Yancey verraten haben, zu welchem Zeitpunkt Susan hier vorbeikommen würde. Im Moment will ich nur wissen, wo Susan und Lucas überhaupt gefangen gehalten werden.“

Tom sah Robert eine Weile an.

„Wenn Yancey dir über den Weg läuft?“, fragte er dann.

„*Wenn* er mir begegnet, dann ist das unsere letzte Begegnung, Tom. Diesmal bring’ ich ihn um. Aber vorher wird er mir sagen, wo meine Frau und dein Onkel sind. Darauf kannst du dich verlassen. Überleben wird *er* diesmal nicht, das schwöre ich“, erwiderte Robert finster.

„Versprich mir, dass du keine Dummheiten machst“, forderte Tom eindringlich.

„Das fällt mir leicht, Tommy. Ich versprech’s dir“, lächelte Robert. Tom seufzte. Ganz überzeugt war er nicht. Andererseits konnte niemand behaupten, dass Robert ein Versprechen nicht hielt, wenn er nicht durch äußere Einflüsse gehindert wurde.

„In Ordnung. Frank und ich reiten nach Hause und fühlen Winfield auf den Zahn“, sagte er schließlich. Robert nickte nur und schwang sich in Rovers Sattel.

Die Freunde trennten sich. Tom und Frank kehrten auf dem schnellsten Wege nach Fort Donelson zurück, Robert folgte vorsichtig den sehr deutlich sichtbaren Spuren. Zeitweise war er im Zweifel, ob er den Spuren trauen durfte. Waren die Spuren absichtlich so deutlich gelegt oder nahmen Yanceys Männer einfach nicht an, jemand könne Spuren lesen? Die Spur führte an Dover auf dem linken Cumberlandufer vorbei. Robert hielt Rover an und nahm eine Karte aus der Satteltasche. Die Spuren vor ihm führten in den Wald hinein – viel zu deutlich, um wirklich echt zu sein. Schon bei der letzten Jagd hatten die Partisanen die Verfolger mit falschen Spuren genarrt. Verlängerte man diese Spuren durch den Wald hindurch, mussten sie auf den Waldweg führen, die an der Holzbrücke über den Cumberland vorbeiging.

Robert bekam eine Ahnung und trieb Rover an den überdeutlichen Spuren vorbei und ging das Risiko ein, die Spur tatsächlich zu verlieren. Etwa eine Viertelmeile weiter lenkte er das Pferd in den Wald hinein und stieg ab. Auf sein Zeichen legte Rover sich hin und verhielt sich ganz still. Robert lugte über einige Büsche. Es dauerte keine zwei Minuten, als ziemlich genau dort, wo die Spuren in den Wald führten, zwei grau-violette Mützen auftauchten, die zu zwei Posten gehörten.

„Mann, ist der blind!“, schnaufte einer der beiden Posten. „Sieht nicht mal *diese* Spuren. Ich glaub’, der Chef hat den Yankee einfach überschätzt.“

„Wer weiß? Auf jeden Fall scheint er zu suchen. Wir sollten Yancey warnen“, schlug der andere Posten vor.

„Du weißt genau, was der mit uns macht, wenn wir den Posten hier verlassen und in die Höhle gehen. Nein, wir werden brav hier bleiben“, widersprach der andere.

„Hank, wir sind hier zum Aufpassen!“, erinnerte der eine.

„Wir hätten den Yankee umlegen sollen, wenn er hier durch will. Der Chef hat nichts davon gesagt, dass wir ihm Bescheid geben sollen“, versetzte Hank.

„Mach’ was du willst, ich warne Yancey. Immerhin hat er uns versprochen, dass wir uns mit der kleinen Maus amüsieren dürfen, bevor er sie umlegt.“

Damit sprang der erste Posten auf sein Pferd, das er unten am Hang stehen hatte, der zweite folgte ihm seufzend. Robert wartete einen Moment, dann klopfte er Rover, der wieder auf die Füße sprang. Dann folgte Robert den Partisanen, die sich laut unterhielten, sich völlig sicher fühlten. Er

brauchte nur den Stimmen nachzureiten. Auf dem Waldweg waren auch wieder die Spuren da, zwar weniger deutlich als auf der Landstraße, aber gut erkennbar. Schon nach kurzer Zeit hatte er die Gewissheit, dass Susan in der Höhle am Cumberland festgehalten wurde. Die beiden Posten verließen die eigentliche Straße und ritten an der Holzbrücke vorbei, um auf den Felsweg zu gelangen, der auf der anderen Seite zum Haupteingang der Höhle führte.

Robert hielt Rover an der Brücke an und ließ ihn sich im Gebüsch hinlegen, damit ein Wächter ihn nicht sofort sah. Dann prüfte er den Fluss. Der Cumberland führte zu viel Wasser, um die Höhle auf dem Weg zu erreichen, auf dem Robert sie auf seiner Flucht verlassen hatte. Er kehrte zu Rover zurück, nahm sein Lasso vom Sattel und stieg den Berg ein Stück hinauf, um über den eigentlichen Eingang der Höhle zu kommen. Dort schlang er das Seil um einen Baum und ließ sich vorsichtig zu dem Flusseingang hinunter, wobei er darauf achtete, dass er selbst der niedrigste Punkt des Seils war – nicht, dass etwa ein baumelndes Seilstück eine Wache warnte. Unangefochten erreichte er den halb überspülten Zugang zu der Tropfsteinhöhle, hängte das Seil so an einen Felsen, dass man es nicht gleich sah und drang mit gezogenem Revolver in die Höhle ein.

In der großen Halle, die kaum zweihundert Yards vom Ausgang entfernt war, brannte ein großes Feuer mitten auf dem Boden und an einer der massiven Sintersäulen war Susan angebunden. Sie wirkte zwar äußerlich ruhig, aber sie war sehr blass – für Robert ein Zeichen, dass seine Frau Todesängste ausstand. Lucas lag leblos davor. Alles in Robert wollte dem Spuk ein Ende bereiten, aber dann sah er sich die Bewachung der Höhlenhalle genauer an – und der Verstand siegte über den Herzenswunsch. Er hatte allein keine Chance gegen die Männer in der Höhle. Vier Mann saßen auf guten Schusspositionen oben auf der Sinterbastei. Unten waren noch mal etwa sechs verteilt. Nein, da musste eine ganze Schwadron helfen. Während Robert noch rechnete, kamen Morrows und der Posten, den Robert am Waldrand entdeckt hatte, in die Halle hinein. Er berichtete, was er gesehen hatte.

„Und du bist sicher, dass der Kerl vorbei geritten ist?“, fragte Morrows nach.

„Absolut.“

„Und euch ist bestimmt keiner gefolgt?“

„Hätten wir doch gemerkt, Chef. Nee, der is' bestimmt nach Dover geritten. Vielleicht wollte er den Einverständnis-Dollar ans Brett heften?", mutmaßte der Posten.

„Na gut. Ihr werdet euch vergewissern. Hank, du reitest sofort nach Dover. Wenn der Dollar dort ist, alles in Ordnung. Ansonsten ...", knurrte Morrows und drehte sich zu Susan um, „... ist es mit der kleinen Schwesternmaus leider aus. Schade, dass du dich ausgerechnet mit einem Yankee einlassen musstest, Kleine. Bete, dass er wenigstens jetzt vernünftig ist und dir nicht noch Schaden zufügt."

Yancey trat nahe zu ihr und nahm sie am Kinn.

„Wirklich schade drum. Ich hatte gehofft, wir könnten uns verständigen. Was dein Mann wohl sagen würde, wenn er wüsste, was ich mir alles mit dir vorstellen könnte?"

Susan blitzte Morrows wütend an und – biss ihm kräftig in die rechte Hand.

„Au, verd...!", brüllte der Bandit auf.

Im ersten Impuls wollte er seine Gefangene schlagen, aber er behielt sich in der Gewalt.

„Mutig, mutig. Bin gespannt, was du erst machst, wenn es richtig zur Sache geht, Schätzchen. Ich freue mich auf das Ringen mit dir. Das regt richtig an", grinste Morrows höhnisch. „Aber vorher werde ich deinen Robert häppchenweise in die Hölle befördern. Du darfst auch zusehen", setzte er lachend hinzu. „Aber ich wette, wir werden noch ein paar Tage auf dieses Vergnügen warten müssen. Er ahnt ja nicht einmal, dass wir unseren alten Hauptstützpunkt wieder eingenommen haben. Hier werden uns deine blauberockten Freunde nie vermuten! Hahaha!"

Robert war in seinem Versteck hin und her gerissen zwischen mehreren Absichten. Einerseits wollte er Susan nicht eine Sekunde länger in Morrows' Händen wissen, andererseits war allzu deutlich, dass er gegen die Partisanen alleine keine Chance hatte. Er musste Zeit gewinnen, um die Kavallerie heran zu bekommen. Dann war es notwendig, die Banditen in Sicherheit zu wiegen, damit sie nicht auf dumme Gedanken kamen. Er gab sich einen verzweifelten Ruck und schlich zum Höhlenausgang zurück, erklomm mit Hilfe seines Lassos den Weg, den er schnaufend wie eine Dampflok erreichte, hetzte den Weg hinunter und sprang auf Rover, der im selben Moment hochkam. Um nicht einige Wächter zu warnen, die Morrows vermutlich auf dieser Höhlenseite oberhalb des Weges postiert hatte, ritt er im Schritt davon, bis er die Bachwiese erreicht hatte, auf der die Par-

tisanen ihn damals eingeholt hatten. Dort drückte er Rover die Absätze in die Weichen.

„Komm, Alter, gib Dampf!“, feuerte er seinen Hengst an, der mit weit ausholendem Galopp los jagte, den Waldweg entlang preschte, dass die Klumpen flogen. Mit größter Eile hetzte Rover auf die Landstraße nach Dover. Robert bog zur Stadt hin ab und ließ den rennfreudigen Hengst laufen, als gelte es, das Washingtoner Galoppderby zu gewinnen.

Erst kurz vor Dover bremste er das Pferd zu einem fast gemütlichen Trab ab. Am Schwarzen Brett am Rathaus heftete er einen zerrissenen Dollarschein an und ging dann zum Telegrafenamt, gab eine Depesche auf, nach der sämtliche Truppen abgezogen werden sollten und gab dem Telegrafisten noch den guten Rat, sich nicht dagegen zu wehren, wenn Black-Legs kamen und den Bestätigungsstreifen kontrollieren wollten. Dann ritt er zu Lucas’ Haus, das nicht weit von der Telegrafenstation entfernt war, und beobachtete das Geschehen auf der Straße.

Tatsächlich kam kaum eine Viertelstunde später der Posten, den Morrows zur Kontrolle hinter Robert hergeschickt hatte. Zunächst ritt er zum Rathaus, rupfte den halben Dollar ab. Dann sah der Mann sich näher um, entdeckte die Telegrafenstation und verschwand darin. Nur Minuten später kam er mit einem Bestätigungsstreifen in der Hand wieder heraus, sprang auf sein Pferd und ritt davon.

Robert wartete nur, bis der Mann fort war, dann eilte er zum Telegrafisten, der ihm noch ganz geschockt erzählte, dass ein Black-Leg-Bandit ihm den Bestätigungsstreifen geraubt habe.

„Gut“, sagte Robert.

„Wie? Das finden Sie gut?“, fauchte der Beamte.

„Beruhigen Sie sich, Sir. Der kriegt sein Fett, keine Sorge. Aber zunächst muss ich die Burschen in Sicherheit wiegen, damit sie nicht noch mehr anstellen“, erklärte Robert.

„Pah! Die warten nur darauf, wieder über uns herzufallen!“, orakelte der Telegrafist. Bennett schüttelte den Kopf.

„Nein, im Augenblick sind sie beschäftigt – und zwar mit mir. Keine Angst. Dover bleibt diesmal ungerupft. Versprochen.“

Damit verließ Robert die Telegrafenstation und galoppierte eilig nach Fort Donelson zurück, das er kurz nach Einbruch der Dunkelheit erreichte. Rover war schweißbedeckt und ebenso müde wie sein Herr. Tom erwartete Robert bereits.

„Mann, ihr seid ja beide völlig von den Füßen. Wo hast du so lange gesteckt?“, fragte er. Robert ließ sich auf den Stallbaum fallen und winkte nach Trooper Holden, der gleich herbeilief.

„Reiben Sie ihn bitte ab, zwei Maß Hafer und Wasser, Mr. Holden“, bat er. Holden nickte.

„Mach’ ich. Meine Güte, sind Sie durch die Wüste galoppiert, Sir?“, sagte er.

„So ähnlich. Danke, Mr. Holden“, erwiderte Robert. Holden zog mit Rover in dessen Box.

„He, wo warst du? Und wieso bist du so fertig?“, wiederholte Tom.

„Schon mal in Reitstiefeln das Bergziegendiplom gemacht? Ich bin die Berge ‘rauf und ‘runter und habe Dover nur knapp erreichen können, um die Banditen zu bluffen“, sagte Robert hustend. „Wie weit seid ihr?“

„Frank und ich haben mit Erlaubnis meines Vaters Freund Winfield in die Mangel genommen. Er hat nicht lange geleugnet. Er wusste von Susans Absicht, Lucas nach Tennessee Ridge zu bringen. Und er hat Verbindungen zu den Black-Legs. Er wollte dir eins auswischen – wie üblich. Er mag dich einfach nicht, hat er gesagt. Nun sitzt er gut verwahrt im Zellenblock und harrt des Prozesses, der da kommen soll. Was hast du erfahren können?“

„Ich hab’ sie gefunden, Tom. Susan ist in der Höhle am Cumberland. Wir kommen von hinten ‘ran. Der Zugang vom Fluss ist nicht bewacht“, antwortete Robert.

„Red’ keinen Stuss. Da ist kein Zugang“, wehrte Tom ab.

„Was glaubst du wohl, wie ich damals dort ‘rausgekommen bin? Durch Wände gehen kann ich nun mal nicht“, grinste Robert schwach. „Der Zugang ist durch das Hochwasser jetzt schwer erreichbar. Am liebsten würde ich mit Andreas’ bayerischen Bergziegen da ‘runtergehen“, erklärte er dann.

„Wie viel Wachen?“, erkundigte sich Tom.

„Im Höhlenraum unten sechs, oben auf der Bastei vier. Ich brauche Scharfschützen, da darf es keine Pannen geben.“

„Wann willst du losschlagen?“

„Am liebsten sofort. Aber Rover ist völlig von den Füßen und ich auch. Andererseits widerstrebt es mir, Susan auch nur eine Stunde länger in Yanceys Fängen zu lassen“, gähnte Robert. Tom schüttelte den Kopf.

„Es ist stockdunkel. Wir finden den Weg zur Höhle nie! Vor morgen früh können wir nichts unternehmen. Außerdem müssen Kossmanns Leute erst wieder von ihrer Patrouille zurück sein“, gab Tom zurück.

Robert vergrub den Kopf in den Händen.

„Fröhliche Osterzeit! Karfreitag der Mord am Präsidenten und Mittwoch nach Ostern meine Frau und dein Onkel entführt!“, stieß er hervor.

„Du solltest schlafen gehen“, empfahl Tom.

„Ich fände keine Ruhe, Tom. Solange Susan in Yanceys Händen ist, kann es ihr jeden Moment an den Kragen gehen. Und wenn nicht ans Leben, dann ...“

„Sah sie so aus, als ob er ihr Gewalt angetan hat?“

„Nein, aber sie wirkte sehr verängstigt“, erwiderte Robert. Seine Sorge um Susan stand ihm im Gesicht geschrieben wie in einem offenen Buch. Tom legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter, obwohl er sich nicht weniger Sorgen um seine Schwester und seinen Onkel machte.

„Geh’ schlafen. Lass’ dir nötigenfalls von Betty ein Beruhigungsmittel geben. Sobald Andreas mit seinen Männern zurück ist, leihen wir uns seine Bergsteiger aus und holen sie ‘raus.“

Robert gab sich geschlagen. Während Tom die Erlaubnis einholte und noch am Abend mit dem bereits zurückgekehrten Andreas Kossmann über die Ausleihe von zehn seiner Gebirgsjäger verhandelte, versuchte Robert zu schlafen. Erfolglos, wie er um halb fünf in der Frühe feststellen musste. Er hatte sich die ganze Nacht schlaflos gewälzt, ohne Ruhe zu finden, als Tom noch vor dem eigentlichen allgemeinen Wecken bei ihm klopfte und ihm sagte, dass alles bereit sei. Recht übernächtigt stand er auf und zog sich an. Statt der Reitstiefel wählte er Schnürstiefel, wie sie für die Infanterie ausgegeben wurden. Die trittfesten Schnürschuhe erschienen Bennett für die geplante Kletterpartie praktikabler als die rutschigen Reitstiefel.

Wie er dann feststellte, hatten auch Kossmanns Bayern hohe Schnürstiefel an und die normalen Uniformhosen mit Kniebundhosen vertauscht.

„Moagen, Herr Major!“, meldete sich Corporal Huber im schönsten Bayrisch. „Wolln’s mit deana Hosn die Berg ‘naufikraxeln?“

„Guten Morgen, Obergefreiter Huber“, nahm Robert die Meldung auf Deutsch entgegen. „Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mit mir Amerikaner hochdeutsch reden würden. Bei Bayrisch brauche ich sonst noch einen Dolmetscher. Den kann ich nicht auch noch mitschleppen. Also bemühen Sie sich bitte, wenn Sie sich schon beharrlich weigern, Englisch zu lernen!“

Huber knallte die Hacken zusammen.

„Jawoll, Herr Major!“, bestätigte er, preußisch zackig. Robert winkte nur ab und teilte seine Leute dann ein. Tom und seine Schwadron sollten den Haupteingang bewachen, Mike Prescott und seine Männer den De-

ckenausgang kontrollieren, von der C-Schwadron sollten die weiteren Waldwege zu dem Bereich der Höhle abgedeckt werden. Robert selbst führte den Bergsteigertrupp, der auch die Vorhut bilden sollte.

Die Truppen gingen nach einem genauen Zeitplan vor, der vorsah, dass die C-Schwadron zunächst die Außenposten außer Gefecht setzte, damit Tom und Mike mit ihren Schwadronen überhaupt bis zu den Eingängen vordringen konnten. First-Lieutenant Ethan North und First-Sergeant Umberto Cologgia übernahmen die kleinen Kommandotrupps, die sich vorsichtig an die Außenposten anschlichen. Während sie einen nach dem anderen zu seinen Ahnen versammelten, seilten sich Robert und seine Gebirgsjäger zum Flusseingang der Höhle ab und drangen leise ein. Die vier Posten auf der Sinterbastei hatten ihre Plätze eingenommen, waren aber ungedeckt. Offensichtlich erwarteten sie keine Attacke vom Fluss her. Ebenso hatten ihre sechs Kumpane unten auf dem Hallenboden keine Deckung.

Robert bedeutete seinen Scharfschützen ohne Worte, welchen der Posten sie unter Beschuss nehmen sollten. Die Schützen feuerten auf Roberts Zeichen. Die völlig überraschten Partisanen fanden keine Gelegenheit zur Gegenwehr und stürzten getroffen von der Bastei oder gingen zu Boden. Robert sprang gleich auf, zog noch im Laufen das Messer, das er einem siebten Posten, der zufällig in der Nähe der Sintersäule war, ohne jede Rücksicht in den Leib rammte. Dann hatte er die Säule erreicht und schnitt Susan los, die ihn unter Freudentränen umarmte.

„Ich hab’ so gehofft, dass du kommst!“, schluchzte sie. Noch das Messer in der Hand, hob er sie auf seine Arme und trug sie schnell zum Seitengang.

„Was ist mit Lucas?“, fragte er dann. Susan konnte nicht antworten und weinte nur noch.

„Erst mal ‘raus hier. Huber, helfen Sie mir bitte“, sagte er und küsste seine Frau – beinahe zwischen Tür und Angel, aber in dem Kuss lag doch alle Liebe und Sorge der letzten Tage.

Die Schüsse in der Halle waren nicht unbemerkt geblieben. Yanceys Leute stürmten in den Raum, wurden aber vom gezielten Feuer der Gebirgsjäger und ihres Majors zurückgeworfen. Isaac Salzmann, der Hornist der Bayern, stürmte hinaus und blies draußen auf dem Absatz das Angriffssignal, das verabredete Zeichen, auf das die anderen Trupps eingreifen sollten. Mike Prescotts Hornist gab das Signal weiter, das auch vor der Höhle am Haupteingang gehört werden konnte. Toms Männer stürmten den

Haupteingang und drückten die Partisanen in die Höhle hinein, Mikes Leute seilten sich durch den Deckenzugang ab und attackierten die Banditen von hinten. In den Gängen der Höhle kam es zu heftigen Nahkämpfen, in denen die Partisanen niedergerungen wurden.

Yancey Morrows sah keine andere Chance mehr, als es durch den Hinterausgang zu versuchen, durch den kurz zuvor seine Geisel in Sicherheit gebracht worden war. Dort, am Hinterausgang, war alles still – aber da hing noch das Seil. Morrows grinste vor sich hin. Diese Yankees waren immer noch so blöd wie vorher! Er trat aus der Höhle, griff das Lasso, das so einladend dort hing und zog sich zum Weg hinauf.

Robert hatte seine Frau auf den Weg gezogen, die Gebirgsjäger waren ihm gefolgt.

„Corporal Huber, bringen Sie Mrs. Bennett in Sicherheit – und geben Sie Acht, dass sie nicht wieder den Partisanen in die Hände fällt.“

„Jawoll, Herr Major! Nur über meine Leiche!“, bestätigte Huber. Susan sah Robert erschrocken an.

„Robert, was hast du vor?“, fragte sie ängstlich.

„Ich habe noch etwas zu erledigen. Das Problem Yancey Morrows möchte ich ein für allemal lösen. Ich komme nach“, erwiderte er. Sie umarmte ihn heftig.

„Nein, tu’s nicht!“, bat sie.

„Susan, bitte! Solange der Kerl lebt, wird er uns immer wieder bedrohen. Geh’ mit Huber mit. Ich komme gleich nach“, sagte er sanft und küsste sie. „Ich liebe dich. Hab’ keine Angst, mein Schatz.“

„Nein! Ich will jetzt nicht ...“, protestierte sie. Robert schüttelte den Kopf.

„Ich komme gleich nach“, sagte er noch einmal leise und nickte dem Corporal zu. „Huber ...“

Huber und einer seiner Soldaten nahmen Susan unter den Armen und führten sie vorsichtig, aber bestimmt, den Waldweg hinunter zur Holzbrücke. Sie sah sich verzweifelt um, aber Robert folgte ihnen nicht, sondern stand oben am Weg.

An der Holzbrücke trafen die ersten Soldaten von Tom Craig ein und nahmen Huber, die Gebirgsschützen und Susan in Empfang.

„Wo ist Robert?“, fragte Tom erschrocken, als sein Freund nicht mit bei den Rückkehrern war.

„Der Major sagte, er hätte noch was zu erledigen, Sir“, sagte einer der Gebirgsschützen.

„Und was?“, bohrte Tom.

„Ja, da ist noch ein Problem, das er *Morrows* nennt ...“, sagte der Gebirgsjäger schulterzuckend. Tom wurde bleich.

„Los, nach hinten, zum Felsen!“, befahl er. Seine Männer rannten eilig zudem Felsabsatz, der dem Höhlenausgang gegenüberlag.

Morrows hatte den Wegabsatz keuchend erreicht. Höhnisch lachend knotete er das Lasso vom Baum los und warf es in die reißenden Fluten des Cumberland.

„Du bist genauso dumm, wie du lang bist, Robert Bennett!“, lachte Morrows auf, froh, gerettet zu sein.

„Du solltest nicht von dir auf andere schließen, Yancey!“, hörte Morrows hinter sich. Er spürte, dass sich seine Nackenhaare aufstellten, denn *die* Stimme kannte er. Er drehte sich vorsichtig um und sah den verhassten Yankee in Reichweite seiner Peitsche stehen, den Revolver noch im Holster. Morrows reagierte schnell, griff unter seine Jacke, riss die Bullenpeitsche heraus und schlug damit gleich nach Robert. Der hatte jedoch mit der Attacke gerechnet. Zu Morrows’ blankem Entsetzen griff Robert schnell und geschickt zu, erwischte die Peitschenschnur und zog Yancey zu sich heran. Ein heftiger Pferdekuss ließ Morrows in die Knie gehen. Doch noch im Fallen stellte er Robert ein Bein und riss ihn mit. Yancey Morrows war ohne Zweifel ein erfahrener Nahkämpfer. Es gelang ihm, Robert unter sich zu bringen und sein Jagdmesser zu ziehen. Er stach mit voller Wucht zu, aber Morrows hatte den jungen Major völlig unterschätzt. Robert wich aus und das Jagdmesser fuhr wirkungslos in eine Felsspalte. Bennett befreite sich mit einem wuchtigen Hieb in die Rippen seines Gegners. Morrows rollte weg, verlor das Messer, das in die Schlucht fiel. Wie ein Panther sprang der Partisanenchef auf und hechtete sofort nach seinem Gegenspieler, brachte Robert erneut zu Fall. Um die Oberhand ringend rollten sie bis zu einer Felskante. Yancey hatte sich nach oben gearbeitet und setzte zum Würgegriff an.

Auf der anderen Seite der Schlucht kamen Tom und seine Soldaten nicht auf den Felsabsatz, der nur sechs oder sieben Yards von den Ringkämpfern entfernt gewesen wäre. Sie mussten sich zurückziehen und konnten dem tödlichen Ringen nur von der anderen Seite aus zusehen, etwa fünfzig Yards vom Geschehen entfernt.

„Tom, tu' was!“, flehte Susan. „Der Kerl bringt meinen Mann um.“

Tom sah auf die Waffe in seiner Hand.

„Die Streuung ist auf die Entfernung zu groß. Ich würde Robert gefährden“, gab Tom zu bedenken. Das Zucken in seinem Arm, wann immer sich die Gelegenheit zum Eingreifen zu bieten schien, bewies, wie gern er seinem Freund und Schwager geholfen hätte.

„Corporal Huber, Sie sind doch Scharfschütze!“, wandte Susan sich Hilfe suchend an den bayerischen Gebirgsjäger.

„Schon richtig, Mrs. Bennett. Aber die geringste Lageveränderung würde Major Bennett in zu große Gefahr bringen“, erwiderte er, sein gesamtes Englisch zusammensuchend.

Morrows hatte Bennett an der Gurgel gepackt und drückte zu. Mit einem ungeheuren Kraftaufwand bekam Robert die Arme frei und schlug mit aller verbleibenden Kraft und geballten Fäusten in Morrows' ungeschützte Rippen, von denen wenigstens vier mit hörbarem Krachen brachen. Morrows schrie auf, ihm blieb die Luft weg. Robert konnte sich aus dem Würgegriff befreien. Mit einem Satz war er auf den Füßen, bekam Yancey mit der Linken am Kragen zu fassen, hielt ihn fest und schlug mit der Rechten so fürchterlich zu, dass Morrows das Nasenbein brach und der vor Schmerz und Blut nichts mehr sehen konnte. Robert ließ die Kragenecke los und versetzte Morrows eine Serie von schnell aufeinander folgenden Geraden, die einem Preisboxer zur Ehre gereicht hätten. Morrows war unfähig, sich dagegen zur Wehr zu setzen und stolperte rückwärts zur Felskante. Dann traf ihn ein wuchtiger Kinnhaken, der ihn rücklings umwarf. Doch hinter ihm war kein Boden mehr, sondern hundertfünfzig Yards frische Luft bis zu den Felsen im Fluss. Mit einem gellenden Schrei stürzte Yancey Morton Morrows in die Tiefe und prallte mit einem dumpfen Geräusch auf einen Felsen auf. Robert konnte gerade noch bremsen, um nicht mit dem Schwung des Schlags hinterher zu fallen. Der Major sank auf die Knie und bekreuzigte sich. Dann lugte er über die Felskante, aber Morrows war nicht zu sehen.

„Tom!“, rief er laut. „Ich brauche ein Seil!“

„Wenn du Yancey suchst: Ich sehe ihn von hier auf einem Felsen liegen. Der ist genauso tot wie Mark Ashley!“, rief Tom zurück.

„Das muss ich mit eigenen Augen sehen, sonst glaube ich es nicht!“, antwortete Robert. Tom nickte und drehte sich um.

„Corporal Huber: Nehmen Sie sich vier Mann und bergen Sie die Leiche!“, wies er Huber an. Huber salutierte und winkte seinen Leuten. Die

Gebirgsjäger stiegen in die Schlucht hinunter und arbeiteten sich zu dem Leichnam vor. Robert erhob sich und stieg den Waldweg zur Holzbrücke hinunter, überquerte den Fluss und ging zur Bachwiese hinauf. Susan lief ihrem Mann entgegen, der sie umarmte und fest an sich drückte.

„Gott sei Dank, dir ist nichts passiert!“, flüsterte er erschöpft. „Oder hat der Schweinehund dir etwa Gewalt angetan?“

„Nein, mir nicht, aber Lucas. Er hat ihn ...“

Susan versagt die Stimme, sie begann wieder zu weinen. Robert streichelte sie tröstend und küsste sie sanft.

„Halt’ mich nur fest. Bitte, lass’ mich jetzt nicht los“, flehte sie. „Nichts kann schlimmer sein, als nichts tun zu können. Ich habe schreckliche Angst um dich gehabt.“

„Es ist vorbei, Susan. Yancey ist tot. Er kann uns nicht mehr schaden“, sagte Robert leise.

Huber und seine Soldaten kamen aus der Schlucht hoch. In einer Zeltplane eingewickelt hatten sie den Toten bei sich. Robert winkte Huber heran.

„Auswickeln!“, befahl er. Huber verzog das Gesicht.

„Des sollten’s Eana Gemahlin net zuamuaten, Herr Major!“, schnaufte er bayerisch breit.

„Sieh nicht hin, Susan“, sagte Robert sanft und winkte Huber. „Aufmachen, den Sack!“, befahl er dann auf Deutsch. Die Soldaten öffneten die Plane soweit, dass Robert Morrows’ Gesicht erkennen konnte.

„Dera is so dot wia die Felsn in da Rockies“, kommentierte Huber. Bennett nickte. Dann sah er Huber an.

„Tun Sie mir einen persönlichen Gefallen, Obergefreiter?“

„An jeden, Herr Major!“

„Lernen Sie endlich Englisch! Ich halt’s nicht aus!“, seufzte Robert.

Kapitel 37

Good Bye, Tennessee!

Mike Prescott und seine Männer hatten die Höhle gründlich abgesucht und alles eingesammelt, was sich in der Höhle befand. Das waren außer den Leichen von mehr als vierzig Banditen und etwa zwanzig Soldaten auch einhundertzwanzigtausend Dollar in Goldmünzen – und der von den Partisanen erschossene Dr. Craig. Die Soldaten waren allesamt hartgesottene Burschen, die vier Jahre Krieg hinter sich hatten, aber es gab nicht einen darunter, der um Dr. Craig nicht mit ehrlicher Trauer weinte. Von den Partisanen hatten zwei Mann überlebt. Beide hatten übereinstimmend gesagt, dass es außer dieser Gruppe, die seit der letzten Jagd auf wieder rund fünfzig Mann angewachsen war, keine weiteren Gruppen mehr gab – jedenfalls nicht von denen, die sich Yancey Morrows angeschlossen hatten.

„Das Problem *Partisanen* hat sich erledigt!“, fasste Robert zusammen. „Tom, Mike, Matt: Für die Verwundeten, die nicht mehr reiten können und die Toten brauchen wir Schleppbahren“, wies er dann seine Captains an, die den Befehl weitergaben. Binnen kurzem waren fünfzig Männer damit beschäftigt, junge Bäume für Schleppbahren zu fällen. Zehn oder zwölf andere und Susan waren dabei, die Verwundeten soweit zu behandeln, wie es mit den beschränkten Mitteln möglich war, die die Männer in den Satteltaschen hatten.

Eine Stunde später waren sie fertig zum Abrücken nach Fort Donelson.

„Alles aufsitzen! Wir reiten zurück nach Fort Donelson!“, rief Robert. Tom hatte Susans Stute, die im Wagen eingeschirrt gewesen war und mit der die Geiseln zur Höhle gebracht worden waren, mit einem Sattel aus Morrows’ Beständen gesattelt. Er wollte seiner Schwester aufs Pferd helfen, als sie schnurstracks zu Rover ging.

„Nancy hin, Nancy her – um nichts in der Welt möchte ich jetzt nur noch eine Sekunde von dir getrennt sein, Bobby“, erklärte sie. „Nimmst du mich mit?“

Robert nahm den linken Fuß aus dem Steigbügel, fasste Susan an der Hand und half ihr zu sich hinauf in seinen Sattel, wo sie sich im Damensitz vor ihn setzte.

„Ist dir das nicht zu unbequem?“, fragte er sanft und küsste sie. Sie strahlte ihn liebevoll an.

„Nein, Hauptsache bei *dir*! Lass’ mich nicht mehr los – und lass’ mich nicht mehr allein“, bat sie. Er schüttelte den Kopf.

„Nein, bestimmt nicht mehr“, antwortete er und winkte seinen Leuten, die ihm folgten.

Vier Stunden später erreichte die Truppe Fort Donelson. General Bennett und Colonel Craig erwarteten die Heimkehrer vor der Kommandantur. Robert lenkte Rover vor die Veranda und grüßte militärisch.

„Bataillon A, 7th US-Cavalry unter dem Kommando von Major Robert Bennett zurück von Partisanenjagd. Eine Geisel befreit, Partisanen vernichtet, zwei Gefangene, zwanzig Mann gefallen und fünfunddreißig Verwundete“, meldete er. „Eine Geisel konnte nicht mehr gerettet werden“, setzte er dann mit versagender Stimme hinzu. „Dr. Craig ist leider tot.“

Richard Craig wurde bleich.

„Oh, mein Gott, nein!“, stieß er hervor. Fredericks Miene versteinerte sich. Tom kam nach vorn geritten.

„Es ... es war nicht zu verhindern“, sagte er leise. „Die Schweine haben Onkel Lucas gestern, gleich, nachdem sie an der Höhle angekommen waren in einem Scheintribunal wegen Zusammenarbeit mit den Yankees zum Tode verurteilt und sofort erschossen. Das haben die beiden Gefangenen ausgesagt. Ich hätte sie am liebsten erwürgt – nur macht das Onkel Lucas nicht mehr lebendig.“

„Es ist furchtbar, dass Lucas tot ist. Es ist ein entsetzlicher Verlust. Susan, Richard, Tom, Frank – es tut mir für euch sehr Leid. Er ... er war ein wunderbarer Mensch, den ich sehr gern gehabt habe“, sagte Frederick langsam. „Aber bei aller Trauer um diesen wundervollen Menschen Lucas Craig sollten wir uns freuen, dass Susan unversehrt frei ist und dass die Partisanenplage nun endlich beendet ist. Gut gemacht, Männer!“, setzte er dann hinzu.

Er ging von der Veranda herunter zu Roberts Pferd und bot seiner Schwiegertochter die Hand.

„Darf ich dir helfen, Susan?“, fragte er lächelnd.

„Danke, Paps.“

Frederick half der jungen Frau aus dem Sattel und umarmte sie. Robert stieg müde ab und winkte den Männern nur, ebenfalls abzusteigen. Frederick umarmte auch seinen Sohn.

„Ihr seht beide erschöpft aus. Ich denke, ihr könnt beide einige Tage Urlaub gebrauchen. Ruht euch aus“, empfahl der General.

„Hättest du was dagegen, wenn Tom und Betty auch Urlaub machen?“, fragte Robert.

„Nein, durchaus nicht. Tom hat den Urlaub genauso verdient, wie ihr beide. Wollt ihr zum Blockhaus?“

„Eine gute Idee. Ich muss nur noch an Martin telegrafieren, dass er sich nicht hierher bemühen muss“, erwiderte Robert.

„Das kann mein Adjutant erledigen“, entgegnete der General. „Du und deine Frau, ihr macht euch in die Blockhütte auf und erholt euch erst einmal.“

„Ist das ein Befehl, Sir?“, fragte Robert grinsend und legte Susan einen Arm um die Schulter. Sie lehnte sich an ihn.

„Ein privater Befehl, mein Junge. Aber wage es nicht, dich zu widersetzen! Ich möchte nämlich ein gesundes Enkelchen haben – ein Wunsch den Susans Eltern übrigens teilen“, schmunzelte Frederick Bennett.

„Dann gehorche ich ohne Widerspruch. Komm, mein Schatz, wir packen ein paar Sachen.“

Noch am Nachmittag desselben Tages wurde Lucas Craig in Dover unter großer Anteilnahme der Einwohner der Stadt beigesetzt, danach fuhren die beiden Ehepaare in die Berge und erreichten gegen Abend die Blockhütte am Smokey Lake. Der See war ein tiefblauer Bergsee, glasklar, aber eiskalt und sehr fischreich. Lockerer Tannen- und Kiefernwald umgab die einsame, doppelstöckige Hütte und das Seeufer. Das Tal war eingefasst von einem Kranz von Bergen, die um die eintausend bis eintausendfünfhundert Fuß hoch waren. Die Sonne malte glühend rotes Licht auf einige schroffe Felsnasen an den grünbewaldeten Bergen, die sich im glatten Wasser des Sees spiegelten. Dieser See und seine Umgebung waren die personifizierte Ruhe. Hier sagten sich normalerweise Schwarzbären und Gophers *gute Nacht*. Es gab Hirsche, ab und zu konnte man auch Schwarzbären begegnen, doch waren sie scheu und kamen nur selten bis an die Hütte heran.

Tom lenkte den Zweispänner vor die Hütte. Wenig später waren Proviant und Gepäck ins Haus gebracht, hatten die jungen Frauen die Hütte wohnlich eingerichtet, die jungen Männer die Pferde versorgt und reichlich

Holz gehackt. Draußen war es dunkel und still, drinnen knackte das Feuer im gemauerten Kamin und in der Feuerstelle der Küche im Untergeschoss. Betty hatte Tom, Robert und Susan in die Stube geschickt und bereitete das Abendessen zu. In der Stube wurde wenig gesprochen. Alle drei waren einfach zu müde und standen immer noch unter dem Eindruck der Ereignisse der letzten Tage.

Susan saß nahe am Feuer und döste vor sich hin. Das Knacken des Feuers, die klappernden Geräusche aus der Küche, Toms Pfeifenrauch und das leise Rascheln einer Zeitung – das alles wirkte einschläfernd. Aber im Halbschlaf kam wieder die Erinnerung an die Tage, in denen sie in der feuchtkalten Höhle gefangen gewesen war. Oft, sehr oft, hatte Morrows ihr gedroht, ihr Gewalt anzutun, hatte behauptet, Robert sei ebenfalls sein Gefangener, sei tot oder werde in den nächsten Stunden tot sein. Susan begann zu zittern.

Tom bemerkte es und wollte seiner Schwester eine Decke über den Schoß legen. Mit der Reaktion, die seiner brüderlichen Aufmerksamkeit folgte, hatte Tom aber überhaupt nicht gerechnet: Susan fuhr hoch, als hätte sie eine Schlange gebissen, ein harter Tritt traf Tom an der empfindsamsten Stelle seines Körpers. Er ging stöhnend zu Boden. Robert ließ erschrocken seine Zeitung fallen und wollte Susan am Arm anfassen, erntete aber zwei heftige Ohrfeigen und einen kräftigen Biss in die Hand.

„Ihr sollt mich in Ruhe lassen, ihr Schweine!“, schrie Susan, verpasste Betty, die völlig fassungslos aus der Küche kam, noch eine Kopfnuss und stürmte ins Obergeschoss hinauf, wo die Schlafräume waren. Die eine Tür krachte geräuschvoll in die Zargen, der Riegel knallte hinterher.

„Großer Gott, was war *das*?“, ächzten Tom und Betty wie aus einem Munde.

„Ich würde sagen, bei meiner Frau hat’s einen Kurzschluss gegeben“, seufzte Robert und hielt sich die schmerzende Hand. „Wie geht’s euch beiden? Schlimm getroffen?“, fragte er dann. Betty hielt sich den Kopf.

„Wird wohl ‘ne Beule werden“, mutmaßte sie. Robert zog sein Messer aus dem Gürtel und drückte Betty die breite, kalte Klinge auf die anschwellende Stirn, um eine zu große Beule zu verhindern.

„Was ist mit dir, Tom?“, fragte Robert, während er seine Schwester verarztete.

„Ich fühl’ mich furchtbar. Wenn Betty und ich keine Kinder haben, dürfte mein Schwesterherz daran schuld sein! Oh, Teufel, kann die zielen!“, stöhnte Tom und presste seine ramponierte Männlichkeit. Robert steckte

das Messer wieder ein und half Tom auf das Sofa. Betty setzte sich daneben. Er sprang ins Obergeschoss hinauf.

„Susan, mach' auf!", rief er, als er feststellen musste, dass er den Riegel von außen nicht aufbekam.

„Das könnte dir so passen, Yancey Morrows!", kam es von drinnen.

„Susan, red' keinen Unsinn! Yancey ist tot wie die Felsen. Ich bin's, Robert. Komm, mach' auf, Schatz", versuchte er seine Frau zu überzeugen.

„Der Trick zieht nicht mehr, Morrows!", zischte sie durch die Tür.

„Na gut!", brummte er. „Tom, wie bekommt man den Riegel auf?", fragte er dann halblaut nach unten. Sein Schwager richtete sich halb auf.

„Gib dir keine Mühe – das Ding ist in die Wand eingelassen", erwiderte er, immer noch stöhnend.

Robert sah sich den Türschlitz genau an und zog dann wieder sein Jagdmesser, schob es in den Schlitz und begann, den Riegel langsam zurückzuschieben. Weit kam er nicht; dann hatte Susan seine Absicht erkannt und den Riegel ruckartig zurückgeschoben. Die oft geschliffene, schon dünne Klinge verhakte sich in einer Unebenheit des Riegelmetalls und brach ab. Robert konnte sich gegen das wegfliegende Klingenstück gerade noch decken.

„Donnerwetter! Ich wünschte, diese Kräfte hätte sie entwickelt, als Yancey sie abgeschleppt hat", entfuhr es ihm. Einen Moment lang betrachtete er den Klingenstumpf seines Messers, dann stieg er die Treppe wieder hinunter.

„Leihst du mir deinen Dolch?", fragte er Tom. Tom zog sein Messer aus dem Gürtel und gab es Robert.

„Brich den bloß nicht auch noch ab", mahnte er. Robert nickte, sprang wieder ins Obergeschoss hinauf und versuchte es erneut. Die Klinge von Toms Messer war dicker als die seines eigenen Messers. Deshalb kam er schwerer an den Riegel heran, doch hatte dies den Vorteil, dass der Riegel so langsam aus seinen Halterungen rutschte, dass Susan die Bewegung gar nicht bemerkte.

Nach einer halben Stunde geduldiger Arbeit fiel der Riegel endlich von der letzten Halterung, die Tür war offen. Robert trat ein, Susan versuchte, an ihm vorbei zu huschen, wurde aber von ihrem Mann festgehalten. Er hielt sie sicher fest. Alles Kratzen, Strampeln und Beißen nützte nichts. Schließlich gab sie erschöpft auf. Noch immer auf der Hut vor einem neuerlichen Angriff trug er seine Frau zum Bett, wo er sie ganz sanft absetzte. Sie weinte leise, sagte kein Wort mehr und schlief schließlich ein. Er saß an

ihrem Bett und nahm ihre Hand. Sie wirkte fast eiskalt. Er verlor das Zeitgefühl und war der Meinung, schon die halbe Nacht bei ihr zu sitzen, als Betty hereinkam.

„Was ist mit Susy?“, fragte sie leise.

„Nervenzusammenbruch. Es war einfach zu viel für sie“, erwiderte er und streichelte Susans blasse Züge sanft.

„Hast du gar keinen Hunger?“, erkundigte sich seine Schwester.

„Schon, aber ich möchte Susan ungern allein lassen. Außerdem könnte sie wieder den Riegel verschließen.“

„Letzterem kann man abhelfen“, sagte Betty, ging zur Tür und zog einen Stift aus der Riegelhalterung und entfernte den Verschluss. „Den nehmen wir mit, dann kann sie uns nicht wieder aussperren“, lächelte sie dann. „Komm jetzt“, forderte sie ihren Bruder auf. Robert erhob sich vorsichtig und folgte seiner Schwester ins Erdgeschoss.

Als er nach dem Essen zurückkam, war Susan im Begriff, aufzuwachen. Der junge Mann setzte sich wieder an das Bett und nahm ihre Hand. Jetzt war sie warm. Erschrocken fuhr sie auf.

„Hab’ keine Angst“, beruhigte er sie leise und umarmte sie sanft. „Es ist alles in Ordnung. Du bist in Sicherheit, mein Schatz.“

Sie erwiderte seine Umarmung und schmiegte sich schutzsuchend an ihn.

„Ich hab’ schrecklich geträumt!“, schluchzte sie und klammerte sich an ihn.

„Als Schlafwandlerin bist du recht gefährlich“, bemerkte er grinsend.

„Was? Ich habe im Traum Yancey einen Tritt verpasst ...“, setzte sie an. Sein Grinsen wurde noch breiter.

„Das hast du nicht nur im Traum getan, meine Süße.“

„Habe ich etwa ...?“

„Du hast! Tom hat ernsthafte Angst um seine Potenz, mir hast du ganz schön kräftig in die Hand gebissen und Betty hat eine mächtige Beule am Kopf“, grinste er.

„Oh, Gott!“, entfuhr es ihr erschrocken. Er zog sie wieder sanft an sich und streichelte sie liebevoll.

„Du hast einen Nervenzusammenbruch gehabt, Liebling. Bei dem, was du durchgemacht hast, ist das nicht ungewöhnlich“, erwiderte er beruhigend. Susan sah zu ihm auf.

„Ich bin nun mal nicht du, Bob“, sagte sie leise. „Du hast solche Aussetzer nicht gehabt.“

„Natürlich habe ich die gehabt. Denk mal an die Nacht, als ich wieder in Dover war“, gab er zu bedenken.

„Du hattest Albträume, aber du hast nicht die Verwandtschaft vermöbelt.“

„Nein, dafür habe ich Cash Conover auf der Reise einmal angefallen wie ein Vampir. Er hatte blaue Flecken nach Noten, bevor Phil und Martin mich unter Kontrolle hatten. Und Albträume habe ich immer noch ab und zu. Sie sind weniger geworden, seit ich meine Nächte mit dir teilen darf, aber vor allem, wenn wir nicht zusammen sind, plagen sie mich sehr. Gefangenschaft bei Yancey Morrows ist nicht leicht zu vergessen. Morrows ist zwar tot, aber unsere Albträume werden uns beide noch eine Weile verfolgen“, warnte er. „Du warst mir nach meiner Flucht eine große Hilfe, Susan. Ich hoffe, ich kann dir so helfen, wie du mir.“

„Ich habe dich noch nie so erlebt, wie heute Vormittag“, sagte Susan nach einer Weile, die sie schweigend dagesessen hatten.

„Ich mich auch nicht“, gab er seufzend zu. „Zwar habe ich schon einige Partisanen nicht gerade mit Samthandschuhen angefasst, aber Yancey Morrows war der Erste und Einzige, den ich wirklich in Tötungsabsicht um die Ecke gebracht habe.“

„Halt’ mich fest, Robert. Halt’ mich jetzt nur fest“, bat sie und kuschelte sich fest an ihren Mann. Er umarmte sie und küsste sie auf das offene Haar.

„Du bist jetzt müde, Mäuschen. Was hältst du davon, wenn du dich ausziehst und schlafen gehst?“, schlug er vor.

„Und du?“

Er lachte leise.

„Ich hatte nicht vor, mir auch noch *diese* Nacht um die Ohren zu schlagen.“

„Wenn es nicht so spät wäre, würde ich gern noch baden. Diese Ferkel hatten nicht mal Wasser und Seife!“, seufzte Susan. Robert strich ihr sanft durchs Haar.

„Egal, wie spät es ist – du bekommst dein Bad, mein Schatz“, versprach er.

Er holte Wasser und setzte es in einem großen Kessel auf der gemauerten Feuerstelle im Schlafzimmer auf, goss es schließlich in den Badezuber, legte Susan Seife und Handtücher zurecht.

„Ihr Bad ist gerichtet, Ma'am", lächelte er und machte einen formvollendeten Diener. „Soll ich solange 'runtergehen?", bot er dann an. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, bitte bleib' hier. Ich möchte nicht wieder alleine sein", bat sie. Er nickte, setzte sich wieder zu ihr und küsste sie.

„Ich liebe dich, Susan", flüsterte er vertraulich.

„Ich dich auch – und das hat mir die nötige Kraft gegeben, Liebling", erwiderte sie ebenso leise. Er half ihr aus den Kleidern, sie stieg in den Badezuber und ließ sich genüsslich schnurrend von ihm den Rücken waschen. Wasser und Seife gaben ihr wieder Sicherheit, Roberts unmittelbare Nähe machte den Rest aus. Mit dem Dreck wusch sie sich auch einen Teil der schlimmen Erinnerungen vom Körper und von der Seele. Nicht lange danach, nachdem auch er sich von den Kampfspuren bereinigt hatte, lag Susan sicher und geborgen in seinen Armen und schlief, versunken in friedlichen Träumen, in den Morgen.

Robert erwachte am Morgen davon, dass es empfindlich kalt geworden war. Eisblumen an den Fensterscheiben zeigten, dass die Nacht noch einmal Frost gebracht hatte. Leise stand er auf, stocherte in der Feuerstelle die schwache Glut auf und legte einige Holzscheite nach, als wieder kleine Flämmchen aus der Asche züngelten. Bald brannte wieder ein wärmendes Feuer, das die Kälte aus dem Raum vertrieb. So leise, wie er aufgestanden war, kehrte er zum Bett zurück. Wärme suchend kam Susan nahe zu ihm heran.

„Guten Morgen, Mausebär", murmelte sie verschlafen. „Schon Zeit zum Aufstehen?"

„Nein, mein Schatz. Das Feuer war nur ausgegangen. Schlaf' weiter. Es ist kaum sechs, und draußen ist es lausig kalt", erwiderte er und zog die Bettdecke möglichst weit an die Nasenspitze heran.

„Bobby?"

„Hmm?"

„Ich glaube, es wäre besser, wenn wir wieder ins Fort zurückkehren", sagte sie leise.

„Du solltest dich hier erholen", erinnerte er sanftmütig.

„Ich fürchte die Einsamkeit hier in den Bergen. Du bist zwar da, und das ist auch ganz wunderbar, aber ich brauche jetzt mein warmes Zuhause. Gut, die Hütte hat vier Feuerstellen, ist gut eingerichtet, aber ich möchte in meine vertraute Umgebung."

„Was würdest du von Dover halten? Onkel Lucas hat uns das Haus vererbt“, schlug Robert leise vor. Susan schüttelte den Kopf.

„Nein. Lass’ uns das Haus verkaufen, Schatz. Ich könnte nicht darin leben, nachdem Onkel Lucas vor meinen Augen umgebracht wurde.“

„Wäre es dann überhaupt empfehlenswert, wenn wir in Tennessee bleiben?“, fragte er.

„Was meinst du?“

„Nun, ich habe über meine – unsere – Zukunft nachgedacht. Wenn ich *hier* Soldat bleibe, lande ich irgendwo im Westen, wo es nur noch Keilerei mit den Indianern gibt. Das widerstrebt mir einfach. Und als Major kann ich den Indianern nicht sehr viel helfen, weil es immer noch ein paar Indianerhasser vom Schlage meines Vaters gibt, die wenigstens Colonels oder gar Generals sind. Die Beförderungsaussichten sind für die nächsten Jahre katastrophal, wie ich in Washington erfahren habe. Als ich in Washington war, wollte Lincoln mich als neuen persönlichen Adjutanten haben, weil sein bisheriger Adjutant aus Washington weggehen wollte. Zwei Tage nach Lincolns Tod hat mir auch Präsident Johnson diesen Posten angeboten. Und falls dir das zu unruhig ist, weil die Präsidentengattin dich wahrscheinlich als Gesellschafterin haben möchte, könnte ich mir denken, meine Uniform auszuziehen und die Anwaltsrobe zu nehmen. Onkel Ben könnte noch einen Sozius gebrauchen. Außerdem ist Boston meilenweit entfernt von allen Orten, an die wir beide böse Erinnerungen haben könnten. Was meinst du?“

Susan stützte sich hoch und sah Robert eine Weile an.

„Ich würde es für eine ganz grandiose Idee halten, wenn du der Adjutant des Präsidenten wärst“, sagte sie. Er zog sie an sich und küsste sie.

Nach dem Frühstück packten die jungen Leute ihre Sachen und fuhren zurück nach Fort Donelson, das sie gegen Mittag erreichten. Kaum waren die Sachen aus den Wagen ausgepackt, als Robert schon in das Amtszimmer seines Schwiegervaters eilte, um ihm sein Versetzungsgesuch zu geben.

„Ich habe immer geglaubt, du wärst mit Leib und Seele Truppenoffizier, Robert?“, wunderte sich Colonel Craig. Der Major lächelte.

„Ich wollte nie etwas anderes sein, als Soldat, Pa. Und ich bleibe auch Soldat – nur an einer anderen Stelle. Was mein Dasein als Truppenoffizier anbelangt: Ich wollte meine Heimat verteidigen, nicht sie anderen streitig machen. Und das wird – fürchte ich – die zukünftige Aufgabe des Militärs

im Westen sein. Neue Siedlerströme ergießen sich in den Westen, also sind Zusammenstöße mit den Indianern abzusehen, wenn nicht gar unvermeidlich. Ich möchte das nicht noch unterstützen“, erwiderte er.

„Dieses Land ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, mein Junge. Wir werden den Fortschritt nicht aufhalten“, gab Richard zu bedenken.

„Mag sein. Aber ich möchte nicht dazu benutzt werden, Menschen, die seit Hunderten und Tausenden von Jahren ihre angestammten Jagdgründe und Lebensweisen haben, von ihrem Grund und Boden zu verjagen. Als Adjutant des Präsidenten habe ich vielleicht andere Möglichkeiten, meine Vorstellungen von dem, was ich unter Frieden verstehe, anzubringen. Sowohl, was die Indianer als auch die ehemals konföderierten Staaten anbetrifft. Auch Letztere sollte man nicht über Gebühr pressen, wenn es nicht zu einem zweiten Sezessionskrieg kommen soll.“

Richard nickte.

„Du hast es mehr als verdient, mein Junge. Wir hatten schon sehr großes Glück, dass du drei Berufungen in Generalstäbe ausgeschlagen hast. Aber deine Leute werden einen Aufstand machen, der sich gewaschen hat“, sagte er und unterschrieb das Versetzungsgesuch.

Tatsächlich murrten sämtliche Soldaten und Offiziere des A-Bataillons, besonders laut Tom Craig und First-Sergeant Cologgia, aber Robert war von seinem Entschluss, Tennessee mitsamt seiner Frau und ihren beiden Pferden den Rücken zu kehren, nicht abzubringen. Denn eines hatte Robert nicht vergessen: Die Vertragsklausel, die Gary Hart seinerzeit beim Verkauf von Rover eingefügt hatte. Und danach sollte Rover – wenn er und Robert den Krieg überlebten – Eigentum von Robert Bennett werden. Nancy, sein Ersatzpferd, das meist Susan ritt, hatte Robert schon im Januar von der Army erworben, als ein Teil der Pferde ausgemustert worden war.

Es war Freitag, der 28. April 1865, als Susan und Robert Bennett in Tennessee Ridge in die Eisenbahn stiegen, um in Washington ein neues, friedlicheres Leben zu beginnen.

ENDE

Anhänge

Anhang I

Glossar

In dem vorliegenden Roman finden sich zahlreiche Begriffe, die vielleicht nicht jedem geläufig sind. Deshalb stelle ich hier ein Glossar zur Verfügung, das meinen Lesern helfen soll, mit diesen Begriffen zurecht zu kommen.

Abolitionist: Anhänger des Abolitionismus (engl: abolition: Abschaffung, Aufhebung), Gegner der Sklaverei.

Adjutant: Unmittelbarer Helfer eines höheren Offiziers, der anfallende Verwaltungstätigkeiten für den Vorgesetzten ausführt, häufig ein Leutnant.

Artillery: Artillerie, Einheiten, die mit Kanonen bewaffnet sind.

Bajonett: Dolchartige Waffe, die in einem Spezialverschluss (Bajonettverschluss!) auf die Mündung eines Gewehrs aufgesteckt werden kann.

Bataillon: Taktische Einheit bei allen Truppengattungen, Umfasst in der Regel 4 Kompanien/Batterien/Schwadronen.

Batterie: Taktische Einheit bei Artillerie, 5 - 6 Kanonen und ca. 50 Mann, unter dem Befehl eines Captains.

Bluebelly, (Mz.) –ies: *Blaubauch*, spöttische Bezeichnung für Unionssoldaten, bezieht sich auf hauptsächlich dunkelblaue Farbe der Uniformröcke.

Brigade: Taktische Einheit, umfasst 3 - 4 Regimenter

Brigadier-General: Brigadegeneral

Captain: Hauptmann

Cavalry: Kavallerie, Reiterei

Colonel: Oberst

Corporal: Obergefreiter

Division: Taktische Einheit, umfasst 3 - 4 Brigaden

Dixie: a: Sammelbegriff für alle südlich der Mason-Dixon-Linie gelegenen Staaten.
b: Bezeichnung für die Südstaatler allgemein, entsprechend dem *Yankee* (s. dort)

Dragoons: Dragoner, besondere Art Kavallerie, in den USA mit Erlass vom 3.August 1861 zu Cavalry (s. dort) geworden.

Engineers: Pioniere; Einheiten, die für Brücken- und Festungsbau, Herstellung von Feldschanzen und Schützengräben sowie die Zerstörung eben dieser Anlagen beim Feind zuständig sind, wenn hierfür Spezialisten benötigt werden.

Feldmütze: französische Mütze, mit weichem, nach oben leicht konisch zulaufendem Mützenbeutel, der vom Deckel, dem sog. Mützenschild, oben abgeschlossen wird. Der Mützenschild wird meist nach vorn heruntergezogen, oft ist (bei den Nordstaatlern) das Truppenabzeichen oder Korpsabzeichen auf dem Deckel angebracht. Typische Kopfbedeckung der Soldaten des Bürgerkrieges.

First-Lieutenant: Oberleutnant

First-Sergeant: Oberfeldwebel

Fort: Festung; im Westen der USA aus Holz (wird als typisch unterstellt, trifft aber nicht immer zu!) oder Grassoden (in den baumlosen Ebenen der Great Plains), im Osten meist aus Stein. Im Westen meist rechteckig, im Osten eher polygonal (Fort Sumter im Hafen von Charleston ist fünfeckig, Fort Donelson in Tennessee hat keine symmetrische Form.)

Grayback: *Graurücken*; spöttische Bezeichnung für Soldaten der Konföderation, bezieht sich auf die vorschriftsmäßige Grundfarbe der Uniform. Entspricht dem *Bluebelly* (s. dort)

Gunner: Kanonier, einfacher Soldat in der Artillerie.

Hardeehut: Vorschriftsmäßiger Hut mit ovalem, ungeknicktem Kopfteil, der zur Uniform der Union gehört. Nach Vorschrift gehört bei Offizieren der rechte, bei Unteroffizieren und Mannschaften der linke Teil des Randes aufgebogen und mit einer verzierten Spange festgesteckt.

Hornist: Trompeter bei der Kavallerie.

Hutkordel: bei beiden Armeen gebräuchliche Verzierung der Hüte. Für Unteroffiziere und Mannschaften in Truppenfarbe, für Offiziere bis einschließlich Captain gold und schwarz gedreht, bis einschließlich Colonel gold und schwarz geflochten, für Generale gold, jeweils mit goldfarbenen Eicheln abgeschlossen

Infantry: Infanterie, Fußsoldaten

Jay-Hawker: Partisanen der Südstaaten. Spielen im Text eine ausgesprochen negative Rolle.

Kanonenrohre, gekreuzte: Truppenabzeichen der Unionsartillerie, gelegentlich auch bei Konföderierten zu finden.

Kompanie: Taktische Einheit bei Infanterie und Marineinfanterie, meist 100 Mann.

Konföderation: Sammelbegriff für die in Sezession befindlichen Südstaaten. Bis Februar 1861: South Carolina, Texas, Louisiana, Mississippi, Alabama, Georgia, Florida. Nach Kriegsausbruch folgten noch: Arkansas, Tennessee, North Carolina und Virginia. Hauptstadt war zunächst Montgomery in Alabama, später Richmond in Virginia.

Korps: Taktische Einheit, umfasst 3 - 4 Divisionen

Kriegsfahne, -flagge (der Südstaaten): Roter Grund, überdeckt von einem blauen, weißgeränderten Andreaskreuz, das mit dreizehn weißen Sternen belegt ist. Die 13 Sterne sollen die elf tatsächlich in Sezession befindlichen Staaten und die Sklavenhalterstaaten Kentucky und Missouri (verblieben bei der Union, hatten aber auch sezessionistische Regierungen, die sich jedoch nicht durchsetzen konnten) symbolisieren.

Zum Sprachgebrauch Fahne oder Flagge siehe *Nationalfahne*.

Lieutenant: Leutnant

Lieutenant-Colonel: Oberstleutnant

Lieutenant-General: Generalleutnant

Major-General: Generalmajor

Mason-Dixon-Linie: Trennungslinie zwischen sklavenhaltenden und nichtsklavenhaltenden Staaten, 1820 als nördliche Grenze der Sklavenhaltung vereinbart, verläuft auf 36° 30' nördlicher Breite. Benannt nach den Ingenieuren, die die Linie vermaßen. In Anlehnung an diese Bezeichnung entstand *Dixie* als Sammelbegriff für sämtliche Sklavenhalterstaaten und als Bezeichnung für die Menschen, die dort lebten.

Medical Service: Sanitätsdienst

Mounted Rifles: Wörtlich: *berittene Schützen*, im Grunde berittene Infanterie. Im Rahmen des Erlasses vom 3. August 1861 zu Cavalry geworden.

Nationalfahne, -flagge: In jedem Regiment außer der Regimentsfahne mitgeführte Fahne. Als *Fahne* wird ein Tuch bezeichnet, das an einem transportablen Fahnenstock fest montiert wird; im Gegensatz dazu bezeichnet die *Flagge* ein Fahnentuch, das an einem feststehenden Mast gehisst (aufgezogen) und gestrichen (niedergeholt) werden kann.
a. Union:
Stars and Stripes: Oberecke blau mit 33 weißen Sternen (1861: 34 Sterne, 1863: 35 Sterne, 1864 36 Sterne), 13 gleichbreite Querstreifen, 7 rot, 6 weiß. Da die Fahne nicht sofort nach Aufnahme neuer Staaten ersetzt wurde, waren alle vier Versionen bis zum April 1865 in Gebrauch.

b. Konföderation:

1. Nationalfahne: *Stars and Bars* : Blaue Oberecke mit 7 kreisförmig angeordneten weißen Sternen, die die Gründerstaaten der Konföderation symbolisieren.
2. Nationalfahne (ab 1863): Oberecke Kriegsfahne der Südstaaten (s. dort) sonst weiß.
3. Nationalfahne (theoretisch ab 1865, aber vermutlich nicht mehr in Benutzung gewesen): wie 2. Nationalfahne, aber mit einem roten Längsstreifen an der Flugseite. Die Neufassung war notwendig geworden, um eine Verwechslung mit der Kapitulation signalisierenden weißen Fahne auszuschließen. Bei Windstille war die Oberecke der 2. Nationalfahne nicht sichtbar und erschien deshalb völlig weiß.

Ordnance-Sergeant: Geräteunteroffizier, auch für Bewaffnung zuständig.

Ordonnanz: Bezeichnung für Soldaten, die besondere dienstliche Tätigkeiten verrichten (Kasino-, Küchen-, Gefechtsordonnanz, Ordonnanz-Offizier), auch für den Befehlsüberbringer gebraucht.

Private: Schütze, Grenadier, einfacher Soldat in der Infanterie.

Provost Department: Militärgerichtsbarkeit der US-Army

Quartermaster-Sergeant: Quartiermeister im Rang eines Sergeants, zuständig für eine Kompanie/Schwadron/Batterie.

Regiment: Taktische Einheit bei allen Truppengattungen, rd. 1000 Mann

Regimental Quartermaster-Sergeant: Quartiermeister im Rang eines Sergeants, zuständig für ein Regiment.

Säbel, gekreuzte: Truppenabzeichen der Unionskavallerie, gelegentlich auch bei Konföderierten zu finden.

Schwadron: Taktische Einheit bei der Kavallerie, meist 100 Mann unter dem Befehl eines Captains

Schwesternkorps: Im Laufe des Krieges gebildete Krankenschwesterneinheit

Second-Lieutenant: Leutnant

Sergeant: Feldwebel

Sergeant-Major: Hauptfeldwebel

Sharpshooters: Scharfschützen, Jäger; Spezialeinheiten (im Wesentlichen bei der Union), die oft als Einzelkämpfer agieren

Signalhorn:
a: Abzeichen: Truppenabzeichen der Unionsinfanterie, später durch die Korpsabzeichen abgelöst. Das Horn ist auch bei manchen Konföderierten in Gebrauch.
b: Trompete ohne Ventile, Musikinstrument des Hornisten.

Trooper: Reiter, einfacher Soldat in der Kavallerie

Union: Sammelbegriff für die Nordstaaten, umfasst z.Zt. des Sezessionskrieges die Staaten Minnesota, Wisconsin, Michigan, Iowa, Illinois, Indiana, Ohio, Pennsylvania, New York, Vermont, New Hampshire, Maine, Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, New Jersey, Delaware, Maryland, Kansas, Oregon, Missouri, Kentucky, West Virginia (ab 1863), Nevada (ab 1864) und California.

Virginia Military Institute: Militärakademie in Virginia, ähnlich elitär wie West Point.

West Point: Militärakademie im Staat New York, elitäre Offiziersschule, die viele bedeutende Persönlichkeiten im öffentlichen Leben der USA hervorgebracht hat.

Yankee: Ursprünglich spöttische Bezeichnung für die in New York lebenden Holländer (Jan Kees = Hans Käse), später von den Südstaatlern auf alle Bewohner der Nordstaaten bezogener, nicht immer ehrenvoller Sammelbegriff. Aber es kommt drauf an ...

Zug: Bedeutungen außerhalb der Eisenbahn:

militärisch: Taktische Einheit, Teil einer Kompanie, befehligt von einem Leutnant oder Oberleutnant (jedenfalls im Sezessionskrieg!)

technisch: Im Lauf einer Waffe eingeschliffene Riefen, die spiralförmig um die Innenwand laufen. Züge dienen dazu, der abgeschossenen Kugel einen Drall zu geben, der die Flugbahn des Geschosses stabilisiert.

Anhang II

Militärische Begriffe

I. Dienstgrade

Die Dienstgrade werden bei den Unteroffizieren beider Armeen durch Winkel in Truppenfarbe dargestellt, die beide Oberarme in der gesamten äußeren Breite, also von Naht zu Naht umfassen. Die Anzahl der Winkel und dazugehörigen Sonderabzeichen zeigt die Tabelle auf der folgenden Seite.

Bei den Offizieren der Union (Nordstaaten) wird der Dienstgrad auf einer quer zur Schulter liegenden, goldeingefassten Schulterklappe in Truppenfarbe gezeigt, die etwa zehn Zentimeter lang und vier Zentimeter breit sind. Die Schulterklappen der Generäle sind unabhängig von der Truppengattung einheitlich schwarz mit goldener Einfassung.

Interessant ist die Bildersprache der amerikanischen Rangabzeichen. Es beginnt mit Winkeln, die besonders in der neuen Form Baumwurzeln sind. Die Balken der Offiziere von Lieutenant bis Captain entsprechen den Ästen, die Blätter des Majors und des Lieutenant-Colonel sind die Baumblätter, über dem Baum schwebt der Adler (Colonel) und über dem dehnt sich der Sternenhimmel (Generale)

Bei den Offizieren der Konföderation (Südstaaten) sind die Abzeichen auf dem in Truppenfarbe gehaltenen Stehkragen angebracht. Zusätzlich zeigt eine Schnurverzierung (*hungarian knot* = ungarischer Knoten oder *chicken guts* = ‚Hühnerdärme‘) an beiden Unterärmeln und am Képi (Feldmütze) den Rang an. Bei den Generälen der Konföderation entfällt – wie bei der Union – die Truppenfarbe und wird durch Beige ersetzt, das für alle Generäle, gleich welcher Waffengattung, gilt

Die Truppenfarben sind für beide Armeen gleich und finden sich in der Rubrik „Truppengattungen/Truppenfarben“.

Amerikanischer Dienstgrad	Deutsche Entsprechung	Abzeichen
a. Mannschaften		
Gunner	Kanonier, einfacher Soldat in der Artillerie	keine Abzeichen
Private	Schütze, Grenadier, *Gemeiner*, einfacher Soldat in der Infanterie	
Trooper	Reiter, einfacher Soldat in der Kavallerie	
Corporal	Obergefreiter	zwei Winkel
b. Unteroffiziere		
Sergeant	Feldwebel	drei Winkel
First-Sergeant	Oberfeldwebel	drei Winkel, darüber eine Raute
Sergeant-Major	Hauptfeldwebel	drei Winkel, darüber einfacher Litzenbogen
Regimental Sergeant-Major	Regimentshauptfeldwebel	drei Winkel, darüber dreifacher Litzenbalken
c. Unteroffiziere mit besonderem Aufgabenbereich		
Ordnance-Sergeant	Geräteunteroffizier	drei Winkel, darüber ein fünfzackiger Litzenstern
Quartermaster-Sergeant	Quartiermeister (Kompanie)	drei Winkel, darüber ein Litzenbalken
Regimental Quartermaster-Sergeant	Quartiermeister (Regiment)	drei Winkel, darüber dreifacher Litzenbalken

d. Offiziere (Union)

Bis einschließlich Lieutenant-Colonel sind die Abzeichen in doppelter Ausführung jeweils an den Enden der Schulterklappen angebracht. Ab dem Colonel befindet sich die einfache Ausführung des Abzeichens in der Mitte der Schulterklappe. Bei Generälen variiert die Stellung der Sterne je nach der Anzahl.

Amerikanischer Dienstgrad	Deutsche Entsprechung	Abzeichen	Knöpfe
Second-Lieutenant	Leutnant	kein Abzeichen	Neun Knöpfe in einer Reihe
First-Lieutenant	Oberleutnant	ein goldener Balken	
Captain	Hauptmann, Rittmeister	zwei goldene Balken	
Major	Major	ein goldenes Eichenblatt	Zwei Reihen zu je sieben Knöpfen
Lieutenant-Colonel	Oberstleutnant	ein silbernes Eichenblatt	
Colonel	Oberst	ein silberner Adler	
Brigadier-General	Brigadegeneral	ein Silberstern	Zwei Reihen zu je acht paarweisen Knöpfen
Major-General	Generalmajor	zwei Silbersterne	Zwei Reihen zu je neun in Dreiergruppen angeordneten Knöpfen
Lieutenant-General	Generalleutnant	drei Silbersterne	
General	General	vier Silbersterne	

e. Offiziere (Konföderation)

Die Dienstgrade werden durch Balken bzw. Sterne am Kragen und die Anzahl der Schnurstreifen an den Ärmeln dargestellt.

Amerikanischer Dienstgrad	Deutsche Entsprechung	Abzeichen	Knöpfe
Second-Lieutenant	Leutnant	ein Balken am Kragen, ein Schnurstreifen	Zwei Reihen zu je sieben Knöpfen
First-Lieutenant	Oberleutnant	zwei Balken, ein Schnurstreifen	
Captain	Hauptmann	drei Balken, zwei Schnurstreifen	
Major	Major	ein Stern am Kragen, drei Schnurstreifen	
Lieutenant-Colonel	Oberstleutnant	zwei Sterne, drei Schnurstreifen	
Colonel	Oberst	drei Sterne, drei Schnurstreifen	
General	General (in den Südstaaten gibt es nur den General, keine sonstige Unterscheidung in der Bezeichnung)	drei Sterne im Lorbeerkranz, vier Schnurstreifen.	Zwei Reihen zu je neun in Dreiergruppen angeordneten Knöpfen

II. Uniformen

Teil	Union	Konföderation
Oberteile		
Rock	Dunkelblau (Allgemein) Grün (Jäger)	Hellgrau (Allgemein), anfangs auch Dunkelblau (Restbestände regulärer Truppen im Süden, führte zu folgenschweren Verwechslungen in der Anfangsphase des Krieges)
Kragen/Aufschläge	in Truppenfarbe (siehe III a) paspeliert	in Truppenfarbe
Hose	Dunkelblau, nach Kriegsbeginn regelmäßig Hellblau	Hellblau, aber auch Sand
Kopfbedeckungen		
Feldmütze (Képi)	Dunkelblau	in Truppenfarbe mit blauem Basisstreifen- oder Grau mit Basisstreifen in Truppenfarbe
Hut	Schwarz (*Hardee*hut)	variabel, da nicht Vorschrift
Hutkordel	Unteroffiziere und Mannschaften in Truppenfarbe, Offiziere einschl. Captain gold-schwarz gedreht, Offiziere einschl. Colonel gold-schwarz geflochten, Generale gold	
Koppelzeug	Schwarz	Schwarz, später auch Leder natur bzw. Braun

Koppelschloss		
Dienstgradgruppe	**Union**	**Konföderation**
Mannschaften	Messing, oval, Zier 'US'	Messing, oval, Zier 'CS' oder rechteckig, Zier 'C.S.A.' oder Staatssymbol
Unteroffiziere	Messing, rechteckig, Zier Adler im Lorbeer-kranz	wie Mannschaften
Offiziere	Messing, rechteckig, Zier wie Unteroffizie-re, Kranz silbern	rund, Zier 'CS' oder Staatssymbol
Knöpfe	Gold, verziert mit Wappenadler, auf dem Schild Anfangsbuch-stabe der Truppengat-tung	Gold, unterschiedlich verziert

Die hier dargestellten Uniformteile und deren Farben sind den jeweiligen Vorschriften entsprechend. Diese wurde jedoch nicht immer eingehalten (insbesondere in den Südstaaten nicht, da es im Laufe des Krieges zu erheblichen Produktionsproblemen kam).

III. Truppenbezeichnungen

a. Teilstreitkräfte	
Amerikanisch	**Deutsch**
Army	Armee, Heer
Marines	Marineinfanterie
Navy	Marine

b. Truppengattungen/Truppenfarben			
Amerikanisch	**Deutsch**	**Farbe**	**Abzeichen**
Artillery	Artillerie	Rot	gekreuzte Kanonenrohre
Cavalry	Kavallerie	Gelb	gekreuzte Säbel
Engineers	Pioniere	Beige	stilisierte Burg
Infantry	Infanterie	Hellblau	Signalhorn
Medical Service	Sanitätstruppen	Grün (schräger, gold geränderter Balken mit Aeskulapstab bei Unteroffizieren und Mannschaften, grüne Schulterklappe bei Offizieren)	‚M.S.‘ im Lorbeerkranz am Hut
Sharpshooters	Scharfschützen, Jäger	Grün (Uniform)	Signalhorn, da Infantry
Volunteers	Freiwillige, Milizregimenter alle Waffengattungen	je nach Gattung	
Zouaves	Zuaven (aus Frankreich stammende Bezeichnung für orientalisch gekleidete Fußsoldaten)	Jacke blau (Union) oder grau (Konföderation) Hose in jedem Falle rot oder rotweiß gestreift	meist Signalhorn, da Teil der Infantry

Anhang III

Maße, Gewichte, Temperatur

Im Text werden die anglo-amerikanischen Maß- und Gewichts-, sowie Temperatureinheiten verwendet. Da diese im deutschen Sprachraum weitgehend unbekannt sind, und die Maße und Gewichte zudem nicht nach dem Dezimalsystem geordnet sind, folgt hier eine entsprechende Auflistung und Umrechnung. Es sei noch darauf hingewiesen, dass für „gängige“ Maße wie *foot*, *mile* und *ounce* die deutschen Übersetzungen Fuß, Meile und Unze verwendet werden, um den Text nicht zu sehr mit englischen Ausdrücken zu überfrachten. *Yard* hat allerdings keine direkte deutsche Entsprechung und *inch* ist allzu typisch für den amerikanischen Sprachgebrauch, so dass diese Ausdrücke im Text erscheinen – wenn auch in der deutschen Schreibweise, also als Substantiv großgeschrieben.

I. Gewichte:

Grundgewicht	**Oberbegriff**	**dezimale Umrechnung**	**Dezimal gerundet**
grain (g)		0,0648 Gramm (g)	0,06 g
437 1/2 grains (gs)	1 ounce (oz) = Unze	28,35 g	28 g
27,34375 gs	1 dram (dr)	1,771875 g	1,8 g
16 drs	1 oz	28,35 g	28 g
16 oz	1 pound (lb)	454 g	450 g
14 lbs	1 stone	6,356 kg	6,4 kg
2 stones	1 quarter	12,7 kg	12,7 kg
4 quarters	1 hundredweight (cwt)	50,8 kg	51 kg (Zentner!)
112 lbs	1 cwt	50,8 kg	51 kg
100 lbs	1 short cwt	45,4 kg	45 kg

Grundgewicht	**Oberbegriff**	**dezimale Umrechnung**	**Dezimal gerundet**
20 cwt	1 ton	1016,04 kg	1000 kg (Tonne!)
2000 lbs	1 short ton	907 kg	900 kg
2240 lbs	1 long ton	1,016 to	1 to

II. Maße

a. Längenmaße

Grundeinheit	**Oberbegriff**	**dezimale Umrechnung**	**Dezimal gerundet**
inch (in)		2,54 cm	2,5 cm
12 inches (ins)	1 foot (ft) = Fuß	30,48 cm	30,5 cm
3 feet (ft)	1 yard (yd)	91,4 cm	90 cm
1760 yds	1 mile (m) = Meile	1,6093 km	1,6 km
3 ms	1 league	4,828 km	4,8 km

b. Flächenmaße

Grundeinheit	**Oberbegriff**	**dezimale Umrechnung**	**Dezimal gerundet**
square inch (sq in)		6,45 cm²	6,5 cm²
144 sq ins	1 sq ft	929,030 cm²	929 cm²
9 sq ft	1 sq yd	0,836 m²	0,8 m²
Grundeinheit	**Oberbegriff**	**dezimale Umrechnung**	**Dezimal gerundet**
4840 sq yds	1 acre	0,405 ha	0,4 ha
640 acres	1 sq mile	2,6 km²	2,6 km²

c. Hohlmaße für Flüssigkeiten

Grundeinheit	**Oberbegriff**	**dezimale Umrechnung**	**Dezimal gerundet**
4 US-gill	1 pint	0,473 l	0,5 l
2 pints	1 quarter	0,945 l	1 l
4 quarters	1 gallon = Gallone	3,78 l	3,8 l

d. Hohlmaße für Schüttgut

Grundeinheit	**Oberbegriff**	**dezimale Umrechnung**	**Dezimal gerundet**
1 gallon = Gallone		4,404 l	4,4 l
2 gallons	1 peck	8,810 l	8,8 l
4 pecks	1 bushel	35,238 l	35,25 l
8 bushels	1 quarter	281,904 l	282 l

III. Temperatur

In den USA werden Temperaturen nach der Fahrenheit-Skala gemessen.

Umrechnung Fahrenheit ➔ Celsius: 32 subtrahieren, mit 5 multiplizieren, durch 9 dividieren.
Umrechnung Celsius ➔ Fahrenheit: Mit 9 multiplizieren, durch 5 dividieren, 32 addieren.

° F	° C	° F	° C	° F	° C	° F	° C
0°	- 17,8°	27°	-2,8°	54°	12,2°	81°	27,2°
1°	-17,2°	28°	-2,2°	55°	12,8°	82°	27,8°
2°	-16,6°	29°	-1,7°	56°	13,3°	83°	28,3°
3°	-16,1°	30°	-1,1°	57°	13,9°	84°	28,9°
4°	-15,5°	31°	-0,5°	58°	14,4°	85°	29,4°
5°	-15,0°	32°	0,0°	59°	15,0°	86°	30,0°
6°	-14,4°	33°	0,5°	60°	15,6°	87°	30,6°
7°	-13,8°	34°	1,1°	61°	16,1°	88°	31,1°
8°	-13,3°	35°	1,6°	62°	16,7°	89°	31,7°
9°	-12,7°	36°	2,2°	63°	17,2°	90°	32,2°
10°	-12,2°	37°	2,8°	64°	17,8°	91°	32,8°
11°	-11,6°	38°	3,3°	65°	18,3°	92°	33,3°
12°	-11,1°	39°	3,9°	66°	18,9°	93°	33,9°
13°	-10,3°	40°	4,4°	67°	19,4°	94°	34,4°
14°	-10,0°	41°	5,0°	68°	20,0°	95°	35,0°
15°	-9,9°	42°	5,6°	69°	20,6°	96°	35,6°
16°	-8,9°	43°	6,1°	70°	21,1°	97°	36,1°
17°	-8,3°	44°	6,7°	71°	21,7°	98°	36,7°
18°	-7,8°	45°	7,2°	72°	22,2°	99°	37,2°
19°	-7,2°	46°	7,8°	73°	22,8°	100°	37,8°
20°	-6,7°	47°	8,3°	74°	23,3°	104°	40,0°
21°	-6,1°	48°	8,9°	75°	23,9°	110°	43,3°
22°	-5,6°	49°	9,4°	76°	24,4°	120°	48,9°
23°	-5,0°	50°	10,0°	77°	25,0°	130°	54,4°
24°	-4,4°	51°	10,6°	78°	25,6°	140°	60,0°
25°	-3,8°	52°	11,1°	79°	26,1°	150°	65,6°
26°	-3,3°	53°	11,7°	80°	26,7°	212°	100,0°

Anhang IV

Prozesse

Im vorliegenden Roman finden drei Prozesse vor dem Provost Department, dem Kriegsgericht, statt. Im Interesse eines flüssigen Lesens, das bei ausführlichen, sich gelegentlich wiederholenden, juristischen Ausführungen, nicht unbedingt gegeben ist, wurden die Prozesse im Text durch kurze Zusammenfassungen ersetzt. Für den interessierten Leser wurde dieser Anhang eingefügt, der diese drei Prozesse – als Verhandlungsprotokoll gestaltet (allerdings einschließlich der vom Richter angeordneten Streichungen!) – beinhaltet.

Sie finden:

Prozess I

US-Army versus Captain Robert Christopher Bennett: 718

Prozess II

US-Army versus Major Philip Frederick Bennett 730

Prozess III

US-Army versus General Frederick Jefferson Bennett 746

Prozess I

US-Army versus Captain Robert Christopher Bennett

Einzelrichter: Colonel Seth Novak, Provost Department

Staatsanwalt: Major Christian Hopkins, Provost Department

Verteidiger: Der Angeklagte verzichtet auf einen Verteidiger, verteidigt sich selbst.
Zeuge: Colonel Frederick Jefferson Bennett, 7th US-Cavalry

Der Vorsitzende Richter, seine Ehren Colonel Seth Novak, eröffnet die Sitzung um 09.00 Uhr.

Richter: Der Prozess gegen Captain Robert Christopher Bennett ist eröffnet. Es wird festgestellt, dass der Angeklagte auf einen Verteidiger verzichtet und sich selbst verteidigt. Ferner wird festgestellt, dass der von der Staatsanwaltschaft benannte Zeuge, Colonel Frederick Bennett, ordnungsgemäß geladen und erschienen ist. Ich bitte den Zeugen, vor der Tür Platz zu nehmen und auf den Aufruf zu warten.

Der Zeuge verlässt den Gerichtssaal.

Richter (an den Angeklagten): Sie sind Captain Robert Christopher Bennett, geboren am 29. März 1839 in Independence, Missouri?

Angeklagter: Richtig.

Der Richter fordert den Staatsanwalt auf, die Anklageschrift zu verlesen.

Staatsanwalt: Der Captain Robert Christopher Bennett wird angeklagt, den Feind begünstigt zu haben, indem er den Major Philip Frederick Bennett, einen Angehörigen der Rebellenarmee, vor dem Zugriff der Regierungs-

truppen versteckt hat, indem er ihn nach einer Verwundung heimlich auf eine Farm bei Munfordville/Kentucky verbracht hat und ihn durch ihm anvertraute Soldaten schützen ließ. Dies geschah zu dem Zweck, den Major Philip Bennett der allfälligen Gefangennahme zu entziehen und ihm später die Wiedereingliederung in Rebellenverbände zu ermöglichen, so dass eine Fortsetzung des Kampfes gegen Regierungstruppen durch den Major Bennett möglich geworden wäre. Hierin ist eine strafbare Begünstigung des Feindes zu sehen. Die Staatsanwaltschaft des Provost Departments beantragt daher, den Captain Robert Christopher Bennett wegen Begünstigung des Feindes zu sechs Monaten Gefängnis ohne Bewährung sowie unehrenhafter Entlassung aus der Armee der Vereinigten Staaten von Amerika zu verurteilen.

Richter: Captain Bennett, Sie haben die Anklage gehört. Treffen die gemachten Vorwürfe zu?

Angeklagter: Hohes Gericht, die Anklage gibt die Sachlage verkürzt wieder, sehr verkürzt. Zu verkürzt, um den Vorwurf so zu bestätigen. Ich bitte deshalb um die Erlaubnis, die von mir gefertigte Anklageerwiderung vortragen zu dürfen.

Richter: Stattgegeben.

Angeklagter: Im Januar 1864 erhielt ich von General Grant, zum damaligen Zeitpunkt Chef der Army of Western Tennessee, die schriftliche Genehmigung zu einem gemeinsamen Einsatz mit Einheiten des Confederate Provost Department, der darauf abzielte, die als Black-Leg-Bande bekannte Partisanentruppe des ehemals konföderierten Majors Yancey Morton Morrows zu vernichten. Diese Genehmigung beinhaltete eine ausdrückliche Anweisung des Generals, den Konföderierten nach Beendigung des Einsatzes Freies Geleit zu gewähren. Die Genehmigung liegt dem Gericht vor. Nach Zusammenstellung der Einheiten begann der Einsatz am 1. März 1864. Der Einsatz zeigte wenig Erfolg, da das Kommando des Confederate Provost Department in einen Hinterhalt der Partisanen geriet und fast aufgerieben wurde. Es waren Verluste von rund siebzig Prozent auf Seiten der Konföderierten zu verzeichnen. Nachdem das konföderierte Kommando in besagten Hinterhalt geraten war, deuteten die vorhandenen Spuren darauf hin, dass die Bande sich zerstreut hatte. Befragungen von gefangenen Ban-

denmitgliedern ergaben nichts über einen möglichen neuen Treffpunkt der Bande. Als ranghöchster Offizier brach Major Bruce den Einsatz wegen mangelnder Erfolgsaussicht ab. Während des Partisanenangriffs wurde Major Bennett in einer Weise verwundet, die ein Überleben unwahrscheinlich erscheinen ließ. Major Bennett äußerte den Wunsch, im Hause seiner Frau, Mrs. Pamela Bennett, in der Nähe von Munfordville in Kentucky sterben zu dürfen. Ich habe ihn daraufhin dorthin verbracht und einen Schutz durch meine Männer veranlasst, da nicht auszuschließen war, dass die Partisanen die Farm angreifen würden. Da ich aus früheren Erfahrungen mit Colonel Bennett annehmen musste, dass Major Bennett nicht das zugesagte Freie Geleit gewährt werden würde, sah ich mich gezwungen, seine Anwesenheit auch meinen Vorgesetzten in Fort Donelson zu verschweigen. Ich bestreite, zu irgendeinem Zeitpunkt einen Feind begünstigt zu haben. Zum Zeitpunkt dieses Einsatzes und danach als Verwundeter war Major Bennett nicht als mein Feind anzusehen, vielmehr als mein Verbündeter im Kampf gegen die Partisanen.

Staatsanwalt: Einspruch, Euer Ehren!

Richter: Stattgegeben!

Staatsanwalt: Dem Provost Department liegt eine Anklage gegen Major Philip Bennett vor, die sich auf dessen Desertion bezieht, die er am 30. Januar 1861 begangen hat. Wie konnte dieser Mann den Wunsch haben, zu Hause zu sterben, wenn er noch immer lebt?

Richter: Captain Bennett, Ihre Erklärung dazu?

Angeklagter: Euer Ehren, Major Bennett war, als er diesen Wunsch an mich herantrug, so schwer verwundet, dass für mich als medizinischen Laien nicht mit seinem Überleben zu rechnen war. Insofern bin ich damals davon ausgegangen, ihm einen letzten Wunsch zu erfüllen.

Staatsanwalt: Captain Bennett: Bestreiten Sie, dass Sie die Farm der Familie Morrows – den Herrn der Farm hatten Sie ja, wie Sie gerade erklärt haben, mit höchster Billigung und erstaunlicherweise erfolglos gejagt – durch jeweils vier Soldaten Ihrer Einheit ohne Rücksprache mit Ihrem Regimentskommandeur haben schützen lassen?

Angeklagter: Nein, das bestreite ich nicht.

Staatsanwalt: Aha. Damit ist erwiesen, dass Captain Bennett den Feind in Gestalt von Major Philip Bennett begünstigt hat.

Angeklagter: Euer Ehren, das ist ein Schluss, den der Herr Staatsanwalt etwas voreilig zieht. Wenn Sie erlauben, möchte ich dazu eine Begründung abgeben.

Richter: Bitte, Captain.

Angeklagter: Es ist zutreffend, dass die Jagd nach den Partisanen unter Major Morrows teilweise erfolglos war. Dass diese Erfolglosigkeit auf Feindbegünstigung zu schieben ist, muss ich entschieden zurückweisen. Abgesehen davon, dass ich ein wirklich persönliches Motiv habe, Yancey Morrows bis ans Ende der Welt zu jagen, mag der Herr Staatsanwalt es einmal selbst ausprobieren, mit welchem Erfolg Partisanen zu verfolgen sind, die untertauchen können, wie Fische unter Fischen. Was den Schutz der Farm anbelangt: Es mag dem Herrn Staatsanwalt schier unglaublich erscheinen, doch es ist eine Tatsache, dass Major Philip Bennett mit Pamela Bennett, geborene Morrows, der Schwester von Major Morrows verheiratet ist. Ursprünglich waren Major Bennett und Morrows gut befreundet – bis Morrows aus Gründen, die vom Confederate Provost Department in einem dort anhängigen Verfahren zu klären sind – der Konföderation den Rücken kehrte und fortan als Partisanenführer sowohl uns als auch die Truppen der Rebellen bekämpfte. Diese Freundschaft ist in gegenseitige Ablehnung umgeschlagen – um nicht Hass zu sagen! Besonders nach der gemeinsamen Jagd, die nicht den gewünschten Erfolg hatte, bestand die Gefahr, dass Morrows auf der Farm seiner Schwester nach Major Bennett suchen würde. Die Soldaten, die ich dorthin geschickt habe, dienten zunächst nicht dem Schutz vor Verhaftung durch Unionstruppen, sondern vor der Rache der Guerillas.

Staatsanwalt: Sie sagen zunächst, Captain Bennett. Welchem Ziel diente diese Wache später? Doch gewiss nicht der späteren Gefangennahme des Rebellen, oder?

Angeklagter: Wie Sie der Bestätigung des Generals Grant entnehmen können, galt die Gewährung freien Geleits bis nach der endgültigen Beendigung der Aktion. Für Verwundete dieses Einsatzes kann dies nach meiner Überzeugung nur bedeuten, dass die Zusage freien Geleits bis zu ihrer Genesung gilt, denn für jeden anderen Verwundeten ist ein Einsatz erst dann endgültig abgeschlossen, wenn er sich genesen bei seiner Einheit zurückmeldet. So lange hat er noch an den Folgen des Einsatzes zu tragen. Dann kann für diesen Einsatz nichts anders gelten.

Richter: Haben Sie diese – etwas kühne – Überlegung mit Ihrem Vorgesetzten abgesprochen?

Angeklagter: Nein, Euer Ehren. Ich habe mich durch die Genehmigung des General Grant gedeckt gesehen.

Richter: Sie haben in Ihren Erklärungen von Major Philip Bennett und Colonel Frederick Bennett bisher immer in der dritten Person gesprochen. Ist das eine zufällige Namensgleichheit oder besteht ein Verwandtschaftsverhältnis?

Angeklagter: Colonel Frederick Bennett ist mein Vater, Major Philip Bennett mein älterer Bruder.

Richter: Sie haben dies Verwandtschaftsverhältnis nicht von sich aus erwähnt. Warum?

Angeklagter: Verwandtschaftsverhältnisse spielen in der Army keine oder nur eine sehr untergeordnete Rolle. Deshalb hielt ich diesen Umstand nicht für erwähnenswert, Euer Ehren.

Richter: Hat die Tatsache, dass es sich bei dem Verwundeten um Ihren Bruder handelte, einen Einfluss auf Ihr Handeln gehabt?

Angeklagter: Das kann ich nicht mit letzter Sicherheit sagen, Euer Ehren. Ich denke, ich hätte das auch für einen anderen Verwundeten getan, bezogen auf diesen Einsatz auch unabhängig von dessen Uniform.

Richter: Hätten Sie möglicherweise das Risiko auf sich genommen, einen Schwerverwundeten Ihrer Rebellenpartner nach South Carolina zu bringen?

Angeklagter: Nein, das wäre nicht notwendig gewesen, weil das von dessen Kameraden hätte besorgt werden können.

Richter: Und wieso war das in diesem Fall nicht möglich?

Angeklagter: Die Farm liegt in Kentucky, in der Nähe von Munfordville, auf einem Gebiet, das nie unter der Kontrolle der Rebellen war. Für Südstaatler wäre das ein ungeheures Risiko gewesen. Sobald sie sich von uns trennten, hätte niemand mehr ihr freies Geleit garantieren können – oder auch wollen.

Richter: Die Staatsanwaltschaft hat Colonel Frederick Bennett als Zeugen benannt. Sie bieten keinerlei Zeugen an. Hat niemand aus Ihrer näheren Umgebung, speziell aus Ihrem Kommando Kenntnis von Ihrem Tun gehabt?

Angeklagter: Ja, gewiss haben Angehörige des Einsatzes Kenntnis davon gehabt. Ich möchte nur niemanden in eine Auseinandersetzung mit dem Provost Department hineinziehen. Für den Fall, dass mein Tun – entgegen meiner Erwartung – doch als strafbar angesehen werden sollte, könnten Zeugen aus meiner Einheit aufgrund ihrer Mitwisserschaft – so würde es der Herr Staatsanwalt ausdrücken – selbst in die Gefahr geraten, angeklagt zu werden. Ich müsste jedem Soldaten meiner Einheit raten, sich auf den fünften Zusatzartikel der Verfassung zu berufen, nach dem er nichts aussagen muss, was ihn selbst in Gefahr brächte. Ich möchte das vermeiden, weil alle in gutem Glauben gehandelt haben.

Richter: Sie haben wenig Vertrauen in die Militärjustiz.

Angeklagter: Euer Ehren, ich bin von meinem eigenen Vater angezeigt worden, weil ich bestenfalls meinem Bruder einen letzten Wunsch erfüllen wollte, schlimmstenfalls ihm unter dem Schutz von mir beauftragten Soldaten die Genesung ermöglichen wollte. Sie werden verstehen, dass ich dann ausgesprochen vorsichtig bin, wen ich in diese Angelegenheit mit hineinziehe!

Richter: Ordonnanz: Den Zeugen Colonel Frederick Bennett!

Der Zeuge Frederick Bennett nimmt im Zeugenstand Platz und wird vereidigt. Der Vorsitzende Richter fordert den Staatsanwalt zur Befragung des Zeugen auf.

Staatsanwalt: Colonel Bennett: Sie zeigten am 30. März dieses Jahres an, dass Captain Robert Bennett den Feind begünstigt habe. Bitte schildern Sie uns die Entwicklung.

Zeuge: Captain Bennett kehrte mit einem anderen Offizier und zwei Mann zwei Tage später als das übrige Kommando nach Fort Donelson zurück. Auf mein Befragen gab er lediglich an, er habe einen Sterbenden zu dessen Frau gebracht. Da von meinem Kommando einschließlich der Verwundeten alle vorhanden waren, befragte ich den Captain. Er gab an, er habe einen Rebellen, dessen Frau in Kentucky lebt, dorthin gebracht. Ich habe die Sache zunächst auf sich beruhen lassen, bis mir auffiel, dass Captain Bennett im wöchentlichen Wechsel je vier Mann seiner Einheit auf Wochenpatrouillen schickte. Die dritte Patrouille habe ich abgefangen und dann erfahren, dass die Männer auf Befehl von Captain Bennett die Farm der Familie Morrows schützten. Die Männer berichteten mir von einem Verwundeten, Major Philip Bennett, einem Rebellenoffizier, der dort behandelt wurde. Ich habe Captain Bennett zur Rede gestellt. Er hat sein Vorgehen nicht geleugnet. Daraufhin habe ich ihn unter Arrest gestellt und eine Überführung des Rebellen in den Gewahrsam meines Regiments veranlasst.

Staatsanwalt: Captain Bennett hat Ihnen als seinem kommandierenden Offizier also bewusst verheimlicht, dass er um die Tatsache des Überlebens von Major Bennett wusste?

Zeuge: So ist es.

Staatsanwalt (an den Angeklagten): Sie haben Ihrem Vorgesetzten den Zweck der Patrouillen verheimlicht, weil Sie sich des Unrechts Ihres Handelns bewusst waren, Captain Bennett!
(an den Richter): Ich habe keine weiteren Fragen an den Zeugen, Euer Ehren.

Richter: Haben Sie noch Fragen an den Zeugen, Captain Bennett?

Angeklagter: Ja, Euer Ehren. Colonel Bennett: Ist es zutreffend, dass Sie Major Philip Bennett im November 1863 bereits verhaften ließen, obwohl er als Angehöriger eines Austauschkommandos freies Geleit genoss?

Staatsanwalt: Einspruch, Euer Ehren! Diese Frage gehört nicht hierher!

Richter: Stattgegeben!

Angeklagter: Euer Ehren, diese Frage ist wohl nicht unmittelbar Gegenstand des Verfahrens, hat aber einen Einfluss auf mein Handeln, den ich gern herausstellen möchte. Darf ich fortfahren?

Richter: Ja, fragen Sie weiter. Die Frage wird zugelassen.

Angeklagter: Also, trifft das zu?

Zeuge: Ja, das stimmt; aber nur, um Sie als angeblich Toten vor den Partisanen zu schützen – das wissen Sie genau.

Angeklagter: Nach meiner Rückkehr im Dezember 1863 haben Sie Major Bennett nur nach einem lautstarken Streitgespräch entlassen, nachdem ich Ihnen damit gedroht hatte, General Sheridan, der das freie Geleit zugesichert hatte, zu informieren. Leugnen Sie das?

Zeuge: Nein, das leugne ich nicht.

Angeklagter: Danke, Sir. Keine weiteren Fragen an den Zeugen, Euer Ehren. Ich hatte keine Wahl, ich musste den Zweck meiner Patrouillen verheimlichen, wenn ich Major Bennett das ihm zugesicherte freie Geleit garantieren wollte – unter der Voraussetzung, dass er seine schweren Wunden überhaupt überlebte! Colonel Bennett ist nie dazu bereit gewesen, diese Garantie zu akzeptieren!

Der Zeuge wird um 10.00 Uhr entlassen. (Anm. des Schriftführers: Brummelt im Hinausgehen: „Rechtsverdreher!“) Der Vorsitzende Richter fragt nach weiteren Zeugen von Anklage oder Verteidigung. Es werden keine

weiteren Zeugen benannt. Der Richter fordert den Staatsanwalt das Schlussplädoyer zu halten.

Staatsanwalt: Hohes Gericht, wir haben hier in Gestalt des Captains Robert Christopher Bennett einen Offizier, wie er ehrvergessener nicht sein kann! Er hat einen Rebellenoffizier dem Zugriff der Regierungstruppen entzogen und dessen Anwesenheit in unserem Bereich seinen Vorgesetzten ganz bewusst verschwiegen, um eine Gefangennahme auch später zu verhindern. Er hat sogar ihm anvertraute Soldaten zu diesem schmutzigen Zweck missbraucht, die selbstverständlich nicht wagten, sich dem Befehl ihres vorgesetzten Offiziers zu widersetzen. Dieses Vergehen, einen Rebellenoffizier versteckt zu haben, leugnet dieser ehrvergessene Soldat nicht einmal, ja er gibt sogar zu, seinem Vorgesetzten ganz bewusst die Anwesenheit des Feindes verschwiegen zu haben, um ihn weiter zu decken! Hohes Gericht, pflichtvergessener kann ein Offizier nicht handeln! Das Provost Department hält daher eine Strafe von sechs Monaten Gefängnis ohne Bewährung sowie die unehrenhafte Entlassung aus der Armee der Vereinigten Staaten von Amerika für tat- und schuldangemessen.

Der Richter fordert den sich selbst verteidigenden Angeklagten zum Schlussplädoyer auf.

Angeklagter: Hohes Gericht, Herr Staatsanwalt: Im Lauf der Verhandlung ist deutlich herausgestellt worden, dass ich eine ausdrückliche Erlaubnis von General Grant für eine Zusammenarbeit mit Major Bennett hatte. Die genehmigte Zusammenarbeit konnte nicht mit der Verwundung von Major Bennett gegenstandslos sein, nein, sie musste sich auch darauf erstrecken, Major Bennett gegebenenfalls eine Genesung in Sicherheit zu ermöglichen. Major Bennett genoss unstreitig freies Geleit, das jedoch – wie sich aus der Aussage des Zeugen Colonel Frederick Bennett ergibt – nicht respektiert worden wäre. Wäre Colonel Bennett bekannt gewesen, dass Major Bennett in Munfordville war, hätte er diesen Mann ohne weiteres zum Gefangenen erklärt, weil er dessen freies Geleit nie hingenommen hätte. Mir blieb deshalb keine Wahl, als Major Bennett zu dem von ihm selbst gewünschten Ort zu bringen und seine Anwesenheit zu verheimlichen – um den Befehl von General Grant erfüllen zu können. Major Bennett war im vorliegenden Einsatz ein mir vorgesetzter Offizier verbündeter Truppen, so dass ich keinen Feind begünstigt habe, sondern lediglich meine Offizierspflicht ihm

gegenüber erfüllt habe, indem ich ihm den Schutz gewährt habe, den er brauchte. Da insoweit keine strafbare Handlung meinerseits vorliegt, bitte ich, auf Freispruch zu erkennen.

Das Gericht zieht sich zurück. Nach fünfzehn Minuten erfolgt die Urteilsverkündung. Der Vorsitzende Richter Colonel Seth Novak verkündet folgendes Urteil:

Im Namen des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika als dem Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Vereinigten Staaten ergeht folgendes Urteil:

Captain Robert Christopher Bennett ist im Sinne der Anklage nicht schuldig. Es ist daher auf Freispruch zu erkennen. Er ist in sein Kommando wieder einzusetzen, der während der Suspendierung einbehaltene Sold ist ihm zuzüglich zwei Prozent Zinsen auszubezahlen. Die Kosten trägt die Staatskasse.

Begründung: Die Frage, ob es sich bei der unterstützten Person um einen Feind handelt, dessen Begünstigung strafbar ist, oder um einen Angehörigen der eigenen Truppen, dessen Unterstützung vorgeschrieben ist, ist nicht abhängig von der potenziellen Feindschaft im derzeitigen Krieg, sondern vom tatsächlichen Handeln des Einzelnen, gegebenenfalls auch der Gruppe, bzw. Einheit. Als Feind gilt, wer gegen Einheiten der US-Army einen bewaffneten Kampf führt. Zum Zeitpunkt des fraglichen Einsatzes trifft dies auf die Einheiten des Confederate Provost Department nicht zu. Vielmehr sind sie bei diesem Einsatz als Verbündete zu betrachten, also nicht als Feinde. Captain Bennett hatte für den Einsatz, der gemeinsam mit den Mitarbeitern des Confederate Provost Department durchgeführt wurde, eine ausdrückliche Genehmigung des Chefs der Army of the Tennessee, General Grant. Alle Beteiligten dieses Einsatzes sind daher, soweit sie nicht Soldaten der Vereinigten Staaten von Amerika waren, als Verbündete zu betrachten. Die Verbündeteneigenschaft endet erst mit dem vollständigen Abschluss der Aktion.

Für den Fall der Verwundung endet diese Eigenschaft erst mit dem Eintritt der Genesung. Captain Bennett handelte daher rechtmäßig, als er den Verwundeten, Major Philip Bennett, zum Zwecke der ärztlichen Behandlung auf dessen eigenen Wunsch nach Munfordville brachte. Er erfüllte lediglich die Pflicht, die einem Verbündeten zu erweisen ist. Der militärische Schutz des Verwundeten war ebenfalls berechtigt, da Captain Ben-

nett von einem drohenden Angriff seitens der überlebenden Partisanen auf den selbst hilflosen Major Bennett ausgehen konnte und musste.

Auch der Umstand, dass Captain Bennett die Anwesenheit des Majors des Confederate Provost Department im Bereich der Regierungstruppen seinem Regimentskommandeur nicht mitteilte, sondern sogar bewusst verschwieg, kann nicht zu seinen Ungunsten ausgelegt werden. Durch die Aussage des Zeugen Colonel Frederick Bennett wurde der zweifelsfreie Beweis erbracht, dass die zeitweilige Verbündeteneigenschaft des Majors Bennett von unbeachtet geblieben wäre – und ist. Daher war auf Freispruch zu erkennen.

Die Sitzung wird um 11.00 Uhr geschlossen.

Prozess II

US-Army versus Major (CSA) Philip Frederick Bennett

Richterkollegium:
Vorsitzender:
Colonel Seth Novak, Provost Department
Beisitzer:
Lieutenant-Colonel Samuel Colson, Provost Department
Major Harold Norton, Provost Department

Staatsanwalt:
Major Christian Hopkins, Provost Department

Verteidiger:
Captain Robert Bennett, 7th US-Cavalry, Sqd. C

Zeugen:
Colonel Frederick Jefferson Bennett, 7th US-Cavalry
Captain Terence Schofield, Army of the Potomac (Stab)
First-Sergeant Umberto Cologgia, 7th US-Cavalry, Sqd. C

Die militäröffentliche Verhandlung findet wegen einer noch nicht ausgeheilten Verwundung des Angeklagten im Fort Donelson, Offiziersmesse, statt. Gerichtsordonnanzen werden vom Provost Department gestellt.

Der Vorsitzende Richter, Seine Ehren Colonel Seth Novak, eröffnet die Sitzung um 09.30 Uhr.

Vorsitzender: Der Prozess gegen Major Philip Frederick Bennett, CSA, ist eröffnet. Es wird festgestellt, dass der Angeklagte ordnungsgemäß durch einen von ihm gewählten Verteidiger vertreten wird, der Angehöriger der US-Army ist. Ferner wird festgestellt, dass die von Anklage und Verteidigung benannten Zeugen, Colonel Frederick Bennett, Captain Terence Scho-

field und First-Sergeant Umberto Cologgia, ordnungsgemäß geladen wurden und erschienen sind. Ich bitte die Zeugen, vor der Tür Platz zu nehmen und auf den Aufruf zu warten.

Die Zeugen verlassen den Gerichtssaal.

Vorsitzender (an den Angeklagten): Sie sind Major Philip Frederick Bennett, geboren am 27. April 1834 in Independence, Missouri, Angehöriger des Confederate Provost Department?

Angeklagter: Das ist richtig, Euer Ehren.

Der Vorsitzende Richter fordert den Staatsanwalt auf, die Anklageschrift zu verlesen.

Staatsanwalt: Hohes Gericht, Major Philip Frederick Bennett, heute CSA, wird angeklagt, am 30. Januar 1861 seine Truppe, die Cavalry Reserve West, ohne Erlaubnis verlassen zu haben, indem er in den Morgenstunden dieses Tages mit seinem Dienstpferd seinen Dienstort Fort Randall verließ, ohne hierzu einen dienstlichen Auftrag und die Absicht der Rückkehr zu haben. Er verwischte seine Spuren in der Absicht, eine Verfolgung zu erschweren oder gar unmöglich zu machen. Dies geschah in der Absicht, die Beendigung seines Dienstverhältnisses zu erreichen. Das Tun des Angeklagten erfüllt den Tatbestand der Fahnenflucht und ist als solche strafbar. Wegen der besonderen Verwerflichkeit der Tat angesichts des drohenden Krieges und der Tatsache, dass der Angeklagte heute in offener Rebellion zu den Vereinigten Staaten steht, indem er sich die Sache der Rebellen zu eigen gemacht hat und mit Waffengewalt gegen die Truppen der Vereinigten Staaten kämpft beantragt die Staatsanwaltschaft die Todesstrafe für den Angeklagten.

Der Vorsitzende Richter fordert den Verteidiger auf, die Anklageerwiderung zu verlesen.

Verteidiger: Hohes Gericht: Die Staatsanwaltschaft geht unzutreffenderweise davon aus, dass zu dem Zeitpunkt, als Major Bennett das Fort Randall verließ, noch ein Dienstverhältnis bestand, das zu verlassen ihm ohne Genehmigung des Standortkommandanten verboten war. Die

Verteidigung wird jedoch beweisen, dass ein solches Dienstverhältnis am 30. Januar 1861 gar nicht mehr bestand, so dass es dem Angeklagten keineswegs verboten war, den Dienstort zu verlassen, um ein Studium aufzunehmen. Im Hinblick darauf beantragt die Verteidigung Freispruch. Hilfsweise beruft sich die Verteidigung darauf, dass die Anzeige wegen Fahnenflucht noch am 30. Januar 1861 von Colonel Bennett per Depesche an das Provost Department zurückgezogen wurde, weil sie irrtümlich abgegeben wurde. Diese Aufklärung wird jedoch nach Ansicht der Verteidigung nicht vonnöten sein, da sich bereits bei der Klärung des Dienstverhältnisses ergeben wird, dass eine strafbare Handlung des Angeklagten nicht mehr vorlag. Auch aus diesem Grunde ist auf Freispruch zu erkennen.

Vorsitzender: Ist der Angeklagte bereit, sich zur Sache zu äußern?

Verteidiger: Hinsichtlich der ihm vorgeworfenen Fahnenflucht beruft sich der Angeklagte auf den fünften Zusatzartikel, Satz drei, wonach ein Angeklagter nicht zur Aussage gegen sich selbst gezwungen werden darf. Der Angeklagte ist aber bereit, sich informatorisch zur Frage des Dienstverhältnisses zu äußern. Ich beantrage, vor einer Beweiserhebung über die Umstände des Verlassens der Truppe, zunächst die Frage des Fortbestehens des Dienstverhältnisses zu klären.

Vorsitzender: Ist die Staatsanwaltschaft einverstanden, zunächst die Frage des Dienstverhältnisses zu klären?

Staatsanwalt: Die Staatsanwaltschaft erklärt sich mit dem Antrag der Verteidigung einverstanden, da die Frage des Dienstverhältnisses für den Tatbestand der Fahnenflucht maßgebend ist.

Der Vorsitzende Richter fordert den Verteidiger auf, vorzutragen. Der Verteidiger bittet den Angeklagten zur informatorischen Befragung in den Zeugenstand zu begeben. Wegen des informatorischen Charakters der Befragung bleibt der Angeklagte unbeeidigt.

Verteidiger: Wie bereits festgestellt, sind Sie Major Philip Bennett, geboren am 27. April 1834. Im Jahr 1850 meldete Ihr Vater Sie zum Virginia Military Institute an, in die Sie im Januar 1851 eintraten und wo Sie als Kadett

vier Jahre ausgebildet wurden und die Akademie im April 1855 als Second-Lieutenant verließen. Ist das so richtig?

Angeklagter: Ja.

Verteidiger: Nach dem Akademieabschluss, der bestandenen Offiziersprüfung, kamen Sie zur 2nd US-Cavalry, ins Bataillon A, das zum Zeitpunkt Ihres Eintritts von Major Frederick Bennett kommandiert wurde. Korrekt?

Angeklagter: Ja.

Verteidiger: Nach Ablauf Ihrer Mindestdienstzeit von vier Jahren reichten Sie erstmals ein Abschiedsgesuch ein. Richtig?

Angeklagter: Ja

Verteidiger: Schildern Sie bitte den weiteren Gang der Dinge.

Angeklagter: Ja, äh ... also: Ich hatte am 1. April 1859 meine Mindestdienstzeit erfüllt und wollte meinen Abschied nehmen, um Jura zu studieren. Ich reichte deshalb bereits Mitte März 1859 meinen Abschied als formloses Gesuch bei Major Frederick Bennett als meinem unmittelbaren Vorgesetzten und Bataillonschef zum 31. März des Jahres ein. Mein Bataillonschef weigerte sich jedoch, das Gesuch anzunehmen. Ich schrieb deshalb im Mai an den damaligen Regimentskommandeur, Colonel Robert Lee. Colonel Lee antwortete – wenn ich mich recht erinnere – im Juli oder August und teilte mit, es gehe nicht ohne die Unterschrift des Standortkommandanten, der das Gesuch zur Kenntnis nehmen müsse. Ich versuchte es ein zweites Mal bei Major Frederick Bennett, der sich wiederum weigerte, das Gesuch zu unterschreiben. Dann wurden Teile der 2nd US-Cavalry, genauer das Bataillon A, aus dem Regimentsverband ausgegliedert. Es war beabsichtigt, aus dem Bataillon eine neue Einheit aufzubauen, die dann als Cavalry Reserve West bezeichnet wurde. Das war Anfang 1860. Während der von September 1859 bis März 1860 reichenden Umbruchphase lehnten sowohl Colonel Lee als auch mein Standortkommandant die Annahme meines erneuten Gesuchs ab, verwiesen mich auf das neu zu gestaltende Regiment. Im April wurde Major Bennett zum Lieutenant-Colonel befördert und gleichzeitig zum Chef der Cavalry Reserve West ernannt. Erneut

gab ich ihm ein Abschiedsgesuch, das zu akzeptieren er sich weiterhin weigerte. Von Mai bis August war das Regiment – es bestand nur aus dem alten A-Bataillon der 2nd US-Cavalry – dann durch Indianerkämpfe in einer personell angespannten Lage, in der Lieutenant-Colonel Bennett mich ausdrücklich bat, noch eine Weile zu bleiben, damit wenigstens ein Schwadronsoffizier vorhanden war. Ich stellte meine Abschiedsabsichten daher zurück. Im August erhielten wir Verstärkungen, ich gab wiederum meine Kündigung bei Lieutenant-Colonel Bennett ab. Er bat mich jedoch, bis zum Abgang des neuen Jahrgangs von West-Point-Absolventen zu bleiben. Er habe sechs der neuen Lieutenants angefordert. Ich akzeptierte, weil ich dies als Zusage wertete, er werde das Gesuch unterschreiben, wenn ich es ihm nach Eintreffen der neuen Lieutenants erneut vorlegte. Als wir dann die Bestätigung erhielten, dass wir die angeforderten Leute erhalten würden, gab ich ihm mein Abschiedsgesuch zu dem Termin, der als Dienstantrittstermin der neuen Lieutenants genannt wurde. Lieutenant-Colonel Bennett weigerte sich jedoch immer noch, das Gesuch abzuzeichnen. Ich habe daraufhin an den Armeechef geschrieben, der mich – wie schon früher Colonel Lee – auf die fehlende Unterschrift meines Standortkommandanten hinwies. Im Januar wandte ich mich dann an Kriegsminister Floyd, der keine Möglichkeit sah, mir behilflich zu sein, weil seine Amtszeit ablief und mich bat, Geduld zu haben, bis der neue Kriegsminister im Amt sei. Daraufhin habe ich die Truppe verlassen.

Verteidiger: Sie sagen, Sie hätten die Gesuche eingereicht. Haben die Adressaten Ihre Gesuche ungelesen zurückgesandt oder wie war das?

Angeklagter: Colonel Bennett hat das erste vor meinen Augen gelesen und es mir dann zurückgegeben. Alle anderen Gesuche habe ich schriftlich eingereicht und sie mit einem Eingangsvermerk des zuständigen Adjutanten versehen zusammen mit einer schriftlichen Ablehnung zurückerhalten.

Verteidiger: Diese Gesuche müssen also von den Adressaten gelesen und damit zur Kenntnis genommen worden sein?

Angeklagter: Ja, sonst hätten sie mir darauf nicht antworten können. Teilweise sind sogar Passagen der Gesuche zitiert worden.

Verteidiger: Man kann also, kurz gesagt, mit Gewissheit annehmen, dass diese Gesuche zur Kenntnis genommen worden sind?

Angeklagter: Ja.

Verteidiger: Danke, Euer Ehren. Keine weiteren Fragen an den Angeklagten.

Staatsanwalt: Eine Frage an den Angeklagten, Euer Ehren.

Vorsitzender: Stellen Sie Ihre Frage, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: ~~Major Bennett, Sie sagen, Sie hätten die Truppe verlassen. Demnach sind Sie davon ausgegangen, dies unerlaubt zu tun?~~ *(Diese Frage wurde auf Anordnung des Gerichtes nur in der für die Verteidigung bestimmten Abschrift des Protokolls in durchgestrichener Form abgedruckt, jedoch nicht in der gerichtlichen Urteilsfindung verwendet!)*

Verteidiger: Einspruch, Euer Ehren! Es wurde deutlich erklärt, dass der Angeklagte keine Angaben zu den näheren Umständen des 30. Januar machen wird. Der Angeklagte beruft sich auf den fünften Zusatzartikel, Satz drei.

Vorsitzender: Stattgegeben. O'Connor, streichen Sie die Frage bitte aus dem Protokoll! Haben Sie noch weitere Fragen an den Angeklagten, Herr Staatsanwalt?

Staatsanwalt: Keine weiteren Fragen, Euer Ehren.

Vorsitzender: Hat die Verteidigung noch etwas anzufügen?

Verteidiger: Die Verteidigung beantragt, in die weitere Beweisaufnahme zur Frage des Dienstverhältnisses einzutreten und bittet um Beiziehung der Personalakte des Angeklagten, in der sich die fraglichen Gesuche befinden. Sie wird hier im Fort von Captain Thomas Craig verwaltet. Die persönlichen Unterlagen des Angeklagten in dieser Sache wurden dem Gericht bereits vorgelegt. Ferner beantragt die Verteidigung, die Einvernahme des Zeugen Terence Schofield.

Der Vorsitzende Richter verlangt die Vorlage der Personalakte durch den als Zuschauer im Gerichtssaal anwesenden Captain Thomas Craig, der die Akte in Begleitung von Sergeant Lorre, Provost Department, beschafft. Die Sitzung wird zu diesem Zweck für fünfzehn Minuten unterbrochen und nach Vorlage der Akte um 11.00 Uhr fortgesetzt. Captain Craig gibt auf Befragen an, dass es sich bei der vorgelegten Akte um die Personalakte des Majors Philip Frederick Bennett handelt. Da Captain Craig nicht als Zeuge benannt ist, wird die Aussage nicht ins Protokoll aufgenommen. Der Vorsitzende verliest den Wortlaut der insgesamt neun vorliegenden Gesuche. Vom Protokollführer angefertigte Kopien der Gesuche liegen dem Originalprotokoll des Gerichtes bei.

Staatsanwalt: Einspruch, Euer Ehren!

Vorsitzender: Präzisieren Sie bitte Ihre Einwände, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Hohes Gericht, es ist allgemein bekannt, dass eine Kündigung, genauer: Ein Abschiedsgesuch, vom Standortkommandanten, beziehungsweise dem Regimentskommandeur zur Kenntnis genommen werden muss. Ohne den Kenntnisnahmevermerk des Kommandanten erlangt das Gesuch keine Gültigkeit. Dies ergibt sich so aus der Verordnung des Kriegsministers Jefferson Davis aus dem Jahre 1855. Darin heißt es, ich zitiere: „Ein Abschiedsgesuch muss vom Regimentskommandeur oder dem Standortkommandanten zur Kenntnis genommen werden. Diese Kenntnisnahme ist durch Abzeichnen zu dokumentieren.“ Ende des Zitats. Wenn Colonel Bennett sich geweigert hat, diese Gesuche zur Kenntnis zu nehmen und keinen Abzeichnungsvermerk auf den Gesuchen gemacht hat, dann sind diese Gesuche beschriebenes Papier – nicht mehr. Demnach ist also geklärt, dass ein Dienstverhältnis am 30. Januar bestanden hat. Die Staatsanwaltschaft beantragt daher, in die Beweisaufnahme des eigentlichen Tatbestandes der Fahnenflucht einzutreten.

Vorsitzender: Die Verteidigung hat die Klärung des Dienstverhältnisses beantragt. Schließt sich die Verteidigung dem Antrag der Staatsanwaltschaft an?

Verteidiger: Nein, Euer Ehren, die Beweisaufnahme zum Dienstverhältnis ist keineswegs abgeschlossen. Der vom Herrn Staatsanwalt zitierte Satz ist in der Tat der Kernsatz der Davis-Verordnung – und der am meisten missverstandene. Er ist nämlich auf zwei Weisen auszulegen. Erste Variante: In dem Sinne, dass das Gesuch ohne die Kenntnisnahme gar nicht gültig wird. Zweite Variante: In dem Sinne, dass der zuständige Kommandeur oder Standortkommandant das Gesuch nicht ablehnen darf. Von jedem Regimentschef, den meisten Mitarbeitern des Kriegsministeriums, ja selbst vom ehemaligen Armeechef General Scott, wurde und wird dieser Satz immer in der ersteren Variante ausgelegt – so, wie es der Herr Ankläger ebenfalls tut, was mich bei ihm als juristisch gebildeter Person denn doch verwundert. Die letztere Variante wäre vor dem Hintergrund, dass eine Kündigung – und nichts anderes ist ein Abschiedsgesuch – eine einseitige Willenserklärung ist, die keiner Annahme, sondern lediglich der Kenntnis des Empfängers bedarf, die wesentlich Natürlichere. Dass Minister Davis es bei der Abfassung der Verordnung so und nicht anders gemeint hat, geht aus einer schriftlichen Präzisierung hervor, die Minister Davis noch 1855 an den damaligen Chef der 5th US-Artillery, Colonel Stuart, geschrieben hat, weil dieser im Zweifel über die tatsächliche Bedeutung dieser Bestimmung war.

Ich zitiere: „Der Satz:. ‚Ein Abschiedsgesuch muss vom Regimentskommandeur oder Standortkommandanten zur Kenntnis genommen werden.' ist so zu verstehen, dass der zur Kenntnisnahme Herangezogene diese nicht verweigern darf, sofern sich die USA zum Zeitpunkt des Gesuchs nicht im Kriegszustand befinden. Wir dürfen unseren Soldaten nicht die Freiheit nehmen, sich anderweitig zu orientieren, denn dies verstieße gegen den Geist unserer Verfassung und der Unabhängigkeitserklärung." Ende des Zitats. Das Original dieses Schreibens befindet sich in den archivierten Akten der 5th US-Artillery im Archiv des Kriegsministeriums, eine Kopie davon im Schriftwechsel des Ministeriums zu dieser Verordnung.

Anhand dieser Präzisierung ist leicht zu erkennen, dass die Abschiedsgesuche von Major Bennett allesamt gültig sind, ob sie an Colonel Bennett, Colonel Lee oder General Scott gerichtet waren. Keiner, der diese Gesuche erhielt, hatte das Recht, sie abzuweisen oder die Kenntnisnahme zu verweigern. Wenn ein solches Recht nicht bestand, muss das Gesuch Gültigkeit haben. In jedem Falle sind die Gesuche gültig geworden, deren Kenntnisnahme durch eine schriftliche Antwort des Empfängers belegt ist, die einen Eingangsvermerk des Adjutantenbüros tragen oder auf die in den schriftlichen Antworten Bezug genommen wird. Selbst wenn man unterstellen

sollte, dass eine ordnungsgemäße Kenntnisnahme durch den zuständigen Standortkommandanten nicht stattgefunden hat, weil er die Abzeichnung des Gesuches unterlassen hat, dann ist dies schlicht rechtswidrig, und die Kenntnisnahme muss durch den Zugang unterstellt werden, der belegt ist. So sind jedenfalls die an Colonel Lee, General Scott und an Minister Floyd gerichteten Gesuche zweifelsfrei zur Kenntnis genommen und damit gültig.

Während aller Termine der Abschiedsgesuche meines Mandanten befanden sich die Vereinigten Staaten nicht im Kriegszustand, er hatte seine Mindestdienstzeit erfüllt. Deshalb durften die Gesuche gemäß der Verordnung des Ministers Davis nicht abgelehnt werden. Daraus folgt jedoch zwingend, dass mein Mandant spätestens mit dem Moment, mit dem Colonel Lee den Eingang seines Gesuchs bestätigte und auf dessen Inhalt Bezug nahm, wirksam gekündigt hatte und zu dem von Ihm gewünschten Zeitpunkt aus dem Militärdienst ausgeschieden ist – und das war der 30. Juni 1859! Zum Zeitpunkt, als Major Bennett Fort Randall verließ, war er kein Soldat mehr, es bestand kein Dienstverhältnis mehr. Er konnte gar nicht mehr desertieren! Wenn aber eine Desertion mangels Dienstverhältnisses nicht mehr erfolgen konnte, ist die Anklage gegen meinen Mandanten gegenstandslos.

Staatsanwalt: Einspruch, Euer Ehren! Das sind doch nur Behauptungen!

Vorsitzender: Stattgegeben! Treten Sie Beweis für Ihre Behauptungen an, Captain Bennett!

Verteidiger: Für die Richtigkeit dieses Vortrags habe ich Captain Terence Schofield als Zeugen angeboten, ebenso die archivierten Akten der 5th US-Artillery und den Schriftwechsel des Ministeriums zu der genannten Verordnung. Ich bitte deshalb, den Zeugen Terence Schofield aufzurufen.

Der Zeuge Schofield wird von der Gerichtsordonnanz aufgerufen und erscheint im Gerichtssaal. Er wird vereidigt und nimmt im Zeugenstand Platz. Der Vorsitzende fordert den Verteidiger zur Befragung des Zeugen auf.

Verteidiger: Captain Schofield, Sie sind im Stab der Army of the Potomac tätig. Worin besteht Ihre Tätigkeit im Stab?

Zeuge S.: Ich arbeite zurzeit als ministerieller Adjutant von General Grant.
Verteidiger: Ist Ihnen in dieser Eigenschaft die Entlassungsverordnung des Ministers Davis bekannt geworden?

Zeuge S.: Weniger aus dieser Tätigkeit, als aus meiner früheren Tätigkeit für General McDowell. Ich habe schon 1861 im Stab gearbeitet und war im Ministerium eingesetzt. Damals habe ich die Entlassungsverordnung fast täglich auf dem Tisch gehabt. Die Verordnung ist aber zum damaligen Zeitpunkt nicht anwendbar gewesen, weil wir im Juli 1861 schon Krieg hatten und die Davis-Verordnung bezieht sich halt nur auf Friedenszeiten. Ich habe deshalb stapelweise Entlassungablehnungen geschrieben.

Verteidiger: Diese Verordnung enthält den Satz: „Ein Abschiedsgesuch muss vom Regimentskommandeur oder dem Standortkommandanten zur Kenntnis genommen werden. Diese Kenntnisnahme ist durch Abzeichnen zu dokumentieren.“ Wie ist dieser Satz zu verstehen?

Zeuge S.: Ja, da gab’s ‘ne Menge Missverständnisse! Jefferson Davis hat das aber mal richtig gestellt. Ich weiß aber nicht, wie bekannt der Zusatz ist. Der Davis Brief richtete sich an einen Colonel von der US-Artillery, glaube ich.

Verteidiger: Wie lautete dieser Zusatz?

Zeuge S.: Den genauen Wortlaut entnehme ich lieber der Akte. Hier hab’ ich’s. Es ist ein Brief vom 20. Mai 1855 an Colonel Charles Stuart von der 5th US-Artillery. Darin heißt es – wo war’s doch gleich? – ah, da: „Der Satz: ‚Ein Abschiedsgesuch muss vom Regimentskommandeur... und so weiter...’ ist so zu verstehen, dass der zur Kenntnisnahme Herangezogene diese nicht verweigern darf, sofern sich die Vereinigten Staaten zum Zeitpunkt des Gesuchs nicht im Kriegszustand befinden.“ Ende des Zitats.

Verteidiger: Danke, Captain. Keine weiteren Fragen an den Zeugen, Euer Ehren.

Vorsitzender: Haben Sie Fragen an den Zeugen, Major Hopkins?

Staatsanwalt: Ja. Wie kommt es, dass – außer Colonel Stuart – nie jemand angezweifelt hat, dieser Satz könne bedeuten, dass Gesuche ohne die Genehmigung des zuständigen Standortkommandanten keine Gültigkeit haben?

Zeuge S.: Da kann ich nur spekulieren, Sir. Soldaten sind in der Regel keine Juristen und hinterfragen eine Weisung nicht unbedingt. Sie legen sie so aus, wie sie sie gerade verstehen.

Staatsanwalt: Wieso ist gerade Ihnen diese Präzisierung so geläufig, wenn Sie nur ein subalterner Offizier sind?

Zeuge S.: Weil gerade im Zusammenhang mit den zu Kriegsbeginn eingestellten Freiwilligen das Problem auftauchte, ob ein Abschiedsgesuch notwendig war oder nicht. Wegen häufiger Anfragen an den Armeechef wurde diese Akte oft benötigt. Ich war mit der Aufgabe betraut, die Fälle zu prüfen. Dabei bin ich zwangsläufig auf den Davis-Brief gestoßen. Ich kenne diese Akte und ihren Inhalt nicht, obwohl, sondern weil ich ein subalterner Offizier bin, Sir. Mit solchen Lappalien wollten sich die höheren Offiziere nicht beschäftigen.

Staatsanwalt: Halten Sie es nicht für merkwürdig, dass außer Colonel Stuart noch niemand danach gefragt hat?

Zeuge S.: Diese Frage haben Sie mir – ein wenig anders formuliert – eben gerade gestellt, Sir. Ich habe sie beantwortet.

Staatsanwalt: Kennen Sie den Angeklagten?

Zeuge S.: Nein.

Staatsanwalt: Kennen Sie Captain Bennett?

Zeuge S.: Ich weiß zwar nicht, was das mit dem Davis-Brief zu tun hat, aber ich bin Captain Bennett im Januar im Kriegsministerium begegnet, als er dort mit General Halleck und General Grant gesprochen hat.

Staatsanwalt: Wissen Sie, was Captain Bennett mit den Generals besprochen hat?

Verteidiger: Einspruch, Euer Ehren! Das gehört nicht hierher!

Vorsitzender: Stattgegeben! Herr Staatsanwalt, worauf wollen Sie mit diesen Fragen hinaus?

Staatsanwalt: Ich möchte auf eine mögliche Querverbindung zwischen dem Verteidiger und dem Zeugen hinweisen, die darauf schließen lässt, dass an der Schriftwechselakte manipuliert wurde – und ebenso an der archivierten Regimentsakte der 5th US-Artillery, zu der der Zeuge Zugang hatte. Ich zweifle die Echtheit des angeblichen Davis-Briefs an und beschuldige den Verteidiger und den Zeugen, diesen gefälscht zu haben!

Verteidiger: Ich muss doch sehr bitten! Das ist eine Unverschämtheit!

Der Vorsitzende Richter ermahnt den Staatsanwalt, den Verteidiger und den Zeugen zur Ruhe und lässt sich vom Zeugen die Schriftwechselakte geben. Der Vorsitzende Richter prüft den in der Akte enthaltenen Brief und gibt zu Protokoll, dass er seinerzeit im Ministerium gearbeitet hat und diesen Brief aus eigener Kenntnis als echt identifiziert. Das Gericht stellt die Echtheit des Briefes fest.

Vorsitzender: Haben Sie noch weitere Fragen an den Zeugen Schofield, Herr Staatsanwalt?

Staatsanwalt: Keine weiteren Fragen an den Zeugen Schofield. Wegen des Wissensstandes hinsichtlich der Davis-Verordnung bitte ich um den Aufruf des Zeugen Colonel Frederick Bennett.

Der Zeuge Schofield wird entlassen und verlässt um 12.30 Uhr den Gerichtssaal. Der Zeuge Bennett erscheint auf Aufruf und wird vereidigt. Der Vorsitzende Richter fordert den Staatsanwalt zur Befragung des Zeugen auf.

Staatsanwalt: Colonel Bennett: Sie kennen die Verordnung des Kriegsministers Jefferson Davis aus dem Jahr 1855, nach der der Standortkommandant ein Abschiedsgesuch zur Kenntnis nehmen muss?

Zeuge B.: Ja, ist mir bekannt.
Der Staatsanwalt hält dem Zeugen Bennett den in der Verhandlung diskutierten Abschnitt aus der Verordnung vor.

Staatsanwalt: Wie verstehen Sie diesen Satz?

Zeuge B.: Ich verstehe ihn so, dass ein Gesuch von mir erst abgezeichnet werden muss, bevor es Gültigkeit erhält.

Staatsanwalt: Haben Sie jemals von einer anderen Interpretation gehört, etwa der, dass dieses Wort „muss“ Sie als Standortkommandanten oder Regimentschef dazu zwingt, ein Gesuch zu akzeptieren?

Zeuge B.: Wer erzählt denn solchen Blödsinn?

Staatsanwalt: Danke, Sir. Keine weiteren Fragen an den Zeugen, Euer Ehren.

Vorsitzender: Captain Bennett, haben Sie noch Fragen an den Zeugen?

Der Verteidiger legt dem Zeugen Bennett den Brief des Ministers Davis aus der Schriftwechselakte vor.

Verteidiger: Ja, Euer Ehren. Colonel Bennett, ich lege Ihnen eine schriftliche Präzisierung des früheren Kriegsministers vor, die genau das aussagt, was Sie eben als ‚Blödsinn’ tituliert haben. Ist sie Ihnen bekannt?

Zeuge B.: Nein.

Verteidiger: Sind Sie nie auf die Idee gekommen, den Sinn des Satzes zu hinterfragen?

Zeuge B.: Ich bin kein Wortakrobat wie Sie, Captain. Ich bin Soldat und habe Befehle auszuführen. Diese Verordnung enthält für mich die glasklare

Anweisung, dass ich ein solches Gesuch zur Kenntnis bekommen muss und es von mir zunächst abgezeichnet werden muss, bevor es gültig wird.

Verteidiger: Hier steht: Ein Abschiedsgesuch muss vom Standortkommandanten ... zur Kenntnis genommen werden! Es steht nicht darin, dass der Soldat dem Kommandanten das Gesuch vorlegen muss. Also: Dieser Satz ist doch durchaus so zu interpretieren, dass der zuständige Kommandant nicht ablehnen darf!

Zeuge B.: Noch mal: Ich bin kein Wortakrobat! Ich kann den Leuten nicht das Wort im Munde herumdrehen! Wenn ich etwas verabscheue, dann sind es Leute, die eben das tun!

Verteidiger: War sehr aufschlussreich, Sir! Keine weiteren Fragen an den Zeugen, Euer Ehren!

Vorsitzender: Liegen noch weitere Beweisanträge von Staatsanwaltschaft oder Verteidigung vor?

Staatsanwalt: Ich beantrage, nunmehr in die Beweisaufnahme hinsichtlich der Flucht des Angeklagten einzutreten.

Verteidiger: Vorsorgliche Frage an den Herrn Staatsanwalt: Wenn das Dienstverhältnis nicht mehr bestanden hat, ist die Anklage gegenstandslos, oder?

Staatsanwalt: Ja.

Verteidiger: Dann beantrage ich eine Zwischenentscheidung des Gerichts hinsichtlich des Dienstverhältnisses.

Das Richterkollegium berät sich und entscheidet dann, einen Beschluss zum Dienstverhältnis zu treffen und fordert Staatsanwaltschaft und Verteidigung zu Zwischenplädoyers auf.

Verteidiger: Hohes Gericht, ich fasse zusammen: Der Angeklagte hat zwischen dem 15. März 1859 und dem Dezember 1860 insgesamt neunmal seinen Abschied eingereicht. Wie sich aus der Verordnung des früheren

Kriegsministers Jefferson Davis aus dem Jahre 1855 ergibt, durften diese Gesuche nicht zurückgewiesen werden. Da es sich bei einem Abschiedsgesuch um eine Kündigung handelt, die eine einseitige Willenserklärung ist und keiner Annahme, sondern lediglich der Kenntnisnahme bedarf, genügten die Eingangsbestätigungen vom Regimentskommandeur, vom Standortkommandanten oder Armeechef als Kenntnisnahme, um die Kündigung wirksam werden zu lassen. Da der Abschied wirksam war, bestand nach Überzeugung der Verteidigung kein Dienstverhältnis mehr, aus dem sich der Angeklagte unerlaubt entfernen konnte. Die Verteidigung beantragt daher die Feststellung des Gerichtes, dass ein Dienstverhältnis nicht mehr bestand, dass deshalb die Anklage wegen Fahnenflucht gegenstandslos ist und dass das Verfahren auf Kosten der Staatskasse eingestellt wird.

Staatsanwalt: Hohes Gericht, Herr Verteidiger, ich fasse gleichfalls zusammen: Es existiert eine Verordnung des früheren Kriegsministers Davis, die sich auf die Entlassung von Berufssoldaten aus dem Militärdienst bezieht und die heute noch gültig ist. Der Kernsatz dieser Verordnung – das muss die Staatsanwaltschaft zugestehen – ist ganz offensichtlich vom größten Teil der Kommandooffiziere dieser Armee seit ihrer Inkraftsetzung missverstanden worden. Weshalb die Präzisierung des Ministers Davis, die zur Behebung des chronischen Missverständnisses hätte dienen können, nie veröffentlicht wurde, muss das Geheimnis des damaligen Kriegsministers bleiben, der wegen seines gegenwärtigen Status als Präsident der so genannten Confederate States, die in offener Rebellion zu den Vereinigten Staaten stehen, in diesem Prozess nicht als Zeuge befragt werden kann. Die Aussage von Colonel Bennett hat deutlich gezeigt, dass ihm diese fragliche Präzisierung nicht bekannt war und dass er dem gleichen Missverständnis unterlag, wie auch Colonel Lee. Beide befanden sich in illustrer Gesellschaft, denn auch dem Armeechef selbst muss dieser Brief des Ministers unbekannt gewesen sein, sonst hätte er keine Ablehnung an den Angeklagten geschrieben. Das gleiche gilt für den Kriegsminister Floyd. Da insoweit – außer dem Colonel Stuart, an den persönlich der Davis-Brief gerichtet war – niemand diesen Brief kannte und mangels Veröffentlichung auch nicht kennen konnte, muss er als nicht existent gewertet werden. Daher ist das Dienstverhältnis keineswegs erloschen sondern bestand während der Flucht des Angeklagten fort. Ich bitte das Gericht, entsprechend auf Fortbestand des Dienstverhältnisses zu erkennen und in die Beweisaufnahme zu den näheren Umständen der Flucht einzutreten.

Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück. Die Verhandlung wird zu diesem Zweck für eine Stunde unterbrochen und um 03.00 Uhr nachmittags fortgesetzt. Nach Fortsetzung der Verhandlung verkündet der Vorsitzende Richter:

Vorsitzender: Das Gericht hat zur Frage des Dienstverhältnisses beraten. Es ist festzustellen, dass es sich bei dem Gesuch des Majors Philip Frederick Bennett um eine Kündigung handelt. Eine Kündigung ist eine einseitige Willenserklärung, die keiner Annahme, sondern lediglich der Kenntnisnahme des Empfängers bedarf. So ist auch die Verordnung des früheren Kriegsministers Davis aus dem Jahre 1855 zu verstehen, die diesen juristischen Grundsatz eigentlich nur in eine Sprache kleiden wollte, die von Militärs verstanden und akzeptiert wird. Die fortgesetzte, missverständliche Auslegung – ob gewollt oder ungewollt – veranlasste Minister Davis seinerzeit, die Formulierung dahingehend zu präzisieren, dass ein solcher Abschied in Friedenszeiten nicht abgelehnt werden darf.

Unstreitig bestand zu allen Zeitpunkten, zu denen der Angeklagte Abschiedsgesuche einreichte, kein Kriegszustand, so dass die Davis-Verordnung auf das hier fragliche Dienstverhältnis anzuwenden ist. Ebenso unstreitig ist, dass der Angeklagte neunmal seinen Abschied eingereicht hat. Es ist nicht bestritten worden, dass auch nur eines dieser Gesuche nicht wenigstens dem Standortkommandanten bekannt war. Da die Kündigung als einseitige Willenserklärung lediglich der Kenntnisnahme des Empfängers bedarf, war das Dienstverhältnis bereits mit der ersten Kündigung zum 31. März 1859 erloschen. Demnach bestand zu dem Zeitpunkt, als der Angeklagte das Fort Randall verließ, keinerlei Dienstverhältnis mehr, aus dem der Angeklagte sich unerlaubt entfernen konnte. Aus dem Verbleiben des Angeklagten bis zum Januar 1860 kann nicht geschlossen werden, dass hier stillschweigend ein neues Dienstverhältnis begründet worden wäre. Dieses wäre dann auch spätestens mit seinem Schreiben an den damaligen Kriegsminister Floyd erloschen, das nachweislich noch vor seinem Weggang bestätigt wurde.

Die Unkenntnis des Davis-Briefes vom 20. Mai 1855 seitens der Verantwortlichen in Standortkommando und Ministerium vermag diese nicht zu entlasten. Die Verordnung ist tatsächlich so abgefasst, dass sie missverstanden werden kann. Insofern hat sich jeder zur Kenntnisnahme eines Abschiedsgesuches Verpflichtete von sich aus darüber zu informieren, ob er die ihm bekannte Verordnung korrekt verstanden hat. Unterlässt er dies, kann dies nicht zum Nachteil des Kündigenden ausgelegt werden. Wenn

jedoch ein unerlaubtes Entfernen nicht mehr möglich war, weil kein Dienstverhältnis mehr existierte, ist eine Anklage die wegen Fahnenflucht des Angeklagten erhoben wurde, gegenstandslos. Das Verfahren wird daher auf Kosten der Staatskasse eingestellt. Die Sitzung ist geschlossen.
Die Sitzung wird um 03.30 nachmittags geschlossen, Der Vorsitzende Richter ermahnt den Staatsanwalt, bei künftigen Fällen nicht nur belastendes, sondern auch entlastendes Material zu prüfen, um dem Provost Department im Hinblick auf die angespannte Situation der Kriegskasse unnötige und kostenträchtige Prozesse zu ersparen.

Prozess III

US-Army versus Brigadier-General Frederick Bennett

Richterkollegium:
Vorsitzender:
Major-General Matthew Friedbaum
Beisitzer
Major-General Charles McIvers
Major-General Colin Saxter
Brigadier-General Michael Morrison
Brigadier-General Samuel Smith
Brigadier-General Isaac Thompson
Brigadier-General Thomas Usher
- alle Provost Department -

Staatsanwalt:
Brigadier-General Joel Lacroix, Provost Department

Verteidiger:
Major Philip Bennett, ehem. Provost Department (CSA) (PB)
Captain a.D. Benjamin Bennett, ehem. Provost Department (BB)
- jetzt beide: Soc. Lambert, Bennett & Nephew, Boston/Mass.
Major Robert Bennett, 7th US-Cavalry, Bat. A (RB)

Zeugen:
Major-General Philip Sheridan, US-Cavalry
Colonel Abner Harris, Secretary of the War Department

Der Vorsitzende Richter, Seine Ehren Major-General Matthew Friedbaum, eröffnet die Sitzung um 09.30 Uhr.

Vorsitzender: Der Prozess gegen Brigadier-General Frederick Jefferson Bennett, US-Cavalry, ist eröffnet. Es wird festgestellt, dass der Angeklagte durch von ihm selbst gewählte Verteidiger vertreten wird, die entweder Angehörige der US-Army sind oder eine Zivilzulassung für das Provost Department haben. Ferner wird festgestellt, dass die Zeugen, Major-General Philip Sheridan und Colonel Abner Harris, ordnungsgemäß geladen und erschienen sind. Ich bitte die Zeugen, vor der Tür Platz zu nehmen und auf den Aufruf zu warten.

Die Zeugen verlassen den Saal.

Vorsitzender (an den Angeklagten): Sie sind Brigadier-General Frederick Jefferson Bennett, geboren am 22. Juni 1806 in Cleveland/Ohio?

Angeklagter: Ja, stimmt

Der Vorsitzende Richter fordert den Staatsanwalt auf, die Anklageschrift zu verlesen.

Staatsanwalt: Hohes Gericht, meine Herren Verteidiger. Der hier angeklagte Brigadier-General Frederick Jefferson Bennett erhielt Anfang August 1864 von Major-General Philip Sheridan den Auftrag, mit seiner Brigade ins Shenandoah-Valley vorzustoßen, um den Vormarsch der Rebellentruppen von General Jubal Early zu stoppen. Als begleitende Maßnahme ordnete General Sheridan die möglichst weitgehende Zerstörung von ausstehender Ernte und die Vernichtung des Viehs an, soweit es nicht für eigene Zwecke verwendet werden konnte. Der Angeklagte folgte dem Befehl jedoch nur scheinbar, indem er ins Shenandoah-Valley aufbrach, dort einen Monat lang verblieb, bis er General Sheridan mitteilte, er könne den Vormarsch von Earlys Truppen zwar verzögern, aber nicht aufhalten. General Sheridan beorderte den Angeklagten und seine Truppen daraufhin zurück. Durch den Zeugen Harris wurde General Sheridan davon in Kenntnis gesetzt, dass General Bennett lediglich den Versuch unternommen hatte, Early militärisch aufzuhalten, jedoch davon abgesehen hatte, Ernte und Vieh zu vernichten. Bei seinem Bericht gegenüber General Sheridan hat General Bennett diesem Umstand unerwähnt gelassen und damit bewusst verschwiegen.

Brigadier-General Bennett hat sich damit der Befehlsverweigerung in Tatmehrheit mit einer unwahren dienstlichen Meldung schuldig gemacht. Die Staatsanwaltschaft beantragt daher, den Angeklagten zu einer Gesamtstrafe von drei Jahren Haft sowie anschließender unehrenhafter Entlassung zu verurteilen.

Der Vorsitzende Richter fordert die Verteidigung auf, die Anklageerwiderung vorzutragen. Für die Verteidigung trägt Major Robert Bennett, 7th US-Cavalry vor:

Verteidiger RB: Hohes Gericht, Herr Staatsanwalt: Seitens unseres Mandanten wird nicht bestritten, dass er dem Befehl, das Shenandoah-Valley zu verwüsten, nicht gefolgt ist. Dieses Zugeständnis beinhaltet jedoch keinerlei Schuldeingeständnis unseres Mandanten. Die Verteidigung wird beweisen, dass General Bennetts Verhalten im Hinblick auf den Zerstörungsbefehl korrekt war. Soweit das Verhalten korrekt war, erübrigte sich auch eine Meldung darüber, wie noch vorzutragen sein wird. Die Verteidigung beantragt daher den Freispruch in allen Anklagepunkten.

Im Gerichtssaal erheben sich Unmutsäußerungen. Der Vorsitzende Richter ermahnt die Zuschauer zur Ruhe.

Vorsitzender: Major Bennett, ist Ihr Mandant bereit, sich zur Sache zu äußern?

Verteidiger RB: Ja, Euer Ehren.

Der Angeklagte wird in den Zeugenstand gebeten und - da die Vernehmung verantwortlich erfolgt - vereidigt. Der Vorsitzender Richter erteilt dem Staatsanwalt das Wort.

Staatsanwalt: General Bennett, Sie erhielten also den Auftrag, das Shenandoah-Valley weitgehend zu zerstören. Warum haben Sie diesen Befehl nicht ausgeführt?

Angeklagter: Ich bin kein Landsknecht, sondern ein Ehrenmann, Herr Staatsanwalt. Nur Landsknechte zerstören einen Landstrich, ohne dass sich daraus ein militärischer Vorteil ergibt.

Staatsanwalt: Sie haben sich also Gedanken zu Sinn oder Unsinn eines Befehls gemacht?

Angeklagter: Sir, aus dem Alter blinden Gehorsams bin ich heraus! Ich bin jetzt seit mehr als fünfundzwanzig Jahren Soldat. Ich habe schon Soldaten befehligt, als General Sheridan noch in die Windeln gemacht hat. Da wird es mir wohl erlaubt sein, über seine Befehle nachzudenken!

Staatsanwalt: Ihnen ist bekannt, dass ein Soldat - gleich welchen Ranges - dem Befehl seines Vorgesetzten widerspruchslos zu folgen hat?

Angeklagter: Mir ist bekannt, dass ich barem Unsinn nicht zu folgen brauche. Und dieser Befehl *ist* barer Unsinn gewesen.

Staatsanwalt: Sie behaupten also, dass es dem Soldaten erlaubt ist, individuell über den Befehl eines Vorgesetzten zu entscheiden? Wollen Sie das allen Ernstes behaupten?

Verteidiger PB: Einspruch, Euer Ehren!

Vorsitzender: Ihr Einwand, Herr Verteidiger?

Verteidiger PB: Diese Frage mag der Herr Staatsanwalt gern mit mir und meinen Kollegen diskutieren, aber nicht mit einem juristischen Laien wie General Bennett!

Staatsanwalt: Aber Herr Verteidiger! General Bennett wird doch seine eigene Meinung zu dieser Frage haben!

Verteidiger PB: Herr Staatsanwalt: Sie führen eine verantwortliche Vernehmung meines Mandanten, keine Diskussion zu seiner persönlichen Meinung in einer bestimmten Rechtsfrage! Ich muss Sie ersuchen, solche Fragen zu unterlassen!

Vorsitzender: Einspruch stattgegeben! Stellen Sie bitte eine andere Frage, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt. Euer Ehren. Ich wollte mit dieser Fragestellung beweisen, dass General Bennett sich des Unrechts seines Handelns durchaus bewusst war.

Vorsitzender: Herr Staatsanwalt, soviel aus den Akten bekannt ist, ist General Bennett juristisch nicht geschult. Der Verteidiger hat Recht, wenn er darauf hinweist, dass solcherlei Fragen unter Juristen zu klären sind. Befragen Sie den Angeklagten zum Sachverhalt.

Staatsanwalt: General Bennett, Sie haben die Tatsache, dass Sie das Tal nicht zerstört haben, bei Ihrem Bericht verschwiegen. Warum?

Angeklagter: Ich hielt es für überflüssig.

Staatsanwalt: Weshalb?

Angeklagter: Es war nach meiner Überzeugung militärisch unnötig, das Tal zu zerstören. Das hätte auch General Sheridan wissen müssen. Meine Truppe war viel zu klein, um das Tal innerhalb der Zeit, in der wir uns dort aufgehalten haben, zu zerstören. General Sheridan hat mich auch nicht danach gefragt, ob ich seine Befehle vollständig ausgeführt habe.

Staatsanwalt: Sie behaupten also, dass General Sheridan nur hätte zu fragen brauchen, dann hätten Sie ihm schon die Wahrheit gesagt?

Angeklagter: Ja.

Staatsanwalt: Ich werde Ihnen sagen, warum Sie diesem Umstand verschwiegen haben: Sie hatten Angst, dass Sie Ihr Kommando verlieren würden, wenn Sie zugegeben hätten, dass Sie Sheridans Befehle nicht vollständig ausgeführt hatten! Sie sind ein Feigling, General Bennett!

Die aufkommende Unruhe, insbesondere des Angeklagten, kann der Vorsitzende Richter nur mit Einsatz des Richterhammers dämpfen. Der Vorsitzende Richter erteilt dem Staatsanwalt eine Rüge und fordert ihn auf, sich bei General Bennett für die unqualifizierte Bemerkung zu entschuldigen. Der Staatsanwalt kommt der Aufforderung nach, General Bennett akzeptiert die Entschuldigung nach Rücksprache mit seinen Verteidigern.

Vorsitzender: Haben Sie sonst noch Fragen an den Angeklagten, General Lacroix?

Staatsanwalt: Nein, keine weiteren Fragen, Euer Ehren.

Vorsitzender: Hat die Verteidigung noch Fragen?

Verteidiger BB: Ja, Euer Ehren. General Bennett, wie lautete Ihr Auftrag genau?

Angeklagter: Mir war befohlen worden, mit meiner Brigade über das Rockfish-Gap ins Shenandoah-Valley einzudringen, um General Early abzufangen. Außerdem sollte meine Truppe Ernte und Vieh in größtmöglichem Maße vernichten.

Verteidiger BB: Haben Sie eine Vorstellung, weshalb General Sheridan Ihnen diesen Auftrag erteilt hat?

Angeklagter: Ich kann nur spekulieren, weil er mir den Grund nicht genannt hat.

Verteidiger BB: Dann spekulieren Sie.

Angeklagter: Denkbar wäre, dass der General sich militärisch einen Vorteil versprochen hat.

Verteidiger BB: Welcher Vorteil hätte das sein können?

Angeklagter: Er hat sich wohl davon versprochen, dass Early aus dem Tal keinen Proviant mehr beziehen konnte, wenn wir alles eingesackt hätten und den Rest, den wir nicht verwerten konnten vernichtet hätten.

Verteidiger BB: Sie haben den Befehl dennoch nicht ausgeführt. Warum?

Angeklagter: Ich sagte doch schon, dass ich mich nicht wie ein Landsknecht aufführen wollte.

Verteidiger: Davon mal abgesehen, dass Sie sich nicht wie ein Barbar benehmen wollten, hatte die Nichtausführung noch andere Gründe? Militärische vielleicht?

Staatsanwalt : Einspruch, Euer Ehren!

Vorsitzender: Ihr Einwand, Herr Staatsanwalt?

Staatsanwalt: Der Verteidiger legt dem Angeklagten die Antworten förmlich in den Mund! Ich ersuche das Gericht, diese Art der Fragestellung zu unterbinden.

Vorsitzender: Ich kann hier keine Suggestionsfrage erkennen, Herr Staatsanwalt! Fahren Sie fort, Herr Verteidiger.

Verteidiger BB: Also: Hatte Ihr Handeln militärische Gründe? Wenn ja, welche?

Angeklagter: Meine Brigade war nicht voll aufgefüllt. Ich hatte etwa zweitausend Mann zur Verfügung, was General Sheridan auch bekannt war. Das Shenandoah-Valley ist ein sehr großes Gebiet. Vom Rockfish-Gap, dem südlichsten Zugang ins Tal, bis nach Harper's Ferry, der nördlichsten Passage, sind es mehr als hundert Meilen. Und von Ost nach West sind es auch gut dreißig Meilen, die das Tal breit ist. Meine Truppe wäre militärisch nicht in der Lage gewesen, dieses Gebiet vollständig zu kontrollieren. Dazu kam, dass Early ein Korps zur Verfügung hatte, also eine sehr viel größere Truppe gegen uns stand. Rein militärisch hatten wir gegen Early und sein Korps keine Chance. Es konnte von uns also nicht erwartet werden, dass wir diese Einheiten militärisch besiegten. Aber auch für die geforderte Zerstörungsarbeit war meine Brigade nicht ausreichend. Ich denke, es hätte eine ganze Division benötigt, um das Tal so zu verwüsten, wie General Sheridan es sich vorgestellt haben mag. Wir haben die Rebellen überholt und versucht, sie hinzuhalten, bis Verstärkung eintraf. Sie haben uns bis nach Winchester zurückgedrängt. Von dort habe ich dann Boten zu General Sheridan geschickt und mitgeteilt, dass wir den Vormarsch des Feindes nicht länger aufhalten können.

Verteidiger BB: Wenn Sie den Befehl von General Sheridan buchstabengetreu erfüllt hätten - also einschließlich der Zerstörung – welche Konsequenzen hätte das gehabt?

Angeklagter: Möglicherweise weit reichende. Erstens wären wir sehr viel langsamer vorangekommen. Vermutlich hätten wir Earlys Truppen nicht eingeholt, schon gar nicht überholt. Zweitens hätten wir es dann tatsächlich nicht nur mit Early und seinen Soldaten zu tun gehabt, sondern auch mit sämtlichen Bewohnern. Sie waren uns ohnehin nicht sehr freundlich gesinnt, aber eine Vernichtung von Vieh und Ernte hätte sie restlos zu unseren Gegnern gemacht – auch die, die sich noch ruhig verhalten haben. Das wiederum hätte drittens erheblich mehr Verluste verursacht, als wir ohnehin schon hatten.

Verteidiger BB: Das heißt also, kurz gesagt, wenn Sie den einen Befehl erfüllten, konnten Sie den anderen nicht ausführen. Ist das so richtig?

Angeklagter: Ja, das kann man so sagen.

Verteidiger BB: Danke, General. Keine weiteren Fragen an den Angeklagten, Euer Ehren.

Auf Frage des Vorsitzenden Richters verneinen sowohl der Staatsanwalt als auch die Beisitzer des Gerichtes, weitere Fragen an den Angeklagten zu haben. Der Angeklagte verlässt den Zeugenstand und nimmt wieder auf der Anklagebank Platz. Der Staatsanwalt beantragt, den Zeugen Colonel Abner Harris zu entlassen, da der Angeklagte die Befehlsverweigerung als solche nicht bestreitet. Die Verteidigung ist nach kurzer Beratung einverstanden, den Zeugen Harris nicht zu hören. Auf Antrag des Staatsanwalts wird der Zeuge Major-General Philip Sheridan durch die Gerichtsordonnanz aufgerufen. Er nimmt im Zeugenstand Platz und wird vereidigt. Der Vorsitzende Richter fordert den Staatsanwalt zur Zeugenvernehmung auf.

Staatsanwalt: General Sheridan, welche Funktion üben Sie gegenüber General Bennett aus?

Zeuge S.: Ich bin sein Divisionschef.

Staatsanwalt: Welchen Befehl gaben Sie General Bennett, als Sie ihn in das Shenandoah-Valley entsandten?

Zeuge S.: Ich wies ihn an, seine Brigade über das Rockfish-Gap ins Shenandoah-Valley zu führen, um Rebellentruppen unter General Jubal Early abzufangen, die Späher dort entdeckt hatten. Gleichzeitig befahl ich ihm, die ausstehende Ernte zu vernichten und das Vieh, soweit es nicht für unsere Zwecke nutzbar war, abzuschlachten.

Staatsanwalt: Welches militärische Ziel stand hinter diesem Befehl?

Zeuge S.: Earlys Vormarsch nach Washington aufzuhalten. Jedenfalls so lange, bis wir bei Harper's Ferry genügend Truppen zusammengezogen hatten, um die Rebellen zu verjagen.

Staatsanwalt: War es dafür notwendig, das Tal zu verwüsten?

Zeuge S.: Ja. Denn dadurch wäre Early gezwungen gewesen, das Tal zu verlassen. Entweder wäre er nach North Carolina zurückmarschiert - das wäre das Beste gewesen, weil damit die Bedrohung Washingtons abgewendet gewesen wäre. Oder er hätte das Tal an einem der anderen Ausgänge wie Swift Run Gap, Fisher's Gap, oder Chester Gap verlassen, womit ein ähnlicher Effekt erzielt worden wäre. Damit allerdings hätte er sich dann auch unseren Truppen ausgesetzt, die in Virginia sind.

Staatsanwalt: Und durch die Befehlsverweigerung von General Bennett ist dieser Effekt nun nicht eingetreten?

Zeuge S.: Nein. Early konnte sich nach Belieben im Tal bedienen und steht nun bei Winchester, wo wir ihn nur mir einiger Mühe festhalten können. Aber ich werde ab morgen mit meiner Division im Shenandoah-Valley selbst aufräumen. Auf die Mitarbeit von General Bennett und seiner Brigade verzichte ich wegen mangelnder Zuverlässigkeit.

Staatsanwalt: Danke, Sir. Keine weiteren Fragen an den Zeugen, Euer Ehren.

Vorsitzender: Hat die Verteidigung nach Fragen an den Zeugen?

Verteidiger RB: Ja, Euer Ehren. General Sheridan, wie groß ist die Streitmacht, die General Early führt?

Zeuge S.: Ein Korps.

Verteidiger RB: Infanterie, Artillerie, Kavallerie?

Zeuge S.: Gemischt, soweit es die Kundschafter ermitteln konnten.

Verteidiger RB: Ein gemischtes Korps also, praktisch eine Legion, die auch über einen eigenen Tross verfügt. Ein normales Regiment ist etwa eintausend Mann stark, drei Regimenter ergeben eine Brigade, also etwa dreitausend Mann. Drei bis vier Brigaden sind eine Division und ein Korps besteht aus zwei oder mehr Divisionen. Korrekt?

Zeuge S.: Ja, das ist wohl richtig.

Verteidiger RB: Wenn das so richtig ist, dann hat ein Korps ungefähr eine Stärke von dreißigtausend Mann. Würden Sie das so als richtig bestätigen?

Zeuge S.: Nein, denn es ist allgemein bekannt, dass die Konföderierten nie die volle Personalstärke haben.

Verteidiger RB: Aha. Und von welcher Stärke würden Sie dann ausgehen, Sir?

Zeuge S.: Etwa halbe Stärke. Mehr auf keinen Fall, eher etwas weniger.

Verteidiger RB: Also - ich spekuliere jetzt - eine Zahl zwischen zwölf- und fünfzehntausend Mann?

Zeuge S.: Ja, das ist richtig.

Verteidiger: Diesem Korps von zwölf- bis fünfzehntausend Mann haben Sie eine Brigade entgegengeschickt, Sir, die etwa zweitausend Mann stark war? Etwas knapp, oder?

Zeuge S.: Keineswegs. Wenn mein Befehl so ausgeführt worden wäre, wie ich es angeordnet hatte, wäre die Stärke der Truppe groß genug gewesen.

Verteidiger RB: Gut, gehen wir dem nach, Sir. Das Shenandoah-Valley hat eine Ausdehnung von etwa einhundert Meilen in der Nord-Süd-Ausrichtung und zirka dreißig Meilen in der Ost-West-Richtung, was einer Fläche von rund dreitausend Square Miles entspricht. Das Tal ist relativ dicht besiedelt. Wie schnell, meinen Sie, hätte sich eine Truppe von der Größe einer Brigade unter Zerstörung von Ernteflächen, Scheunen und gegebenenfalls Häusern voran bewegen können?

Zeuge S.: Nach aller Erfahrung ist mein Stab von fünf Meilen pro Tag ausgegangen.

Verteidiger RB.: Fünf Meilen! Selbst ein Infanterieregiment kann bis zu dreizehn Meilen pro Tag marschieren. Jackson hat es eindrucksvoll bewiesen, Sir. In langsamem Tempo kann man immer noch von etwa sechs bis sieben Meilen ausgehen. Würden Sie dem zustimmen, Sir?

Zeuge S.: Ja, durchaus.

Verteidiger RB: Wo befand sich Earlys Truppe, als Sie General Bennett ins Shenandoah-Valley schickten?

Zeuge S.: Die Späher hatten das Korps bei Staunton entdeckt. Ich habe daraufhin sofort General Bennetts Brigade entsandt.

Verteidiger RB: Wie lange brauchte die Brigade, um ins Zielgebiet zu kommen?

Zeuge S.: Drei Tage waren veranschlagt.

Verteidiger RB: Das bedeutet, Earlys Korps hätte in diesen drei Tagen bis zu neununddreißig Meilen marschieren können, war aber wenigstens achtzehn bis einundzwanzig Meilen marschiert. Es befand sich also mindestens in Höhe von Harrisonburg, als die Brigade Bennett in das Tal kam, Sir. Die Brigade Bennett drang über das Rockfish-Gap in das Tal ein, direkt gegenüber von Staunton, das Earlys Leute aber längst hinter sich gelassen hatten!

Demnach hatte Early mindestens achtzehn Meilen Vorsprung vor der Brigade Bennett. Wie sollte General Bennett Earlys Korps eigentlich einholen, wenn er und seine Leute nebenbei noch für eine weitgehende Zerstörung des Tales sorgen sollten?

Zeuge S.: Ist das eine rhetorische Frage, Herr Verteidiger?

Verteidiger RB: Nein, Sir, Sie dürfen sie gern beantworten.

Zeuge S.: Von einer Kavalleriebrigade erwarte ich, dass sie den Feind abfängt und dann weitere Maßnahmen ergreift.

Verteidiger RB: Das heißt, General Bennett sollte Early überholen und erst dann sein Zerstörungswerk beginnen, sich also erst ab dann mit fünf Meilen pro Tag nach Norden absetzen?

Zeuge S.: Ja, genau.

Verteidiger RB: Und Sie sind der Meinung, die Brigade hätte das Korps, immerhin rund sechsmal so stark und mindestens doppelt so schnell, wirksam aufhalten können, indem sie Ernte, Vieh und Habe der Bürger beseitigte, Sir?

Zeuge S.: Ja.

Verteidiger RB: Gut, ich nehme das zunächst einfach zur Kenntnis, Sir. Sie sagten aus, es sei Ihre Absicht gewesen, Early durch Vernichtung der möglichen Proviantstationen aus dem Tal zu vertreiben, Sir. Es handelt sich um ein Korps von zwölf- bis fünfzehntausend Mann, dem eine Brigade von zweitausend Mann gegenübersteht. General Sheridan, ist Ihnen eigentlich bekannt, welche Stärke die Army of Western Tennessee hatte, als General Grant mit ihr von Louisiana losmarschierte, um Vicksburg abzuschneiden?

Zeuge S.: Was hat das mit diesem Sachverhalt zu tun?

Verteidiger RB: Als Vergleichsgröße, Sir.

Zeuge S. (nach längerem Nachdenken): Drei oder vier Korps und meine Kavalleriedivision.

Verteidiger RB: Also die drei- bis vierfache Anzahl von Soldaten, die Early zur Verfügung hatte?

Zeuge S.: Möglicherweise sogar noch mehr. Warum?

Verteidiger RB: Sir, die Army of Western Tennessee hat ihren gesamten Proviant von der Flussschlinge bei Vicksburg auf Wagen verladen und ihn bis Corinth in Mississippi transportiert, ihn dort verschifft und weiter quer durch Mississippi gebracht. General Grants Army hatte keinerlei Nachschubverbindung in den Norden und konnte nicht damit rechnen, auch nur einen Brotkrümel von den Bewohnern der durchzogenen Gebiete zu bekommen. Die Army war autark. Es ist also durchaus denkbar, dass eine Truppe von der Größe eines Korps den gesamten Proviant mitnimmt und nicht auf Zulieferungen aus dem durchzogenen Gebiet angewiesen ist.

Zeuge S.: Es ist klar, dass ein Major nicht in den Dimensionen eines Generals denkt. Gewiss ist es grundsätzlich möglich. General Grant hat es eindrucksvoll bewiesen. Aber im Gegensatz zu Grant konnte Early damit rechnen, im Shenandoah-Valley Proviant zu bekommen. Er brauchte sich damit nicht zusätzlich zu belasten. Und um Early daran zu hindern, im Tal Verpflegung zu bekommen, musste das Tal zerstört werden.

Verteidiger RB: Danke für die Lektion, Sir. Doch angenommen, General Bennett wäre brav Ihrem Zerstörungsbefehl gefolgt und hätte nur Schutt und Asche hinterlassen. Welche Konsequenzen hätte das Ihrer Meinung nach gehabt?

Zeuge S.: Early hätte das Tal verlassen müssen. Entweder wäre er nach North Carolina zurückgekehrt oder er hätte versucht, sich außerhalb der Blue-Ridge-Mountains zu versorgen. Damit wäre er in unserem Zugriffsbereich gewesen.

Verteidiger RB: Gut. Wäre er nach North Carolina zurückgegangen, hätte er also gewusst, dass im Shenandoah-Valley nichts zu holen ist, hätte er

wohl die von General Grant seinerzeit erfundene Methode angewandt, oder?

Zeuge S.: Davon gehe ich aus.

Verteidiger RB: Welche Vorkehrungen hatten Sie getroffen, falls Early aus dem Tal ausbrach? Etwa bei Rockfish-Gap oder Fisher's Gap oder auch am Chester Gap?

Zeuge S.: Wieso?

Verteidiger RB: Nun, Sir, Sie haben Early eine Brigade entgegen gesandt, die knapp zweitausend Mann stark war und der ein Feind gegenüberstand, der etwa sechsmal so stark war. Sind Sie wirklich der Meinung, dass eine derart unterlegene Truppe einen solchen Gegner vernichten kann?

Zeuge S.: Nein, aber ausmanövrieren.

Verteidiger RB: Womit wir also wieder beim Verlassen des Tales wären. Welche Vorkehrungen haben Sie getroffen, um Early außerhalb des Tales abzufangen?

Staatsanwalt: Einspruch Euer Ehren!

Vorsitzender: Ihre Einwände, Herr Staatsanwalt?

Staatsanwalt: Das hat mit der Befehlsverweigerung nichts zu tun! Der Verteidiger möge bitte nach den Umständen der Tat fragen!

Vorsitzender: Stattgegeben! Major Bennett was soll das?

Verteidiger RB: Euer Ehren, ich möchte dem Gericht vor Augen führen, dass der Befehl von General Sheridan nur den Zweck hatte, das Shenandoah-Valley zu zerstören. Es ging nicht darum, Early aus dem Tal zu vertreiben; es ging darum, die Zivilbevölkerung zu terrorisieren!

Vorsitzender: Sehr interessant. Fragen Sie weiter, Major.

Zeuge S. (wütend): Das ist eine böswillige Unterstellung!

Verteidiger RB: Das können wir klären, Sir. Nehmen Sie bitte wieder Platz. Also: Welche Maßnahmen haben Sie ergriffen?

Zeuge S.: Custers Brigade stand am Chester Gap.

Verteidiger RB: Sir, das Shenandoah-Valley hat sechs Ausgänge nach dem äußeren Virginia, nicht nur das Chester Gap. An den anderen fünf Passagen standen also keine Truppen, die eventuell ausbrechende Rebellen wirksam hätten bekämpfen können?

Zeuge S.: Nein.

Verteidiger RB. Danke, Sir, zu diesem Komplex genügt mir das. ~~Sagen Sie, Sie selbst waren doch noch nicht im Tal?~~ *(Anm. des Schriftführers: Auf Anweisung des Richters wurde diese Frage nur in der für die Verteidigung bestimmten Abschrift des Protokolls abgedruckt. Im der gerichtlichen Wahrheitsfindung blieb sie unberücksichtigt.)*

Zeuge S.: Nein.

Verteidiger RB: ~~Von wem haben Sie dann die Information, dass der von Ihnen gegebene Befehl nicht ausgeführt wurde?~~

Staatsanwalt: Einspruch, Euer Ehren!

Vorsitzender: Ihre Bedenken?

Staatsanwalt: Der Angeklagte bestreitet gar nicht, den Befehl verweigert zu haben. Insofern kann dahingestellt bleiben, woher der Zeuge Sheridan die Information hatte.

Vorsitzender: Die Frage wird aus dem Protokoll gestrichen. Haben Sie noch weitere Fragen an den Zeugen, Herr Verteidiger?

Verteidiger RB: Ja, Euer Ehren, zum Vernichtungsbefehl selbst. General Sheridan, erkennt die Union die Souveränität der Konföderation an?

Zeuge S. (gereizt): Nein, das ist doch selbstverständlich!

Verteidiger RB: Gut. Wenn die Souveränität nicht anerkannt wird, bedeutet das auch, dass eine konföderierte Staatsbürgerschaft für uns nicht existiert, oder?

Zeuge S.: Selbstverständlich!

Verteidiger RB: Welche Staatsbürgerschaft müssten die Einwohner des Shenandoah-Valley dann haben?

Staatsanwalt: Einspruch, Euer Ehren! Die Staatsbürgerschaft hat nun wirklich nichts mit dem hier zu verhandelnden Delikt der Befehlsverweigerung zu tun.

Verteidiger PB (von der Bank): Sie hat sehr viel damit zu tun, Sir. Die Frage der Staatsbürgerschaft ist hier tatsächlich von entscheidender Bedeutung. Ich bitte deshalb darum, Major Bennett diese Frage klären zu lassen.

Vorsitzender: Gut, Major, fragen Sie weiter. Die Frage wird zugelassen.

Verteidiger RB: Danke, Euer Ehren. Also: Von welcher Staatsbürgerschaft muss ausgegangen werden?

Zeuge S.: Von der amerikanischen.

Verteidiger RB: Die Bewohner des Shenandoah-Valley sind also eindeutig und unzweifelhaft amerikanische Bürger?

Zeuge S.: Ja.

Verteidiger RB: General, ein amerikanischer Offizier leistet bei Eintritt in die US Army oder bei der späteren Ernennung zum Offizier folgenden Eid: „Ich – es folgt der Name –, ernannt zum – es folgt der Offiziersdienstgrad – in der Armee der Vereinigten Staaten, schwöre feierlich, dass ich den Vereinigten Staaten von Amerika wahre Treue entgegenbringe und dass ich ihnen ehrlich und treu dienen will gegen alle ihre Feinde oder wie auch immer geartete Gegner und die Befehle des Präsidenten der Vereinigten

Staaten und der Offiziere, die zu meinen Vorgesetzten ernannt sind, beachten und befolgen werde, entsprechend den Regeln und Artikeln für die Führung der Ameen der Vereinigten Staaten.“ Im Zusatzartikel IV der Verfassung heißt es: „Das Recht des Volkes auf Sicherheit der Person und der Wohnung, von Urkunden und Eigentum gegen willkürliche Durchsuchung, Verhaftung und Beschlagnahme darf nicht verletzt werden ...“ Ende der Zitate. Und Sie, Sir, geben einem amerikanischen Offizier den Befehl, diesen Eid zu brechen, den Befehl, gegen die Verfassung zu verstoßen, indem er Vieh und Ernte der Bewohner eines ganzen Tales vernichten soll?

Zeuge S.: Mein Befehl war notwendig, um die rebellische Bevölkerung im Shenandoah-Valley zur Räson zu bringen! Wer gegen die Regierung dieser Republik rebelliert, verwirkt seine Rechte aus der Verfassung! Sie sind Soldat und kein Chorknabe, Mann!

Verteidiger RB: Sir, mäßigen Sie Ihren Ton, Sir! Hier stehe ich nicht als Ihr Untergebener, sondern als Organ der Rechtspflege des Provost Departments – auch wenn Ihnen das nicht passt. Aber ich habe jetzt keine weiteren Fragen mehr an Sie, Sir.

Der Zeuge wird entlassen. Weitere Beweisanträge werden von Anklage und Verteidigung nicht gestellt. Der Verteidiger bittet darum, die Ergebnisse der Zeugenbefragung noch einmal kurz zusammenfassen zu dürfen. Das Gericht gibt dem Antrag statt.

Verteidiger RB: Hohes Gericht, Herr Staatsanwalt: Die Befragung des Zeugen General Sheridan hat folgendes deutlich ergeben: Erstens war die Truppe von General Bennett zu klein, um einen mindestens sechsfach überlegenen Gegner in Schach zu halten oder gar zu vernichten. Zweitens wäre die Brigade General Bennetts bei Einhaltung des Befehls, das Tal zu zerstören, viel zu langsam gewesen, um Earlys Korps überhaupt einzuholen. Drittens wäre Earlys Korps ohne weiteres in der Lage gewesen, selbst Proviant mitzunehmen. Viertens hat General Sheridan selbst eingestanden, dass der Befehl primär dazu diente, die rebellische Bevölkerung des Shenandoah-Valley zur Vernunft zu bringen, kurz, ihnen den Krieg direkt in die Speisekammer zu tragen! Und fünftens schließlich ist unbestritten, dass die Bewohner des Shenandoah-Valley nach wie vor amerikanische Bürger sind,

die zu schützen ein amerikanischer Offizier durch Eid und Verfassung verpflichtet ist.

Vorsitzender: Sollen diese Ausführungen als Plädoyer angesehen werden, Major Bennett?

Verteidiger RB: Nein, sie dienen lediglich der Zusammenfassung.

Staatsanwalt: Euer Ehren, ich bitte ums Wort.

Vorsitzender: Möchten Sie eine Erklärung abgeben, Herr Staatsanwalt?

Staatsanwalt: Im Hinblick auf die Äußerungen der Verteidigung möchte ich noch eine Frage an den Zeugen Sheridan richten.

Vorsitzender: Ist die Verteidigung einverstanden, wenn der Herr Staatsanwalt den Zeugen außerhalb des Zeugenstandes befragt?

Verteidiger BB: Sofern hierfür die gleichen Kriterien gelten wie bei einer Befragung im Zeugenstand bestehen keine Einwände, Euer Ehren. In diesem Fall verzichtet die Verteidigung auf eine erneute Vereidigung des Zeugen.

Vorsitzender: Befragen Sie den Zeugen, Herr Staatsanwalt. Das Protokoll der Befragung wird wieder aufgenommen.

Staatsanwalt: General Sheridan, war es Ihre Absicht, mit der Verwüstung des Shenandoah-Valley eine Art Taktik der verbrannten Erde anzuwenden, etwa analog der Taktik, die schon die russische Armee während des Napoleon-Feldzuges 1812/13 verfolgte?

Zeuge S.: Ja, so ähnlich.

Staatsanwalt: Damals in Russland, bestand da ein Einverständnis der Bevölkerung hinsichtlich der Zerstörung ihres Eigentums?

Zeuge S.: Kann ich mir nicht vorstellen, Gerade der einfache Russe hängt sehr an Haus, Hof und Heimat. Heißt ja nicht umsonst „Mütterchen Russland und Väterchen Zar“.

Staatsanwalt: Wenn Sie eine Parallele ziehen zu den damaligen Ereignissen – wären Sie der Meinung, dass Ihr beabsichtigtes Vorgehen korrekt gewesen wäre?

Zeuge S.: Ja, vollkommen.

Staatsanwalt: Danke, Sir. Keine weiteren Fragen an den Zeugen, Euer Ehren. Ich erspare es mir, dies noch einmal zusammenzufassen, da der Schriftführer Fragen und Antworten notiert hat und die Richter des Lesens kundig sind.

Verteidiger BB: Euer Ehren, ich bitte ums Wort.

Vorsitzender: Bitte, Herr Verteidiger.

Verteidiger BB: Hohes Gericht, Herr Staatsanwalt: General Sheridan möchte seinen Befehl zur Zerstörung des Shenandoah-Valley so verstanden wissen, dass dieser Vernichtungsbefehl sozusagen nur zum Besten des amerikanischen Volkes ist. In Russland konnte ein ähnlicher Befehl tatsächlich eine entsprechende Wirkung haben. Einmal dadurch, dass der Streifen vernichteten Landes immer größer wurde, während die Franzosen und ihre mehr oder minder zwangsweise Verbündeten immer weiter von ihren Nachschubbasen weggingen. Genau das ist im vorliegenden Fall aber nicht gegeben, da die Konföderierten ohne weiteres die Möglichkeit hatten, sich nach einem Rückzug neu zu verproviantieren und nach General Grants Muster einen erneuten Vorstoß zu unternehmen. Unter dieser ersten Variante wären allenfalls einige Tage Zeitgewinn für uns die Folge gewesen, wobei unbewiesen ist, dass in dieser Zeit tatsächlich entsprechende Verstärkungen ins Shenandoah-Valley hätten geführt werden können, um General Early endgültig zu vertreiben, wenn denn General Bennetts Brigade nur hinhaltenden Widerstand leisten sollte und im übrigen mit der Vernichtung des Tales beauftragt war.

Der Vortrag der Anklage in dieser Richtung wird aber schon dadurch ad absurdum geführt, dass General Bennett dann an der falschen Stelle in

das Tal gesandt wurde. Wie wir gehört haben, war General Early bereits bis Harrisonburg vorgedrungen, bevor die Brigade das Einsatzgebiet überhaupt erreichte und sich außerdem noch südlich der Feinde befand, diese also zunächst einholen musste, um sie überhaupt bekämpfen zu können. Für eine Taktik der verbrannten Erde stand dann bestenfalls noch etwas über die Hälfte des Tales zur Verfügung – wenn man es so ausdrücken will – weil die Brigade Bennett das Korps Early erst in Höhe von New Market oder Fort Jackson überholte, das noch knapp sechzig Meilen von Harper's Ferry, der nördlichsten Passage der Blue-Ridge-Mountains entfernt ist! Angesichts der wesentlich langsameren Geschwindigkeit der mit der Vernichtung beschäftigten Brigade Bennett muss General Sheridan sich dann zudem die Frage gefallen lassen, ob er eigentlich eine ganze Brigade von zweitausend Mann einfach opfern wollte – denn diese zweitausend Männer hätten keine Chance gegen die zwölf- bis fünfzehntausend Mann des Early-Korps gehabt. Der hinhaltende Widerstand, den die Soldaten unseres Mandanten den Feinden entgegensetzen konnten, konnte nicht mehr die Vernichtung des Tales bewirken, da sie sich viel zu schnell zurückziehen mussten, um die Verluste in erträglichen Grenzen zu halten!

Auch unter einem zweiten Aspekt muss der Vortrag der Anklage zum Thema *Verbrannte Erde* unwahrscheinlich wirken: Russland ist eine Autokratie des Zaren. Der Zar allein entscheidet, was für Russland gut ist oder nicht. Kritik an seinen Entscheidungen gibt es nicht oder wird nicht geduldet. Amerika hingegen ist eine Demokratie und das Volk dieses Landes, das zweifellos sein Souverän ist, hat sich 1787 eine Verfassung gegeben, die in der Geschichte der Menschheit bisher kaum Parallelen kennt. Diese Verfassung, Gentlemen, gilt nach wie vor – und sie gilt auch für die abtrünnigen Südstaatler. Es wird seitens der Militärführung nicht bestritten, dass die in Rebellion befindlichen Staaten nach unserer Lesart weiterhin zu den Vereinigten Staaten von Amerika gehören. Es wäre auch dumm, das zu bestreiten, denn schließlich führen wir diesen Krieg, um die Einheit dieses Landes zu erhalten! Daraus folgt jedoch zwingend, dass die Zusatzartikel III und IV auch für die Bewohner der Südstaaten und damit auch für die Menschen im Shenandoah-Valley Gültigkeit haben und deshalb von uns im Verhältnis zu diesen Bürgern zu respektieren sind. Nach Zusatzartikel III dürfen Soldaten auch in Kriegszeiten nur unter ganz bestimmten gesetzlichen Voraussetzungen bei Zivilisten einquartiert werden. Diese gesetzlichen Bestimmungen enthalten aber keinen Freibrief für die Vernichtung von Privateigentum, um es dem Zugriff des Feindes zu entziehen. Nach

Zusatzartikel IV wird der Schutz der Wohnung und des Eigentums garantiert. Beide Artikel sind nicht aufgehoben. Damit ist klar, dass der Befehl General Sheridans sowohl dem Offizierseid als auch der Verfassung widersprach. Einen solchen Befehl durfte General Bennett gar nicht ausführen, ohne mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten!

Staatsanwalt: Captain a.D. Bennett, durch die gebetsmühlenhafte Wiederholung Ihres Vortrags wird die Darstellung nicht richtiger. Zudem befinden wir uns hier nicht vor dem Supreme Court, der über Verfassungsfragen zu entscheiden hat. Hier geht es nur um eine einfache Befehlsverweigerung.

Verteidiger PB: Na ja, und um einen unvollständigen Bericht, Sir. General Lacroix, es geht tatsächlich um eine Verfassungsfrage, denn der Befehl von General Sheridan hat Präzedenzcharakter. Schließlich wurde erstmals einem amerikanischen Offizier befohlen, Eigentum amerikanischer Bürger ohne deren Einverständnis zu zerstören, damit dieses Eigentum nicht zum Nutzen des Feindes verwendet werden kann. Ich wiederhole es ungern, aber es muss offenbar sein, damit auch Sie es begreifen: Der Befehl General Sheridans läuft sowohl der Verfassung als auch dem Offizierseid zuwider.

Wir alle haben geschworen, Leben, Freiheit, Hab und Gut unserer Bürger zu schützen. Dann kann nicht ein General diesen Eid, den wir – auch er selbst – geschworen haben, einfach außer Kraft setzen! Er kann sich nicht die Kompetenz des Kongresses anmaßen! Der Kongress benötigt für eine Verfassungsänderung eine Zweidrittelmehrheit! Wie kommt dann ein Einzelner dazu, zu sagen, er setze die Verfassung aus eigener Machtvollkommenheit außer Kraft? Wäre das möglich, General Lacroix, könnten wir uns den schönen Eid sparen und statt dessen vom Staat bezahlte Killer spielen, die straflos auf alles schießen dürfen, was sich bewegt – ob es Eichhörnchen, Soldaten oder auch spielende Kinder sind! Solche Soldaten – nein, Banditen in Uniform – sind weder im Sinne unserer Verfassung noch im Sinne der Bürger, die zu schützen wir Soldaten vorgeben. Nur höchst vorsorglich: Sollte das Gericht zu der Auffassung gelangen, dieser Befehl sei rechtens und tatsächlich meinen, der Befehl sei rechtswidrig verweigert worden, kündigen wir jetzt schon an, dass wir den Supreme Court anrufen werden, um ein solches Urteil überprüfen zu lassen.

Richter McIvers: Major Bennett, ist das eine Drohung, um das Gericht zu beeinflussen?

Verteidiger PB: Euer Ehren, es liegt mir fern dem Gericht in irgendeiner Weise zu drohen, zumal eine solche Drohung gegen Richter ebenso verfassungswidrig wäre, wie dieser seltsame Befehl. Nein, es ist eine bloße Feststellung, genauer: Vorsorgliche Ankündigung, die selbstverständlich keinerlei Einfluss auf das Erkennen des Gerichtes haben soll.

Der Vorsitzende befragt die Verteidigung, ob die bisher gemachten Äußerungen als Plädoyer anzusehen sind. Nach kurzer Beratung der drei Verteidiger gibt der Verteidiger Major Robert Bennett bekannt:

Verteidiger RB: Hohes Gericht, die Verteidigung hat abschließend vorgetragen und beantragt mangels Vorliegen einer strafbaren Handlung des Angeklagten den Freispruch in allen Anklagepunkten.

Der Vorsitzende Richter fordert den Staatsanwalt zum Schlussplädoyer auf.

Staatsanwalt: Hohes Gericht, die Staatsanwaltschaft hat ebenfalls bereits abschließend vorgetragen und ist nach wie vor überzeugt, dass der geständige Angeklagte der Befehlsverweigerung und der falschen dienstlichen Meldung schuldig ist. Das Geständnis ist jedoch strafmildernd einzurechnen. Ich beantrage daher, den Angeklagten in beiden Anklagepunkten für schuldig zu befinden und zu einer Gesamtstrafe von zwei Jahren Haft und anschließender unehrenhafter Entlassung zu verurteilen.

Das Gericht gibt dem Angeklagten die Gelegenheit, selbst abschließend eine Erklärung abzugeben. Der Angeklagte erklärt
:
Angeklagter: Ich schließe mich den Ausführungen der Verteidigung an. Ergänzend weise ich darauf hin, dass ich mich als Offizier und Gentleman betrachte. Als solcher lehne ich es ab, mich an wehrlosen Zivilisten zu vergreifen. Ich bin der festen Überzeugung, den Befehl zu Recht nicht ausgeführt zu haben.

Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück. Aus diesem Anlass wird die Verhandlung um 01.00 Uhr mittags für drei Stunden unterbrochen und um 0400 Uhr nachmittags mit der Urteilsverkündung fortgesetzt.

Vorsitzender: Im Namen des Präsidenten der Vereinigten Staaten als dem Oberbefehlshaber der Streitkräfte ergeht folgendes Urteil: Der Angeklagte, Brigadier-General Frederick Jefferson Bennett, ist der falschen dienstlichen Meldung schuldig. Er wird deshalb zu einer Geldstrafe von drei Monatssolden verurteilt. Der Angeklagte ist jedoch nicht der Befehlsverweigerung schuldig. In diesem Anklagepunkt ergeht daher ein Freispruch. Die Kosten des Verfahrens trägt zu 1/3 der Angeklagte, zu 2/3 die Staatskasse.

Begründung: Der Soldat hat umfassende, vollständige und wahrheitsgemäße Meldung über die ihm erteilten Aufträge zu erstatten. Dazu gehört auch, dass er über Ausführung oder Nichtausführung berichtet. Dabei ist es unerheblich, ob ein Befehl möglicherweise durch den Makel der Rechtswidrigkeit ungültig und unwirksam ist. Deshalb war in diesem Anklagepunkt auf schuldig zu erkennen.

Der Vorwurf der Befehlsverweigerung trifft jedoch nicht zu. Zwar ist es eine vom Angeklagten selbst eingeräumte Tatsache, dass er den Befehl zur Verwüstung des Shenandoah-Valley nicht befolgt hat, doch kann ihm dies nicht zum Vorwurf gemacht werden. Es ist für das Gericht nicht ersichtlich gewesen, dass die bloße Verwüstung eines Landstriches einen tatsächlichen militärischen Vorteil geboten hätte. Nach Überzeugung des Gerichtes war der Einsatz der Brigade Bennett nicht dazu geeignet, eine sechs- bis siebeneinhalbfach überlegene Truppe zu vernichten oder doch entscheidend zu schwächen. Es war auch nicht ersichtlich, dass die Vorgesetzten von General Bennett anderweitige Gegenmaßnahmen zur Bekämpfung der Feinde getroffen hatten. Demnach musste dieser Einsatz ausschließlich der Zerstörung des Tales dienen, was insbesondere auch daran abzulesen ist, dass die Brigade Bennett nicht etwa den Truppen von Early von Norden her entgegen gesandt wurde, sondern ihr von Süden her praktisch folgen sollte. Zerstörungen von Privateigentum bleiben im Verlaufe eines Krieges nicht aus, sind praktisch unvermeidbar. Krieg im Allgemeinen dient jedoch nicht primär dem Ziel, Privateigentum zu vernichten, sondern dazu, die Vereinigten Staaten vor Feinden zu schützen. Es ist daher auch Aufgabe der Soldaten dieses Landes, das Eigentum seiner Bürger zu schützen, wie es sich aus dem Eid der Soldaten und der Verfassung der Vereinigten Staaten ergibt. Ein Befehl, der den Soldaten ausdrücklich dazu

anhält, größtmögliche Zerstörungen an Privateigentum amerikanischer Bürger zu verursachen ist daher rechtswidrig und damit unwirksam. Ein solcher Befehl braucht nicht ausgeführt zu werden. Deshalb liegt eine strafwürdige Befehlsverweigerung hier nicht vor. Es war daher auf Freispruch in diesem Anklagepunkt zu erkennen. Die Kostenentscheidung ergibt sich aus dem Verhältnis der Schwere der vorgeworfenen Taten.

Die Sitzung wird um 05.00 Uhr nachmittags geschlossen.